3 1761 04944661 0

DB 18

Gobineau.

Nach einer Bleistiftskizze der Gräfin La Tour.

Gobineau

Eine Biographie

von

Ludwig Schemann

Zweiter Band:

Vom Jahre 1864 bis ans Ende.

„Haltet das Bild der Würdigen fest!"
Goethe.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner
1916

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1916 by Karl J. Trübner, Straßburg.

812069

PQ
2260
G9S3
Bd. 2

Hof- und Universitätsbuchdruckerei C. A. Wagner, Freiburg im Breisgau.

Vorrede.

Vor genau drei Jahren iſt der erſte Band dieſes Werkes ins Land gegangen. In eine völlig veränderte Welt tritt heute der zweite — ſo verändert, daß ſich ſein Verfaſſer unwillkürlich die Frage vorlegen muß, mit welchen Ausſichten, ja mit welchem Rechte ſich da überhaupt ſein Buch noch hinauswagen möge.

Zwar, die Ausſichten können wir auf ſich beruhen laſſen. Ob es, und wann, möglich ſein wird, daß der Nachfolger ſich durchſetze und zugleich den Vorgänger, den ſeiner Zeit, nicht lange nach ſeinem Erſcheinen, die Kriegsereigniſſe verſchlungen haben, mit emporreiße, iſt durchaus dem Schickſal anheimzugeben und dürfte mit der anderen Frage zuſammenfallen, wann ein Friede, oder doch ein ihm möglichſt ähnlicher Zuſtand — denn wer wagte nach einem ſolchen Kriege ſo bald auf einen vollen Frieden im altvertrauten Sinne zu hoffen? — zu gewärtigen ſei und Werke des Friedens wie das vorliegende wieder Ausſicht haben zur Geltung zu kommen.

Um ſo mehr aber haben wir uns klar darüber zu werden, welche Berechtigung einem ſolchen ſchon heute innewohne und in welchem Sinne es ſich in jeder denkbaren Weltgeſtaltung werde behaupten können.

Es war ja nur zu begreiflich, wenn in den großen, aber furchtbaren Zeiten, da um die Neuordnung der alten Welt gerungen wurde, mir mehr als einmal die Verſuchung gekommen iſt, dem Ungeheuren gegenüber, das hier auf dem Spiele ſtand, die eigene Aufgabe gering zu achten; wenn ernſtliche Bedenken mich zu übermannen drohten, wer denn in Zeiten, vor denen ſo vieles fortan hinfalle und nicht mehr beſtehen könne, Gehör verlangend neben unſere Helden zu treten wagen dürfe; wenn es endlich oft überſchwer hielt, aus dem Strome des zeitgenöſſiſchen Geſchehens, aus dem Durchleben und Durchdenken der gewaltigen Ereigniſſe ſich herauszureißen, um für Kommende zu denken und zu ſchaffen.

Noch begreiflicher aber, wenn ich, in der Selbſtüberwindung die höhere Pflicht erkennend, in dem Maße mich immer mehr mit ganzer Kraft auf das letztere Beginnen ſammelte, als die Überzeugung in mir zunahm, daß eine Geſtalt wie der Held meines Werkes in die kommenden Zeiten erſt recht hineinrage und -gehöre, daß er ſie zu befruchten und zu nähren habe wie nur je die alten, daß er, wie alles Ewige, an dem Erſchütterndgroßen, das wir heute erleben, vollends nur wachſen könne.

So iſt denn dies Buch zum Leben gediehen unter den Geburtswehen eines neuen Deutſchland, inmitten des fortdauernden Wechſelſpieles von unermeßlichem Hochgefühl, wie es die Geſamthaltung unſeres Volkes und die Taten unſeres Heeres, und ſchwerſten patriotiſchen Beklemmungen, wie ſie der Blick auf einzelne Innenerſcheinungen unſeres Volkslebens und die bange Sorge, in welchem Maße die Geſtaltung der

politischen Geschicke unseres Reiches mit unseren militärischen Errungenschaften Schritt halten werde, jedem tieferblickenden Volldeutschen wecken mußten; während der Donner der Kanonen vom Elsaß her zu uns herüberdrang und über uns der Wahnwitz modernster Fliegerausartungen sein Wesen trieb. Ein Stück Malgré tout ist, wie man sieht, auch hier im Spiele gewesen. Wenn man dennoch dies, nebst allen Anstrengungen und Schwierigkeiten, denen das Ganze abzuringen war, wie ich hoffe, dem Texte nicht anmerkt, so möge diese Wirkung der siegenden Kraft Gobineaus auf den Verfasser nun aber auch eine gute Vorbedeutung für eine entsprechende auf die Leser sein. Nicht zum mindesten hat mich ja der Gedanke unablässig befeuert, daß der Blick auf eine solche Edelgestalt gar manchem deutschen Manne wohltun, ihn stärken und aufrichten werde, daß das Bild dieses Lebens gegen seelische Erschütterungen aller Art wie gegen nationale Trauererlebnisse ein tröstendes Gegengewicht bringen könne, daß es endlich aber auch — ich war stolz genug, mir dies einzureden — der Siegesstunde meines Volkes als würdige Festgabe für einen so großen Augenblick entgegenreife[1].

Und fürwahr, ich darf wohl sagen, daß es mir schon während der Ausarbeitung an einer Fülle von Zeichen nicht

[1] Einen sinnbildlichen Hinweis darauf, daß Gobineau auch in diesen eisernen Zeiten, und vielleicht gerade in ihnen, am Platze sei, durfte ich schließlich in dem Umstande erkennen, daß es das Wort eines unserer Generale war, das mich aus dem Felde her eindringlich ermahnte, mit der Hinausgabe dieses Schlußbandes nicht länger zu zögern. Möge er hier den Dank dafür lesen und sich überzeugen, daß er nicht tauben Ohren gepredigt hat.

gefehlt hat, die mich darüber belehrten, wie begründet jener Gedanke gewesen war. Vom ersten Augenblicke sozusagen des Krieges bis heute hat Gobineaus Geist unter uns geweilt. Als vor zwei Jahren der gelbe Schakal über uns herfiel, hat sich der Ausruf „Gobineau!" manchen Lippen entrungen, und wer immer den Amadis gelesen, dem werden die letzten Anstürme der Engländer, oder derer, die heute unter englischer Fahne gehen, unwillkürlich Theophrast und seine Meute vergegenwärtigt haben. Schien es nicht — und Briefe aus dem Felde haben uns dies bestätigt —, als habe die Weltleitung allen denen bei uns, die noch immer gegen die „Ungleichheit der Menschenrassen" die Augen verschlossen, diese nun aber auch mit einer Deutlichkeit klar machen wollen, die wohl Rückfälle für alle Zukunft ausschließen dürfte, indem sie in abgrundtiefem Gegensatz die besten Köpfe, die höchstbegabten jungen Helden der deutschen Welt, und damit das Edelblut der Menschheit, einer Auslese von Hindu und Ghurkas, Mongolen und Malayen, Negern und Berbern, zum Teil wahren Halbtieren, im Kampfe gegenüberstellte? In das elementarste Bewußtsein, das noch nicht durch falsche Aufklärung verdorben war, mußte es so übergehen, was es um eine Verbastardierung der Menschheit zu bedeuten habe, und daß ein Rassenverrat wie der Englands „eine jener Todsünden sei, die unauslöschlich sind und sich früher oder später vor dem Weltgericht der Weltgeschichte furchtbar rächen"[1]; daß der wahre Reichtum eines Volkes in der Menschensaat bestehe, die es in die Äcker der Zukunft werfen könne, und daß alles daran gelegen sei,

[1] Freiherr von Mackay im „Thürmer", Jahrg. 17, S. 86.

dieſe Menſchenausſaat und Menſchenernte möglichſt hochwertig zu geſtalten[1]. Geiſtvolle Fortſetzer des Gobineauſchen Gedankenwerkes, unter denen in allererſter Linie Otto Schmidt-Gibichenfels[2] zu nennen iſt, haben dann jenem mehr und mehr das Feld bereitet durch die Aufdeckung der geiſtigen und ſeeliſchen Gefolgserſcheinungen, welche die Raſſenentartung mit ſich führe, insbeſondere auch der großen Lüge der Demokratie, welche die meiſten neueren Völker vergiftet habe. Und aus allen dieſen Erkenntniſſen erwuchs dann wie von ſelbſt die andere, daß es „von Deutſchlands Größe abhängen werde, ob die weiße Raſſe noch auf längere Zeit die herrſchende auf der Erde bleibe“[3], daß überhaupt das große Völkerringen einzig im Falle des deutſchen Sieges noch einmal ein In-die-Höhe-kommen der beſſeren Menſchheitselemente bringen könne.

Wenn ſchon während der beiſpielloſen Erhebung der Geiſter, wie ſie uns die Auguſttage des Jahres 1914 beſcherten, mehrfach gehört werden konnte, daß Gobineau zu denen zähle, die dieſe angebahnt, wenn viele unſerer Beſten als zu einem Führer zu ihm aufſchauten, ſo iſt vollends in dem Maße, als die erhoffte größere Zukunft heranzunahen ſchien, immer lauter der Ruf erklungen, daß er unter allen Umſtänden einer der geiſtigen Helden dieſer Zukunft ſein werde[4].

[1] G. W. Schiele, „Wenn die Waffen ruhen“, München 1916. (Nach dem Bericht in der „Deutſchen Welt“, Nr. 39, 1916.)

[2] In einer ganzen Reihe von Aufſätzen ſeiner „Politiſch-Anthropologiſchen Monatſchrift“ 1914—1916, auf die nicht eindringlich genug hingewieſen werden kann.

[3] Joachim von Bülow, „Briefe eines Neutralen“, im „Neuen Deutſchland“, Jahrg. 3, S. 260.

[4] Den vielleicht beſten Ausdruck hat dieſem Gedanken, bezeich-

Entsprechend dem — instinktiv übrigens seit Jahren bei uns vertretenen — Bewußtsein, daß Gobineau von der deutschen Sache, von den deutschen Idealen nicht mehr zu trennen sei, hat sich dann der Prozeß der Umsetzung dieses Gedankens in die Tat mit der Sicherheit und Folgerichtigkeit alles Naturnotwendigen vollzogen. Allzugrell hatten ja die Ereignisse es ins Licht gesetzt, daß weder auf dem Boden, wo der Giftplan der Vernichtung Deutschlands reifte, noch da, wo man um Japans Hilfe warb und buhlte, ein Gobineau gedeihen könne, daß einzig der Deutsche, an Stelle seines Germanen, noch als Träger und Verkörperer der von ihm gepriesenen „Ehre, Liebe und Freiheit" denkbar sei, und daß dem tiefsten Sehergeiste der Epoche sich in den Deutschen auch das darbot, was ihm bei Lebzeiten gefehlt: ein Volk, fähig, Hoffnungen zu erwecken, die das Allzudüstere seiner Weissagungen wohl zu bannen vermochten. So hat das Jahr 1914, in welchem der germanische, wie 1870 der deutsche, Gedanke sich zum Siege durchzuringen hatte, dieses selbe Jahr, das über so vieles das

---

nenderweise schon vor, oder sozusagen im Augenblicke des Ausbruchs des Weltkrieges, Karl Felix Wolf gegeben in seinem Aufsatz „Gobineau" („Deutscher Volkswart", Jahrg. 1, S. 451 ff.). Es heißt dort: „Die nordeuropäische Rasse, deren politische Vormacht heute vom Deutschen Reiche gebildet wird, geht einem Kampfe um Sein oder Nichtsein entgegen, und der leitende Gedanke in diesem Kampfe ist das Rassenbewußtsein. Darum brauchen wir eine rassentheoretische Weltanschauung, und diese reift langsam heran. Ihr erster Verkünder ist Gobineau. Er hat die neue Weltanschauung nicht mehr so gestalten und ausbauen können, wie wir sie heute brauchen, aber er hat sie angebahnt, indem er tausenden der besten Männer die Erkenntnis brachte, daß für die Entwicklung der Menschheit Rassenwerte bestimmend seien."

Endurteil gefällt, uns auch Gobineau dauernd und endgültig zugesprochen. Seine unausbleibliche gänzliche Ablösung von seinem Vaterlande, wie sich dieses heute entwickelt hat[1], fiel

[1] In diesem weltgeschichtlichen Augenblicke, da die beiden Länder hoffnungsloser denn je entzweit scheinen, muß es aufs allerbestimmteste ausgesprochen werden, daß in der Tat hierin, nicht in der Lehre Gobineaus, der wahre Grund für eine solche unheilbare Entfremdung zu suchen ist. Gewiß, diese Lehre hat den im französischen Volkscharakter heute vorherrschenden Elementen, den die französische Politik heute bestimmenden Mächten keine Schmeicheleien gesagt; aber noch weniger hat sie die Abgeschmacktheiten auch nur versteckt enthalten, welche der leidenschaftlich gereizte französische Nationalismus ihr heute andichtet. Es ist ein unendlicher Abstand zwischen Gobineaus Verherrlichung der Germanen, und selbst zwischen seiner Vorliebe für die Deutschen, und seiner angeblichen Anstachelung der letzteren zur Überhebung über andere Völker und zur Vergewaltigung derselben. Die Urheber solcher Anklagen scheuen in der Verblendung ihres Hasses vor keiner Verdrehung und Unterschiebung zurück. Ein Beispiel: Herr Frédéric Masson, der in der „Revue hebdomadaire", 1915, T. XI, 4, jene mit am schärfsten formuliert hat, führt dort eine Stelle aus dem Briefe an Tocqueville vom 20. März 1856 an, in welchem Gobineau, wie jeder weiß, der den Essai und den ganzen Brief kennt, ein Verdikt über die modernen Völker überhaupt und deren Verfallszustand fällt, und bringt es fertig, diese eine herausgeschnittene Stelle so auszudeuten, als werde damit dem französischen Volke das Urteil der Abgelebtheit zugunsten eines anderen (sc. des deutschen) gesprochen und letzterem die Herrschaft verheißen! (a. a. O. p. 541).

Um oft Gesagtes noch einmal zusammenzufassen: Gobineau hat sich in seiner Lehre (zumal in seinem Essai), wo er es überhaupt im wesentlichen nur mit Rassen zu tun hat, den Nebenbuhlerschaften und „Imperialismen" der Völker völlig ferngehalten. Daß er persönlich zu unserem Volke und seiner Geistesart neigte, war ein Zug, den er mit sehr vielen der besten Franzosen teilt; selbst in dem Verlangen, auch nach 1870 noch sich den deutschen Bahnen zu nähern, hat er auf die Dauer nicht ganz allein gestanden, sondern hat die Unterstützung einzelner Weitestblickender unter seinen Landsleuten — es sei nur an die langjährigen Bemühungen des unvergeßlichen Grafen

ganz von selbst zusammen mit seiner Angliederung an uns, mit deren Geschicken die dieses Deutschenfreundes um jeden Preis nun unauflöslich verbunden sind. Hätte es dafür noch eines Zeugnisses bedurft, so hat dessen Jahrhunderttag es erbracht, zu welchem deutsche Männer und Frauen Tausende gesammelt haben, um dafür nun wiederum tausende von Bänden Gobineauscher Schriften an unsere Front, in deutsche Lazarette und Gefangenenlager zu entsenden. Eine schönere gemeinsame Feuertaufe wäre wohl nicht denkbar gewesen.

Dem allen gegenüber will es dann auch nichts besagen, wenn an dem germanischen Gedanken nicht nur im allgemeinen von vielen Seiten der moderne Zweifel herumnagt[1], wenn

Leusse, auch eines Anhängers seiner Germanenlehre, erinnert — gefunden. Erst seit den Wandlungen der letzten Jahre erscheint all dergleichen den Franzosen im Lichte des Vaterlandsverrates. Gewiß erhält so die freudige Begeisterung der Deutschen für Gobineau eine gewisse tragische Beimischung, insofern jedem Hauche derselben ein solcher des Ingrimms auf der anderen Seite entspricht. Aber hier gilt es einzig der Wahrheit, und von dieser Seite dürfen wir uns jener Begeisterung aufs ungetrübteste erfreuen.

[1] Romantisch z. B. ist das auf ihn begründete Deutschtum genannt worden, weil er für staatliche Formen und politische Sympathien völlig bedeutungslos sei. Letzteres kann man zugeben, ohne damit doch die Bedeutung des Blutes auch innerhalb der Staatsverbände und Völkergemeinschaften im mindesten abschwächen zu lassen. Mit demselben Rechte könnte man sie für die Familie in Abrede stellen, wo ja auch Geschwister oft bis zur Abneigung einander fernstehen und eigene Einheiten zur Ausbildung und Geltung bringen, und wo ganz wie beim Staate doch auf die Gesamtbeschaffenheit der sie zusammensetzenden Atavismen alles ankommt. So kann auch innerhalb des Staatslebens immer an den Rassenbestandteilen festgehalten werden. Der echte Adel z. B. wird immer eine Art Erstgeborener in der Staatsgemeinschaft bleiben.

Von einer anderen Seite wieder ist eingewandt worden, daß der

man ihn insbesondere auch vom deutschen trennen wollte. Gobineaus großer Satz von dem weltordnenden Berufe der Germanen bleibt bestehen, auch wenn er ihn noch ohne Ahnung der besonderen Gestaltungen aussprach, die dieser Beruf unter den nach ihm Kommenden annehmen sollte: er findet gleichermaßen auf das Anwendung, was heute den Häusern Hohenzollern und Habsburg — und was von Fürsten germanischen Geblütes etwa im Osten sich an sie anlehnen will oder kann — obliegt, wie auf die vergangenen Taten der großen Germanen der Völkerwanderung, Karls d. Gr., der Normannen und Hohenstaufen, und es entspricht der Logik der Tatsachen, wenn namentlich während der Kriegszeit, wo unwillkürlich so mancher tiefer blicken lernte, unsere ernstesten und berufensten Zukunftsbetrachter fast genau mit den gleichen Worten von

---

germanische Gedanke insbesondere für das Jahr 1914 durch die Beteiligung nichtgermanischer Elemente auf unserer — und germanischer auf der Gegen- — Seite als Blendwerk dargetan werde. War das aber zur Zeit der Völkerwanderung anders? Um die Führung, die Seele, die treibenden Kräfte ging und geht es hier, die heute wie damals germanisch sind.

Im übrigen ist es ja nur zu begreiflich, wenn viele, die bisher in allgermanischen Träumen sich ergangen hatten, nach dem, was sie von England erlebt, und nach dem Versagen der mehr und mehr demokratisierten und feminisierten nordischen Völker traurig und trüb gestimmt sind. Aber der germanische Gedanke verliert nichts von seiner Bedeutung, wenn er nicht mehr rein anthropologisch gefaßt, sondern mit einer sinnbildlichen Beimischung versehen wird. Möge man ihn unter dem Druck der Zeit selbst bescheidentlich in den deutschen umschmelzen, wenn man ihn dann nur mit dem ganzen politischen, geistigen und sittlichen Vollgehalt erfüllt, dessen er fähig ist und kraft dessen er immer noch das Denkbare von Halt und Trost gegen die Stürme der Zukunft verheißt.

den politischen Aufgaben und Leistungen der Deutschen das aussagten, was einst Gobineau von denen der Germanen. So auch deckt sich nach der geistig-seelischen Seite Gobineaus Germanenherrlichkeit im wesentlichen mit Schillers „Deutscher Größe", die heute in aller Munde ist. Unmerklich ist die Sendung der einen auf die anderen übergeglitten, und wenn wir heute, äußerlich noch so stark verwandelt, wiederum auf den Plan treten, so ists doch als echte Erben, als Kernschar und Hauptvertreter jener selben Germanen, von denen wir nun einmal nicht zu trennen sind — wie das schon die Ausdrucksweise unseres Altmeisters Jakob Grimm versinnbildlichte, der ja auch von Deutschen redete, wenn er Germanen meinte.

Die Zukunft mag es nun lehren, inwieweit Gobineau Recht hatte, das, was im höheren Sinne sich noch von der Menschheit und für die Menschheit hoffen ließ, an deren germanische Bestandteile als an das Edelblut zu knüpfen. Kein Zweifel, daß er nach den Erfahrungen des Krieges eine Berichtigung und Abgrenzung des letzteren Begriffes hinsichtlich der Engländer und eine noch stärkere Anlehnung an uns vorgenommen haben würde. So aber sollten auch wir uns nur immer stärker an ihn anlehnen. Ich habe gegen Schluß meines Buches nicht umhin gekonnt, auf die furchtbaren Gefahren hinzudeuten, welche die modernen Völker bedrohen, und zugleich die beschwörenden Momente zu bezeichnen, welche Gobineau dagegen aufweist. Es ist klar, daß insbesondere das deutsche Volk, das einzige, das bisher den schlimmsten Schäden widerstanden hat, auch fernerhin in dem Maße von

jenen Gefahren verschont bleiben würde, als es sich Gobineaus Erkenntnissen zugänglich erwiese.

Von Gobineau dem Künstler möchte ich, zu einer Stunde, die vielleicht den Höhenpunkt des Weltkrieges bezeichnet, um so mehr schweigen, je mehr dieser zweite Band von ihm zu reden hat. Dagegen scheint es unerläßlich, dem Menschen an dieser Stelle noch ein Wort zu widmen. Ist doch Gobineau nicht nur einer der wenigen, die Ideen in unser Zeitalter werfen, sondern einer der noch selteneren, die ihm zugleich in ihrem persönlichen Leben ein höchstes Vorbild hinstellen durften. Nach Schiller und Kleist hat wohl bei uns kein Großer wieder so wie Gobineau das Politische mit reichstgegliedertem Geistigen in sich vereinigt, wie dies ja in Zukunft — ein Abbild der vollzogenen Vereinigung des Goetheschen mit dem Bismarckschen Deutschland — jeder höherstehende Deutsche sich wird zur Aufgabe machen müssen. Wohl ihm, wenn er dazu durch die markigen Worte, in denen jener sich selbst so ganz wiedergibt, die er gleichsam als Überschrift über sein Leben gesetzt, außerdem aber besonders eindringlich in unsere Zeit hineingerückt hat, durch sein Adoremus — laboremus, sein Malgré tout, sein „Nicht zerbrechen!" sich stählen ließe! Vor allem aber sollte nicht nur der Deutsche, sollten die Deutschen — mindestens alle starken Seelen unter ihnen — den ungeheuren Gefahren der Zukunft gegenüber das Wort aus dem Amadis — es ist S. 618 dieses Bandes im Wortlaute abgedruckt — bis in ihren Todeskampf hinein, der ja immer zugleich ein Todeskampf des Ideales werden müßte, sich gesagt sein lassen: daß, wo immer Größtes auf dem Spiele steht, die Sieges-

hoffnungen nicht gewogen noch gemeſſen werden dürfen, ſondern der Glaube alles tun muß; daß es ehrenvoller iſt, auf dem Wege nach einem großen Ziele umzuſinken, als dieſem Ziele zaudernd und zagend aus dem Wege zu gehen. Es hätte manches Mal um die deutſche Sache in der Welt beſſer geſtanden, wenn dieſer Satz in der deutſchen Politik ein kräftigeres Echo gefunden hätte.

Wer ein Stück Vorſehung darin erblicken wollte, daß es dem Verfaſſer bis unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Weltbrandes, der ja für internationale Geiſtesarbeit völlig veränderte Verhältniſſe ſchafft, vergönnt war, bis auf ein paar Kleinigkeiten des zweiten Bandes, von denen aber nicht eine weſentlich oder gar unentbehrlich erſcheint, alle auswärtigen Quellenunterſuchungen, für die es, ſei es der Kenntnis der Örtlichkeiten, ſei es der Erſchließung handſchriftlichen oder gedruckten Materiales, oder endlich mündlicher Auskünfte und Belehrungen bedurfte, und damit eine Arbeit unter Dach zu bringen, die heute und auf abſehbare Zeit ein Franzoſe nicht mehr würde leiſten *wollen* und ein Deutſcher nicht mehr würde leiſten *können*, dem müßte man dies in der Tat nachfühlen. Nur in allerletzter Stunde erfuhr dieſes ſeltene und ununterbrochene Glück noch dadurch eine Einſchränkung, daß die Vorſichtsmaßregeln, die zum Schutze der Handſchriften der Straßburger Bibliothek notwendig wurden, auch mir die Benutzung der Gobineauſchen für die Geſamtdauer des Krieges entzogen, und es mir damit unmöglich wurde, über einzelne Punkte des geiſtigen wie des perſönlichen Lebens meines Helden das endgültige und nach allen Seiten abſchließende letzte Wort

zu sprechen. Da aber anderseits ideelle wie praktische Gründe jeder Art unbedingt, ja gebieterisch auf Veröffentlichung dieses Bandes hindrängten, so mußte ich angesichts dieser Sachlage den vorläufigen Verzicht auf eine mögliche dokumentarische Sicherung oder Vervollständigung einzelner selbst wesentlicherer Punkte als das zweifellos kleinere Übel erkennen. Die sehr schwierige Entscheidung ist mir dadurch einigermaßen erleichtert worden, daß ich, im Hinblick auf die unzerreißbare Zusammengehörigkeit und geistige Einheit meines biographischen Gesamtwerkes[1], mich dessen getrösten durfte, daß eine Ergänzung und selbst Berichtigung, die ich eines Tages dem für jetzt zurückgestellten zweiten Dokumentenbande würde einverleiben können, mittelbar auch meinem Textbande zugute kommen müßte. Jedenfalls blieb mir keine andere Wahl, und so kann ich denn nur hoffen, mit jener Entscheidung das Richtige getroffen zu haben.

Möge denn also, im Jahrhundertjahre Gobineaus und zu dessen bleibendem Gedächtnisse, dieses Werk für jetzt seinen Abschluß finden. In aller Stille ist es vollendet, in aller Stille wird es hinausgegeben, und dennoch bedeutet es vielleicht nicht mehr und nicht weniger als wiederum einen Felsen in die Brandung der Zeit gewälzt, einen Felsen, der bleiben wird, ob auch die Fluten der Zukunft ihn immer wilder, ja, wie Gobineau fürchtete und wir nicht hoffen wollen, immer schmutziger umspülen mögen.

---

[1] „Gobineaus Rassenwerk", Stuttgart 1910. Die vorliegende Biographie, zwei Bände. „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus", Band 1, Straßburg 1914. Band 2 hoffentlich nach dem Kriege.

Ganz anders noch als bei dem früheren Bande gedenke ich bei diesem derjenigen, die ihn nicht mehr erleben sollten. Wie manchem jungen Helden, dem warme Begeisterung für Gobineau und seine Ideale das Herz erfüllte, würde man ihn gegönnt haben! Auch in der Gemeinde der Älteren in der Heimat hat der Tod stark aufgeräumt. Aber dies ist kein Augenblick zum Trauern. Vielmehr sei hier kräftig der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß in einem Volke, welches der Krieg, wenigstens auf Zeit, so verwandelt, geläutert, neuermannt, so über sich selbst hinausgehoben zu haben scheint, daß es in uns allen eine unendliche Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung wachzurufen vermochte — Gefühle, die vor allen anderen auch mir die Feder geführt haben —, daß in einem solchen Volke auch immer genügend Elemente sich finden müssen, die sich einem Gobineau verwandt fühlen.

Als ein schwaches Zeichen dieser meiner Gesinnung und Hoffnung bringe ich meinem Volke, meinem Vaterlande diese letzte Frucht meiner Arbeit dar. Möge es sich den, dem sie galt, zu eigen machen; möge es ihn festhalten: wir haben nicht allzuviele gleich ihm!

Freiburg i. Br., 12. August 1916.

L. Schemann.

Inhaltsverzeichnis.

Vorrede.

Entstehung und Aussichten dieses Bandes. Stellung Gobineaus, sein Verhältnis zum deutschen Volke. Der germanische Gedanke. Rückwirkungen des Krieges auf alle diese Dinge.

Sechstes Buch.

Griechenland und Brasilien. 1864—1870.

Seite

Erstes Kapitel. Athen. 1864—1868 3

Gesamtanblick der Athener Jahre. Stimmung und Verfassung Gobineaus. Gesellschaftliches und Wirtschaftliches. Vermählung der ältesten Tochter. Reisen. Beziehungen. Lord Lytton. A. v. Keller. Jules Delpit. Politische Tätigkeit. Der junge König. Griechisch-Türkisches. Stellung Frankreichs zu Griechenland. Das damalige griechische Staatsleben. Die kretische Frage. Gobineaus Rolle in Athen. Flourens. — Der Krieg von 1866. — Arbeiten der Athener Zeit. Die philosophische Abhandlung „Mémoire sur diverses manifestations de la vie individuelle". Der Zyklus „L'Aphroëssa". Übergang zur Bildhauerkunst und erste bildnerische Tätigkeit. Ernennung nach Rio. Abschied von Athen.

Zweites Kapitel. Rio. 1869—1870 114

Gobineaus Versetzung bedeutet seinen amtlichen Niedergang. Ihre mutmaßlichen Gründe und ihre Folgen. — Trye und Paris. Kommunale Tätigkeit. Kursus bei Carpeaux. Begegnungen mit Bulwer Lytton und mit der Schwester. Die

Seite

Benediktinerabtei Solesmes. Honoré Michon. Bordeaux, Liſſabon, Überfahrt nach Rio. Klima Braſiliens und deſſen ſchädigende Wirkungen. Land und Volk. Gänzliches Darniederliegen der amtlichen Tätigkeit. Gobineaus Stellung. Dom Pedro. Die Sonntage von St. Chriſtoph. Privatleben. Kanzler Taunay. Charles D. Meigs. — Arbeiten in Rio. Verſchiedene Entwürfe. Die Novelle „Adélaide“. Der erſte Teil des Amadis. Die Gedankendichtung „Le Paradis de Béowulf“. Bildneriſche Arbeiten. Die Medaillons der drei Theologaltugenden. Die Réflexion. Verſchiedene Entwürfe. Miniaturmedaillon der Madame Posno. Alexandre divinisé. Büſte des Kaiſers Dom Pedro. Beziehungen als Bildhauer. Alexander Oliva. Krankheit und Heimkehr.

Drittes Kapitel. Die Histoire des Perses 168

Entſtehungsgeſchichte des Perſerbuches. Gobineau ſelbſt über dieſes. Die außerordentlich verſchiedene, ja gegenſätzliche Aufnahme des Werkes — warm von ſeiten der Freunde, mehr oder minder ſcharf ablehnend von ſeiten der Kritik — aus deſſen Anlage und Eigenart zu erklären. Mängel der Anordnung. Vergreifen in der Schätzung der Quellen (Überſchätzung der orientaliſchen). Hauptverdienſt Gobineaus die Herbeiführung einer gerechteren Würdigung und tieferen Erfaſſung des Weſens der Perſer. Seine Leiſtungen zur Charakteriſtik von Land und Volk. Ein Staatsmann hat das Buch geſchrieben. Überblick über den Geſamtinhalt der beiden Bände. Das Anthropologiſche darin. Subjektives und Objektives in Gobineaus Stellung zu den verſchiedenen Völkern. Griechen und Perſer. Gobineau hat eine völlige Umwälzung in der Beurteilung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes angebahnt, insbeſondere auch die Kritik der Perſerkriege auf eine neue Grundlage geſtellt. Alt- und Neugriechen. Parther. Die Geſchichte der perſiſchen Glyptik (Steinſchneidekunſt) in Gobineaus „Catalogue d'une collection d'intailles asiatiques“, der ideell einen Anhang oder Ableger des Perſerbuches bildet. Zuſammenfaſſendes Schlußurteil über das Buch: es ſteht an Wert, Bedeutung und Erfolg in der Mitte zwiſchen den Werken über das neuere Perſien und über die Keilſchriften.

Seite

Es enthält mehr die Fundamente zu einer wirklichen haltbaren Geschichte der Perser als eine solche selbst. Das viele neue Material, insbesondere auch die neuerschlossenen literarischen Quellen, die reichlichen Einzelaufhellungen und -anregungen Gobineaus werden immer ihren Wert behalten, wenn er auch im allgemeinen historische Kritik zu sehr vermissen läßt. Die Histoire des Perses in der Fachwissenschaft. Ihre Aussichten und Möglichkeiten in der Zukunft.

Siebentes Buch.

Der Krieg. Letzte Amtszeit. 1870—1877.

Erstes Kapitel. Der Krieg und die Folgezeit. 1870—1872. 211

Kandidatur und Wahl zum Generalrat. Der Gesandtenposten von Rio fortan mehr nur Titularamt. Gobineaus Stellung zum Kriege. Seine allseitige, unermüdliche Tätigkeit während desselben. Er ist auch von seinen Landsleuten als Musterpatriot in dieser Zeit anerkannt. Schicksale. Trübe Erfahrungen mit seinem Volke. Verhältnis zu den Deutschen. Alte und neue Freunde. Wilfrid Blunt. Madame Posno. Die Schrift über den Krieg von 1870/71. Warum Gobineau Senats- und Deputiertenkandidaturen, überhaupt eine fernere politische Rolle in seinem Vaterlande, ablehnte. Tätigkeit als Generalrat. Abschied von der Mairesstellung. Erlebnisse während der Pariser Kommune. Frühjahr in Versailles. Geduldsprobe. Begegnung mit Dom Pedro. Reicher Umgang in dieser Zeit. Albert Sorel. Bewerbung um einen Sitz in der Akademie. Die Reisenovellen („Souvenirs de voyage"). Die Büste der Valkyrie. Ernennung zum Gesandten in Stockholm.

Zweites Kapitel. Stockholm. 1872—1877 283

Reise über Köln, Kiel und Kopenhagen. Stockholm. Der Norden. Land und Leute in Schweden. Die Gesellschaft. Amtliches. Die Könige Karl XV. und Oskar II. Reisen in die Heimat und nach Norwegen. Gesundheitliches. Schwere Leiden Gobineaus. Karlsbader Kur (Sommer 1875). Gobi-

Seite

neau mit Dom Pedro in Rußland, Kleinasien, Türkei und Griechenland 1876. Aufenthalt in Athen November 1876. Italien, Wien und Berlin. Wohnung in Stockholm. Reichhaltigkeit von Gobineaus Beziehungen. Die Familie de La Tour. Graf Zaluski. Der schwedische Adel. Graf Eulenburg. Molar. Montelius. Freunde in der Heimat: Clermont-Tonnerre. Das Ehepaar Bibesco. Die Brüder Delaroche-Vernet. Letzte Berührungen mit Prokesch. Die Familientragödie. Bruch mit den Angehörigen. Freundschaftsbund mit der Gräfin La Tour. Rückschlag dieser Vorgänge auf ältere Beziehungen. Der Schwager Monnerot. Schwester Caroline. Gewaltsame Verabschiedung Gobineaus im Februar 1877.

Drittes Kapitel. Arbeiten der Stockholmer Zeit . . . 355

Ungemeine Fruchtbarkeit der Stockholmer Jahre. Die Aufsätze für den Correspondant über das schwedische Unterrichtswesen, über die europäische Auswanderung nach Gesamtamerika, insbesondere nach Brasilien. Stellungnahme zu Darwinismus und Vorgeschichte. Plan einer Arbeit über die Urbevölkerungen Europas. Gobineaus Germanismus in Stockholm auf seiner Höhe. Der Wikingersang Olaf Tryggvason. Die „Pléjades". Entstehung. Beziehungen auf das eigene Leben. Grundgedanke und dessen Durchführung. Die Hauptfiguren. Mängel. Stil und Ton. Form des Werkes. Beurteilungen. Vergleichungen mit Stendhals Chartreuse de Parme und mit Goethes Wilhelm Meister. Erfolg der Plejaden. Plan der „Voiles noirs". Die Asiatischen Novellen. Die „Renaissance". Entstehung. Auffassung Gobineaus von Geist und Wesen der Renaissance. Jakob Burckhardt. Objektivität des Werkes bei aller Herzensbeteiligung seines Verfassers. Geschichtliche Treue. Reichhaltigkeit. Ein Ebenbürtiger hat die Bilder der Renaissancemeister aus wahlverwandtem Geiste geschaffen. Die Form. L. Vitet mit seinen Scènes historiques „La Ligue" als Vorbild. Die Renaissance ein Epos in dramatischer Form, eine geistige Ilias. Ihr Grundzug Realidealismus. Die Sprache. Verwandtschaften und besondere Eigenart. Der Humor. Einzelne Gestalten. Der

Seite

Hauptheld Michelangelo. „Tendenz." Nochmals die Form. Die Renaissance eine Schöpfung aus germanischem Geiste. Dem entspricht die Aufnahme in der romanischen und in der germanischen Welt. Stimmen über das Werk. Dichterische Nachfolger. Bühnenbearbeitungen, -wirkungen und -aussichten. Allgemeine Wirkungen der Renaissance, insbesondere in Deutschland. — Bildnerische Arbeiten: Porträtbüsten. Entwurf eines Coriolan Statuette Lord Byrons. Queen Mab. Beatrice. Sonata appassionata. Abendstern. Verwundete Liebe (Amore ferito). Fauna. Pokal mit Aegir und seinen Töchtern. Verschiedene Entwürfe. Der zum Denkmal der Herzogin von Melzi preisgekrönt. Übersiedelung Gobineaus nach Italien.

Achtes Buch.

Letzte Lebenszeit. 1877–1882.

Erstes Kapitel. Mailand und Rom 463

Das neue Leben. Gobineau der Bildhauer. Hoffnungen und Enttäuschungen. Das Melzidenkmal und seine Geschichte. Leben in Mailand. Freundschaft mit Carlo Mancini und Arrigo Boito. Gobineau in der ewigen Stadt. Das alte und das neue Rom. Volk. Klima. Gesellschaft. Kardinal Hohenlohe. Liszt und die Fürstin Wittgenstein. Die Kronprinzessin Viktoria. Kardinal Pitra. Guillaume. Letzte Aufenthalte und Beziehungen in Frankreich. Barbey d'Aurevilly und Jüngere. Unheilbarer Bruch mit dem Vaterlande. Verkauf von Trye. Letzte Einrichtungsversuche in Rom. Gobineaus Sammlungen und ihre Schicksale. Heimatlosigkeit. Neue Freunde. Graf Basterot Graf Sanvitale. Mère Bénédicte. Frau von Guldencrone. Verlust des ältesten Enkels und des Schwiegersohnes. Bitternisse der letzten Jahre. Körperliche und seelische Leiden. Stimmungsbilder. Die Gräfin La Tour und ihr Töchterchen. — Arbeiten dieses letzten Jahrfünfts. Die Schrift über die Dritte Republik. „L'instinct révolutionnaire en France." „Le Royaume des Hellènes." „L'Europe et la Russie." „Ce qui se fait en Asie" („Ein Urteil über die jetzige Weltlage"). Die „Histoire d'Ottar

Seite

Jarl". „Vues sur l'histoire générale." Die „Ethnographie de la France". Entwurf und Bruchstück einer Geschichte der Merovinger. Vorrede zu einer Neuausgabe des Essai. Auseinandersetzung mit dem Darwinismus. Orientalistische Studien und Pläne. Gorresio. Max Müller. Übersetzung des Kusch-Nameh. Letzte dichterische Versuche. Die „Nouvelles féodales". Der Plan eines spanischen Seitenstückes zur Renaissance. Letzte Bildhauerarbeiten. Porträtbüsten. Grabdenkmal für Hannover. Die Pia de' Tolomei. Die Mina. Amadis und Oriane. Letzte Entwürfe.

Zweites Kapitel. Bayreuth und Chaméane. Ende . . 550

Erste Begegnungen mit Wagner in Rom und Venedig 1876 und 1880. Längere Besuche in Bayreuth 1881 (einschließlich der Berliner Nibelungen) und 1882. Trennung, Eindrücke von Gobineaus Krankheit und Tod auf Wagner. Das „Erinnerungsbild". Wirkung der Gobineauschen Werke auf Wagner, der Wagnerschen auf Gobineau. Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten der beiden Meister. Was sie einander für ihr Lebenswerk bedeutet haben. Bei Wagner ist die germanische Heldensaite unter Gobineauschem Einfluß neu zum Erklingen gebracht, Gobineau ist durch Wagner und seine Gattin endgültig der deutschen Welt gewonnen worden. Sinn und Bedeutung des Bundes von Bayreuth: er ist als ein Seitenstück und eine Fortsetzung des Bundes von Weimar zu fassen.

Gobineaus letzte Sommer in der Auvergne. Seine Gasteiner Kur 1882. Todesfahrt. Ende in Turin. Bergung seiner irdischen Hülle in Italien, seines geistigen Erbes, und bald auch seines Nachlasses, in Deutschland. Die Gobineau-Vereinigung. Die Gobineau-Sammlung in Straßburg.

Drittes Kapitel. Amadis 593

Entstehung und Veröffentlichung. Verhältnis zum alten spanischen Amadisromane. Weitere Quellen und Vorbilder, die Gobineau für sein Gedicht herangezogen hat. Typisch-allegorischer Charakter desselben, Unwirklichkeit der Gestalten, Schauplätze und Zeiten. Reichhaltigkeit des künstlerischen

Seite

Apparates. Uneinheitlichkeit in Handlung, Stil und Tendenz. Hineinspielen des Rassengedankens und dessen künstlerische Rückwirkungen. Denker und Dichter im Amadis. Die Natur, Mensch und Menschenherz in Gobineaus Darstellung. Das Heldische. Das Gesetz der Kontrastierung Die Form. Rhythmik und Metrik. Bereicherung des Wortschatzes. Die Sprache. Wandlungen in den dichterischen Absichten und im Grundgedanken des Gedichtes. Das Wunder. Das subjektive Moment. Amadis — Gobineau. Nachestimmungen des letzteren gegen sein Zeitalter. Allerlei Selbsterschautes und Selbsterlebtes. Amadis gegen Don Quixote. Erneuerung des Ritterideales. Das Schlußweltbild, die allegorische Weissagung des Amadis beginnt sich in unserer Zeit zu erfüllen. Händler- und Heldengeist. Das Germanische in der Problemstellung. Aufnahme des Werkes in Gobineaus engerem Freundeskreise, in Frankreich und in Deutschland. Zukunftsaussichten.

Neuntes Buch.

Gobineau. 643

Gobineaus Universalismus. Der die Einheit zusammenhaltende und verkörpernde Grundzug der Realidealismus. Gegensätze und Widersprüche. Paradoxien. Subjektivität und Objektivität. — Der Staatsmann: als Beamter, als Weltbeobachter. Politische Ansichten. Gobineaus Konservatismus. Taciteischer Patriotismus („Alceste du patriotisme"). Judentum. — Gobineau als Philosoph und Gesamtdenker. Pessimismus. Heroischer Stoizismus. Evangelium der Arbeit und der Anbetung. Unsterblichkeitsglaube Natur und Naturwissenschaft. Stellung zur Wissenschaft im allgemeinen. Haupteigenschaften Gobineaus als Mannes der Wissenschaft. Der Anthropologe und Ethnologe. Der Orientalist. Der Historiker. Gobineaus Auffassung des Mittelalters. Der Dichter und Schriftsteller. Stil und Form. Der Bildner. Verhältnis zur Musik. — Der Mensch. Gobineau der Mann seiner Werke. Charaktervolles Wollen. Tapferkeit. Rastlosigkeit. Zähigkeit und Energie. Leidenschaftlicher Drang, auch des geistigen Begehrens, vor allem aber nach der Arbeit. Mischung

Seite

titanischer mit stoischen Zügen. Sichbeugen. Demut und Bescheidenheit — Stolz und Selbstbewußtsein. Menschenverachtung. „Werde hart!“ Herzensgüte. Leutseligkeit. Die Frauen. Ewige Jugend. Heiterkeit, Humor, Späße. Erzählertalent, „Konversation“. Allmähliche Weltentrückung. Bedürfnislosigkeit. Unbekümmertheit um die äußeren Dinge. Gobineaus Äußeres. — Vergleichungen. Schiller. Verschiedene Einwirkungen und Berührungen. Verhältnis zu Voltaire. Französisch-deutsche Doppelnatur, immer mehr nach der deutschen Seite zu entwickelt. Gobineau in unserer Zeit. Seine Bedeutung für die verschiedenen Hauptvölker. Seine Zukunft kann nur in Deutschland liegen.

Anhang.

A. Quellenbericht . . . . . .

Quellen des zweiten Bandes. Mitteilungen und Charakteristiken Miterlebender. Neue Briefquellen. Die Gräfin La Tour.

B. Zur Methodik . . . . . .

Allgemeines. Verschiedene Ausführlichkeit der Analysen. Rücksichten auf Umfang. Die Schlußcharakteristik. Zeitgeschichtliche Anklänge. Nochmals das Ergänzungsverhältnis zu den Quellenbänden. Nochmals die Fremdwörter.

Namenregister zu Band I und II . . . . . .

Sechstes Buch.

Griechenland und Brasilien.

1864—1870.

Erſtes Kapitel.

Athen.

1864—1868.

Die Athener Jahre bedeuten für Gobineau nach mehr als einer Seite einen Höhenpunkt ſeines Lebens. Menſchlich erfreute er ſich eines reichen Freundeskreiſes und, ſeit der Vermählung ſeiner Tochter und der Geburt des erſten Enkels, eines erweiterten, heiteren, echt ſüdlich durchſonnten Familienglückes. Politiſch betrat er zum erſten Male ſeit Jahren wieder einen Schauplatz allerbewegteſten europäiſchen Lebens und wichtigſter Entwicklungen und Entſcheidungen, die allein ſchon ſeinen Geiſt ununterbrochen hätten wach halten müſſen, auch wenn dieſem nicht ſonſt noch von allen Seiten die reichſten und ſtärkſten Anregungen gekommen wären. Da ſprach vor allem der Boden, und was er ſagte, war groß und ſchön; um ihn her eine Fülle koſtbarer Sammlungen, fortwährende Neuentdeckungen von Denkmälern aller Art; hochgebildete Menſchen, Gelehrte und Künſtler, mit denen er Austauſch pflegen konnte, wobei Amtliches und Menſchliches, ſo wie es wohl nur auf dieſem klaſſiſchen Boden denkbar war, ineinander übergingen, indem die Athener Geſandten der alten Kulturnationen den archäologiſchen Forſchungen und Ausgrabungen gegenüber, um deren Förderung ſie als Nächſtberufene mit angegangen werden, wohl nur in den allerſeltenſten Fällen innerlich unbeteiligt bleiben dürften, am allerletzten

jedenfalls ein Gobineau[1]. War es da zu verwundern, wenn alle Organe ſeines Geiſtes- und Seelenlebens geſteigert funktionierten und gleichſam doppelte Erträge lieferten, wenn er brieflich gegen die fernen Freunde und Lieben ſprudelnder als je ſich ergoß, wenn er an Profeſch ſchrieb: „Je n'ai de ma vie été si occupé et les idées se pressent dans ma tête comme des épis dans un champ“ und zuſammenfaſſend an Keller beim Abſchied von Athen: „J'y ai beaucoup senti, beaucoup éprouvé, beaucoup travaillé de toutes manières et plus produit que partout ailleurs“ — was denn eine Schaffenskraft und vor allem eine Univerſalität der Leiſtungen ergab, die den Letztangeredeten immer von neuem mit ſtaunender Bewunderung erfüllte (Keller an Gobineau, Briefwechſel S. 60/61 und 66), welches Gefühl wir Nachfahren von heute nur uneingeſchränkt teilen können.

Auch wollen wir uns die nachträgliche Mitfreude an all dieſem hochgeſtimmten Erleben nicht durch eine Erkenntnis trüben laſſen, die freilich ebenſo unabweisbar ſich uns aufdrängt: daß nämlich das von ihm ſelbſt für die Welttragödie ſo treffend formulierte Geſetz (Ende der Einleitung zu „Leo X.“) auch auf ſeine Lebenstragödie Anwendung findet: daß wir auf dem Höhenpunkte der Dinge bei einigermaßen angeſpanntem Nachforſchen ſchon den Keim ihres Verfalles ſprießen ſehen können. Das geſellſchaftlich höchſtgeſteigerte Athener Leben ſollte Gobineaus finanziellen Ruin vorbereiten; an die menſchlich erfreulichſten Ereigniſſe von damals ſetzten ſich die erſten Keime ſeiner ſpäteren ſchweren Familienzerwürfniſſe an, und das Ende ſeiner amtlichen Tätigkeit in Griechenland war nicht,

[1] Ein beſonders ſprechender Beweis hierfür iſt es, daß es Gobineau ſogar vergönnt war, einen der wertvollſten Überreſte des Altertums, das choragiſche Denkmal des Lyſikrates, vor dem Untergang zu bewahren und zu reſtaurieren („Deux Études sur la Grèce moderne“ p. 100).

Athènes 12 8bre 1865.

Je ne peux pas te dire, mon vieux, combien ton jugement sur mon livre me fait plaisir. J'en suis on ne peut plus heureux. Il paraît en effet que cela réussit très bien. On en parle partout et les journaux allemands en donnent des extraits. Cela va donc très bien; mais la façon dont tu l'apprécies m'est particulièrement chère. J'étais sûr d'abord que les noces de Kassem te plaisaient. Est-ce que tu ne trouves pas que c'est de la poésie aussi forte, aussi grande, aussi belle que tout ce qu'on peut désirer de mieux. Il y a du Roméo et Juliette dans la scène des

Brief Gobineaus an Monnerot d. d. Athènes 12 octobre 1865.

adieux. Maintenant à l'histoire des Verres.
Le premier volume va être fini dans
quelques semaines et je pense qu'il te plaira
plus encore. C'est une grande scène et de grandes
choses non moins inconnues jusqu'à présent
que ce que je raconte dans mon dernier livre
des choses modernes. Ce à quoi j'attache
bien du prix c'est au jour tout à fait inat-
tendu que j'ai pu porter sur une partie
notable de la mythologie grecque qui
trouve les explications les plus nettes là où
personne n'avait pu les aller chercher. Enfin
je crois que je vais faire de belles choses
maintenant. Mais c'est Manfredine
qui est mon grand mouvement. Il faudra

des années pour finir cela et ce sera bien, si j'en
juge par ce que je sens et par l'impression que
cela produit sur certaines personnes. Enfin,
tu m'as fait un plaisir extrême et je t'en
remercie. Franck aussi est enchanté du livre
et Renan m'en a fait dire les choses les plus
aimables. Nous sommes revenus cahin caha.
Je ne te parle pas des inconvénients. Clément
te les dira. Mais quelle chose que le golfe
de Corinthe et Lépante! Ma foi, c'est bien
digne de Don Juan d'Autriche. J'ai cependant
un tel faible pour l'Attique que
j'ai été tout heureux de la retrouver,
rien ne me produit l'impression de cette
grandiose baie d'Athènes avec Egine,

Salamine, Bytalie et ces Hymette et
Parnès et cet Acropole au milieu. On
a beau dire que c'est stérile. C'est une stérilité
qui a les couleurs des pierres précieuses et
qui a tant produit de choses! Adieu. Je
suis bien aise que tu aies prêté le livre
à la Coindière. Adieu encore. J'embrasse
mille fois la bonne maman, très contente
que son chemin ait passé. Monsieur Dorsyn
de Lhuys m'écrit la lettre la plus affectueuse
et la plus aimable pour nos fiancés et
pour moi. Je vous embrasse de tout mon
cœur. Décidément on nous aime beaucoup
ici. Nous avons été reçus comme des Messies.

A.

wie er beim Betreten von dessen Boden in kühnem Hoffen angenommen hatte, ein glänzendes Weiterschreiten und Emporsteigen in seiner Laufbahn, sondern sein jäher politischer Sturz. Nur geistig hat er sich bei und nach dem allen immer auf der gleichen Höhe gehalten.

* * *

Mit den freundschaftlichsten Ratschlägen, die Prokesch der Familie für Akklimatisation und Eingewöhnung gegeben, hatte er doch nicht verhindern können, daß die erste Zeit in Athen für diese eine recht ungemütliche wurde. Ein unwirtlicher Nordwind empfing die von der Seekrankheit stark Mitgenommenen, und die Einrichtung des übrigens gut und gesund in der Stadionstraße gelegenen geräumigen Hauses verursachte auch um so mehr Mühen und Umstände, als sie in der Hauptsache über Paris betrieben wurde. Aber sehr bald gewann das Entzücken über die landschaftlichen Eindrücke, das vom ersten Augenblicke an einsetzte, die Oberhand über alles Entgegenstehende. Der Blick auf die Orangenbäume im Hof, auf das Parthenon und den Hymettos, den er täglich von seinem Hause aus hatte, der weitere auf den saronischen Meerbusen mit Ägina, Salamis, Psyttalia, dem Hymettos, dem Parnes und der Akropolis entlockt Gobineau den Freunden gegenüber immer neue Ausrufe der Bewunderung. „On a beau dire que c'est stérile", schreibt er einmal an Monnerot. „C'est une stérilité qui a les couleurs des pierres précieuses et qui a tant produit de choses!" Die Dauerhaftigkeit dieser Begeisterung, die in merklichem Gegensatze steht zu dem an anderen Orten wohl zu beobachtenden Nachlassen seiner Stimmung, hebt er selbst mehrmals hervor. Auch das Klima war ihm gerade recht. Wenn rings um ihn her über Hitze gejammert wurde, setzte er dieser seine „Gewohnheit sich zu braten" entgegen, und über den berüchtigten Staub der Um-

gegend scherzt er: „Beaucoup de poussière. Mais dame! C'est une poussière classique. N'en a pas qui veut."

Daß er dabei aber nicht ausschließlich auf den klassischen Spuren wandelte, sondern mit besonderer Vorliebe auch die romantischen des Mittelalters auf hellenischem Boden aufsuchte, verstand sich bei ihm von selbst, und nach wenigen Wochen schon meldete er der Schwester triumphierend von den Bauresten von Kapellen und Kirchen der Herzöge von Athen, wie auch von denen eines Cisterzienserklosters in Daphne, von Türmen und den mannigfachen Wappen der Feudalzeit. Immer wieder beschwören ihm diese Eindrücke die Helenaszenen des zweiten Faust, die er nicht genug bewundern kann, da Goethe dies alles so wahr geschaut habe, ohne doch noch Näheres zu wissen.

Sehr bald begann für Gobineau eine äußerst angespannte amtliche Tätigkeit; wenn er nicht ausgehen mußte, wurde sein Arbeitskabinett oft von der Mittagsstunde bis zum Abend von Besuchern nicht leer. Und am Abend wurde dann dies belebte Treiben auf der französischen Gesandtschaft in anderen Formen und in anderer Gesellschaft fortgesetzt. „Nous recevons tous les soirs", berichtet Gobineau schon im Februar 1865 an Delpit, und bald darauf: „Nous sortons d'un carnaval fort brillant et parsemé de mascarades politiques fort drôles. Nous sommes restés très aristophanesques, fort gais et assez vénitiens", endlich 10 mars 1865: „Nous recevons tous les soirs et nous sommes à la mode. J'espère que votre cœur français s'en réjouit."

Die Kehrseite dieser längere Zeit fortgesetzten Lebensweise sollte sich erst mit der Zeit bemerklich machen, in Gestalt eines verderblichen Rückschlags auf Gobineaus Vermögensverhältnisse[1].

[1] Auf die materiellen Schwierigkeiten des Athener Lebens hatte ihn übrigens Prokesch aus eigener Erfahrung aufmerksam gemacht und ihn sogar gewarnt, seine Familie gleich mitzunehmen.

In ganz anderem Maße gilt dies noch von der seine Mittel unverhältnismäßig übersteigenden prächtigen Ausstattung der Gesandtschaft, von der er selbst schon sehr bald seinen wirtschaftlichen Niedergang datiert hat (Februar 1866 an die Schwester: „Je n'ai pas le sou. Mon établissement m'a tué et me tuera encore longtemps"). Vergebens warnte der stets treu fürsorgliche Monneret, das Kapital allzustark anzugreifen: er habe in allem recht, erwidert ihm Gobineau, aber es helfe nichts, „il faut fondre la cloche". Sogar zum Verkaufe von Trye scheint der Schwager schon geraten zu haben, aber dazu konnte sich Gobineau damals noch nicht entschließen: er brauche diesen Stützpunkt in der Heimat unbedingt noch und werde sich seiner nur unter dem Drucke der dringendsten Notwendigkeit entäußern. So behalf er sich für jetzt mit kleinen Palliativmitteln, wie mit der Absetzung seines bisherigen Bankiers, von dem er sich ausgesogen glaubte — wodurch denn freilich seine Lage im wesentlichen beim alten blieb.

Nicht minder wie hierunter litt er unter dem ihm gelegentlich auferlegten Zuviel an geselligen Pflichten und Freuden, namentlich seit die engen Beziehungen, in die er zum Hofe trat, ihn nach dieser Seite noch besonders stark in Anspruch nahmen. Der junge König, der sich schon im Sommer 1865 herzlich vertrauensvoll an ihn anschloß und gern einmal einen ganzen langen Abend allein in intimem Geplauder mit Gobineau und seiner Gattin verbrachte, trug damals noch nicht so schwer an seiner später so dornenvollen Königskrone und versäumte jedenfalls nicht, in den Mußestunden, die ihm seine Herrscherpflichten ließen, wie es sein gutes Recht war, sein Leben recht gründlich zu genießen. Dazu ward denn unter Umständen auch Gobineau mit herangezogen, namentlich wenn der König in Korfu ausruhte und Gobineau ihm dort Gesellschaft leisten mußte. „Je suis accablé de plaisirs", berichtet

er einmal an Delpit, „et c'est la partie de mon état qui m'a toujours paru la plus dure et la plus désagréable à remplir. Il y a des bourrasques comme cela qui nous harcèlent à certains moments et c'est à n'y pas tenir . . . Neuf heures et demie de félicité! qui peut supporter cela et nous en aurons à peu près autant pour aujourd'hui.“ Als aber auch dieſes Heute wieder ein Geſtern geworden, da hat er ſich ſchon wieder philoſophiſch gefaßt und ſchreibt der Schweſter zwei Tage ſpäter: „Tout le monde est bien ici, fort gai, fort heureux, seulement un peu trop poursuivi par l'idée qui a pris au Roi de s'amuser ce qui ne nous amuse pas du tout. Mais il faut prendre son mal en patience et *même son bien*.“

So hat er denn auch dieſen Dingen mehr und mehr das Gute abgewonnen, vollends als der geſteigerte Verkehr mit dem Hofe unter anderem zur Verlobung ſeiner Tochter Diane mit dem däniſchen Marineoffizier Baron Guldencrone, dem Adjutanten und Jugendfreunde König Georgs, führte. Gobineaus Freude und Stolz kannte keine Grenzen, da er einen ſeiner geliebten hommes du Nord, einen rechten Skandinavier, zum Schwiegerſohn gewinnen ſollte, ſo daß die junge Braut ſcherzend zu ihrem Verlobten ſagen konnte: „Papa iſt noch glücklicher als wir.“ Übrigens hatte er alle Urſache, ſich nicht nur zu der Abſtammung, ſondern auch zu den perſönlichen Eigenſchaften des neuen Eidams zu beglückwünſchen. „C'est un garçon solide, plein d'honneur, qui navigue depuis l'âge de dix ans, un homme enfin“, mit dieſen Worten führt er ihn (Auguſt 1865) bei ſeinem Schwager Monnerot ein, und der Kern ſeines Weſens dürfte damit getroffen ſein. Gut, treu, brav, voll geſunden Sinnes, ruhig und rechtlich, hat ſich Baron Ove Guldencrone allezeit, vornehmlich aber, als die tragiſchen Stürme über die Familie ſeiner Gattin dahinbrauſten, als ein rechter Mann, feinfühlig und edel, bewährt. Gobineaus

Verhältnis zu ihm blieb stets das allerherzlichste. Der junge Seemann war ganz Liebe und Bewunderung für den, den er fast wie ein höheres Wesen anstaunte; aber auch dieser hatte für ihn vom ersten Augenblicke an ein fast väterliches Wohlwollen und außerdem von dem Tage an eine redliche Schätzung, da er, in seinem Zimmer im Schlosse auf ihn wartend, einmal einen Saxo Grammaticus auf seinem Tische gefunden hatte.

Die Hochzeit des jungen Paares fand am Ostertage des Jahres 1866 auf der Fregatte La Renommée in Gegenwart des Königs, der Staatsminister, des diplomatischen Korps, der Kommandanten sämtlicher fremden Kriegsschiffe, zahlreicher Marineoffiziere usw. auf der Reede des Piräus statt und verlief aufs glänzendste. Der König vertrat die Familie Guldencrone und führte den Jugendfreund persönlich den Eltern und der Braut zu. Die klassische Umgebung, die bunte Symbolik des Seelebens, die reiche und sinnige Phantasie, die sich in der kriegerischen und heraldischen Ausschmückung der Fregatte kundgab, die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung, alles wirkte zusammen, um, bei schönstem südlichem Wetter, die Feier zu einer besonders eindrucksvollen zu gestalten. Noch während seines Athener Aufenthaltes sollte auch Gobineau der erste Enkel, Willi, beschert werden, der mit seinem Bruder Arthur („die beiden Nibelungen") dann jahrelang nach jedem Wiedersehen die ganze Wonne seiner Briefe bildete.

Seinen großen und mit vorschreitendem Alter keineswegs gedämpften Reisedrang konnte Gobineau von Athen aus nur in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen befriedigen. Zu einer längeren Urlaubsreise ist es in diesen Jahren kein einziges Mal gekommen, neben den ökonomischen vorwiegend aus politischen Gründen, indem Gobineau durch die fast andauernd gespannte, nicht selten kritische Lage im Orient ununterbrochen genötigt war, seine ganze Aufmerksamkeit und seine volle Kraft diesen Dingen zuzuwenden und jedenfalls immer in der Nähe

zu bleiben. Auch Prokesch hat er in den vier Jahren nicht gesehen: als dieser ihn im Herbst 1865 besuchen wollte, hatte die griechische Regierung gerade — wie sich herausstellte, überflüssig große — Quarantänemaßregeln angeordnet, und er selbst ist bis Konstantinopel diesmal nicht vorgedrungen. So hielt er sich denn nun aber wenigstens im klassischen Lande der Schönheit selbst schadlos, das er sich damals, wie es ihm von Jugend an aus der Ferne nahegestanden hatte, nun vollends auch in der Anschauung und im persönlichen Durchwandern innig zu eigen machte.

Schon die Sommerfrischen in der Nähe von Athen, in Patissia, im Tale an einem der Abhänge des Pentelikon, 1865 und 1867, und in Kephissia, am Nordabhange desselben Berges an einer der Quellen des Kephissos, 1868, boten nie versagende Labsale. Letzteres namentlich, wo damals auch das königliche Hoflager sich befand, nennt Gobineau „une merveille“, und die Aussicht von der Terrasse „miraculeuse“. „L'antre des nymphes et la source du Céphise sont d'un charme inouï. Quel pays pour la beauté!“

Auch die mehrmaligen Reisen mit dem Könige nach Korfu brachten wenigstens durch die Fahrten reichliche Anregung und Abwechslung, wenn auch das ununterbrochene Leben mit dem Hofe Gobineau trotz eingestreuter entzückender Landpartien weniger zusagte und er daher den zweimonatigen Aufenthalt des Jahres 1866 gegen Prokesch als „wenig amüsant und noch weniger interessant“ bezeichnete, auch für die Bevölkerung der herrlichen Insel durchaus nicht eingenommen war. Aber namentlich die Heimreisen waren jedesmal wahre Erlebnisse. Im Oktober 1865 heißt es an Delpit (nach einer stürmischen Fahrt zwischen Kephalonia und Zante, Zante und Patras): „Nous avons vu le golfe de Corinthe dans toute sa magnificence et Lépante a passé devant nous avec ses vieux murs et ses forts non moins fièrement que devant Don

Juan d'Autriche. C'est un spectacle merveilleux. Somme toute, pourtant, quand j'ai retrouvé Salamine, Égine, mon Acropole et que je suis rentré chez moi, j'étais fort aise et je le suis encore." Im nächsten Jahre ging dann die Rückreise auf der Fregatte Gomer an Suli, der Küste von Thesprotien, Kephalonia, Ithaka vorbei nach Salona, von da zu Fuß nach Delphi, wo Gobineau mit Wonne aus dem kastalischen Quell trank und von welcher Pilgerfahrt er unvergeßliche Eindrücke mitnahm. „Digne de toutes les hyperboles" nennt er die Landschaft, und an Prokesch schreibt er (24 septembre 1866): „Le site suffit à donner l'idée de la ville, et de ce qu'elle devait être." Am Abend verließ er die „erhabene Stätte", die Nacht verbrachte man vor Korinth im Angesicht des Kyllenegebirges, des Parnaß und des Helikon. Am anderen Morgen ward dem Gomer Lebewohl gesagt, der Isthmus überstiegen, jenseits wartete, von dem befreundeten Admiral persönlich geführt, die wohlvertraute Renommée und führte die Reisenden noch am späten Abend desselben Tages nach heiteren Tafel- und Geselligkeitsfreuden durch eine schöne Mondnacht in die Gesandtschaft zurück.

Andere Ausflüge haben unzweifelhaft Studienzwecken gegolten, so der im Juni 1867 erwähnte mehrtägige nach Marathon, auf dessen Ergebnisse Gobineau später seine Behandlung der dort erfolgten weltgeschichtlichen Ereignisse aufgebaut hat.

Auch die Zykladen hat er zweimal besucht, das erstemal im Februar 1866 auf dem Aviso La Mouette. Diese Fahrt galt vornehmlich der Insel Santorin (dem alten Thera) und fand genau zu dem Zeitpunkte statt, wo diese durch die außerordentlichsten geologischen Vorgänge alle Welt von sich reden machte. „La politique est remplacée par les volcans", schreibt er damals an seine Schwester. „Voilà l'île de Santorin qui voit se former de nouveaux îlots à côté d'elle et

une partie des anciens s'enfoncer. C'est un spectacle merveilleux; tout brûle, tout est noir, tout craque et la fumée sort épaisse de l'empire des ombres, comme aurait dit feu Chateaubriand. La mer bouillonne et est bouillante, c'est superbe.“ Die neuen Inſeln, die aus der Lava erwuchſen und aus ihren glühenden Spalten Schwefeldämpfe entſandten, erhielten die Namen Georgsinſel und Aphroëſſa: letzterer, wie wir wiſſen, bald darauf von Gobineau bedeutungsvoll aufgegriffen und als Titel einer ſeiner ſchönſten Dichtungen verwandt.

Wie es ſcheint, war der Hauptanlaß dieſer Reiſe der Wunſch, ſich der franzöſiſchen Dominikaner- und Lazariſtenniederlaſſungen, ſowie der Schweſtern des hl. Vincenz von Paula auf Santorin anzunehmen und angeſichts der erſchreckenden Naturereigniſſe beruhigend auf ſie einzuwirken. Gobineau ſelbſt wahrte dieſen gegenüber ſeine gewohnte überlegene Ruhe. „J'ai vu le volcan face à face“, ſchreibt er an Monnerot (15 février 1866). „et j'ai même marché dessus. Il a même failli m'étouffer dans un diable de vapeur de soufre.“ Ja, er behält ſogar Seelenruhe genug, innerhalb der brennenden und rauchenden Maſſen noch eine intereſſante Verſteinerung zu entdecken, die vom Meeresgrunde da mit hinaufgeſchleudert iſt, und dem Schwager, einem leidenſchaftlichen Steinſammler, zu erobern. Auch das Klettern auf den ſchroffen Felſen der Inſel war wohl nicht ohne Lebensgefahr, und dieſer ganze Waffengang mit den Elementen überhaupt phyſiſch eine der ſtärkſten Leiſtungen Gobineaus, von der er ſich dann aber nach ſeiner Weiſe durch angeſpannteſte Arbeit erholte. (An Delpit, vom gleichen Datum wie oben: „La tête me tourne encore des quatre jours de mer par un vent à décorner les bœufs et sous vapeur; j'ai failli étouffer dans le volcan et me noyer sous les falaises de Santorin, pour m'achever, je travaille depuis sept heures du matin, et il en est cinq.“)

Der zweite Ausflug in dieſe Gegenden war eine Vergnügungsfahrt, die er im Oktober 1867 in Begleitung eines ihm befreundeten jungen engliſchen Marineoffiziers, des Kapitäns Lindſay Brine, auf deſſen Korvette, dem Racer, machte. Diesmal ging's nach Naxos und Antiparos und abermals nach Santorin. Daß es mit dem Sohne Albions wiederum nicht ohne einige halsbrechende Künſte abging, verſteht ſich von ſelbſt. Die Beſchreibung an Caroline läßt wenigſtens einiges davon ahnen: (11 octobre 1867): „Je suis allé à Naxie, à Santorin et à Antiparos. Je me suis couvert de gloire en faisant les sottises les plus absurdes. Je suis descendu dans la grotte d'Antiparos, au risque de me casser le cou avec les cordes et les échelles et pour ne rien voir qu'un trou dont toute la beauté consiste à être, en effet, fort grand. Je suis monté sur le cône parallèle au volcan à Santorin. Il faut avouer que cela valait la peine de grimper une heure dans la cendre, au milieu des laves pointues, avec chance raisonnable de rouler dans la mer qui, là, n'a pas de fond. L'aspect est grandiose. Un tapage atroce, une colonne de fumée immense, épaisse comme de la laine en flocons, des volées de pierres brûlantes et, la nuit, des tourbillons de flammes roulant sur le flanc de la montagne. C'est réellement très beau . . . En descendant, nous n'avons pas été d'accord sur la route à prendre, de sorte que pour prouver que nous avions raison, nous nous sommes mis chacun à faire des sauts et des bonds de roche en roche pour arriver au plus vite et un des officiers qui était avec nous, a été si peu séduit par la beauté de l'opération qu'il n'est arrivé en bas qu'une demie heure après que nous avions eu la douleur de nous y trouver ensemble, sans avance l'un sur l'autre. C'est honteux pour des gens graves. Naxie est charmant. Les noms français et italiens y abondent. C'est encore la

vieille capitale du duché des Cyclades, mais morte. Les écussons armoriés sont sur les portes. Les habitants, gens bien nés, regrettent fort les Turcs et ont raison. Adieu.“

Der Hauptinhalt des hier Mitgeteilten hat ſpäter in Gobineaus Reiſenovelle „Akrivie Phrangopoulo“ autobiographiſchen Widerhall gefunden, auch weiſt deren Held Norton eine Reihe von Zügen auf, die von Brine entnommen ſind. Von letzterem heißt es übrigens in dem genannten Briefe noch: „charmant homme que j'aime infiniment et fou et des volcans et de toutes les choses sur lesquelles on peut raisonner et déraisonner.“ Auch Thompſon und ſogar der Hund Dido ſind hiſtoriſch.

Wiederholt hat ſich Gobineau, namentlich in der erſten Zeit, voll freudiger Dankbarkeit darüber ausgeſprochen, einen wie reichen geiſtigen Verkehr er in Athen gefunden habe. „Ce qui est admirable c'est le nombre considérable de gens de mérite et de goût avec lesquels ont peut échanger des idées“ ſchreibt er an Keller am 23. Januar 1865, und wenn auch in dem überreich bewegten Leben, das ihn damals kaum einen Augenblick zu ſich ſelbſt kommen ließ, vieles nur ſozuſagen an ihm vorbeizog, viele Bekanntſchaften nur kurzer und flüchtiger Art bleiben mußten, ſo liegt es anderſeits doch wieder in der Natur der Sache, daß auf einem Boden und in einer Umgebung wie der Athens ſelbſt das Geringfügigere ſtärker eindringt und tiefer haftet. Über das einzelne ſind wir freilich nur gerade ſo weit unterrichtet, als der Zufall es gewollt hat. Von hohem Werte war Gobineau wohl vor allem der Austauſch mit einem der hervorragendſten und beſten Männer des neuen Griechenland, Rangabé, der, gleich ihm ſelbſt, Staatsmann, Gelehrter (Archäologe) und Dichter in einer Perſon, damals als Privatmann in Athen lebte, ſpäter unter anderem auf dem Berliner

Kongreß 1878 sein Vaterland würdig vertreten hat. Im übrigen begreift es sich nach dem, was wir unten über die damalige griechische Politik zu hören bekommen werden, daß sich Gobineau den hellenischen Staatsmännern im allgemeinen im Privatleben ferner hielt. Außerordentlich intim waren nur seine Beziehungen zur Familie Dragumis. Die Tochter, Zoe Dragumis, war sein besonderer Liebling. Dragumis, den er als ein Musterbild von Rechtlichkeit erfunden, hatte gerade infolgedessen trotz seiner mäßigen Vermögensverhältnisse unter gewissen harten Repressivmaßregeln der Pforte in dem Widerstreit der beiden Länder schwer zu leiden gehabt. Gobineau gab sich die außerordentlichste Mühe, ihm zu dem verlorenen Gut wiederzuverhelfen, leider vergeblich. Von griechischen Gelehrten werden noch Komnos und Lambros genannt, auch der Patriarch von Jerusalem, Vobega, machte während eines Aufenthaltes in Athen bedeutenden Eindruck auf ihn.

Von seinem Verkehr mit dem von Prokesch ihm empfohlenen George Finlay, dem Freunde Byrons, dem idealgesinnten schottischen Philhellenen und vortrefflichen Historiker der Griechen seit der Römerzeit, wissen wir nichts Näheres — daß er seine Schriften gekannt, ersehen wir aus der Persergeschichte —, wohl aber von dem mit Albert Dumont, einer der frischesten und sympathischsten Gestalten der neueren französischen Gelehrtengeschichte. Er war damals zur Zeit von Gobineaus Aufenthalt Mitglied der École française d'Athènes, deren Leitung er genau ein Jahrzehnt später (1876—1878) übernahm, nachdem er zuvor die Schwesteranstalt in Rom einige Zeit verwaltet hatte. Beide verdanken vornehmlich ihm ihren schnellen hohen Aufschwung. Als Direktor des höheren Unterrichtswesens seines Vaterlandes ist er, erst 42 jährig, schon 1884 gestorben: zugleich ein unermüdlich tätiger und fruchtbarer Gelehrter — er war unter anderem der Begründer des Bulletin de correspondance hellénique und Verfasser eines bahnbrechenden Werkes über

die griechische Keramik —, hatte er wohl zuviel für seine Kräfte in sein rastlos strebendes und bewegtes Dasein hineinbringen wollen. Gobineau hatte große Freude an ihm, und Dumont hat ihm seine Güte und Teilnahme durch herzliche Dankbarkeit und Verehrung gelohnt.

In seinem Amtskreise stand ihm zunächst von der eigenen Gesandtschaft der junge Robert Tascher de la Pagerie nahe, den er längere Zeit als Attaché um sich hatte und dessen er sich väterlich annahm. Von Kollegen sodann vornehmlich der spanische und der englische Gesandte, Colesan, der ihm auch über Athen hinaus anhänglich blieb, und Erskine, mit dem er später in Stockholm wieder zusammentreffen sollte. Er selbst charakterisiert diesen gelegentlich als „mélange de bon garçon, d'homme pointilleux, assez perfide et pas sûr du tout".

Ganz anders enge Bande sollten Gobineau sehr bald mit dem ersten Sekretär Erskines während des Winters 1864/65, mit dem jungen Robert Bulwer Lytton, verbinden, dem dritten der ganz nahen bedeutenden Freunde, die ihm sein Amtsleben zugeführt hat.

Geboren am 8. November 1831, ward Robert Bulwer durch seinen Oheim, Sir Henry Bulwer, später Lord Dalling, in äußerst jugendlichem Alter schon in die diplomatische Laufbahn eingeführt. In schnellem und buntem Wechsel ziemlich durch alle Hauptstädte Europas geworfen, ohne dauernd irgendwo Spuren seiner Tätigkeit zu hinterlassen, sah er sein staatsmännisches Wirken erst in Indien zu voller Entfaltung und Geltung gebracht, als dessen Vizekönig er von Anfang 1876 bis April 1880 gewaltet hat. Ungewöhnlich viele bedeutende Ereignisse haben seiner dortigen Statthalterschaft ihr bleibendes Gepräge verliehen und ihm Gelegenheit gegeben, seine bedeutenden Fähigkeiten zu offenbaren. Er war es, der am Neujahrstage 1877 jene berühmte und großartige Versammlung der indischen Fürsten zu Delhi abhielt, auf welcher er diesen die Annahme

der indischen Kaiserwürde durch seine Monarchin mitteilte, er auch, der im gleichen Jahre der entsetzlichen Hungersnot, welche damals das Land heimsuchte, mit zielbewußter Energie entgegenwirkte und Vorbeugungsmaßregeln gegen die Wiederkehr ähnlicher Fälle in die Wege leitete. Der für England sehr günstige Verlauf der Händel mit Afghanistan, der im Oktober 1879 zum Einzug in Kabul führte, war gleichfalls in der Hauptsache ihm zu danken. Er wollte denn auch sein kraftvolles Wirken durch die Annexion Kandahars krönen, doch griff das liberale Kabinett, das inzwischen ans Ruder gelangt war, diese seine Politik nicht auf, was dann zu seinem Rücktritt führte. In einen weiteren Gegensatz zur liberalen Welt geriet er durch seine innere Politik. Während er nämlich auf der einen Seite sich der Rechte der Eingeborenen nachdrücklich annahm, zeigte er sich auf der anderen wenig geneigt, das Preßwesen, das aus dem Mutterlande seinen Weg mehr und mehr zu den Indern gefunden hatte, unbehindert unter ihnen wuchern zu lassen. Lyttons indische Amtsführung wurde von seiner Königin mit der Grafenwürde belohnt. Die nächsten Jahre verbrachte er auf seinem Erbgute zu Knebworth und nahm nur von seinem Sitze im Oberhaus aus an der Politik teil, wo er seine konservativen Anschauungen, die er nicht, wie sein Vater, erst im Hindurchgehen durch den Liberalismus sich errungen, sondern mit auf die Welt gebracht hatte, mit Mut und Konsequenz vertrat. Er beschloß Laufbahn und Leben als Botschafter Großbritanniens bei der französischen Republik († 24. November 1891), in welcher Stellung er sich in seinem Vaterlande hohe Anerkennung und in Paris eine seltene Beliebtheit zu erringen wußte[1].

[1] Dies letztere wird von vielen französischen Seiten bestätigt. Ein schönes Zeugnis dafür s. unter anderen bei Arsène Houssaye, „Confessions“ T. 5, Paris 1891, p. 350—356, wo eine Huldigung beschrieben wird, die ihm in dem Klub „Les Spartiates de Paris“ dar-

Lytton ſtand zur Politik ganz ähnlich wie Gobineau und Prokeſch, mit denen er für die Leſer dieſes Buches durchaus ein Dreiblatt bildet. Die Neigung trieb ihn immer wieder davon weg (er fand ſie „ein vilain métier et bien futile", „c'est semer sans cesse dans un sol épuisé n'ayant que des sables dans le fond de son sac"), die Pflicht immer wieder dahin zurück, je mehr er zumal ſich Aufgaben zugewieſen ſah, die ſeine höchſten Kräfte ins Spiel brachten. Als eine tiefinnerliche Natur, wie ihn unter anderem ſeine Dichtungen zeigen, voll Hochſinn, voll Philoſophie, als ein feiner, ja urenſibler, allſeitig gebildeter Sohn ſeiner Zeit, alles in allem ein Geiſtesmenſch, muß er dem letzten Grunde ſeines Weſens nach als Muß- oder Notpolitiker bezeichnet werden. Deſto höher iſt ihm ſein volles Sicheinſetzen, ſein tapferes Ausharren, ſein großes Gelingen auf ſeinen Hauptpoſten, was alles er noch dazu einer ſehr häufig leidenden Körperlichkeit abzuringen hatte, anzurechnen, um ſo mehr, als auch er, von der Tiefe von Gobineaus Blick durchdrungen, mit den Jahren von zunehmendem Ekel über die moderne Welt, zumal in ihren politiſchen und ſozialen Ausprägungen, erfaßt worden war[1].

---

gebracht wurde, — einem Klub, welchem außer Lytton und Houſſaye unter anderen Théodore de Banville und Paul de St. Victor angehörten.

[1] Zwei Werke über Lord Lytton, das eine über ſeine indiſche Verwaltung („Lord Lyttons Indian administration", London 1899), das andere eine Briefſammlung („Personal and literary letters of Robert, 1st Earl of Lytton", ebenda 1906) ſind von ſeiner Tochter, Lady Betty Balfour, veröffentlicht worden. Leider findet ſich in dem an zweiter Stelle genannten die reiche Fülle von Briefen und Sendſchreiben an Gobineau, welche die Straßburger Sammlung birgt, nur in ſehr geringem Umfange — anſcheinend nach Konzepten Lyttons — berückſichtigt. Eine ausführliche Lebensbeſchreibung, mit guter Würdigung der politiſchen Tätigkeit und der literariſchen Werke Lyttons, findet ſich im 34ten Bande des „Dictionary of National biography", woſelbſt auch noch fernere Literaturangaben.

Ich nannte Lytton soeben den dritten der intimen Freunde aus der Amtssphäre. Zugleich aber ist er Gobineaus hervorragendster Jünger, und so darf dies Verhältnis schon allein von diesem Gesichtspunkte aus ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Wenige Menschen dürften in der Tat in dem Maße für Gobineau prädestiniert gewesen sein wie Robert Bulwer Lytton. Allein was ihm sein Vater, der ihm bei den bekannten traurigen Familienverhältnissen nach seinen eigenen Worten sein alles war und an dem er mit schönster Pietät hing, vererbte, wies ihn vielfach in dieser Richtung. Bulwer steht der heutigen Generation ferner, wir Älteren aber werden es nie vergessen, wie tief er, der damals noch bei uns in höchster Blüte stand, durch seine prächtigen Werke, seine allseitige Bildung, seine Schilderungskraft, seinen vornehmen Sinn, seine Gemütswärme auf uns gewirkt hat. Ganz besonders herrschte aber auch zwischen ihm und demjenigen, der seines Sohnes Lieblingsmeister werden sollte, eine innige Gesinnungsverwandtschaft in dem, was diesem die Frage aller Fragen bedeutete: keiner unter den neueren großen Engländern hat den Rassenproblemen so früh schon in dem Maße seine Aufmerksamkeit zugewandt wie Edward Bulwer, keiner namentlich auch so licht und klar darin gesehen wie er[1]. So lag seinem Sohne der Germanensinn, das stolze Bewußtsein, ein Normannensproß zu sein, schon längst im Blute, ehe er ein begeisterter Leser von Gobineaus Essai wurde, und

[1] Es genüge hier, für diese Tatsache an die berühmte Stelle aus „Zanoni" zu erinnern, welche unter anderen Penka in seiner „Herkunft der Arier" S. XI/XII abgedruckt hat. Man vergleiche auch „The Caxtons" T. I (Tauchnitz 1849) p. 106—108 und die Stelle aus „Harold the last of the Saxon Kings" bei Worsaae, „Die Dänen und Nordmänner", deutsch von Meißner, Leipzig 1852, S. 115/116. Gobineau kannte die Caxtons des Vaters und war begeistert dafür, ehe er den Sohn kennen lernte.

es war nur eine natürliche Folge davon, wenn er, auch darin dem Beispiel des Vaters folgend, der ja eines seiner Werke dem deutschen Volke gewidmet und Schillers Gedichte ins Englische übertragen hatte, einen Teil seiner Studienzeit in Bonn zubrachte und dem deutschen Geistesleben immer nahe blieb, worin er ja abermals mit Gobineau zusammentraf.

So standen die beiden Männer sich unbewußt schon innigst nahe, noch ehe die ersten persönlichen Begegnungen ihrem Bunde die Weihe gaben. Dann aber folgte die menschliche Intimität sehr schnell der geistigen, und als Lytton nach wenigen kurzen gemeinsamen Wintermonaten seine Weltwanderungen fortsetzen mußte, hatte er, und mit ihm seine junge Gattin, das Herz bereits dermaßen voll von Liebe und Dank für Gobineau, daß es eine Freude ist, den Widerhall und die Fortentwicklung dieser Gefühle in seinen reichlich strömenden brieflichen Ergießungen zu verfolgen. Fast wie kein zweiter hat Lytton aus unmittelbarem Anschauen den Genius in Gobineau erkannt und begrüßt und uns in seinen bewundernden Kundgebungen ein mannigfaltiges Bild davon hinterlassen, wie sich dessen Größe ihm erschloß, wie er ihm mehr und mehr geradezu der Typus des großen Mannes wurde. Was wollte es besagen, daß der Sohn — und ein sich dessen vollbewußter, getreuer Sohn — eines Bulwer in Gobineau den höchstverehrten aller Menschen, nicht etwa nur den genialsten und reichstbegabten der ihm bekannten Zeitgenossen erblickte! Immer neu, immer volltönend erklingt diese seine Begeisterung, und dabei streift sie doch kaum je an das Überschwängliche, bleibt vielmehr, echt englisch, immer einfach und natürlich und bringt es eben dadurch fertig, dem Wesen Gobineaus in seinem Kerne wie in mancher seiner feinsten Schattierungen beizukommen. So redet er einmal von der „profondeur et fécondité de votre génie *qui travaille comme la nature si constamment qu'on ne s'en aperçoit pas* faisant jaillir d'elle des

ouvrages comme un soleil fait jaillir des planètes"; andere Male iſt es, im Gegenſatze zu dieſem Urnatürlichen in Gobineaus Schaffen, mehr das Wunderbare, das ſich ihm in dieſer unerſchöpflichen Produktivität offenbart: „je vous connais pour un homme qui trouve le temps de tout faire et auquel par conséquent l'impossible est bien possible." Am meiſten freilich ſind es letzten Endes auch hier wieder die menſchlichen Eigenſchaften, welche den Engländer packen und vorbildlich emporreißen: die „unverſiegliche Energie, die olympiſche Ruhe", die philoſophiſche Erhabenheit über alle Wechſelfälle und Nichtigkeiten des Lebens. In eines ſolchen Mannes engſte Seelengemeinſchaft einzutreten, dünkt ihm das ſchönſte Los in dem Sinne, wie er ihm ſelbſt einmal Ausdruck verleiht: „Oh mon cher et digne ami, . . . ne sommes-nous pas concitoyens, vous maître et moi écolier, vous chevalier et moi écuyer, d'un pays qui est partout, et dont la foule ne passera jamais les frontières? Tous ceux qui *marchent* doivent, en effet, être sûrs de se retrouver." Nachdem er ihm ſo den höchſten denkbaren Einfluß auf ſeine innere Entwicklung eingeräumt, kennt ſein Vertrauen keine Schranken mehr, er enthüllt ihm ſein tiefſtes Innenleben, manche ſeiner Briefe ſind wahre Seelengemälde. Und Gobineau hat ihm dies dann in ſeiner großen Weiſe gelohnt. Da er ſich hier wie nirgend ſonſt verſtanden ſah, erſchloß auch er dieſem Freunde mit beſonderer Vorliebe Herz und Geiſt (ſeine nicht erhaltenen oder doch nicht aufgefundenen Briefe an ihn ſollen die doppelte und dreifache Anzahl von der Lyttons erreicht haben), wie wir jetzt leider in der Hauptſache nur aus den Echos Lyttons entnehmen können. Und nicht etwa nur die Dankbarkeit ſprach aus ihm — denn aller echte Dank in der Welt iſt gegenſeitig, und Gobineau hatte wahrlich Grund, ſolchen gegen einen jungen Menſchen zu empfinden, der entſprechend ſeinem Grundſatze „The happiness of men like yourself *is of use to the*

world“ nach Kräften bemüht gewesen ist, ihm Freude und Glück zu bringen, und der die Treue in der begeisterten Propaganda so weit trieb, daß er selbst die Keilschriften nicht davon ausschloß —: nein, der Funke der Sympathie war vom ersten Augenblick an blitzartig auch in Gobineaus Seele gefahren, und für Lyttons eigene reichhaltige Begabung hatte er das ehrlichste und allseitigste Interesse. Jahrelang ist er so bemüht gewesen, die Stellung als Vertrauens- und Respektsperson, die Lytton ihm angetragen, aufs gewissenhafteste auszufüllen und insbesondere ihn bei seinen schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten zu beraten. Lytton, dem sein Urteil über alles ging, der bei der Ausarbeitung fortwährend an ihn dachte — „what he will think of them“ —, ja der seinen Tadel höher schätzte als sein Lob, teilte ihm diese Arbeiten des öfteren im Manuskript mit, begleitete sie wohl auch kommentierenderweise mit ganzen Abhandlungen, die Gobineau dann mit ebensolchen erwiderte. Schon in Athen hatten sie allerlei gemeinsam durchgesprochen, in den Briefen zieht dann so ziemlich sein gesamtes geistiges Schaffen, Gedankendichtungen, Lyrik, biographische und soziale Essays, naturwissenschaftliche Beschäftigungen, an uns vorüber[1]. Immer von neuem staunt

[1] Dies kann uns hier natürlich nicht im einzelnen beschäftigen. Nur eines Gebietes müssen wir wenigstens mit einigen Worten gedenken, welches Lytton den Stoff zu seinem eigenartigsten Werke („Fables in Song“) lieferte, und welches Gobineau, wohl mit Recht, als „eine wahre Goldmine“ bezeichnete, die der Freund da gefunden habe: das der zur Dichtung erhobenen Fabel. In einer historischen Betrachtung in Anknüpfung an die Einleitung zu dem genannten Werke legt er (an Gobineau, 13. März 1872) seine auf Vertiefung und Erneuerung der Fabel abzielenden Bemühungen dar, er gibt einen Überblick über deren frühere Stadien, mit teilweiser Polemik gegen einzelne Vorgänger, wie Lessing. Die Fabel sei aus dem Gebiete der Moral und der Rhetorik, in das die Alten sie verwiesen, endgültig und ganz in das der Poesie hinüberzuretten. Wie es (im vierzehnten

er dabei Gobineaus Intuitionskraft an, der ſich in ſeine Anſchauungen und Empfindungen wie in die eigenen zu verſenken wiſſe und deſſen Beſprechungen nicht ſelten den Kern der Sache dermaßen träfen, daß die Wahrheit ſelbſt ihm aus ihnen zu ſprechen ſcheine.

Der Verluſt der ſehr zahlreichen Briefe Gobineaus an Lytton (nur ganz wenige ſind erhalten) iſt wohl der ſchwerſtzuverwindende von allen, die uns betroffen haben. Erſt an ihrer Hand würden wir dies ſchöne Freundſchaftsbild vollſtändig haben zeichnen können, während uns ſo immerhin noch manches aus der Phantaſie zu ergänzen bleibt.

Von Athen aus haben wir endlich noch zwei auswärtige Freunde zu begrüßen, die Gobineau jahrzehntelang nahe-

---

Jahrhundert) eine Zeit gegeben, wo alles, was von Poeſie noch lebte, ſich in die Fabel geflüchtet habe, ſo finde jetzt das Umgekehrte ſtatt, die Poeſie habe der letzteren den ihr einſt geleiſteten Dienſt zu vergelten. Nur als echte Dichtung könne die Fabel noch fortleben, dichteriſch geſteigert gegen die der Früheren, aber auch von einem anderen Geiſte erfüllt. Hierfür ſeien Lyttons eigene Worte angeführt: „Les injustices à flétrir aujourd'hui ne sont plus celles des jours d'Ésope. L'esprit animant de la fable moderne devra être plutôt celui de la sympathie et de la compassion que celui de la satire ou de la malveillance.“ Er traf hiermit in einem ſolchen Maße den Sinn Gobineaus, daß dieſer, ehe er noch um die erwähnte einleitende Abhandlung Lyttons wußte, ſich genau in den gleichen Gedankengängen, ja vielfach genau mit den gleichen Wendungen, über die Aufgabe, die jenem vorſchwebte, brieflich gegen ihn ausgeſprochen hatte. Über die Fables in song Näheres unter anderem in dem vorerwähnten Werke „Personal and literary letters“ I 274 ss. Ebendaſelbſt I p. 200—209 über das andere für uns Deutſche vornehmlich in Betracht kommende Werk Lyttons, „Chronicles and Characters“, das er ſelbſt als einen Verſuch einer poetiſchen Geſchichte der Erziehung der Menſchheit bezeichnet, ein ausgedehntes, ſchnell wechſelndes Panorama der Hauptepochen der Geſchichte der ziviliſierten Welt, in welchem die Eigenart der jeweils herrſchenden Ideen und ihr Einfluß auf das Menſchengeſchlecht ſich dichteriſch ſpiegeln ſollen.

gestanden haben, vielleicht aber nie so nahe wie in jenen Jahren, wo jedenfalls der regste Austausch stattgefunden hat und die gegenseitigen Dienste am meisten in die Erscheinung getreten sind. Sie sind in mehr als einem Sinne Parallelgestalten, diese beiden schlichten Gelehrtenseelen, die all ihre Liebe und Bewunderung für den ihnen so unendlich überlegenen großen Freund in unermüdlich treue Famulusdienste zu Nutz und Frommen seiner wissenschaftlichen Arbeiten umsetzen und denen gegenüber Gobineau mit wundervollem Zartgefühl bemüht bleibt, jene Überlegenheit nicht auch nur mit einem Zuge, mit einem Worte hervorzukehren, die er dagegen mit Liebe und Güte, mit Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten überhäuft, deren geistiges Schaffen er mit ermunterndem Zuspruch fort und fort zu fördern sich bemüht, deren kleine Schwächen er liebevoll übersieht oder harmlos bespöttelt, die er ermahnt oder aufrichtet, wenn er sieht, daß sie es an sich fehlen lassen oder das Leben ihnen einmal hart mitspielt. Und wiederum, welch eine Verschiedenheit zwischen Keller, dem schwerblütigeren Schwaben, und Delpit, dem Gascogner Südblute, und welch charakteristischer Rückschlag dieser Verschiedenheit in den Briefen Gobineaus an die beiden, der lehrt, wie prächtig er sie beide nach ihrer Art zu nehmen und zu behandeln wußte!

Die Vorhand mag in diesem Falle der Deutsche haben, schon weil er der Älterbefreundete, wenn auch der an Jahren jüngere ist.

Das Freundschaftsverhältnis mit Keller liegt seit Jahren vor aller Augen, da der Briefwechsel mit ihm, anhangsweise vermehrt um den mit seinem Tübinger Kollegen und Freunde Wilhelm Ludwig Holland, schon 1911 in Straßburg erschienen ist. Da ebendort zur Einführung auch eine Charakteristik und ein Lebenslauf Kellers, sowie die wichtigsten bibliographischen Nachweise über ihn gegeben sind, so genügt hier wohl eine kürzere Zusammenfassung, bei der es vor allem ins Licht zu

setzen gilt, was Keller mit Gobineau zusammengeführt hat und was sie sich gegenseitig gewesen sind[1].

Keller war durchaus noch ein deutscher Gelehrter älteren Schlages, nicht eingezirkt in einen engen und immer engeren Kreis, wie die meisten heutigen, nein, von weitesten Horizonten, ein echter Universalist, der es darum doch an Gründlichkeit an keinem Ende fehlen ließ, vor allem aber sich einen gewissen künstlerischen Einschlag bei all seinem gelehrten Tun als sein gutes Recht immer gewahrt hat. Er hatte hier die größten und besten Meister, die Grimm, Diez und Lachmann, als Vorbilder auf seiner Seite. In dem gesamten Bereich der mittleren und neueren Literaturen hat er in einer für damals souveränen Weise gewaltet, sie der akademischen Jugend durch seine Vorlesungen und dem Publikum durch seine zahlreichen Ausgaben und Übersetzungen nahegebracht. In letzterer Beziehung ist namentlich seine vieljährige Leitung des Stuttgarter literarischen Vereins rühmend zu nennen, den er zu hoher Blüte gebracht hat und mit dem, und seinen zahlreichen prächtigen Ausgaben der wertvollsten Literaturdenkmäler, sein Name unauflöslich verbunden ist. Wie Gobineau, hat auch Keller sich früh das Mittelalter zum Lieblingsgebiet erkoren, und sein reges, unermüdliches Wirken

[1] Ich möchte nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit den Kellerschen Briefwechsel, der wissenschaftlich, künstlerisch und menschlich einer der wichtigsten und schönsten ist, allen Freunden Gobineaus nochmals warm ans Herz zu legen. Für die Kenntnis Kellers ist ferner besonders zu empfehlen die Schrift von Hermann Fischer, „Nekrolog für Adelbert von Keller", Berlin 1884, welche nicht nur dem Menschen ein schönes Denkmal setzt, sondern vor allem auch dem akademischen und schriftstellerischen Wirken des Mannes eine eingehende fachkundige Würdigung angedeihen läßt. Demnächst die Broschüre „Zur Erinnerung an A. von Keller", Tübingen 1883, Neudruck zweier Aufsätze von F. Scholl in der „Schwäbischen Chronik" und von K. Bartsch in der Allgemeinen Zeitung.

für die Erschließung der Schätze mittelalterlicher Sage und Dichtung wird immer in der vordersten Reihe seiner Verdienste genannt werden müssen. Aber es war nur das Zentrum seines geistigen Lebenskreises, den er dann bis zuletzt immer weiter auszudehnen bestrebt geblieben ist. Alle Musen waren ihm vertraut, der doch wiederum nichts pfuscherhaft zu betreiben je vermocht hätte, und reiche Sammlungen zeugten von der liebevollen Versenkung dieses Musters eines Humanisten in den inneren Entwicklungsgang der Kultur.

Menschlich wird an Keller mit seltener Übereinstimmung die Gediegenheit und Zuverlässigkeit seines Charakters, seine vornehme Sinnesart, seine aristokratische Haltung gerühmt. Das waren aber nur die Eigenschaften, die sich, wie auch sein eiserner Fleiß, seine Pflichttreue, seine allseitig feine Bildung, jedermann und sozusagen auf den ersten Blick offenbarten. Eingeweihtere — und ein Mann wie Keller mußte viele Freunde haben — rühmten neben und vor diesen noch seine herzgewinnende Gemütsart, seine treue Anhänglichkeit, seine Gastlichkeit, seinen feinen Humor. Die Allereingeweihtesten verschwiegen dabei auch kleine Schwächen nicht, in welche namentlich die Vornehmheit wie das Streben nach Auszeichnung und Auszeichnungen hie und da ausarteten. Aber als Ganzes war und bleibt der Mann eine Prachtfigur, ein ganzer Schwabe, wurzelnd in der alten Art, zusammengesetzt aus Pietät: recht ein Konservativer, aber nicht als Parteimann, daher auch z. B. seine Freundschaft mit seinem Meister und Verwandten Uhland, dem Erzdemokraten, immer ungeschmälert geblieben ist.

Dieser Umgang mit Uhland war wohl die beste Vorbereitung und Vorstufe für den Verkehr mit Gobineau: offenbar bildete Keller überhaupt von dem sonst nur zu vielfach treffenden Satze Schopenhauers, daß der deutsche Professor das Genie, wie das Wildpret, im toten Zustande vorziehe und ge-

meiniglich auf das lebende nur ſchieße, eine rühmliche Ausnahme. Er mag denn freilich mit ſeinem frühen Glauben an Gobineau unter ſeinen Kollegen manchmal einen ſchweren Stand gehabt haben, aber er hat nur um ſo treuer und mutiger daran feſtgehalten. So gebührt denn auch ihm — nicht, wie man früher annahm, Wagner — das Verdienſt der erſten literariſchen Einführung Gobineaus in Deutſchland durch eine Reihe von Beſprechungen ſeiner Werke. Und vor allem hat er Gobineau faſt mehr noch als durch raſtloſe Beihilfe auf den verſchiedenſten Gebieten durch die liebevolle, von echtem Verſtändnis getragene Weggenoſſenſchaft, die er ihm auf ſeiner geſamten Schaffensbahn geleiſtet, ſo wohlgetan, daß dieſer ihm eben damals von Athen aus (24. Juli 1868), wo er es mehr denn je empfand, dankerfüllt ſchreiben konnte: „Vous jouez un plus grand rôle que vous ne croyez dans mon existence par vos encouragements si affectueux et si bons.“ Und er hat den Freund auch nicht im Zweifel darüber gelaſſen, wie tief und aufrichtig ſeine Schätzung von deſſen eigenem Weſen ſei. Es iſt kein Zufall, daß abermals alle dieſe ſchönen Kundgebungen, die Keller ſo liebevoll feinſinnig und treffend charakteriſieren, aus Athen datiert ſind: „Vous avez la main particulièrement heureuse dans vos découvertes, parceque vous avez un goût aussi sûr qu'exercé, beaucoup de science et un vrai sentiment de la poésie. Vous êtes un savant heureux et rare, car, d'ordinaire, ceux qui savent beaucoup sentent peu et ceux qui sentent beaucoup ne savent rien.“ (1 juin 1865). „Tout, dans le tableau de votre existence, se développe avec une logique, un calme ininterrompu, une dignité qui m'ont profondément ému et quand je vous vois, mon cher ami, depuis 1835, toujours dans la même voie, marchant d'un pas soutenu vers un but certain et aperçu dès le commencement, je ne puis m'empêcher de faire des retours sur la différence profonde des existences,

les unes calmes, les autres assez profondément remuées. Mais tout est sans doute pour le mieux et chacun a la part qui lui revient." (23 novembre 1867.) „Vous êtes plus sage que moi et d'un autre tempérament. Je ne dirai pas plus heureux parceque j'aurais mauvaise grâce à me plaindre et n'en ai pas sujet, mais vous réalisez ce que j'aurais souhaité d'être si le Ciel m'avait consulté." (9 avril 1868). Dieſe faſt mit einem leiſen Anflug von Neid oder doch Entſagung untermiſchte Vergleichung eines ſtillen Gelehrtendaſeins, das doch ſelbſt einem Manne ſeiner Art zu einem Vorbilde treuer Arbeit und zielbewußter Zähigkeit erwachſen konnte, mit der eigenen ſturmbewegten Exiſtenz und dieſer entſprechenden Veranlagung kehrt dann noch ergreifender wieder in dem ſchon einmal angezogenen Briefe vom 24. Juli 1868: „C'est une vie un peu agitée que la mienne et pas toujours simple ni gaie. Vous rappelez-vous de l'épitaphe du Maréchal Trivulce *Hic quiescit qui nunquam quievit?* J'ai peur qu'on ne me fasse quelque chose de semblable et pourtant le rêve de toute ma vie aurait été de ne rien faire. Mais, malgré moi, j'ai le diable au corps."

Keller wußte zum Glück, was es mit dieſem Teufel im Leibe auf ſich hatte. Er kannte ihn als die Quelle aller Freuden, die ihm von dem großen Freunde unabläſſig geſpendet wurden. Und ſo ging es weiter bis ans Ende, wie es im vorhergehenden gezeichnet war: Keller blieb für Gobineau ein Ruhepunkt in ſeinem Umhergetriebenwerden[3], und er jenem ein Stern, der ihn auf ſeinem Lebenswege begleitete. Das hat er dem Lebenden oft genug verſichert, das klingt aus ſeiner Totenklage um den Geſchiedenen. Wenige Monate nach

[1] So ſchreibt er ihm auch noch einmal aus Rio (22 septembre 1869): „Vous êtes comme un coin de paix et de tranquillité complètes remplies de nouveauté et de contrastes pour moi."

Gobineaus Tode, auch an einem 13ten, legte er sich selbst zur letzten Ruhe nieder. († 13. März 1883.)

Ernsten Hintergrundes entbehren auch die Beziehungen zu Delpit nicht, wenn auch in ihnen die Heiterkeit ganz unverhältnismäßig mehr zu ihrem Rechte kommen sollte.

Jules Delpit war 1808 als Sohn eines Rats am Kassationshofe zu Bordeaux geboren und hat als Mitglied der Akademie von Bordeaux, der er zahlreiche Abhandlungen lieferte, und als Sekretär der Société des archives historiques de la Gironde, wie auch als Verfasser mancher trefflichen Monographie zur Landesgeschichte, seine Kräfte und Interessen in weit vorwiegendem Maße seiner engeren Heimat zugewandt. Immerhin hat er sich auch in weiteren Kreisen der Wissenschaft rühmlich bekannt gemacht, namentlich durch seine „Collection générale des documents français qui se trouvent en Angleterre", Paris 1847, 4°, dem Ergebnis einer wissenschaftlichen Sendung in letzteres Land. Er war begüterter Weinbergsbesitzer in Izon, der Stätte von Gobineaus Vätern. Von diesen Vätern war denn auch die Freundschaft ererbt: „vous êtes ce qui en reste", schreibt Gobineau einmal. „Vous me représentez toutes les anciennes amitiés de famille."

Persönlich nahm er diese wieder auf um die Zeit, da er sich zuerst mit fanatischem Eifer in die Familienstudien stürzte, um 1850. Delpit wurde ihm hierbei, wie wir schon wissen, sein treuester Helfer. Gobineau hat sich dafür redlich bemüht, dem leidenschaftlichen Sammler seine Scheuern füllen zu helfen. Delpits Autographen- und Siegelsammlungen liefern indirekt einen wertvollen Beitrag zu einem Lebens-Reisebuch seines Freundes, namentlich in den fünfziger Jahren. Da gab es, von Paris her, Autographen Guizots und Tocquevilles, von Piemont her solche Massimo d'Azeglios, aus der Schweizer Zeit das bei Murten eroberte Geheimsiegel Karls des Kühnen

und die Siegel sämtlicher Schweizerkantone, aus der deutschen das des Herzogs von Braunschweig und die der Mitglieder des Frankfurter Bundestags usw. Man sieht: Gobineau hat es nirgends an sich fehlen lassen. Am regsten aber war seine Anteilnahme an den von Delpit und Léo Drouyn[1] geleiteten Veröffentlichungen zur Geschichte seiner Heimatprovinz, namentlich den „Archives historiques de la Gironde", deren treuer Bezieher er bis in die Zeiten hinein blieb, da er sich alle dergleichen Luxusfreuden sozusagen am eigenen Leibe abziehen mußte. „Considérez-moi comme un pilier de l'œuvre", mit diesen Worten begrüßte er sie bei ihrem ersten Erscheinen, und er hat dies Wort eingelöst. Daß er dabei möglichst immer die gute alte Zeit respektiert sehen will, versteht sich von selbst: „Diable!" fährt er einmal dazwischen, als Drouyn den Neuerern durch eine Titeländerung sein Kompliment gemacht hat, „on ne veut pas chez vous qu'il ait été un temps où la Guienne n'était pas Département de la Gironde avec accompagnement obligé de préfets et de sous-préfets?" Auch Delpits Plan eines Vocabulaire Gascon hatte seine lebhaften Sympathien. Delpit seinerseits hat, wie Keller, seiner Verehrung für Gobineaus Schaffen durch Besprechung mehrerer Werke, unter anderen der Abbaye de Typhaines und des Ottar Jarl, Ausdruck gegeben.

Menschlich war das Verhältnis das ungetrübt herzlichste, das dadurch noch eine persönlichere Note empfing, daß ungleich mehr als bei dem deutschen Freunde auch die Frauen

[1] Altertumsforscher und Stecher, zwei Tage vor Gobineau in Izon geboren. Er war lange Zeit Konservator des Antikenmuseums zu Bordeaux. Seine Veröffentlichungen archäologischen, kunstgeschichtlichen und historischen Inhalts bezogen sich sämtlich auf seine Heimatprovinz. Seine Korrespondenz mit Gobineau über Ottar Jarl und seine Besprechung dieses Werkes ist abgedruckt in „Quellen und Untersuchungen" Bd. I S. 54—67.

der Familie, Madame Delpit und das Töchterchen Magdeleine, mit Vorliebe „ma cousine“ genannt, in die Intimität mit hineingezogen werden. Die (übrigens auch Keller gegenüber) ſtehende Wendung „vous êtes de la famille“ oder „je suis de la famille“ dient ein für alle Male zur Kennzeichnung, daß eine Steigerung der Geſinnungen hier nicht mehr denkbar war. So war denn Delpit auch in mancher delikaten Angelegenheit, wie z. B. der der Unterſtützung des verarmten Vetters Joſeph, Gobineaus rechte Hand. In allererſter Linie freilich war und blieb er der Ottar-Helfer.

In dieſer ſeiner Eigenſchaft hat er denn auch die Neck- und Scherzweiſe, die ihm wie faſt keinem anderen Freunde gegenüber — immer abgeſehen von den engſten Jugendgenoſſen — erklungen iſt, vornehmlich aus Gobineau hervorgelockt. In der erſten Zeit, da ihm die ganze Materie neu und ſein Eifer daher am größten war, regnet es Komplimente. „L'homme le plus obligeant qui soit“, „Vous êtes capable de trouver le Diable“, „Vous voulez des éloges, ayez-en! Je vous en comble, je vous en accable, je vous en surcharge“, „J'attends toujours vos lettres comme le cerf attend la rosée“, „Providence terrestre, scientifique maître“, „Mon oracle“ uſw. Mit der Zeit wird Delpit bequemer und muß daher von dem ſtürmiſchen und unerſättlichen Gobineau angeſtachelt werden, ſo daß von jetzt ab die Komplimente mit Rüffeln und Drohungen wechſeln. Jetzt heißt es gelegentlich, wenn jener nichts zu Tage fördert, „Providence métamorphosée en paresseux“ oder „Paresse héroique“, auch wohl „Colosse de paresse“, oder, wenn er vermeintliche Funde überſchätzt, „Fine fleur de la Gascogne que vous êtes, prodige d'imagination . . . si vous reniez jamais votre pays, il ne vous reniera pas“ oder, wenn er ſich durch Schwierigkeiten abſchrecken läßt, „Je ne pourrais subsister une heure avec une imagination comme la vôtre en extase de diffi-

cultés devant le premier grain de poussière". Den unzähligen Varianten für die Faulheit ſtehen dann aber auch wieder die Dank- und Jubelrufe gegenüber, wenn der „Vorſitzende der von der Vorſehung zu Gunſten Gobineaus ernannten Kommiſſion" einmal wieder einen Fund getan hat. Dann erhalten die beiden Frauen gemeinſam einen Brief, der beginnt: „Ma cousine, Madame Delpit, votre mari est un ange! Ma cousine Magdeleine, votre père est un séraphin!", oder auch, ſie werden alle drei umarmt „wie in der letzten Szene eines Luſtſpiels".

Natürlich ſteht Gobineau auch ſeinen Mann, wenn es einmal Ernſt wird. Nur die Grillen redet er dem Freunde unter allen Umſtänden aus, wie auch das Trauern, wo es nichts nützen kann. So von Athen aus: (avril 1865) „Je vous vois triste et soucieux. Cela m'affecte. Il ne faut pas se laisser aller comme cela. La vie est la vie" und „J'espère que les papillons noirs qui vous obsédaient l'autre jour se sont dissipés et que vous êtes revenu à cette sérénité philosophique qui fait votre plus bel ornement. Je le souhaite bien fort, car il n'y a rien de pis que cette disposition maladive de l'esprit qui porte à s'attrister des choses tristes et de celles qui ne le sont pas."

Im übrigen ſtehen gerade in Athen, zu einer Zeit, wo die Ottar-Geſchäfte glänzend gehen, dementſprechend auch die Ausgelaſſenheiten und Tollheiten der Familie Delpit gegenüber in hoher Blüte, zumal wird Madame Delpit mit galanten Flauſen reichlich bedacht. Schon bei der Ausreiſe erbietet ſich Gobineau, ihre Grüße an Perikles zu beſtellen, wiewohl der Schelm es nicht verdiene. Als ihm dann ſeine Athener Erlebniſſe den Philhellenen zeitweilig ausgetrieben haben, erklärt er ſich nur noch für „Philo-Madame Delpit". Und ein anderes Mal heißt es gar, nachdem er konſtatiert hat, daß man nicht zwei Meilen ſich von Athen entfernen könne, ohne

von Briganten aufgehoben zu werden: „Il n'y a rien de parfait en ce monde, sauf l'Acropole, la vue de la mer et d'Égine et des îles, Madame Delpit, vous et ma cousine.“

Dieſer, wenn nicht vollkommenen, doch ſicher höchſt vortrefflichen Familie ſagen wir für jetzt Lebewohl. Wir werden ihr in dieſem Buche noch einzelne Male begegnen, das Wichtigſte von Rolle aber, das Delpit in Gobineaus Leben fernerhin noch geſpielt hat, findet ſich dargeſtellt in den einleitenden Unterſuchungen unſeres erſten Quellenbandes, auf die daher hier verwieſen ſei.

Aus dem Sommer 1868 haben wir eine Beſchreibung von Gobineaus Tageslauf in Athen (an Caroline, 23 juin): „Je me lève à 6 heures, je vais fumer mon narguilèh et boire du café turc sous un platane. Je rentre. Je travaille. Je vais entendre la musique de la garde montante. Je rentre, je travaille, je déjeune, je retravaille, je dîne et le soir nous jouons au croquet dans le jardin et nous retournons au platane où est le Roi, la cour, le beau monde et le vilain surtout. Et on se couche et voilà tout.“ Durch dieſes humorvolle „voilà tout“ hat Gobineau gewiſſen tiefen Kennern ſeines Weſens, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat, ſelbſt den ſchönſten Anlaß gegeben, ſeinen Lebenslauf für gar nicht ſo ſonderlich verſchieden von dem der meiſten anderen Menſchen zu halten. Wir dagegen, die wohl wiſſen, was in der vorſtehenden Beſchreibung Schale und was Kern iſt, wollen uns jetzt dieſem, wie er in dem unſcheinbar eingeſtreuten „je travaille . . . je travaille . . . je retravaille“ beſchloſſen liegt, zuwenden. Und zwar haben wir Gobineau zuerſt bei ſeiner politiſchen Arbeit aufzuſuchen.

Die Nachricht von ſeiner Ernennung nach Athen war von Gobineau mit ganz beſonderer Befriedigung aufgenommen worden. Er hielt dieſen Poſten für den ihm nach allen

Seiten gemäßeſten. Er hatte ſchon lange ſein Auge darauf geworfen und ſchrieb unter anderem zwei Jahre vorher (20. November 1862), zu der Zeit, da eine Revolution die Wittelsbacher Dynaſtie aus Hellas wegfegte, an Prokeſch: gerade weil jetzt dort eine Revolution ſich vollziehe, gehöre er dahin. Es drängte ihn lebhaft, dahin zu wirken, daß dieſe nicht zu radikal, oder, wie er es ausdrückt, „garibaldianiſch", verlaufe. Er hoffte an ſeinem Programm „cessation d'efforts déstructifs et ensuite consolidation silencieuse" dort am beſten arbeiten zu können: in dieſen beiden Dingen erkannte er, auch nachdem es mit Athen Ernſt geworden, mit Recht die Hauptbedürfniſſe wie die gegebenen Möglichkeiten der Zeit.

Im Mittelpunkte ſeines politiſchen wie menſchlichen Intereſſes ſtand vom erſten Augenblick an der neue König, dem er das ſo ungemein ſchwierig zu lenkende griechiſche Staatsruder anvertraut ſah und deſſen hartes und ſchweres Los er mit einem Blicke überſchaute. „Nous avons un très jeune Roi de 19 ans d'âge et de 13 ans de caractère, comme il convient à un homme du nord", ſchreibt er der Schweſter (14 décembre 1864). „Il est fort gentil, très affable et plein de bonne volonté. Mais il a bien des difficultés autour de lui et sa royauté ne sera pas poires molles."

Dieſen blutjungen Herrſcher in jeder Weiſe zu ſtützen, ihm behilflich zu ſein, durch die Brandung eines von wildem Parteitreiben zerklüfteten, von einem öden, ſterilen Parlamentarismus lahm gelegten Staatslebens den rechten Weg zu finden, ſein „prestige" zu wahren und zu heben, wo es nur anging, betrachtete er als ſeine vornehmlichſte Aufgabe im Innern. „Je fais ce que je peux pour ce malheureux jeune Roi si mal conseillé, si lâchement entouré de ces abominables Soutzos et si perfidement attaqué par des gens qui ne valent pas mieux." (11 juin 1866 an Prokeſch.) Am meiſten empörte es ihn, zu ſehen, wie dieſe gewiſſenloſen Staatsmänner,

die den König nur benutzten, anstatt diesen zu decken, ihn gelegentlich verleugneten, ja verlästerten. Er ist auch nicht davor zurückgeschreckt, wo es ihm besonders nötig schien, einmal kräftig mit anzugreifen, um diesen oder jenen, etwa einen Hofmarschall oder einen Polizeichef, unschädlich zu machen oder zu entfernen, wenn sie zumal gegen sein Vaterland ihre Intrigen spannen. Er schlug dann zwei Fliegen mit einer Klappe, indem er einerseits dem letzteren diente, anderseits sich zugleich bei den Griechen beliebt machte, die ihm sein mannhaftes Eintreten für das Recht und für das Wohl ihres Landes durch wiederholte Ovationen dankten. (20. Juni 1866 an Caroline.) Aber im ganzen und auf die Dauer war doch Gobineau diesen Dingen gegenüber so ohnmächtig, wie es jeder andere Staatsmann gewesen wäre. Nur überwältigende äußere Erfolge hätten das Königshaus auf die Höhe heben können, auf der Gobineau es zu sehen wünschte, und für die war die Zeit damals noch nicht gekommen. So haben wir den Mangel an Ehrerbietung und Rücksicht, den jener damals so beklagte, bis in unsere Tage hinein sein widerwärtiges Wesen treiben sehen, und wenige Jahre, bevor den vielgeprüften König der späte Lorbeer krönte, den er, von der Kugel des Mörders getroffen, alsbald mit ins Grab nehmen sollte, stand er dicht vor der Abdankung.

Ungleich schwieriger, ungleich verwickelter als die inneren lagen die äußeren Dinge für den französischen Gesandten. Ja, es war wohl nicht nur die französische Diplomatie, die sich in jener Phase der orientalischen Frage einem besonders ernsten Dilemma gegenüber sah. Das ganze abendländische Europa, insoweit es im Orient politisch interessiert war, quälte sich seit Jahrzehnten damit ab, wie die Sympathien und aus ihnen erwachsenden Schritte zwischen der Türkei und Griechenland in der richtigen Weise zu verteilen seien. Selten wohl hat sich in der Tat die Staatsraison mit kulturellen Interessen

und menschlichen Sympathien verzweifelter durchkreuzt als in diesen griechisch-türkischen Dingen, und zu beobachten, wie hier allmählich der Zeiger der Gunst herumging, ist eine der lehrreichsten geschichtlichen Beschäftigungen[1].

Metternich und Gentz hatten die Erhaltung der Integrität der Türkei als Dogma proklamiert und auch den übrigen Großmächten als die unumgängliche Voraussetzung aller vernünftigen Orientpolitik mundgerecht gemacht. Dagegen hatten die Liberalen aller Länder eine Ausnahme zu Gunsten Griechenlands erwirkt, dessen Freiheit am Ende eine ebenso gemeineuropäische Angelegenheit wurde wie die Erhaltung des Bestandes des osmanischen Reiches, und das sich überdies in Rußland eine besondere und dauernde Schutzmacht gewann. Da aber die Motive dieses Patronates allzu durchsichtig darauf hindeuteten, daß auch hier wieder, wie durchweg bei allen Akten Rußlands, durch Schaffung eines Vasallenstaates nur ein Schritt vorwärts in der Begründung der russischen Allherrschaft im Orient getan werden solle, so hätte dies allein schon genügen können, die Westmächte und Österreich nur um so fester an die Türkei zu ketten, an deren Seite ja denn auch der Krimkrieg und, zwölf Jahre später, der kretische Aufstand sie fand.

Historische und allgemein-politische Gründe aber traten zu diesen rein diplomatischen verstärkend hinzu. Wiederholt hat es Gobineau in seinen Briefen betont, daß — eine Erkenntnis, die ihm gerade auf athenischem Boden aufging[2] — die soge-

[1] Ein wunderbarer Zufall will es, daß obiges just in dem Augenblicke (Februar 1914) niedergeschrieben wird, da der hier behandelte Prozeß, ein halbes Jahrhundert nach Gobineaus Athenischer Zeit, in der Zusprechung der ägäischen Inseln an die Griechen durch die Großmächte seinen symbolischen Abschluß findet.

[2] Vgl. seine Briefe an Keller vom 17. Februar 1867 und an Prokesch vom 9. April 1867 (in „Quellen und Untersuchungen").

nannte „orientalische Frage" im Grunde seit Alexander dem Großen existiere, und daß sie für immer unlösbar sei. Zum mindesten sei die einzige Methode, um so vielen verschiedenartigen bürgerlichen und religiösen Gemeinschaften, die alle einander haßten, alle einander angriffen und alle in gleichem Grade verfault wären, ein Zusammenleben zu ermöglichen, eben die Alexanders: ein mehr oder minder harter, immer aber auf das Recht des Stärkeren begründeter Druck. Darum erschien ihm das türkische Regiment, über welches er sich im übrigen weder nach seiten seiner moralischen Anfechtbarkeit noch nach seiten seiner administrativen und kulturellen Unfruchtbarkeit einer Täuschung hingab, durch sein bloßes Vorhandensein das einzig mögliche. Nicht als ob er sich nicht darüber klar gewesen wäre, daß es nicht ewig dauern werde: in eben dieser selben hier wiedergegebenen Prophetie faßt er ausdrücklich die Entwicklung ins Auge, die wir inzwischen erlebt haben: „alsdann", fährt er fort (nämlich nach der Zertrümmerung des Türkenreichs), „wird der Orient in die ihm eigene Pulverulenz (Zermürbung) und seine natürlichen Gegnerschaften zurücksinken", und noch eine weitere Entwicklung, die vielleicht ferne Nachfahren erleben werden: „Im Falle aber, was sehr wohl möglich, Rußland diesen Kuchen ganz oder zum Teil verspeist, wird es sich daran vergiften."

An die Neuschaffung oder doch an die Lebensfähigkeit einzelner Staatsgebilde in jenen Gegenden glaubte er damals noch nicht. Und so begreift es sich, daß er eine aufsteigende Bewegung der Türkei („mouvement d'ascension des affaires ottomanes", an Prokesch, 20 novembre 1862) auch seinerseits als die conditio sine qua non einer jeden gedeihlichen Politik im Orient, jedenfalls als das kleinste Übel in damaliger Zeit, betrachtete (ist es selbst heute noch wesentlich anders?) und bei seinem Kaiser System nach dieser Seite vermißte. Dies ist denn nun zwar gerade während Gobineaus Athener Wirk-

samkeit durch die Schwerkraft der Ereignisse selbst in die französische, überhaupt die abendländische Politik hineingebracht worden. Daß es aber zuvor manchmal daran gebrach, ist nicht Napoleon III. zur Last zu legen, sondern lag in den Verhältnissen begründet, die hier jeden Franzosen — nicht am letzten Gobineau selbst — in ihre tiefen Widersprüche mit hineinzogen.

Seit der Restauration war ein begeistertes und auch tatkräftiges Philhellenentum Frankreichs und dessen entsprechende Vormachtstellung in dem jungen Königreich traditionell. Ein gutes Stück der französischen Volksseele war bei diesem Verhältnis im Spiel: Hellas ist bis heute ein Lieblingskind des besten Teiles der Franzosen geblieben und hat seinen Gönnern an der Seine ihre aus einer gewissen Wahlverwandtschaft hervorgegangenen Gefühle reichlich und redlich erwidert. In dem geistigen und literarischen Austausch, der zwischen den beiden Ländern andauernd stattgefunden hat[1], ist immer wieder betont worden, von der einen Seite, wieviel man der französischen Kultur und Literatur verdanke, von der anderen, wieviel von dem eigenen geschichtlichen Beispiele in das Staats- und Gesellschaftsleben der Neugriechen übergegangen sei; insbesondere wurden ihr Freiheitsdrang, ihr Individualismus, ihre Bevorzugung der parlamentarischen Formen, ihre Redefertigkeit im neueren und neuesten Frankreich verständnisvoll begrüßt. Aber auch die Vertreter des alten hielten warm an

[1] Die hellenistische Propaganda hatte in Paris ihren bedeutendsten Sitz und ihre eifrigsten und intelligentesten Vertreter. Mit nie ermüdender Spürkraft wußten diese alles ausfindig zu machen, was ihrer Sache direkt oder indirekt Bundesgenossenschaft verhieß. Nachdem der Verfasser 1905 die Neuausgabe des Gobineauschen Buches über Neugriechenland veranstaltet hatte, ist ihm von der Gesellschaft Hellenismos Jahr und Tag deren sehr interessante und wertvolle Zeitschrift „l'Hellénisme" zugesandt worden, wofür hiermit nachträglich auch noch öffentlich zu danken ihm Bedürfnis ist.

der Zuſammengehörigkeit feſt, keiner wärmer als Gobineau. Wir haben im erſten Bande geſehen, einen wie ſchönen Teil ſeiner Jugendträume der Philhellenismus bildete. Verjüngt zugleich und gereift tritt dieſer faſt vierzig Jahre ſpäter in ſeiner letzten Schrift über Neugriechenland nochmals auf den Plan. Da wird dem hohen Beruf und den legitimen Anſprüchen der Griechen weit über die begrenzten Tageshorizonte der Diplomatie hinweg im ganzen weiten Bereich der Geſchichte das Wort geredet. Da hat es Gobineau nicht mit der Türkei, ſondern mit Europa als dem eigentlichen Gegner Griechenlands zu tun. Europa hat das griechiſche Königreich gewiſſermaßen mit dem Hintergedanken errichtet, ihm das Leben unmöglich zu machen. Es hat bei der Bemeſſung des Raumes, auf dem das Griechentum ſich entfalten ſollte, weder ſeiner Bedeutung als Nation, noch der Lebenskraft ſeines Blutes Rechnung getragen. Es hat die Griechen auf viel zu engem feſtländiſchem Territorium zuſammengepreßt und ſie außerdem ihrer wichtigſten Inſeln beraubt, insbeſondere mit Kreta unnützerweiſe einen ewigen Zankapfel zwiſchen die beiden Nachbarreiche geworfen, der beiden nur Unheil bringen konnte. Die große griechiſche Familie hat ſo Zwangseinquartierung in einem zu engen Hauſe gefunden, was zugleich zu beſtändigen leidigen Rückwirkungen auf die Nachbarn führen mußte, die, wenn jene ſich nach dem Bedürfniſſe ihrer Natur hätten ausbreiten dürfen, von ihrer in jeder Weiſe überlegenen Art vielmehr die wertvollſten Früchte hätten ernten können.

So der erſte und der letzte Gobineau über die Griechen. Dazwiſchen ſteht der Athener Gobineau, dem es dort an einem allerſprechendſten Beiſpiele vor Augen geführt werden ſollte, daß Widerſpruch das Weſen der Welt ſei, der ſeine durch die neueſten Entwicklungen durchaus beſtätigten dem Griechentum ſo günſtigen Dauererkenntniſſe den zum Teil widerſtrebendſten, ja widerwärtigſten Erfahrungen und Erlebniſſen der

Tagespolitik abzuringen hatte, sodaß er, ganz wie früher sein Freund Prokesch, mehr als einmal in Gefahr war, aller Griechenfreundschaft gründlich den Laufpaß zu geben[1]. Das griechische Volk allervortrefflichst, die griechische Politik hundemiserabel, so kann man etwa Gobineaus damalige Stimmung zusammenfassen, und Menschen und Dinge jeder Art haben ihm darin Recht gegeben.

In der Athener Korrespondenz, aus welcher an anderer Stelle Proben beigebracht werden, findet sich, was die politischen Fragen anlangt, verhältnismäßig selten der rein scherzende, öfter schon der grimmig-sarkastische Ton; in der Regel aber, namentlich in den, wie immer, vielsagendsten Mitteilungen an Prokesch, ist es doch der heilige Zorn, der hier aus Gobineau redet. Und war das zu verwundern? Eben in jenen Jahren, da ihm aus reifster Beobachtung und unbefangenstem Studium von Land und Leuten die hohe Anschauung vom griechischen Wesen erwuchs, die ihm dann in der geschichtlichen Nutzanwendung, in der Übertragung auf die große Politik zu immer festerer Überzeugung wurde, mußte er in seiner engeren Sphäre, unter den Diplomaten, mit denen er's zu tun hatte, alles klein, unfähig, jämmerlich erfinden. Während sich ihm das griechische Volk in einer Fülle guter Eigenschaften darstellte, in deren allseitiger Inslichtsetzung er sich später (in dem mehrerwähnten Buche) gar nicht genug tun kann: schmiegsam, feinfühlig, von schnellstem Begreifen, unbegrenzter Begabung, auch nicht ohne einen Zug von Größe, der sich namentlich in einer Hingebung, einer hochsinnigen Dankbarkeit, einer stolzen Opferfreudigkeit gegen das Vaterland kundgibt, vor allem aber von einer Arbeitsamkeit auf allen Gebieten, die nicht nur alle Schwierigkeiten der griechischen Wiedergeburt

[1] So schreibt er einmal dem Freunde in Bordeaux (10 mai 1867): „Je vous ai toujours soupçonné d'être, secrètement, philhellène. *Il vous manque de connaître votre amour.*"

wie ſpielend überwunden hat, die den Griechen auch, als den beſten Handels- und Seeleuten und zugleich den begabteſten Trägern und regſten Verbreitern alter Kultur, die Führerſchaft in ihrem Umkreiſe für alle Zukunft gewährleiſtet — zeigten die erwähnten Führer dieſes ſelben Volkes überall nur das kläglichſte Verſagen. Gobineau hat wohl nicht mit Unrecht den letzten Grund dieſes ſchreienden Mißverhältniſſes in dem griechiſchen Parlamentarismus erblicken wollen, in jenem naiven Beginnen, das einmal wieder „einen neuen Staat mit einem Stück Papier konſtituieren wollte". Mit jenem Urirrtum begann das langandauernde Unheil, daß, während einzig Leiſtungen das junge Volk auf die Höhe der ihm vorbeſtimmten Ziele hätten emportragen können, während ringsum alles nach ſolider Arbeit rief, während die Kräfte einer beiſpiellos arbeitſamen Bevölkerung nur, Naturkräften gleich, in Betrieb gebracht zu werden brauchten, von alledem nichts geſchah, ſondern allerlei Unruhen und Putſche, Wahlkämpfe und Parteigezänk, Miniſterſtürzerei und Stellenjägerei jahrzehntelang das öffentliche Leben in Griechenland ausmachten. Rednerei und Mundheldentum traten an die Stelle ſtaatsmänniſchen Schaffens, der politiſche Paraſit verdrängte den politiſchen Arbeiter. Die Geſetzgebung lag dabei völlig im argen, Armee und Finanzen waren in der ärgſten Verfaſſung. Um ſich herauszureden, dann im kritiſchen Augenblicke eitel Großſprecherei, Lügen und Intrigen der Pflichtvergeſſenen oder ihrer Pflicht nicht Bewußten. „Dieu vous sauve des gens à grandes idées et des héros à aspirations généreuses. C'est la peste du temps" — mit dieſen Worten macht ſich Gobineau einmal (an Keller) gegen dieſe Leute Luft, ein anderes Mal heißt es (an Delpit) „il y a beaucoup de tapageurs dans ce monde sublunaire" oder (an Caroline) „s'il est vrai que les peuples heureux n'ont pas d'histoire, ce dont je ne doute pas, nous ne sommes pas heureux ici,

car nous faisons terriblement de bruit". Die ewigen Kabinettswechsel — einmal hatte Gobineau fünf Miniſterien in einem Monate zu verzeichnen —, die fieberhafte Erregung, die auch dann nicht minder unliebſam auf das Staatsleben zurückwirkte, wenn die Revolutionen nicht wirklich ausbrachen, ſondern nur drohten, die ganze Unſicherheit der Verhältniſſe, die ſogar die öffentliche Sicherheit im engeren Sinne für das Königreich der Hellenen zeitweilig in ein höchſt fragwürdiges Licht rückte, das alles läßt es begreiflich erſcheinen, wenn Gobineau immer wieder ausruft „tout va ici à la Diable" oder ähnlich und verſichert, er ſchreibe auf einem Vulkan, er ſtehe auf der Breſche u. dgl. m., und wenn er für gewöhnlich nur auf kurze Zeit ſich von Athen zu entfernen wagte, das einzige Mal aber, wo er durch höfiſche Rückſichten länger ferngehalten worden, dies bitter zu bereuen fand.

Die im vorſtehenden gebrandmarkten Dinge ſind, wie wir wiſſen, auch noch geraume Zeit nachher ſo weiter gegangen. Noch der Krieg von 1897 ſtand in dieſem Zeichen. Erſt im neuen Jahrhundert iſt durch die vom Oberſten Zorbas geleitete Militärliga dem Parlamentarismus ein „Bis hierher und nicht weiter!" zugerufen worden, hat endlich die Arbeit, die Politik der Leiſtungen eingeſetzt, die über eine Konſolidierung der Finanzen, eine gründliche Reorganiſation von Heer und Flotte unter redlicher Beihilfe der Dynaſtie und unter der Leitung eines zweifellos hochbegabten Staatsmannes, der ſich hierfür die Beſten zum Muſter genommen, des Kreters Venizelos[1], zu einem mächtigen politiſchen Aufſchwunge und zu den hervorragenden militäriſchen Leiſtungen der letzten Balkankriege führte. Geht es ſo weiter, finden die vielen bislang überſchüſſigen Kräfte in den neuen Gebieten gebührende

[1] Die Politik, die dieſer ſeit 1914 befolgt hat, darf an dieſer Beurteilung ſeiner früheren Leiſtungen nichts ändern.

Verwendung und kommt dann, wie es nicht fehlen kann, auch die gewaltige geistige und kulturelle Überlegenheit der Griechen mehr und mehr zur Geltung, dann werden sie bald genug, wie Gobineau es ihnen geweissagt, als die eigentliche Vormacht des östlichen Mittelmeeres, als die erste Nation des Orients dastehen.

Gobineau selbst freilich sollte sie noch in recht anderartigen Verhältnissen verlassen, und insbesondere während seiner Athener Gesandtschaftsjahre waren mehrere der bei ihnen herrschenden Übelstände noch gewissermaßen akut gesteigert. Eine Frage namentlich befand sich damals in einem allerleidigsten Stadium und hat ihm manches Mal den Schlaf gestört: die kretische.

Wir sahen schon, daß er von Hause aus Kreta, und weit mehr, den Griechen gern gegönnt hätte. Es ist ja auch heute noch ungleich begreiflicher als damals, daß diese Insel, welche einst dem alten Hellas das beste Teil seiner Kultur vorgebildet und zugeführt hat und daher, nachdem unlängst die imposanten Ergebnisse der Ausgrabungen diese nie ganz erloschenen Erinnerungen wieder belebt, auch dem neuen wie eine Art Urgriechenland, fast wie eine heilige Stätte erscheint, durchaus in die aufstrebende Hellenenwelt, nicht in den Stillstand der Türkenwelt gehörte, und daß daher die Griechen, seit sie wieder ein Volk geworden, keinen Augenblick in Gedanken von ihr gelassen haben. Aber damals, in den sechziger Jahren, spielten geschichtliche Erwägungen, vollends so idealer Natur, noch keine Rolle. Die Diplomatie hatte allein das Wort, und diese konnte gar nicht anders als, nachdem im Sommer 1866 ein Aufstand der Kreter mit dem ausgesprochenen Zweck einer Vereinigung mit dem Königreiche ausgebrochen war und von letzterem aus die regste Unterstützung gefunden hatte, kategorisch auf die Gegenseite zu treten. Ganz abgesehen davon, daß man immer fürchtete, der Stein möge ins Rollen kommen,

wenn man erſt einmal weiteren Schwächungen der Türkei zugeſtimmt, mußte ſchon der Umſtand, daß jener Aufſtand zum guten Teile wiederum eine Machenſchaft Rußlands war, die Weſtmächte zur unbedingten Unterſtützung der Türkei beſtimmen. In dieſem Sinne lauteten denn auch Gobineaus Inſtruktionen, und gerade was er während der kretiſchen Wirren erlebte, war geeignet, jede etwaige philhelleniſche Gegenregung in ſeinem Inneren zu erſticken und ihn ohne jeden Skrupel ſeine amtliche Pflicht erfüllen zu laſſen. Das war nicht etwa ein heroiſches Nachſpiel der Befreiungskämpfe, nein, von wirklichem Heroismus vermochte er nicht die Spur zu entdecken, wohl aber Berauſchung, Aufbauſchung, Schwindel an allen Ecken und Enden, und „einen Ozean von Lügen“ [1]. Wieder und wieder machte Gobineau bei dieſen Kämpfen, welche teilweiſe ja auch unter dem Aushängeſchilde „Chriſten und Muſelmänner“ vor ſich gingen, die alte Erfahrung, welch

[1] Den näheren Beleg hierzu mögen die in den „Quellen und Unterſuchungen“ mitgeteilten Briefauszüge erbringen. Zu ihnen aber trete hier wenigſtens noch die halb humoriſtiſche Schilderung an Delpit, zu der wohl zunächſt die über Athen hereingebrochene Flut der kretiſchen Flüchtlinge den Anlaß gegeben hat:

(17 octobre 1867): „Le fait est qu'il y a trop de Crètois dans le monde et qu'entre eux et leurs compères les Hellènes, ils ont le tort grave de faire aussi peu de besogne que possible et de mentir avec une persistance, une abondance, une obstination, une magnificence, un luxe, une efflorescence, une impudence capitale qui défie toute description. Enfin, quand on pense que, depuis un an qu'ils sont ce qui s'appelle insurgés, ils ne se sont pas battus une fois et qu'attrapés trois ou quatre fois, bien malgré eux, ils se sont toujours fait battre de la manière la plus honteuse, quand on pense que sur une population de 300000 âmes, il n'y en a jamais eu plus de 4000 à se sauver dans les montagnes ce qu'ils appellent s'insurger et qu'ils appellent cela la manifestation héroique . . . quand on pense . . . Mais qu'est-ce qu'on pense?

Pour moi je ne pense rien du tout.“

eine bitterböſe Bande gemeinhin die Chriſten des Orients ſeien. „Mon choix est fait de longue main entre Turcs et Chrétiens“, ſchreibt er an Caroline (7 novembre 1867). „Je ne sais pas pourquoi le Ciel a permis que ces derniers gueux se donnassent les gants de se donner le même nom de religion que nous.“ Daß die Türken im allgemeinen die Braveren, reinmenſchlich Sympathiſcheren, beſtätigt er (wie ja übrigens alle Orientkenner) auch an anderen Stellen, wiewohl dann doch auch wieder der Eindruck, der zeitweiſe von Orientkämpfen unabtrennbar ſcheint, der Eindruck des „canaille contre canaille“ (an Prokeſch 9 avril 1867) bei ihm das Feld behauptete.

War ſomit die amtliche Politik Frankreichs in der Hauptſache eine den eigenen Anſchauungen Gobineaus durchaus entſprechende, ſo ſchloß dies doch gewiſſe Meinungsverſchiedenheiten und Anſtände bei deren Verwirklichung mit nichten aus. Vor allem drängte Gobineau, der ſeine Orientalen kannte, ſchon beizeiten auf das Aufziehen ſtärkerer Saiten. Am 13. Mai 1868, als die Dinge immer mehr einem Kriege mit der Türkei zuzutreiben ſchienen, ſchreibt er an Prokeſch, mit bloßem Reden, mit Vernunft und guten Ratſchlägen werde man nur erreichen, daß die Griechen ſich über einen luſtig machten, einzig energiſche Maßnahmen könnten da noch fruchten, wie etwa eine Hafenſperre durch die Großmächte, welche den Rebellen die Zufuhr abſchnitte, oder auch nur die Androhung einer ſolchen. Erſt nach Gobineaus Abgang fand man (auf der Pariſer Konferenz im Januar 1869) die rechten Weiſen, welche die Griechen zum Einlenken und zur Unterwerfung brachten. Doch ſcheint auch Gobineau ſelbſt gelegentlich ſchon recht deutlich geworden zu ſein, wenn er auch „bei weitem nicht ſo viel Lärm ſchlug, als man glauben machen wollte“. Inzwiſchen hatte man nämlich auch den kretiſchen Krieg als einen geeigneten Faktor im Kampfe der Parteien ſich nicht entgehen laſſen:

Kumunduros hatte auf die kretiſche Karte geſetzt, während Bulgaris und der von ihm beratene König ſich gerne aus dem verfänglichen Handel herausgezogen hätten, nun aber nicht ehrlich herauszuſagen wagten, daß dieſer dem Lande Verderben bringe, und daher ſich hinter den franzöſiſchen Geſandten zurückzogen, der ſie vergewaltigt haben ſollte, und dem ſie ſogar unter der Hand zu verſtehen gaben, daß er noch nicht genug auf ſie drücke.

Sind wir über dies alles durch Gobineau ſelbſt hinlänglich (namentlich aus den Briefen an Prokeſch) unterrichtet, ſo müſſen wir uns dagegen über eine Angelegenheit, die ihn zu guter Letzt noch zu ſeinem Leidweſen auf Jahre hinaus mit dem Hofe entzweite, aus einigen ſpärlichen mündlichen Andeutungen, die er hinterlaſſen, und einigen ſpäteren kurzen brieflichen Anſpielungen ein annäherndes Bild zu machen ſuchen.

Einer der aufgeregteſten Unruheköpfe des an ſolchen wahrlich nicht armen Frankreich, Guſtave Flourens, ein Mann, der einige Jahre darauf (April 1871) als einer der Führer der Pariſer Kommune ſein exploſives Daſein beſchloß, hatte ſich eben damals die Kreter als Objekt ſeiner Beglückung auserſehen und es durch ſeine feurige Beredſamkeit wirklich dahin gebracht, daß jene ihn nicht nur in die Nationalverſammlung wählten, ſondern ſogar als Bevollmächtigten an die griechiſche Regierung entſandten. Dieſe nahm ihn ihrer ganzen Haltung zu dem Aufſtande entſprechend auf, während Gobineau, der den Mann auf den erſten Blick durchſchaut haben mag, ganz beſonders wenig Federleſens mit ihm gemacht zu haben und ſehr draſtiſch gegen ihn eingeſchritten zu ſein ſcheint. So gab es noch gegen das Ende einen grellen Mißklang.

Im übrigen aber ſpricht wohl nichts wieder in Gobineaus geſamter amtlicher Laufbahn ſo deutlich dafür, wie ſehr er durch das Schwergewicht ſeiner Perſönlichkeit, durch die Macht

ſeiner Wahrhaftigkeit und die ſieghafte Art ſeines menſchlich wohlwollenden Auftretens auch die größten Gegenſätze abzudämpfen, die leidigſten Situationen erträglich zu machen wußte, als die Rolle, die er als franzöſiſcher Geſandter in Athen geſpielt hat. Konnte er doch beim Abſchied das Fazit ſeiner dortigen Tätigkeit in die Worte an die Schweſter faſſen (3 septembre 1868): „Je juge la politique de ce pays ce qu'elle est et l'esprit public de ces gens ce qu'il vaut; mais je ne suis pas sans avouer que la position qui a créé tant de torts n'a pas été faite par ceux qui les commettent et je ne suis pas non plus sans apercevoir beaucoup de bonnes qualités dans ces diables. J'ai toujours parlé très raide et très sincèrement de ce qui me déplaisait et j'ai peu flatté les idées d'hellénisme. Cependant, je suis populaire et l'ai toujours été personnellement même dans les moments où je maltraitais davantage le gouvernement du Roi. On n'ôtera pas de l'esprit de ces gens que je leur veux du bien et ils ont parfaitement raison. Cela est ainsi"; und an Profeſch einige Zeit früher: „Le Roi et tout le monde, en général, me témoigne des regrets, auxquels je suis extrêmement sensible, car, en somme, j'ai eu presque toujours à contrarier les idées de ce pays-ci et je suis heureux de voir que j'ai réussi à ne blesser pas ceux contre lesquels j'ai dû discuter", ein Wort, das um ſo mehr ins Gewicht fällt, als gerade dieſer Freund ihm vier Jahre früher im Hinblick auf die politiſchen Zuſtände Griechenlands zugerufen hatte: „Politiquement vous ne serez pas à envier."

Wenigſtens mit einem Worte muß hier ſchließlich noch eines Ereigniſſes gedacht werden, das in Gobineaus Athener Zeit fällt, wenn er auch in keiner Weiſe daran beteiligt war, es ſei denn vermöge des jedem Zeitgenoſſen durch das Außerordentliche der Vorgänge aufgenötigten Intereſſes: des deutſchen Krieges von 1866. Gobineau gehörte zu der großen

Anzahl (fast Überzahl) derjenigen, die von Österreich mehr erwartet hatten, und so fand er die zunächst in Athen anlangenden falschen österreichischen Siegesdepeschen vollauf in der Ordnung und nahm sie mit um so größerer Freude auf, als er seit der grimmen Fehde Bismarcks mit Prokesch auch nach dieser Seite immer treulich zu dem Freunde gehalten hatte. Als er dann mit der Zeit zu seinem äußersten Erstaunen die volle Wahrheit erfuhr, hat er freilich dessen Vaterlande ein hartes Urteil gesprochen (an Caroline, 5 août 1866): „Je t'avoue que si la coquinerie me choque, je suis bien plus indigné encore de la lâcheté et de l'ineptie. Le gouvernement autrichien me semble avoir reculé les limites de ces deux qualités. C'est, du reste, l'avis de ses meilleurs serviteurs" — in welchen letzten Worten wohl Prokesch widertönt.

Den wahren Sinn der damaligen Ereignisse, der ja übrigens auch erst durch diejenigen von 1870 seine ergänzende Klärung fand, konnte Gobineau unmöglich begreifen: aus dem Frieden sah er nur „ein zerrissenes Deutschland, und alle Staaten gereizt, verletzt, aber nicht erschöpft" hervorgehen. (An Prokesch, 5. August). Kurz darauf (11. September) äußert er gegen seinen anderen deutschen Freund, Keller, die Befürchtung, daß die Vereinheitlichung, die Zusammenballung der Deutschen deren innerem Leben nicht günstig sein werde. Beide Kundgebungen lehren gleichermaßen, wie nahe die Beziehungen zu unseren genannten Landsleuten ihm unser Vaterland gebracht hatten und mit welch selbstlosem Wohlwollen er schon damals dessen Geschicke verfolgte.

* * *

Wenn man bedenkt, daß Gobineau, abgesehen von seiner Tätigkeit während Tocquevilles Ministerium, nie wieder politisch so herangemußt hat wie in Athen, wo er sozusagen beständig auf dem „qui vive" stand, daß die Worte an Delpit

(31 mai 1866): „Tout seul (die Seinigen waren in Frankreich), mais avec beaucoup de politique à l'horizon, autour de moi, dans les rues, dans les salons, sur ma table et dans mes poches“ gewiſſermaßen die Signatur ſeines ganzen Athener Lebens bedeuten, ſo kann man gar nicht genug ſtaunen, was in dieſer Zeit doch noch alles an Geiſtigem nebenher entſtanden iſt, ja, bei jedem anderen müßte man denken, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, während bei ihm im Punkte der Ergiebigkeit und Schnelligkeit des Schaffens uns einfach nichts mehr wundernehmen ſollte.

Zunächſt iſt dort an Ort und Stelle faſt das geſamte Material für das Buch „Le Royaume des Hellènes“, eine der eindringendſten, gründlichſten Studien über das Neugriechentum, geſammelt worden, wobei Gobineau nach ſeiner Weiſe wieder ohne Unterlaß Auge und Ohr offen hielt und ſich vor allem keinerlei lebendige Quelle entgehen ließ, ehe er ſie ſpäter durch die toten der Archive und Statiſtiken ergänzte.

Sodann iſt ziemlich die ganze Perſergeſchichte in Athen niedergeſchrieben worden: wir widmen dieſem umfangreichen und in jedem Falle bedeutſamen Werke anderen Ortes ein eigenes Kapitel, weil es nicht einem Lande und Zeitabſchnitte ſich zuweiſen läßt, ſondern, in Aſien vorbereitet und entworfen, in Athen ausgearbeitet, erſt von Rio aus in Druck gegeben worden iſt.

Ferner erlebte die Familiengeſchichte ihren erſten Höhenpunkt. Gobineau ſelbſt verſenkte ſich leidenſchaftlich hinein („J'y pense jour et nuit“, an Delpit), und auch Delpit iſt nie wieder ſo drangſaliert worden. In Bordeaux wurde ein junger Forſcher, Gaullieur, eigens für ſie angeſtellt, und als dieſer gar bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein etwas gefunden haben wollte, hätte Gobineau faſt den Telegraphen in Bewegung geſetzt!

Athen sah auch die Ausarbeitung eines philosophischen Werkes, das in seinen Anfängen nach Frankfurt, ja Bern zurückgeht und in der Tat auch an den Essai, wenigstens den Ausgangspunkten nach, anknüpft, wenn es auch in den Endperspektiven mehrfach darüber hinausweist. Auch eines der schönsten Dichterwerke (die „Aphroëssa") verdanken wir dem hellenischen Boden[1].

Dazwischen ging Gobineaus rege Teilnahme an den Altertumswissenschaften, vornehmlich denjenigen, denen seine Sammlertätigkeit galt, ununterbrochen weiter, und endlich: Gobineau ward in Athen zum Bildhauer und hat dort sogleich eine gute Strecke dieses neuen Weges zurückgelegt.

Zum Lesen ist er wohl wenig genug gekommen. Doch entstammen der Athener Zeit die begeisterten Aussprüche über den Simplicissimus, den er damals kennen lernte (an Keller, April und Juni 1865).

Die beiden in Athen vollendeten Arbeiten, die erwähnte philosophische und die „Aphroëssa", haben wir jetzt noch etwas näher zu betrachten.

Die Abhandlung, welche im 52ten und 53ten Bande der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (Halle 1868) unter dem Titel „Untersuchungen über verschiedene Äußerungen des sporadischen Lebens" in deutscher Sprache erschien, führt in der französischen Kopie, welche sich im Nachlaß Gobineaus erhalten hat, den ein wenig veränderten: „Mémoire sur diverses manifestations de la vie individuelle." In den Briefen wird sie verschiedentlich als „Livre allemand sur les formes individuelles", auch schlechtweg als „Existences immatérielles" oder „Existences individuelles" erwähnt. Sie hat Gobineau außerordentlich viel zu schaffen

[1] Wie nicht minder auch einen — freilich nicht mehr sicher festzustellenden — Teil der 1872 veröffentlichten Reisenovellen (Souvenirs de voyage).

gemacht: nachdem ihm ſchon in Bern der erſte Gedanke daran gekommen war, hat er ſie in Frankfurt und Wiesbaden mit Prokeſch eifrig durchgeſprochen, daher er 1856 von Teheran aus, wo er ſie zuerſt wieder aufnahm, dieſem wiederholt eindringlich verſichert, ſie gehöre ihm an. Aber er mußte erſt drei- bis viermal vergeblich anſetzen, ehe er ſie im Sommer und Frühwinter 1866, durch die politiſchen Stürme wieder und wieder herausgeriſſen, endlich zu Ende brachte, nun aber auch ſie ſehr hoch anſchlug und ein wichtiges Wegeſtück damit zurückgelegt zu haben vermeinte. Er ſah in dieſer ſeiner einzigen philoſophiſchen Schrift „die Krönung ſeines Raſſenſyſtemes", „die Summe der hauptſächlichſten Eindrücke, welche für ihn aus der Geſamtheit ſeiner Erfahrungen ſich ergaben" und dachte ſie ſich urſprünglich als „einen Kern, um welchen ſich in Form von Scholien eine Reihe weiterer für die Vervollſtändigung ſeines Syſtems und die Kennzeichnung anderer Anwendungen desſelben unerläßlicher Ausführungen gruppieren ſollte". (An Keller, 1. November 1866 und 15. Februar 1868.) Hierzu iſt es dann, wenigſtens auf dem ihm hier noch vorſchwebenden rein ſpekulativen Wege, nicht gekommen, vielmehr hat er in den ſpäteren Einzelausführungen zur Raſſenfrage in den ſiebziger Jahren wieder die empiriſch anthropologiſche Methode zur Anwendung gebracht. Aber intereſſant genug bleibt dieſe Arbeit in jedem Falle auch in ihrer Vereinzelung[1] und ohne näheren Zuſammenhang mit dem

[1] Wie die Ausarbeitung, ſo hat auch das Erſcheinen derſelben ihrem Verfaſſer große Schwierigkeiten bereitet, die man zum guten Teile aus dem Kellerſchen Briefwechſel (S. 40—51) erſieht. Sie beruhten vor allem darauf, daß Gobineau, der ſich von Anfang an vorgeſetzt hatte, ſie in Deutſchland erſcheinen zu laſſen, nun auch die deutſche Überſetzung ſelbſt anfertigen wollte, die dann aber ſo ausgefallen zu ſein ſcheint, daß ſie nicht nur Lytton ſeinen Plan einer Überſetzung ins Engliſche austrieb, ſondern zumal auch Ulrici, den Mitherausgeber der Fichteſchen Zeitſchrift, dem die Drucklegung oblag,

Raſſenwerke, den ſich Gobineau zum guten Teile doch eingeredet haben dürfte.

Sie zerfällt in drei Teile.

Im erſten geht Gobineau aus von der Notwendigkeit eines Kompromiſſes zwiſchen Abſtraktion und Anſchauung, metaphyſiſcher und empiriſcher Erkenntnis für die philoſophiſche Forſchung. Die ſinnlichen Zeugniſſe treten neben die abſolute Anſchauung, Beobachtung und Induktion neben die Spekulation. An dieſe Feſtſtellung reiht er die weitere des urmoniſtiſchen Kernſatzes: „Sein und Denken, Leben und Bewußtſein ſind unzertrennliche Seiten eines und desſelben Weſens.“ Nachdem er damit gewiſſermaßen die Vorausſetzungen ſeiner ganzen Unterſuchung präziſiert, deren Grundlagen geſchaffen hat, kommt er unmittelbar in medias res: er ſtellt die Frage, wo, wie weit individuelles, perſönliches, ſporadiſches Leben zu finden

zur Verzweiflung brachte. Dieſer unterließ denn auch nicht, Gobineau die Unmöglichkeit ſeines Deutſch mit ziemlich unverblümter Grobheit zu hören zu geben. In ſeiner Not wandte ſich Gobineau an Keller, durch deſſen aufopfernden Beiſtand der Text der Abhandlung wenigſtens ein erträglicheres Anſehen gewann (recht mangelhaft bleibt die deutſche Faſſung immer noch, vielfach ungenau und willkürlich, daher zu Unklarheiten Anlaß gebend, und eine dereinſtige Nachveröffentlichung des Originaltextes ſomit unerläßlich) und alsdann, anſcheinend unter fortwährendem Knurren des alten Ulrici, in Druck ging. („Le Dr Ulrici me donne la sensation d'un homme peu bienveillant pour moi“, 22 août 1867 an Keller.) Über allen dieſen Schickſalen iſt uns das franzöſiſche Originalmanuſkript verloren gegangen. Gobineau hatte es an Keller für deſſen Verbeſſerungsarbeiten geſandt, vielleicht iſt es dann ſogar nach Paris weiter gewandert. An zwei Stellen der Korreſpondenz findet ſich nämlich die merkwürdige Mitteilung, daß Chevreul, der berühmte Chemiker, die Arbeit der Académie des Sciences mitteilen wolle, woraus freilich nichts geworden ſein dürfte. Wenigſtens enthalten die Comptes Rendus der Akademie aus jener Zeit nichts darüber. 1871 ſcheint Gobineau eine Veröffentlichung des Originaltextes geplant zu haben, die aber dann ebenfalls nicht erfolgt iſt.

ſei. „Jeder Analytiker weiß, wo das Leben zu finden iſt; wo es aber nicht zu finden ſei, fällt ſchwerer zu beſtimmen.“ [1] Vor allem iſt individuelles Leben mit nichten durchweg an die Materie gebunden, vielmehr iſt alles, was ſich erkennen läßt, auch die unkörperlichen Exiſtenzen, ein Reales: „omne concipiendum vivit.“ Für jeden Denkenden lebt die Idee und wird des Lebens Urſache. Auch das Grundgeſetz der Zeugung iſt parallel in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Welt: Paarung zweier homogener Elemente, auf dem geiſtigen Gebiete alſo Zuſammentreffen einer im Geiſte zuvor ſchon anweſenden Idee mit einer neu eintretenden.

Zu jedem Individuum gehört ſein Medium (milieu), in dem einzig es beſtehen kann. Die Sternenwelt, die Erde, die Körper aller lebenden Weſen ſind ſolche Medien für die materiell zu faſſenden, die Geiſter ſolche für die immateriellen Individuen. Die Atmoſphäre eines Geiſtes iſt ſo gut von der eines anderen zu unterſcheiden wie die eines Weltkörpers, und eine ihm fremde Kultur kann irgend einem Geiſte ſo wenig eingeimpft werden, als Algen je im Süßwaſſer gedeihen können. Des weiteren ſind die Ideen und alle anderen Arten geiſtiger Exiſtenzen (Gobineau denkt hier, wie wir ſehen werden, vornehmlich an die Sprachen), gleich den in der Natur vorkommenden Lebensformen, allerlei Trennungen unterworfen, welche die Wiſſenſchaft unter den Namen Genera, Species und Varietäten faßt; ja ſelbſt das aus dieſen folgende Geſetz der Unfruchtbarkeit der Miſchlinge findet auf die geiſtige Welt ſeine Anwendung.

Eine kurze Betrachtung wird hierauf noch dem Einzelleben der Idee gewidmet. Die Idee bewegt ſich und gibt die Bewegung; Unterdrückung dieſer Bewegung, Stockung würde das

[1] Für die folgenden Zitate aus der Abhandlung bemerke ich, daß der deutſche Text in der Hauptſache beibehalten, an allen Stellen aber, wo dies nötig ſchien, nach dem franzöſiſchen verbeſſert worden iſt.

Gegenteil des Lebens ſein. Die Ideen folgen einander in mehr oder weniger enger Verkettung, und während dieſer Bewegung verſchwinden die älteren. Da die Ideen ſterben, haben ſie gelebt. Beharrlichkeit der Ideen iſt ein Trugphänomen, „ſolche Fälle bieten keine Perennität der Ideen dar, ſondern nur eine vollkommenere Homogeneität, und aus dieſer fließt eine reichere Fruchtbarkeit und die geſicherte Behauptung der aus dem Zuſammentreffen der Urideen (idées principales) hervorgehenden, einander folgenden Ideengenerationen". Nur in einem beſtimmten Geiſte, ihrem Medium, kommt eine Idee zu ihrer ganz beſtimmten Ausprägung; Ideen anderer Geiſter gegenüber kommt es nur allenfalls zur Ähnlichkeit, nie zur Identität.

Nur geſtreift wird hier die ſpäter in größerem Zuſammenhange aufgenommene Frage, was werden möge, wenn einmal das Medium (der Geiſt) ſich auflöſe und eine andere Form des Seins annehme. Dagegen erhält die Welt der Ideen ſo gut wie die materielle ſchon jetzt ihre Form zugewieſen: „Die rein geiſtigen Formen ſind ſo ſcharf und genau wie die ſinnlichen beſtimmt, denn ohne ſie würde der Geiſt außerſtande ſein, etwas anderes als das Chaos wahrzunehmen."

Der weitaus umfangreichſte und wichtigſte zweite Teil beſchäftigt ſich mit dem Weſen, dem Leben und der Geſchichte der Sprache und der Sprachen.

Gobineau verwirft zunächſt völlig den naiven älteren Glauben, als ſei die Sprache eine bewußte und willkürliche Erfindung des Menſchen, und läßt auch den in Anlehnung an Jakob Grimm formulierten Satz, daß ſie als die Reſultante der innerſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes zu betrachten ſei, die ſich in einer Art phonetiſchen Abdruckes der Begriffe unbewußt darſtellen, nur unter ſtarken Einſchränkungen gelten [1].

[1] Dieſer Satz iſt eine äußerſt freie und ungenaue Wiedergabe der Gedanken Grimms in deſſen berühmter Abhandlung „Über den Urſprung der Sprache". (Sechſte Auflage, Berlin 1866.) An den betreffenden

Der Geiſt iſt das Medium der Sprachen, nicht ihr Erzeuger. Ja, er vermag ſogar nicht einmal ihre Struktur zu beeinfluſſen, ihre Entwicklung zu fördern oder zu hemmen. Einen Parallelismus zwiſchen der Entwicklung der Sprache und der des Geiſtes anzunehmen iſt man durch nichts berechtigt. Weit entfernt, daß die Sprache mit der Entwicklung der Bildung fortſchreite, zeigen ſich vielmehr durchweg die Idiome der früheren, der „barbariſchen", vollkommener als die der gebildeten Epochen, ja ſelbſt die der nichtkultivierten Völker meiſtens vollkommener als die der kultivierten. Syntax, Flexionsſyſtem und Wortvorrat

---

Hauptſtellen nennt er die Sprache „eine menſchliche, mit voller Freiheit ihrem Urſprung und Fortſchritt nach von uns ſelbſt erworbene" (S. 31), „Werk und Tat der Menſchen" (S. 55), „von allem, was die Menſchen im Verein mit der in ſie gelegten und geſchaffenen Natur hervorgebracht haben, das größte ... Beſitztum", „unmittelbar aus dem menſchlichen Denken emporgeſtiegen, ſich ihm anſchmiegend, mit ihm Schritt haltend" (S. 56). Ich möchte übrigens ſtark vermuten, daß Gobineau die Grimmſche Schrift nicht ſelbſt geleſen, ſondern den im Texte ſtehenden Satz nach einem Dritten zitiert bezw. paraphraſiert habe. Er würde ſich ſonſt ſchwerlich den Umſtand haben entgehen laſſen, daß Jakob Grimm ſeine Auffaſſung vom Rückgang der Sprachen mehrfach aufs unzweideutigſte beſtätigt (ſo beſonders S. 13, **23**, 38, **52**). Auch nach dieſem Meiſter „ſcheint die ganze Geſchichte der Sprache in der Tat ihren Abfall von einer vollendeten Geſtalt zur minder vollkommenen zu verraten"; „überall erſcheint die alte Gewalt der Sprache gemindert, die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meiſtens aufgegeben und geſtört, zum Teil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht, die Reinheit des Lautſyſtems geſchwächt, faſt aus der Fuge geraten". Nur kommt bei Grimm auch die Kehrſeite zur Geltung, die Gobineau völlig vernachläſſigt hat, „die erſtaunende Heilkraft der Sprache, womit ſie erlittenen Schaden ſchnell verwächſt und neu ausgleicht", die Vorteile jener neuen Mittel und Behelfe, insbeſondere der Partikeln, deren Reichtum und Freiheit die Flexionen erſetzt, ja überbietet, „weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielſeitiger Wendung gewinnen kann", ſodaß im ganzen doch auch wiederum ein Fortſchritt und Zuwachs der inneren Kraft der Sprache zu verzeichnen iſt (S. 13, 49, 52).

ſtehen im Franzöſiſchen der älteren Zeit in ganz anderer Fülle da. Die Bemühungen gelehrter Kreiſe, wie etwa der Akademien, ſprachliche Neuerungen einzuführen, ſind ſelbſt in beſcheidener Abgrenzung faſt immer geſcheitert und haben jedenfalls niemals das Weſen der Sache berührt[1].

Es wurde oben ſchon angedeutet, daß Gobineau nicht nur den Ideen, ſondern auch den Sprachen ein ganz ſelbſtändiges, unabhängiges Daſein zuſchreibt. „In derſelben Stunde wird ein Menſch, ein Geiſt, eine Sprache geboren: drei zuſammengebundene Exiſtenzen." Dasſelbe Verhältnis wie hier für das Individuum gilt auf einer höheren Stufe für die Raſſe. Wie die letztere, bildet auch deren Sprache ſich nach einem beſonderen Typus. Solange die Raſſe in ihrer urſprünglichen Reinheit verbleibt, erleidet auch ihre Sprache keine Veränderung. Sobald aber die Raſſe Vermiſchungen eingegangen iſt, werden ihr Geiſt wie ihre Sprache in die

[1] Ganz im Einklang mit Gobineau, auf den er ſich dabei auch beruft, und dem er mehrere Gedanken und Ausdrücke entlehnt, ſtellt Eduard von Hartmann („Philoſophie des Unbewußten", zehnte Auflage, Bd. I S. 256ff.) feſt, daß die Sprache ein Produkt des unbewußten, nicht des bewußten, willkürlichen Geiſtes ſei, daß nur der Maſſeninſtinkt ſie geſchaffen haben könne, da jedes bewußte menſchliche Denken erſt mit Hilfe der Sprache möglich ſei, daß die ſprachliche Entwicklung ſich nicht nur im großen und ganzen, ſondern auch im einzelnen mit der ſtillen Notwendigkeit eines Naturproduktes vollziehe, daß die Sprache durchaus keiner höheren Kulturentwicklung bedürfe, ſondern daß ihr eine ſolche vielmehr ſchädlich, indem ſie nicht einmal imſtande ſei, das fertig Überkommene vor Verderbnis zu bewahren. Weitere Gewährsmänner für verwandte Gedankengänge ebenda S. 259ff. Übrigens hatte ſich auch ſchon Schopenhauer ganz in dieſem Sinne über das Problem ausgeſprochen, im 25ten Kapitel des zweiten Bandes der „Parerga", wo unter anderem auch die „allmähliche Degradation der Sprachen" als ein bedenkliches Argument gegen die Theorien der Optimiſten vom ſtetigen Fortſchritt der Menſchheit zum Beſſern in Anſpruch genommen wird.

daraus erfolgenden Veränderungen mit hineingezogen. Die von Hauſe aus einem jeden ſprachlichen Weſen geſicherte abgeſonderte Individualität wird jetzt von den verſchiedenſten Seiten durchbrochen und geſchmälert.

Lautbildung und Lautverbindung gehen zurück. Vor allem erleidet die alte Kraft des Vokalſyſtems Einbußen. Quantität und Akzent, ſo urbedeutſam einſt in der Lautgebung der älteren Sprache, ſind aus dem Bereiche der neueren faſt verſchwunden.

Nicht anders ſteht es um den inneren Bau der Sprachen. Auch hier zeigt ſich urſprünglich eine kräftige Individualiſation. Der — einſeitigen — Veranlagung der die Herrſchaft des Subſtantivs anſtrebenden finniſchen und der das Verbum bevorzugenden ſemitiſchen Sprachen ſteht ausgleichend die der beides zuſammenfaſſenden ariſchen gegenüber. Jede Sprachenfamilie hat gleichſam den ihrem Temperament eigentümlichen Bewegungsmodus und entwickelt auf ihrem beſonderen Gebiete ein reiches Leben. Im Verlauf der Zeit dagegen zeigt ſich bei allen gleichermaßen ein Hang zur Bequemlichkeit, zur Vereinfachung, den Gobineau als ein Zeichen der wachſenden Verderbnis betrachtet. „Die Sprache nimmt an Virtualität ab, ſie wird gedrückt, geſtoßen und verletzt. Sie geht nicht mehr mit dem freien und feſten Gange einher, den der volle Beſitz ihrer urſprünglichen Triebkraft ermöglichte. Sie wandelt jetzt auf künſtliche, ihrem Organismus fremde und ihn entwürdigende Krücken geſtützt."

Nächſt der Antaſtung des Wurzelbeſtandes, den Gobineau mit dem Fleiſche und dem Knochengerüſte der organiſchen Körper vergleicht, iſt es vornehmlich der Rückgang der Flexionsfähigkeit, den er zum Beleg heranzieht und als ein entſcheidendes Merkmal des Alterns kennzeichnet. Naturgemäß machen ſich die Verluſte da am bemerklichſten, wo zuvor die Hauptſtärke einer Sprache lag, und ſo verlieren die ariſchen am meiſten und ziemlich gleichmäßig an allen Enden.

Die Numeralformen gehen zurück, der Dualis trocknet ein. Nicht geringer iſt das Abſterben bei den Geſchlechtsbezeichnungen (von dieſen letzteren Zerſtörungen zumal wird direkt das Pronominalelement, und damit das eigentliche Leben der Sprache, betroffen.)

Die gleichen Verheerungen finden beim Verbum ſtatt. Zuerſt werden die Medialformen geopfert, dann die paſſiviſchen, bei denen unſere Sprachen nach dieſem Verluſte Zuflucht ſuchten. Es folgt dieſe und jene Zeitform. Subjunktiv, Gerundium, Supinum kommen kaum mehr vor. Unſere Präpoſitionen und Adverbia verraten die gleiche Verderbtheit und Verſtümmelung wie die alten Pronominalwurzeln; auch die Zahlwörter ſtreben mehr und mehr das Aufgeben ihrer konkreten Formen (z. B. des franzöſiſchen septante, octante, nonante) an. In allen Miſchlingsſprachen — und das ſind heute die meiſten — bildet ſich eine ſolche Menge Subſtantiv- und Verbal-Wurzeltrümmer, daß das Ganze „an einen mit Narben und Schmarren gezeichneten menſchlichen Leib erinnert". Wenn die Verbal- und Subſtantivbewegung gar zu tief geſunken iſt, zieht die ganze Lebenskraft ſich in den Partikeln zuſammen; ſie müſſen für alles dienen. Artikel und Präpoſition werden dem Subſtantivum, die Hilfszeitwörter dem Verbum immer unentbehrlicher.

Das geiſtige Teil der Sprache, deren inneren Sinn, wird man vor allem in der Bedeutung der Wörter zu erkennen haben. Sie bildet das feſte Band, welches die Sprachen mit dem Geiſte der Menſchen zuſammenhält. Von dieſer Seite erhellt daher auch am ſtärkſten, daß jede Sprache ihren eigenen Boden, die ihr gemäße Ernährung (durch den Geiſt ihrer beſonderen Raſſe) verlangt. In einem ihr fremden Medium kann ſie nicht gedeihen. Gobineau erläutert dies an einigen bekannten Sprachenwanderungen und -übertragungen, wie der der Juden und der amerikaniſchen Neger. In allen ſolchen Fällen erleiden die betreffenden Sprachen im Munde fremder Raſſen-

angehöriger, für welche ſie urſprünglich nicht geſchaffen waren, unausbleiblich die ſchwerſten Schädigungen.

Nachdem am Beiſpiele Dantes, der ſich ſeine eigene Sprache ſchuf, gezeigt worden, wie hoch die Sprache im Bunde mit einem großen Geiſt, als Stütze und Hebel gewaltiger Ideen, ſich erheben könne, ſtreift der Verfaſſer, glücklich wieder beim Individuum angelangt, ein zweites Mal das Phänomen von deſſen Auflöſung, dem zeitlichen Tode, und lenkt damit für den dritten Teil zur metaphyſiſchen Spekulation des erſten zurück.

Erſt in der Individuation ſehen wir die vollſtändigſte Entfaltung des Lebens. Sie iſt das Ziel aller organiſchen Entwicklung, das Individuum das Weſen par excellence. Die Subſtanz, die unendlich mannigfaltige Unterlage alles Seins, iſt nur im Trachten nach ſporadiſcher (individueller) Geſtaltung denkbar. Wie in der geologiſchen Welt ſeit den einſtigen Umwälzungen die grellen Kontraſte abgenommen und die kleinen ſich vermehrt haben, ſo haben auch in der Menſchenwelt die ununterbrochen fortſchreitenden Miſchungen an die Stelle der drei menſchlichen Urtypen unzählbare Varietäten gebracht, und am Ende wird mit der gänzlichen Verwiſchung der ethiſchen Verſchiedenheiten nur noch die Trennung nach Individuen als letzte Grenze gegen die Vereinheitlichung beſtehen.

Zur Subſtanz zurückkehrend, nimmt jetzt Gobineau einen ſchon im erſten Teile angeklungenen moniſtiſchen Gedankengang energiſcher wieder auf. Wie die — in ihrer reinen Wirkſamkeit als von Zeit und Raum losgelöſt zu denkende — Subſtanz zwiſchen den Teilen der Materie und als Urſache aller Kombinationen dieſer Teile eine gewiſſe Attraktion entfaltet, ſo nicht minder zwiſchen Materie und Geiſt. Es iſt ausgeſchloſſen, die Subſtanz in zwei abſolut verſchiedene Teile, den materiellen und den ideellen, zu trennen. Da die Aſſimilationskraft des Menſchen ſich auf alle Naturreiche erſtreckt,

ſo iſt auch eine Grundhomogeneität zwiſchen der Materie und dem Geiſte denkbar; und jedenfalls enthält die Subſtanz, die allumfaſſende, allerfüllende, Materie und Geiſt in beſtändiger untrennbarer Vermengung. Alle Lebeweſen ſind zuſammenhängende ſporadiſche Äußerungen der Subſtanz und zugleich Aggregate ſtark kongruierender Teile, in denen ſich eben das Leben entwickelt. Das Selbſtbewußtſein gibt den organiſierten Weſen Gründe und Möglichkeiten an die Hand, ſelbſt über die Mittel[1], welche ſie, wie die übrigen Offenbarungen der Subſtanz, ins Leben gerufen haben, ſich zu erheben und hinwegzuſchauen. Sie leiden freilich an dem unvollkommenen Zuſtande dieſes Bewußtſeins, das nicht alles Geſchaute erklären, nicht alles Geahnte erreichen kann, und das vor allem ſo viel von der Vergänglichkeit der Formen erfahren hat, daß es ſich fragen muß, ob, wenn einmal an die Stelle des fortwährenden Ausſtoßens und Erſetzens der Einzelelemente im Stoffwechſel die endgültige Zerreißung des Ganzen trete, es ſelbſt dieſe überleben werde.

Zum dritten Male, und kräftiger als die früheren Male, klopft Gobineau an die dunkle Pforte und glaubt jetzt eine Stimme von drüben zu vernehmen: „Und doch", ſagt er, „überlebt es ſie. Denn es gibt nichts, das auf ein Ziel gerichtet iſt und das nicht beſtimmt wäre, dieſes zu erreichen. Das innerliche mit Selbſtbewußtſein ausgeſtattete Weſen iſt auf die Erkenntnis, das heißt das Auffaſſen der vollkommenen Subſtanz und die Erforſchung ihrer Geſetze, gerichtet. Es muß ſie erreichen; denn ſonſt hätte die Natur nur eine unlogiſche, unmotivierte, unzweckmäßige Kombination erzeugt. Es

[1] Möglicherweiſe liegt hier (in dem zweimaligen moyens — en donnant à l'être des raisons et des moyens und ſodann de s'élever au dessus des moyens même —) ein Schreibverſehen der franzöſiſchen Kopie vor, wie denn überhaupt die ganze Stelle, an der der deutſche Text beſonders ſtark verſagt, nicht eben die klarſte iſt.

wäre ein ganz vereinzelt daſtehender Fall. Ein von der Natur ſo mühſam gewonnenes Ziel wie die Beſitznahme der Totalität der Wiſſenſchaft durch einen einzelnen iſt keiner inkonſequenten Unterdrückung ausgeſetzt . . . Die Entwicklung des Bewußtſeins iſt das Streben des Lebens nach ſeinem höchſtmöglichen Entwicklungspunkte, und da das Leben in dieſem Grade und in dieſer Form nur im Individuum zu finden iſt, ſo muß das Individuum notwendig ſamt ſeinem Bewußtſein nach dem Tode fortbeſtehen."

Die kurzen noch folgenden Bemerkungen über die Möglichkeiten des nach ſeinem Tode der Subſtanz nähergekommenen, unter einer unverſinnlichten Form außerhalb des Raumes und der Zeit, unbeirrt durch die Fragen Wo? Wann? Wie? nach den Bedingungen ſeines neuen Mediums fortexiſtierenden, mehr und mehr Herr über ſich ſelbſt gewordenen und dementſprechend an Wert gewachſenen Individuums ſind mehr ein myſtiſches Anhängſel dieſer Schrift, als für deren Gedankengehalt von Belang. Und vollends muten die Schlußworte, in welchen angedeutet wird, daß auch die Sprache im Jenſeits von der „neuen, gedrungeneren, mächtigeren Form", in der das Individuum weiterlebe, ihr Teil mitbekommen werde, faſt wie eine Wunderlichkeit an.

Im übrigen aber begreift man doch je länger je mehr, daß und warum Gobineau dieſer Arbeit in wiederholten ſtark zuverſichtlichen Äußerungen einen ſo hohen Wert beigemeſſen hat, und fühlt ſich verſucht, ihm darin beizuſtimmen, freilich auch verpflichtet, klarzulegen, nach welchen Seiten ihre Bedeutung zu ſuchen iſt. Vorab aber ſei nochmals daran erinnert, daß erſt ein Einblick in den franzöſiſchen Text, der hoffentlich eines Tages den ungenügenden deutſchen ablöſen wird, es voll erkennen läßt, daß wir es hier wirklich mit einem tiefgründigen Erzeugnis Gobineauſchen Denkens zu tun haben.

Gobineau hat mit ihm, nach ſeiner eigenen Verſicherung

dem deutschen Geiste eine Dankeshuldigung für das Viele, das er ihm entnommen, darbringen wollen, und niemand wird verkennen wollen, daß dies in würdiger Form geschehen ist, daß Gobineau auf dem ungewohnten Gebiete, allgemein, wie insbesondere naturphilosophisch, sich durchaus auf der Höhe zeigt, wenngleich der soeben angedeutete Umstand es mit sich bringt, daß man dieser Schrift — ganz ausnahmsweise — einmal etwas von Anstrengung anzumerken glaubt. Jedenfalls sind ihr äußerst ausgedehnte und gewissenhafte Studien vorangegangen, wenn wir solche auch für diesmal nicht ins einzelne verfolgen können, da er nur verhältnismäßig wenige seiner Quellen nennt. Übrigens liegt gerade im Hauptteil, im zweiten, der Nachdruck durchaus auf seiner eigenen Beobachtung und Gedankenarbeit, und der große Fleiß, mit dem er Tatsachenmaterial zur Begründung seiner These zusammengebracht hat, darf nur um der Gesamtcharakteristik dieser Probe seines Schaffens willen nicht unerwähnt bleiben.

Im allgemeinen ist dieselbe ein Gemisch aus Metaphysik, Naturwissenschaft bezw. Naturphilosophie und Sprachwissenschaft. Einen gewissen Mangel an Einheit wird man ihr nicht absprechen können, wenn Gobineau sich auch — wie uns scheinen will, nicht ohne einige Gewaltsamkeit — bemüht, ihn zu verdecken. Die drei soeben aufgezählten Elemente bleiben ein wenig für sich und auf sich stehen, aber immerhin ist keines derselben unfruchtbar oder bedeutungslos geblieben.

Gobineau selbst verlegt (an Keller, 23. März 1867) den Schwerpunkt ins Naturwissenschaftliche, wenn er sagt: „Ce qui m'a surtout importé c'est de faire rentrer les questions que j'ai traitées dans la voie des faits d'histoire naturelle", und dem entspricht es, wenn er gleich im Eingang noch entschiedener als im Essai den Zusammenhang der Menschheitsgeschichte mit der Naturgeschichte, und ebenso, wenn er hier zum ersten Male den seiner Rassenlehre mit der Lehre Darwins

vom Urſprunge der Arten betont, endlich wenn er ſeine geſamte, auch die rein philoſophiſche Spekulation, vielfach mit naturwiſſenſchaftlichen Bildern und Gedankenreihen durchzieht. Näher ausgeführt oder zum Austrag gebracht werden freilich dieſe letzteren in dieſer Schrift nicht; insbeſondere klingt ſeine gegneriſche Stellung zu einem Teile des Darwinſchen Lehrgebäudes für jetzt nur von weitem an, wie etwa in der Äußerung Bd. 52 S. 30, daß die bisherigen Verſuche, die Grenzlinie der Arten zu verwiſchen, nur gezeigt hätten, daß die Klaſſifikationen nicht untadelhaft waren — ein Argument, das Gobineau ſpäter in ſeinem geplanten Kampfe gegen Häckel und Huxley (ſ. die Auszüge in „Gobineaus Raſſenwerk" S. 448 ff.) eingehender aufgenommen und verwertet hat.

Am ausführlichſten und, wenn man den objektiven Erfolg ins Auge faßt, wirkſamſten ſind die ſprachphiloſophiſchen Ausführungen gehalten. Das Programm, das Gobineau (an Prokeſch, 20 juin 1856) ankündigt: „C'est, à la fois, l'anatomie des langues au point de vue de leur vraie nature, et la démonstration de leur décadence graduelle avant le Sanscrit jusqu'aux langues modernes", iſt wenigſtens in ſeinem zweiten Punkte — für den erſten wäre er doch als Laie zu wenig kompetent geweſen — mit überlegener Kraft und Sicherheit durchgeführt. Er war durch die Äußerung eines gelehrten Landsmannes, der ſich dazu verſtieg, den den Verherrlichern der Moderne ſo unbequemen Verfall der Sprachen geradeswegs zu feiern, aufs tiefſte empört worden. Hatte doch jener ſich nicht geſcheut, es auszuſprechen, daß Schönheit der Sprache, verwickelter Regelbau, Poeſie und Erhebung als ariſtokratiſche Überlebſel wohl hätten fallen müſſen, und daß die Sprache, wie alles in der Welt, mit ihrem Leichterwerden ſich eben demokratiſiere. „Voilà de l'impudence!" ruft Gobineau aus, „C'est à cette impudence-là que je parlerai en montrant la décadence des langues corrélative à la déca-

dence des races dont elle est un des symptômes, et quand il n'y aura pas à nier que sous ce rapport l'esprit humain d'aujourd'hui est audessous de l'esprit humain du passé, nous aurons encore gagné une bataille."

Ganz gewiß war dieſe Schlacht gewonnen. Aber die Beſiegten von damals haben Nachfolger gefunden, die ſie noch weit überbieten, und ein neuer Gobineau täte heute not, um dem berühmten Nobelpreisträger, der die Sprachen wie abgenutzte Stahlfedern oder abgelegte Schlafröcke beſeitigt ſehen will, um die Kunſtſprache an ihre Stelle zu ſetzen, gebührend Beſcheid zu tun.

Herzerhebend wirkt es demgegenüber, zu ſehen, wie Gobineau von der Begeiſterung ſeiner Jugendtage (ſ. Bd. I S. 224; „Quellen und Unterſuchungen" Bd. I S. 257 ff.) für die alte Sprache und ihre Kraft und Schönheit noch nichts verloren hat, wie er an ihr namentlich als dem einzig würdigen Gewande der Poeſie unentwegt feſthält. Was die rein *ſprachwiſſenſchaftliche* Seite ſeiner Arbeit betrifft, ſo kann ſchon der Laie die Befürchtung nicht unterdrücken, daß hier die Fachleute wieder manche Kühnheit und Ungedecktheit im einzelnen aufweiſen mögen; daß Gobineau ſeiner Gewohnheit gemäß manches zu ſehr verallgemeinert hat, iſt offenkundig; auch erwähnten wir ſchon, daß er den Verfall der Sprachen *zu einſeitig* betont habe; im ganzen aber werden alle dergleichen Anſtände reichlich überwogen durch den Scharfblick für das wahre Weſen der Sprache und die Feinheit der ſprachpſychologiſchen Beobachtung[1].

Rein philoſophiſch genommen iſt dieſes „Mémoire" vor allem wichtig in Bezug auf die Klärung ſeines Standpunktes

[1] Es iſt ſehr zu bedauern, daß von Pott, auf deſſen Urteil Gobineau ſoviel gab und deſſen „Etymologiſche Forſchungen" er hervorragend herangezogen hatte, gerade über dieſe Arbeit keine Äußerung vorliegt. Sie iſt wohl nur zufällig nicht erhalten.

innerhalb der großen geistigen Strömungen der Zeit. Wenn man nach dem Essai ihn noch materialistischer Anwandlungen hatte zeihen können, so wurde es jetzt überzeugend klar, daß Gobineau zwar stets monistisch, aber nie materialistisch gedacht hat; ja, der Schwerpunkt seines Denkens ist hier noch ungleich stärker als im Essai nach der spiritualistischen Seite verlegt. Im übrigen wird man eine besondere philosophische Originalität auf diesem Einzelstreifzug in ein von ihm sonst weniger gepflegtes Gebiet nicht erwarten. Zum Gedankengehalt wie zur Terminologie haben Spinoza — in der Unterlegung der Substanz unter die ganze Betrachtung —, Kant — in der idealistischen Grundanschauung und der Loslösung des wahren Seins von Raum und Zeit — und Hegel — in der Behandlung der Idee — gleichermaßen beigetragen, am meisten aber doch wohl der Erstgenannte. Auch Immanuel Hermann Fichte wird einmal herangezogen, dessen „Anthropologie" Gobineau hochschätzte und in den Ergebnissen — einer monistisch-spiritualistischen Welt- und Lebensanschauung — seiner eigenen Arbeit verwandt fand. Freilich nimmt sich diese Anschauung in der systematischen und einheitlichen Behandlung des Tübinger Philosophieprofessors recht sehr anders aus als in der Gobineaus, die letzten Endes doch eine Improvisation bleibt, und deren modern-monistische Bestandteile von den Stellen, in denen ein Eigenleben des Geistes nach der Weise mittelalterlichen oder auch asiatischen Philosophierens hindurchschimmert, merklich abstechen.

Ein Wort wäre schließlich noch über Gobineaus Stellungnahme zur Unsterblichkeitsfrage am Schlusse zu sagen. Es entspricht ganz seiner unbekümmert kühnen, auf sich selbst stehenden Art, daß er sich von der zunehmenden Vorsicht, mit der die neuere Philosophie dies Problem behandelt[1], so gar

[1] Während Kant, der in der „Kritik der reinen Vernunft" die Unbeweisbarkeit der individuellen Unsterblichkeit dargetan, diese wenig-

nichts angenommen hat. Mit naiver Zuversicht bedient er sich unumschränkt der heikelsten aller Beweisführungen, die schon so manchen in die Irre gelockt hat: der teleologischen, um den unhaltbarsten der Trugschlüsse daraus hervorgehen zu lassen. Wir haben oben (S. 60/61) ziemlich die ganze Stelle im Wortlaute wiedergegeben. Gobineau begegnet sich hier ausnahmsweise einmal mit Herder, der in seinen „Ideen" sich auch nicht genug darin tun konnte, in den dem Individuum über sein Erdendasein hinaus winkenden Möglichkeiten zu schwelgen und sich dafür von Kant mit ruhiger Überlegenheit sagen lassen mußte, daß „die Naturanlagen des Menschen, die sich auf den Gebrauch seiner Vernunft beziehen, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickelt werden", „daß kein Glied aller Zeugungen des Menschengeschlechtes, sondern nur die Gattung ihre Bestimmung völlig erreiche". Gewiß hat es etwas Erhebendes, zu sehen, wie ein großer Geist gleichsam autobiographisch in das Endeswort wie in einen Triumphruf ausmündet: „Um die Rechtfertigung der Gesetze zustande zu bringen, deren Schaffen gegenwärtig mit dem innerlichen Wesen[1] und seinem Selbstbewußtsein abschließt, muß dieses Wesen das von ihm geahnte Leben wirklich leben, sein Bewußtsein muß seine volle Anwendung genießen und in den Besitz alles dessen gelangen, zu dessen Besitz es sich bestimmt und berufen fühlt . . . Sein Medium muß sich also nach Maßgabe des bevorstehenden Werkes vergrößern, und zwar weit hinaus über das, was wir begreifen, weit über die Sphäre hin, in welcher die jetzige organische Welt befangen

stens als „Postulat der praktischen Vernunft", d. h. als Glaubenssatz, gelten ließ, stand Schopenhauer ratlos vor der Frage, „wie weit die Wurzeln der Individualität in das Ding an sich (das Ewige) hinabreichten"; und schon Hartmann sprach zaglos das Wort des gänzlichen Verzichtes aus.

[1] „Être interne". Gemeint ist der geistige Mensch.

iſt, kurz weit hinaus über die Schwelle der ſichtbaren Auflöſung und des Todes." (Gobineau, Bd. 53 S. 37/38[1].) Aber die Vergrößerung des Mediums, in dem das Letzte und Höchſte des Menſchenwerkes ſich vollzieht, iſt eben die Erweiterung des Individuums zur Gattung: auf geiſtige Dinge die Forderung allgemeiner individueller Unſterblichkeit zu begründen, ginge am letzten an, da es dem Millionengewimmel um alles andere eher im Erdenleben zu tun iſt als um Erkennen und daher nur der jenem enthobene Geiſt für ſolches in Betracht kommen könnte. Es iſt gleichſam für das Temperament der einzelnen Großen bezeichnend, wie ſie ſich zu dieſem Problem aller Probleme ſtellten: Gobineau leugnete, erkenntnistrunken, daß ein Geiſt wie der ſeine, auch als Individualgeſtaltung, je enden könne, während andere, mehr nur als Teile des Weltgeiſtes ſich fühlend, und darin Unſterblichkeit genug findend, vor der gleichen Ausſicht in erhabener Reſignation das Haupt gebeugt haben[2].

[1] Eine ſchöne Parallelſtelle über die Unſterblichkeit alles Geiſtigen findet ſich in Gobineaus Einleitung zu den Renaiſſanceſzenen, wo es (fol. 4 des Manuſkriptes) heißt: „Au sein de ce qui nous entoure comme en nous-mêmes, se maintient une continuelle antithèse entre ce qui semble et ce qui est. C'est pourquoi la mort de toute chose, au lieu d'être la fin de cette chose, n'est rien que le commencement de son appropriation à de nouveaux états. C'est une loi inviolable. Il en résulte la permanence de l'essence intelligente dans ce monde et la nature du rôle que cette essence y est venu jouer; c'est par elle que ce qui apparaît tient de ce qui fut et que le Présent renferme à la fois des parties appréciables du Passé et de l'Avenir." Daß Goethe ſich des öfteren, insbeſondere auch in Betreff des eigenen Fortlebens, ganz im gleichen Sinne wie Gobineau ausgeſprochen hat, iſt allbekannt; am eindrucksvollſten vielleicht in dem Geſpräch mit Falk aus dem Anfang des Jahres 1813.

[2] Von früheren Gobineau gewidmeten Werken, in denen unſere Abhandlung eingehender Berückſichtigung findet, ſind Kretzer, „J. A. Graf von Gobineau" (Leipzig 1902) S. 172 ff. und Seillière, „Le

Wir wenden uns nunmehr dem Dichter in Gobineau zu, der, nachdem er viele Jahre so gut wie ganz geschlummert, jetzt in Hellas mächtig wieder auflebte. Als ein Zeichen hierfür wäre schon allein das Wiederhervorsuchen der Abbaye de Typhaines zu betrachten, welche damals erstmalig einem weiteren und Dauer-Publikum dargereicht wurde.

Von der Neubelebung der schöpferischen Ader aber zeugt vor allem „L'Aphroëssa“ (erschienen in Paris bei E. Maillet 1869), eine Sammlung von sieben kleineren Dichtungen höchst verschiedenen Inhalts und Charakters, welche Gobineau fast durch seine ganze Athener Zeit hin beschäftigt zu haben scheint.

Betreffs ihrer Entstehung sind wir zum Teil auf Vermutungen, allerdings naheliegende, angewiesen. Für die Form der poetischen Erzählung ist vielleicht das Vorbild Byrons maßgebend gewesen, der dort in Griechenland in aller Munde war und auf dessen Spuren Gobineau auf Schritt und Tritt treffen mußte[1]. Auch der Umgang mit Lytton, der gleichfalls diesen Zweig der Dichtung pflegte, mag ihn in dieser Richtung angeregt haben.

Was die einzelnen Gegenstände anlangt, so wissen wir, daß der Stoff zur ersten Erzählung „Brennus“ ihm durch die Beschäftigung seiner älteren Tochter mit der römischen Geschichte eingegeben worden ist (die Dichtung war auch ursprüng-

comte de Gobineau“ (Paris 1903) p. 277 ss. zu nennen. Ersterer gibt eine ziemlich ausführliche Analyse, ebenfalls in enger Anlehnung an Gobineau, die zur meinigen hinzuzunehmen sich schon darum empfehlen möchte, weil naturgemäß verschiedenen Betrachtern das einzelne verschieden wichtig erscheint und daher hier sich manches findet, was bei mir fehlt, und umgekehrt. Seillière, der als Philosoph von Beruf ohnehin einen strengen Maßstab anlegte, mußte das Ganze von seinem eigenen Standpunkte mehr oder minder als eine mystische Verirrung („égarement mystique“) erscheinen Treffend aber betont er den starken Nachklang des Orients, der sich darin findet.

[1] So er selbst: „Deux Études sur la Grèce moderne“, p. 100.

lich der Baronin Guldencrone gewidmet, und die Widmung ist nur versehentlich im Druck weggeblieben). Eine Achilleis lag auf hellenischem Boden nahe genug, Paul de Saint Victor (s. u.) will außerdem noch Nachklänge des Gemäldes von Eugène Delacroix „L'éducation d'Achille" in der Gobineauschen finden. Im Betreff der Stimmungen und seelischen Erlebnisse, aus denen die „Petite chanson" erwachsen ist, gibt uns die Widmung an die damals etwa zehnjährige jüngere Tochter Christine einen Anhalt. Wie er auf „Geneviève de Brabant" damals verfallen, wissen wir nicht; da Gobineau aber die heilige Genoveva, die Patronin von Paris, zugleich als seine eigene Schutzheilige betrachtete, so ist von ihr zu ihrer Namensschwester kein allzu weiter Schritt. Zum „Cartulaire de St. Avit" ist ihm die Idee wohl über seinen Ottar-Studien und -Korrespondenzen gekommen, in denen ein Kloster dieses Namens erscheint. Der „Carnaval de Venise" ist zweifellos ein Nachklang des von Gobineau mitangesehenen und mitgemachten, von ihm selbst als „assez Vénitien" bezeichneten Athener Faschingslebens. „Samson" endlich bedeutet eine teils auf seine orientalischen und biblischen Studien, teils auf eigene Anschauung im Orient zurückgehende poetische Seitenarbeit zu der ihn damals beschäftigenden Persergeschichte.

Die uns vorliegenden Notizen über die Abfassung des einzelnen sind verhältnismäßig spärlich. Nur über die Genovevadichtung schreibt Gobineau einmal an Caroline (12 juillet 1866): „J'ai écrit une Geneviève de Brabant qui est un joli petit chef d'œuvre. Tu verras cela un jour, je pense", und über Samson (23 janvier 1868): „J'achève Samson qui est une grosse machine. La 3e et dernière partie ne marche pas", und 18 février: „Rien n'avance que Samson qui est fini." Die Drucklegung scheint ungewöhnlich schnell vor sich gegangen zu sein, da Gobineau deren Beginn um Mitte

Oktober 1868 an Keller erst als bevorstehend bezeichnet und der Freund dann am 18. Dezember das Buch, „die reich befrachtete Aphroëssa", bereits in Händen hielt.

Ein überaus schönes Widmungsgedicht, welches lehrt, wie dieser Ausdruck Kellers zu verstehen ist, leitet die Sammlung ein. Wie einst das heilige Fahrzeug der Athener (dem Gobineau anscheinend selbständig die Benennung Aphroëssa gegeben hat) deren Opfergaben in gesegneter Fahrt zu dem Gotte von Delos hinübertrug, so soll jetzt dies Buch die seinigen zu seinen Göttern tragen: „Mein Buch, empfange denn den Namen des glückhaften Schiffes: er wird Dich unter allen Deinen Nebenbuhlern auszeichnen. Mag Deine Ladung ankommen oder scheitern, das Geschick wird Dir die verdienten Ehren zollen. Wie Aphroëssa, bringst Du Opfergaben, nicht dem Gotte von Marmor, den die Alten anbeteten, nein, den Gottheiten, die uns größer scheinen: die Altäre wechseln, und jede Zeit hat die ihrigen."

1. „Brennus."

Erster Gesang. Wie ein Blitz vom Himmel, wie eine Sintflut von Kieseln, wie ein Hagel, den der Sturm in seinem Grimm entfesselt, brechen die Gallier in Italiens jungen Frühling ein. Nur die blinde Masse kann in diesen riesigen Abenteurerscharen gemeine Räuberbanden sehen: in Wahrheit steht ein Gott hinter ihnen und ihrem Enthusiasmus, der sie zum Entscheidungskampfe mit den vielgerühmten Römern treibt. Sie sind der eisenbeschlagene Pflug, der in den Menschenboden, ins Fleisch eindringt, überallhin die Keime ihres Mutes, ihrer schäumenden Kraft, ihres Glaubens tragend.

Das Schwert in der Hand, stürzen sie sich auf den trügerischen Wahn, der mit dem morgen liebäugelt (in einem Zwiegespräch tritt einem in der Vorfreude der kommenden überreichen Ernte schwelgenden Bauer ein anderer entgegen, der

die dröhnenden Schläge des Geſchickes herannahen fühlt): Mord, Brand und Verwüſtung bezeichnen ihre Spuren durch ganz Oberitalien hin.

Zweiter Geſang. Der erſte Mann Roms, Camillus, der vielfache Sieger und Triumphator, wird von ſeinem undankbaren Volke auf erlogene Anklagen hin, in Wahrheit wegen des Übermaßes ſeiner Verdienſte und ſeiner ariſtokratiſchen Haltung, verurteilt und verbannt. Den Geſtürzten, Tieftraurigen erweckt ein Kuß ſeines Töchterchens: ein Blick in die ihn anlachenden blauen Kinderaugen und eine Anſprache ſeiner Gattin, die ihn ermahnt, der Ahnen zu gedenken und ſich Fels und Gipfel, an denen Wellen und Wind abprallen, zum Muſter zu nehmen, geben ihn voll Mut und Vertrauen dem Leben wieder. Die drei ziehen mitſammen in die Verbannung, die ihnen an Entbehrungen, aber auch an Frieden reich wird. Am Mittag des nächſten Tages pochen die Wanderer an die Hütte eines Ziegenhirten, als deren Eigentümer ſich ein Freigelaſſener des Camillus zu erkennen gibt, der ſeinen großen Wohltäter dankgeſchwellten Herzens bei ſich aufnimmt.

Dritter Geſang. Die furchtbare Schlacht an der Allia iſt geſchlagen, Angſt und Schrecken herrſchen in Rom, wo alsbald die Gallier eindringen. Der Wölfin iſt das Haupt geſpalten, ihre Wiege zerborſten. Die Senatoren im weißen Bart, mit der heiteren Stirn, dem feſten Blick, dem Herzen von Erz, den Tod vor Augen, verſchmähen die Rettung. Sie laſſen ſich hinmorden, aber ihr Gedanke iſt unſterblich, er birgt die große Zukunft, mag auch ihre Stadt in Flammen aufgehen. Dem Gallierführer Brennus aber bleibt noch ein ſchwerſtes Stück Arbeit: die Eroberung des Kapitols. Aller übermenſchliche Mut, die Gewaltſamkeit, mit der er die Unglücksweisſagungen einer alten Seherin übertäubt, die zäheſte Tapferkeit vermögen des letzten Römerbollwerkes nicht Herr zu werden. Hunger und Peſt bedrängen Belagerte und Belagerer.

In ihrer höchsten Not aber besinnen sich die Römer auf Camillus, der großen Sinnes auf den Ruf des Vaterlandes antwortet und die erzwungene ländliche Beschäftigung wiederum mit dem Waffenhandwerk vertauscht.

Vierter Gesang. Die Gallier haben sich am Kapitol die Köpfe eingerannt. Brennus hat in Camillus seinen Meister gefunden, der wie ein vom Himmel gefallener Felsen die Wagschale seines Geschickes zum Sinken bringt und sein berühmtes vae victis gegen ihn selber kehrt. Erschöpft und elend schleppen sich die Trümmer der einst so stolzen Schar der Heimat zu, die sie sieg- und beutereich wiederzusehen gehofft hatten. Brennus stellt sich dem Rat der Großen seines Volkes; er entkleidet sich freiwillig aller Ehren und Würden, er bietet sein Haupt zur Sühne des durch ihn heraufbeschworenen Unglücks. Diese Seelengröße überwältigt die Seinen: ein zweiter, gewaltigerer Zug soll die Schläge des ersten wettmachen. Das ganze Volk soll er diesmal gegen Rom führen. Aber in Brennus ist eine Wandlung vorgegangen, die rauschende Begeisterung seiner neuen Heerscharen findet in ihm kein Echo mehr. Zerrissenen Sinnes ergreift er ein letztes Mittel, zu dem er sich gerne flüchtet, wenn es mit der eigenen Weisheit zu Ende ist: in heiliger Nacht sucht er in einem weltentrückten Tale, nahe einem alten Dolmen, sein Orakel auf, die geliebte Schwester, die keusche Seherin, die geweihte Priesterin der Mondgöttin. Ihr offenbart er sein Innerstes: daß Camillus' Heldengröße ihn in ihren Bann geschlagen und an der eigenen irre gemacht habe. Von der Göttin begeistert, rät ihm die Angerufene, das blut- und tränengetränkte weltliche Königsdiadem mit einem höheren zu vertauschen. Nur durch eines könne er fortan Camillus noch besiegen: wenn er, vom Ruhme des Welteroberers abstehend, zum Weltüberwinder werde. Von den Schauern des Ewigen durchschüttert, weiht sich Brennus dem göttlichen Dienste: „ein Strahlenkranz umgab das Haupt

des verklärten Fürsten; der Held ward zum Büßer und wich nimmer aus dem Haine.“ [1]

So endet dieser im Ton bald schlichte, bald wuchtige Heldensang, dessen vornehmlichste Eigenart darin besteht, daß er gewissermaßen zwei Helden hat, zwei Völker verherrlicht. Zum ersten und einzigen Male nämlich hat sich Gobineau hier zur vollsten und unbefangensten Würdigung der großen Seiten der ihm sonst so fremden und widerstrebenden Römerwelt aufgeschwungen, ja man darf sagen, daß auf dieser schönen Würdigung nnd dem wirksamen Kontrast, in den er das Römertum zur gallisch-germanischen Art zu bringen gewußt hat, nicht zum wenigsten die Vorzüge seiner Dichtung sich aufbauen.

2. „L'Achilléide.“

Am schönsten Tage reitet der königliche Knabe Achill, übersprudelnd von freudigem Leben, der ganzen Natur eine Wonne, auf Zentaurenrücken der Mutter Thetis zu. Er will in die Wolken, will Blitz und Donner in ihrem Ursprung fassen, hoch und immer höher steigen, die Morgenröte grüßen, die Schatten der Nacht durchdringen. Die göttliche Mutter willfahrt ihm und durchfliegt mit ihm den Äther. Auf der Fahrt durch den schweigenden unendlichen Raum zeigt sie dem flammend Begeisterten die Gestirne, die Tierkreiszeichen, den millionenfältigen Sternenregen erloschener Welten. Ambrosia, die Himmelsnahrung, deren Abfälle den Menschen vom Firmamente hinab die hohen Gedanken und Tugenden zutragen, umflutet sie, je mehr sie sich dem Himmel nahen, dessen über-

[1] Hierin, wie es von anderer Seite geschehen ist, einen Sprung in die indische Welt sehen zu wollen, ist durchaus nicht nötig. Wie das „sich mönchen“ von Königen nach bewegter Heldenlaufbahn auch in der germanischen Sage und Geschichte daheim, wieviele Vorgänger Karl V. hierin gehabt hat, lehrt unter anderen Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. I S. 280.

ſchwängliche Herrlichkeiten der Dichter ſich zu ſchildern vermißt. Dort angelangt, fleht Thetis den Göttervater an, daß er den Sohn aus dem Widerſpruch, zugleich göttlich und vergänglich geboren zu ſein, erretten und ihm vor allen Menſchen eine einzigartige Auszeichnung verleihen möge. Zeus ſagt es zu, muß er doch das Kind anſtaunen, das einem der Götter nach dem andern zuruft: „ich bin Herr, nicht Sklave", dem Athenens Lanze zu zahm iſt, das von Aphroditens Gürtel nichts wiſſen will, weil er ihm eine Feſſel werde, und von Hermes' Zauberſtab nichts, weil er Lug und Trug berge. So iſt alſo, was er will, die ewige Tatkraft, die ewige Freiheit. Aber da er als Sterblicher im Himmel keinen Platz hat, noch weniger aber die Erde ihm genügen kann, ſo weiß Zeus keinen anderen Rat, als daß er ſterbe. Der Tod ſelbſt ſtellt Achill die Wahl, ihm ſpät zu nahen, wenn er ein freudenreiches, aber ruhmloſes Daſein führe, oder bald, wenn er den gewiſſen Glanz einer Gegenwart erraffen wolle, die ſein Andenken in die fernſten Zeiten tragen werde. „Und wär's in die Hölle, in den Erebos, ich will in den Tod", ruft Achill. Vergebens ſucht die verzweifelte Mutter ſein Geſchick jahrelang abzuwenden, durch die Wonnen der Waſſerwelt, durch Liebesrauſch ihn zu betäuben. Eines Tages entdecken doch die Helden der Achäer in ihm ihre Leuchte, ihren Retter, und der kundige Odyſſeus entführt ihn gen Troja. Dort vollführt er ſeine unerhörten Taten und findet kämpfend bald das Ende, das ihn der neuen Morgenröte zu, das ihn aus dem Dunkel ins Licht führt. So vollzieht ſich Achills Apotheoſe, denn:

„Il habite au profond des âmes
Qui, s'effrayant des moindres blâmes,
Ne veulent trêve ni repos!
Il est chéri de toutes femmes
Dont les yeux cherchent les héros!
Il marche au-devant des bannières
Qui vont franchissant d'un pas sûr

Montagnes, plaines et rivières,
Et que ne retient aucun mur!
Il riait au fils de Philippe
Quand celui-ci, presqu'un enfant,
Ainsi qu'il eût fait de l'Euripe,
Franchissait la mer triomphant
Et faisait voler ses enseignes,
Porus, aux villes où tu règnes,
Sur les pays de l'Éléphant!
Il était avec ces cohortes
Qui foulèrent le monde entier;
Il était dans ces mains si fortes
Qui dépecèrent par quartier
Des empires de toutes sortes!
Il est avec tout ce qui meut,
Tout ce qui s'agite et s'avive;
Il est avec tout ce qui veut,
Il est avec tout ce qui peut ...
L'aime-t-on? Eh bien! qu'on le suive!"

Man ſieht, wie nur ganz von ferne und kaum mehr als dem Namen nach Gobineau, ſehr im Gegenſatze zu Goethe, hier eigentlicher Homeride iſt[1]. Seine Achilleis iſt in der Tat

[1] Übrigens ſpielt das Motiv, daß der Gedanke des ewigen Ruhmes, der ſeiner harre, den Achill die Bitterkeit des Todes vergeſſen mache, auch in Goethes Achilleis (Vers 512 ff.) ſeine Rolle: begreiflich genug, da es ſich ja hier um einen der hervorſtechendſten und ſchönſten Züge im Weſen Achills handelt. Auffallender ſind andere Übereinſtimmungen in den Achilleusdichtungen der beiden Meiſter. Auch Goethe feiert, durch den Mund des Hephäſtos, die Herrlichkeiten des Himmelsſaales. Auch bei ihm findet ſich die dem „Entfeſſelten Prometheus" des Äſchylos entnommene Andeutung, daß Zeus, der urſprünglich um Thetis gefreit hatte, auf Grund einer Weisſagung des Prometheus, wonach ſeiner Verbindung mit Thetis ein Sohn entſpringen ſolle, der größer als er ſelbſt ſein und ſeine Macht ſtürzen würde, dieſer Verbindung entſagt habe (beiläufig bemerkt, bei Goethe Vers 174 ff. trefflich motiviert und in beſtem Zuſammenhange, bei Gobineau p. 59 höchſt unvermittelt und faſt unverſtändlich). Ich

mehr eine Improvisation als eine Kunstdichtung: ohne viel Ordnung, in stellenweise wahrhaft tumultuarischer Bilder- und Gedankenflucht, werden die eigenen hochgemuten Gesinnungen des Dichters an der Heldengestalt des Achilleus versinnbildlicht.

In die Heimat des Dichters und deren Nachbargebiete versetzen uns die nächsten drei Dichtungen.

3. „La petite chanson."

Der Genius der Freude, der unschuldig-reinen, durchwandelt Wald und Fluren, mit ihm sein Liedlein, das sein treuester Genoß, sein ein und alles, gleichsam sein Echo, der andere Ausdruck seines Wesens ist. Sehr schön wird die Charakteristik dieser „petite chanson", die aller Welt zugute kommt, die „wie ein leichter Schauer" von selbst entstanden ist, schmucklos, einfach, ewig heiter, auch wohl übermütig-leicht — in Anreden des Götterkindes an sie selber gegeben, welche zwischen die Handlung des Gedichtes eingestreut sind. Diese läuft darauf hinaus, in ergreifender Steigerung zu zeigen, wie drei Bilder menschlichen Leides, menschlicher Sorgen, menschlichen Brütens durch einen Strahl von der vorüberziehenden Freude, durch einen aufgefangenen Klang ihrer Weisen umgezaubert werden.

Ein Holzhacker mit seiner Familie im Walde bei der Arbeit. Ein Kind des Unglücks, sieht er sich nach schwerem Schicksale dazu verurteilt, Tag und Nacht sich abzuschinden, um für seine vielen Kinder das Notdürftigste zu erwerben, ohne doch dem Gespenst der Not je ganz zu entrinnen. Es

möchte darnach fast annehmen, daß eine vorangegangene Lesung der Goetheschen Achilleis — Gobineau war lebenslang ein großer Goetheverehrer und Goethekenner — mindestens ein mitbestimmender Faktor für die Schaffung der Gobineauschen geworden sei, so polarisch anderartig diese dann auch ausgefallen sein mag.

ist fast nicht mehr zu ertragen. Da ist's mit einem Male, als habe er das Mädchen aus der Fremde gehört. Eine mächtige Eiche gefällt, das ist wahrlich kein kleines Ding! Stolz jubelt's in dem Alten auf. „Hast du deine Flöte?" ruft er seinem Jungen zu, und das Beispiel des Vaters reißt bald Frau und Kinder zu ausgelassener Lustigkeit mit fort. Die ganze Familie macht ein Tänzchen „ohne Ausblick auf irgend eine Hoffnung, aber auch ohne Angst vor irgend einem Sturme".

Düster und verdrossen kehrt der alte Ritter Hugo von Gournay mit Roß und Reisigen von einem Ritt zurück. Er ist in schweren Sorgen: Philipp August hat von ihm verlangt, daß er dem Herzog von der Normandie die Lehnshoheit kündigen und in die seine übertreten solle. Klippen und Gefahren umlauern ihn aller Enden. Er verwünscht die Eltern, die ihn zum großen Lehnsträger gemacht; als Feldarbeiter, als Bettler, ja als Gefangener wäre er besser daran gewesen — haben doch sie alle nur für sich zu sorgen! Die gedrückte Stimmung des Herrn teilt sich dem ganzen Zuge mit: gesenkten Blickes reiten die Ritter, gesenkten Hauptes die Knappen. Da horch: eine Vogelstimme — wir wissen, weß die Stimme war! —, die Herrn Hugo zuraunt, welch herrlicher Tag heute sei, ein Tag, der ihm unwillkürlich den gleich schönen, den schöneren, ja den schönsten seines Lebens vor die Seele zaubert, den Tag ewiger Ehren, da er zu Gisors unter der Ulme das Kreuz nahm, um mit Richard Löwenherz ins heilige Land zu ziehen. Da leuchtet das männliche Antlitz des alten Paladins in heller Freude auf: „Schnell voran", ruft er den Seinen zu, „und sterben wir, so sterben wir doch aufrecht!" Wie ein Ruck der Begeisterung geht's durch den ganzen Zug, die Waffen klirren, die Schilde schimmern. Die Rosse wiehern, schütteln sich, bäumen sich, die Glut im Auge; selbst die Windhunde beißen in dem allgemeinen freudigen Wirrwarr voll Übermut an den Mänteln und Stiefeln der Pagen herum.

Noch lange, nachdem die ſtürmiſche Schar aus der Lichtung, wo die Sonne ihre Banner und Fähnchen, ihre Rüſtungen, ihre Kleider vergoldete, in die ſchattige Waldestiefe ſich verloren, hört man ihre hellen Rufe durch den ſonſt ſo ſtillen Wald erſchallen[1].

Im tiefſten Grunde des Tales, von wo ſo manches Mal die Glocken eines alten Kloſters herübertönen, liegt zur ſelben Zeit deſſen ehrwürdiger Abt in ſchwere Seelenkämpfe verſunken. Er wiegt die Dinge des Glaubens, er findet die menſchlichen Fehle zu groß, um vor dem ewigen Richter beſtehen zu können. Gramgebeugt wandelt er dahin, als ihm ein Windhauch einen Vers von dem Liedlein zuträgt, das „auch in der ſchlimmſten Wunde immer noch einen Splitter des Guten zu finden vermag". Heimgekehrt, entbietet er den Prior, den treueſten Gefährten ſeiner geiſtlichen Bahn, zu ſich, um ihm zu ſagen, daß ſein Sinn ſich gewandelt habe, daß eine ſo ſtarre Traurigkeit doch wohl gegen den Geiſt des Herrn, und daß es ein Irrtum ſei, die Erde als reine Unglücksſtätte zu betrachten. Die Bücher, mit denen er ſich zu unrecht ſo viel abgequält, hätten ihm nur die Skrupel, die blinde Melancholie gebracht; jetzt aber ſei er wie durch eine Offenbarung mit eins erleichtert, ja beglückt und von freudigſter Hoffnung erfüllt. Die Welt ſcheine ihm doch nicht ganz

[1] Ich möchte nicht unterlaſſen, aus dieſem Bilde die Anrede des alten Ritters an ſein Gournay anzuführen, um ſo mehr, da aus ihr zweifellos Arthur de Gobineau ſo gut als Hugue de Gournay redet:

„O mon Gournay! chères murailles,
Inventions de mes aïeux,
Vous m'êtes plus que mes entrailles,
Plus que mon sang, plus que mes yeux!
O mes tours! ô maisons tranquilles,
Où s'éjouissent mes bourgeois!
O la plus douce entre les villes,
Dans mon cœur même je te vois!"

so verräterisch, und sei sie auch eine Sirene, so sei diese eine Schlange doch wohl nur bis zur Brust. Und der alte Weißbart von Mönch seufzte und sein Haupt neigte sich . . .

Die Frage: „Wer bist du denn, Himmelstochter, daß du so das Glück verleihst?" bildet den Beschluß der köstlichen Dichtung. „Aber du fliehst, du hörst nicht, du ziehst von dannen. Wo sind deine Schritte? Wo sind sie, daß man dir folge? Das Gras hat keine Spur davon bewahrt, dem Herzen nur bleibt das Gut lebendig eingeprägt, das man so einmal besessen."

4. Von „Geneviève de Brabant" brauchen wir eine gleich ausführliche Inhaltsangabe wie von ihren Vorgängerinnen um so weniger vorzunehmen, als Gobineau die berühmte Sage in ihren Grundzügen auch seiner Darstellung untergelegt hat. Freilich hat er in der psychologischen Ausgestaltung der Hauptfiguren sich starke Freiheiten erlaubt, auch die Handlung einige Jahrhunderte jünger, nämlich um die Zeit der Kreuzzüge, angesetzt. Genoveva kehrt, nachdem ihre Unschuld erkannt ist, nicht zu ihrem — von Gobineau durchweg mit Ironie behandelten, schwachköpfigen und dickhäutigen — Gemahl auf sein Schloß zurück, sondern zieht es vor, ihr Leben im Schoße der Natur zu beschließen, von der sie ganz ein Teil geworden, in deren Anschauen sie einzig noch Gott nahe bleiben zu können vermeint.

Völlig umgebildet, ja dem Dichter unter der Hand zu einem durchaus eigenen Gebilde erwachsen ist die Gestalt des Golo. Fast möchte man sagen, er hätte dieser poetischen Erzählung den Namen geben müssen, so sehr hat Gobineau die Schwerkraft seiner Kunst in das Seelengemälde seiner Kämpfe, Taten und Leiden verlegt.

Der junge Page ist nur äußerst widerwillig vom Kreuzzuge zurückgeblieben und hält sich daher auch zunächst grollend

den Frauen fern. Bald aber entbrennt er doch zu der schönen Herrin in Liebe, in einer Liebe, die er sich freilich zunächst selbst zu verbergen, auszureden sucht. Von ihr an der Spitze ihrer Mannen dem Grafen von Flandern in einer Fehde zu Hilfe gesandt, vollbringt er dort wie im Traum Wunder der Tapferkeit; seine Augen funkeln, aber seine Seele hat keinen Anteil an dem blutigen Bilde, das sie vor sich sehen, das er, ein seiner sich nicht bewußter Held, geschaffen. Vor dem inneren Auge steht ihm immer nur das vergötterte Frauenbild, dem er, heimgekehrt, seine Trophäen zu Füßen legen will.

Und er kehrt heim. Einen Monat lang herrscht in ihm eine „brennende Ruhe". Da erhascht er eines Tages das Wort einer Dienerin, daß Genoveva dem Herzog von Brabant einen Erben schenken werde. Jäh ausbrechende Eifersucht gibt ihm mit ihren Höllenqualen den teuflischen Anschlag ein, die Herrin bei ihrem Gatten zu verleumden. Zwar gesellt sich der Eifersucht fast unmittelbar die Reue, und er hofft als Retter und Beschützer der durch den Spruch des Herzogs dem Untergang Preisgegebenen Sühne und Verzeihung zu gewinnen. Als aber Genoveva ihn voll Verachtung von sich stößt, gewinnt durch die fürchterlichsten Kämpfe hindurch endlich ein namenloser Haß, der Bastardsohn der Liebe, die Oberhand, und Golo liefert die würdevoll Gefaßte den Mördern aus, die sie dann, von ihrer Unschuld gerührt, der Wildnis abtreten.

Jetzt aber, nachdem das Entsetzliche geschehen, faßt den Verräter kaltes Grausen, Ekel vor sich selbst; er stiebt in die Welt hinaus. Ruhe kann er nicht finden, nicht einmal suchen. Vielleicht gewährt ihm Gott einen blutigen Tod, der seinem Elend ein Ziel setzt. Der Gedanke, ein Palästinakämpfer zu werden, durchzuckt ihn; aber wie darf er das Kreuz des göttlichen Erlösers beflecken, indem er es auf seiner Brust trägt, wie darf er den Auserwählten ihr Teil Ruhm rauben, wie ihre letzten Ehren an sich reißen, auf die ein Verworfener wie

er doch kein Anrecht hat? Er wirft ſich dem Papſt zu Füßen, der ihn entſündigt und in ein armes Kloſter verweiſt. Als ihn dort nach einiger Zeit die Brüder zum Prior machen wollen, erkennt er voll Schrecken, daß ihm hier noch immer nicht ſein wahres Los geworden, das ihn noch viel tiefer hinabweiſe. So wankt er weiter. Er tritt in ein anderes Kloſter in Deutſchland als Laienbruder ein und verrichtet dort unter Kaſteiungen ein paar Jahrzehnte die niedrigſten Dienſte; der Abt und die Mönche ſtaunen über den geheimnisvollen Fremden, der ihnen Namen und Art vorenthält, in dem ſie einen von tiefſtem Leid heimgeſuchten, aber auch erleuchteten Außergewöhnlichen ahnen, der die Reinheit eines Engels mit unbegreiflichen Anwandlungen verbinde. Dem Tode nahe, vernimmt er, daß der Legat der deutſchen Marken das Kloſter beſuchen werde: dieſer Legat iſt kein anderer, als der Sohn Genovevas, der, von dieſer und einem alten Eremiten in den heiligen Dingen unterwieſen, früh zu einem Licht der Kirche ſich angelaſſen, aber erſt, nachdem er der Mutter die Augen zugedrückt, dem Rufe Papſt Cöleſtins Folge gegeben hatte. In fiebernder Haſt verlangt Golo nach ihm; er lechzt nach dieſer letzten Beichte, um aus ſeinem Munde den Spruch des Himmels zu vernehmen.

Was der Legat ihm geſagt, entnehmen wir aus den Worten, die er, da er von dem Sterbenden zurückkehrt, das Herz beſchwert, die Augen in Tränen gebadet, zu ſich ſelber ſpricht: „Ich habe zwei Heilige ſterben ſehen, meine Mutter und dieſen armen Mann.“

5. „Le Cartulaire de Saint-Avit.“

Dieſe Krone der Sammlung birgt ein allerlebensvollſtes Stück franzöſiſcher Geſchichte und gibt zugleich eine Probe, was für einen Geiſt wie Gobineau in den trockenen Blättern der Urkundenbücher lebt — wobei ganz dahingeſtellt bleibt, ob er

im vorliegenden Falle überhaupt solche vor Augen gehabt hat, was mit Sicherheit nicht festzustellen ist. Die einzelnen (10) Gedichte, in Geist und Form meisterhaft den betreffenden Epochen angepaßt, enthalten die tausendjährige Geschichte des im Gebiete der Grafen von Champagne belegenen Klosters, verkörpert in den Gestalten seiner vornehmsten Äbte, die hier in den verschiedensten Kundgebungen — Berichten, Briefen, Gedichten usw. — zu Worte kommen.

Saint Avit, erster Abt. (912.) Hehrer, heiliger Gottessinn begründet das Kloster im Geiste der weltentrücktesten Hingebung, der Liebe und der Demut, welch letztere sich namentlich auch in der äußersten Unscheinbarkeit der auf den Bau — kaum mehr als eine Schutzhütte — verwandten Mittel offenbart.

Saint Andiol, vierter Abt. (1015.) Ein Jahrhundert später kommt der Graf von Champagne mit seinen Vasallen von ungefähr zu dem Kloster geritten und findet, daß Wohnung, Lage und Lebensweise der Mönche, wiewohl schon längst nicht mehr die gänzlich einfache schlichte der allerersten Zeit, doch ihrer nicht würdig und für ihn, den gegebenen Schutzherrn des Klosters, eine Schande sei. Er läßt in prächtigen Bauten ein völlig neues geistliches Heim erstehen: dem imposanten Äußeren entspricht die innere Ausstattung, an der die erlesensten Künstler aller Lande, byzantinische Mosaikarbeiter, italienische und flamländische Bildner sich beteiligen. Das Beispiel des Grafen wirkt weiter: Schenkung auf Schenkung regnet auf das beglückte St. Avit hernieder, dessen Ruhm weithin erstrahlt und für das selbst die Päpste Worte höchsten Lobes finden. Nur einer schüttelt zu dem allen den Kopf: der dem alten Geiste treue Abt Andiol, der zu seinen Brüdern spricht: „Nein, nicht das ist's, was der heilige Avitus wollte!"

Hugo, fünfzehnter Abt. (1108.) Heißen Blutes und doch kalt im Herzen, wild hinausstürmend und doch zaghaft, wonnig erregt und doch erzitternd, schaut Abt Hugo in schöner Sommer-

nacht in die Sterne, die ihn so magisch anziehen und ihm doch keinen Frieden bringen. Murad, sein arabischer Astrolog, naht ihm, um gemeinsam mit ihm den gewohnten nächtlichen Studien obzuliegen. Aber Hugos Seele wird mehr denn je von Gewissensbissen zerrissen: die Wissenschaft, Alchymie wie Astrologie, an deren Hand er sich vermessen hat die innersten Geheimnisse des Seins anzutasten, hat ihn nicht glücklicher gemacht, wohl aber Gott entfremdet, ja ihn gewissermaßen in Auflehnung wider ihn gebracht. Der Araber, selbst eine restlos einheitliche Gestalt, ganz nur Gehirn, ganz nur Erkenntnisdrang, daher auch gerade in dessen unbedingter Befriedigung seine Art von Dienst des Höchsten beschlossen findend, hält ihm seine Halbheit vor: himmelanstrebend, klebe er doch am Staube, weil menschliche Rücksichten ihn vom letzten kühnsten Fluge zurückhielten. Hugo, dem weder das Rittertreiben seiner Ahnen je angestanden noch der heilige Sinn seiner Amtsvorgänger eignet, der in jungen Jahren eine Heißgeliebte durch den Tod verloren und in späteren die Phantome von Stolz und Ehre auf ihre ganze Nichtigkeit erkannt hat, sieht freilich erstorbenen Herzens nun nur noch die Wissenschaft, die wenigstens seinen Geist in Schwung bringt und in fiebernder Tätigkeit erhält. Mit den Worten: „Bleib denn, bleibe bei mir, du mein letzter Führer! Her das Astrolabium" kehrt er sich Murad wieder zu, und erst als der Morgen graut und die Klosterglocken den jungen Tag einläuten, trennen sich beide, um jeder an seiner Stätte und in seiner Weise das Haupt vor Gott zu beugen. Hugo betritt stolzen Schrittes den Chor und liest mit mächtiger Stimme die Messe. Die Brüder staunen die Gestalt ihres Meisters an, und in den markigen Zügen seines düsteren Antlitzes glauben sie Himmel und Hölle zumal sich spiegeln zu sehen[1].

[1] Gobineau hat hier einen Vorgang besonders groß und schön dargestellt und gewissermaßen idealisierend festgehalten, der im übrigen

Enguerrand de Ribart, siebzehnter Abt. Am 11. Juli 1159 erläßt dieser ein Schreiben an den Ritter Guy de Vernon: einer von dessen Knappen hatte sich herausgenommen, den Damhirschen des Abtes aufzulauern, und er selbst gar letzte Woche diesen einen Scheinheiligen genannt. „Glaubt Ihr, daß die Kirche hier auf Erden dazu da sei, sich beschimpfen zu lassen? Wie David, der große Heilige, einst Goliath, einen meuterischen Baron, der von seinem dicken Panzer viel Aufhebens machte, darniederschlug, so wird's Euch ergehen, wenn Euch nach Abenteuern gelüstet und Ihr nicht gleich heute morgen um Gnade bittet." Der brave Ritter versichert ihm in seinem Antwortschreiben treuherzig, von dem Übergriffe seines Knappen habe er nichts gewußt — er könne nicht alles wissen —, sei es an dem, so solle er bestraft werden. Ihm selbst sei es nie eingefallen, den Abt einen Heuchler zu nennen. Der heilige Goliath gehe ihn nichts an; wenn er sich schlecht geschlagen habe, bedaure er das. Im übrigen möge er ihn in Ruhe lassen. So aber hat unser Abt nicht gewettet. Gleich zu morgen mit Tagesanbruch erhält der Ritter eine Ausforderung, die Waffe wird ihm freigestellt, auch gleich angekündigt, daß Quartier nicht gegeben werde. Zu früher Stunde reitet der Gottesmann, nach einem mächtigen

typisch wiederkehrt und von Alexander von Humboldt nach seinem realen Gehalte treffend gekennzeichnet wird als erwachsend aus „einer gewissen Lebhaftigkeit der Phantasie, deren ungemessene Aufregung bei den Mönchen des Mittelalters in ihren naturphilosophischen Richtungen durch den Eindruck so vieler unerklärter großer Naturerscheinungen wie durch langes angstvolles Spähen nach Lösung geheimnisvoller Probleme krankhaft erhöht wurde." (Kosmos, Bd. II. Stuttgart 1870. S. 178/79) Solche Faustszenen im Kloster waren also gar nichts Ungewöhnliches: ging doch selbst von Gerbert, dem späteren Papst Sylvester, infolge seiner Verbindungen mit den Arabern die Legende, daß er seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl einem Pakt mit dem Bösen verdanke.

Frühſtück in gehobenſter Stimmung, zum Kampfe aus, dem der Herr von Vernon durch die wiederholte dreimalige Verſicherung, daß er unſchuldig angeklagt werde, auszuweichen ſucht. Erſt als der Gegner unerbittlich auf ihn eindringt, bleibt dem armen Ritter nichts anderes übrig als dem ſtreitbaren Abt den Schädel einzuſchlagen, und der Bruder, der die Ausforderung geſchrieben, klagt nun in ſeinem Nachrufe, er habe den Gerechten fallen und den Böſen triumphieren ſehen. „Er war ein großer Abt, voll kriegeriſchen Sinnes; mehr als hundert Kämpfe hatte er in ſeiner langen Laufbahn mitgemacht, und immer ohne Furcht. Er war ſehr fromm und verſäumte nie im Herzen ſein Gebet zu ſprechen."

Jacques de Bricaud, neunundzwanzigſter Abt (1498), in einem Spottgedicht der Bauern als Trinker und Schürzenheld gezeichnet.

Jean Grillet, ein ehemaliger Kammerdiener des Königs, verewigt ſich als einunddreißigſter Abt — er zuerſt ein „Commendataire", will ſagen ein weltlicher Abt oder Pfründeninhaber — 1552 durch zwei im Stile der Zeit gehaltene urgalante und entſprechend künſtliche Gedichte, das erſte auf eine Ehrendame der Königin, das zweite (Sonett) auf die berühmte Diane de Poitiers.

Gédéon de Lanſac, ein hugenottiſcher Feldhauptmann aus dem Lager Heinrichs von Navarra, ſechsunddreißigſter Abt. (1592.) Der Abt von St. Avit iſt zu dieſer Zeit im ganzen Königreiche der Schrecken des Papſtes und ſeiner Mönchlein geworden. Im Kloſter iſt er heillos dazwiſchen gefahren; vom Prior bis zum Kellermeiſter muß alles gründlich heran, damit er ſich's wohl ſein laſſen kann. Er läßt's auch nicht nur beim Wettern gegen den Antichriſt und die Papiſten bewenden: die Reſte des heiligen Avitus und all das andere alte Gebein, vor dem dieſe Bande ſich niederwarf, hat er in einen Trog ſchütten laſſen, die Reliquienſchreine haben köſtlich nutzbares

Gold hergegeben, die Bücher sind im Hof in Flammen aufgegangen. Die alten Mönche weinten, aber Gédéon hat ihnen dies gelegt. Er will auch noch weit gründlicher vorgehen, um den alten Unfug auszurotten, unter anderem Doktoren von Genf kommen lassen, daß sie das Manna des echten Glaubens spenden. Denn der muß nun einmal, gutwillig oder mit Gewalt, allerwärts verbreitet werden: „Wer einen Wildling veredeln will, muß wohl der Rinde zu Leibe gehen."

Louis-Nicolas-Armand de Malerue, vierzigster Abt, eine Kreatur der Marquise de Maintenon, berichtet unterm 19. November 1688 an diese seine Gönnerin, wie er dem hochehrenwerten Abt von St. Avit, der sich mit allen Mitteln und aus allen Kräften geweigert, Papiere, welche Arnauld und andere Jansenisten seiner Obhut anvertraut, auszuliefern, solche endlich durch den Verrat eines Laienbruders, der als einzigster sich durch seine Drohungen hatte einschüchtern oder durch seine Versprechungen locken lassen, entrissen habe. Diese schmähliche Exekution endet damit, daß der Tartüffe selbst auf königliches Geheiß die Stelle des Abtes einnimmt und seinen Vorgänger in die Bastille bugsiert, während der Prior und einige der Väter in anderen Klöstern unschädlich gemacht werden. Mit der Bitte an die hohe Gönnerin, ihm einige zuverlässige Personen zuzugesellen und im übrigen zum Heil des reinen Glaubens ihm immer wohlgeneigt zu bleiben, schließt das saubere Schriftstück.

Jules-Marie Sarboise, dreiundvierzigster Abt (1760), widmet um die Blütezeit der Aufklärung der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres eine von Weisheit und Salbung übertriefende Ode. Nachdem im Eingang dem Aberglauben, dem Fanatismus und der Unwissenheit die übliche Absage erteilt worden, an deren Stelle fortan Vernunft und Toleranz, Wahrheit und Tugend in der Welt herrschen sollen, werden den Herren Akademikern in gefühlvollen Worten die

Wonnen vor Augen geführt, welche dieſer Seelenhirt, dem die Tränen kommen, wenn er ein Mutterſchaf mit ſeinem Lämmlein koſen ſieht, im Predigen von Wahrheit und Weisheit unter ſeinen Bauern — er nennt ſie „Schäfer" — koſtet. Er läßt uns auch über das einzelne der Triumphe, welche die Wahrheit in ihm erringt, nicht im unklaren, wenn wir z. B. erfahren, daß er den Bauern die Legende vom heiligen Avitus ausredet, der in Wirklichkeit irgend ein, guter oder böſer, heidniſcher Gott geweſen ſei, den die Kirche wohl oder übel als Apoſtel oder Heiligen übernommen habe.

Marie-Savinien-Eugène de Théry, der vierundvierzigſte und letzte Abt, zeigt noch einmal wieder den ganzen erhabenen Sinn und die Seelengröße und Seelenreinheit des erſten. Im Dezember 1792 berichtet er einem um ihn beſorgten Freunde in London von den Greueln der Revolution, deren Weſen und Urſachen er mit dem Tiefblick der Wahrhaftigkeit aufdeckt, die ihn aber nicht einen Augenblick erzittern oder gar um das eigene Wohl bangen macht. Wer dürfte verräteriſch an ſich denken angeſichts des furchtbaren allgemeinen Unglücks? Nein, die Schreckniſſe, vor denen der Glaube, der Thron, das Recht, die Scham dahingeſunken ſind, ſie können und dürfen die Einzelſeele nur emporreißen. So ſteht er aufrecht und feſt da, als er ſchon — hiermit ſchließt das Schreiben — die Rufe „Tod den Prieſtern!" im Vorhofe hört. Einen Augenblick denkt er daran, mit dem Rufe „Hoch das Kreuz!" den Wütenden entgegenzuziehen. Aber nein, er hat kein Recht, das Martyrium zu erzwingen, und ſo harrt er drinnen deſſen, das der Himmel ihm beſchieden hat.

Ein Vierteljahr ſpäter. Nur wenige Worte — aus Mannheim — ſagen uns, daß das alte, erlauchte Heiligtum in Aſche geſunken iſt. Tot alles, was da war, oder dem Vergeſſen geweiht. Dem Abte hat ein Jude die Pforten des Gefängniſſes öffnen machen, ein Soldat ihn über den Rhein ge-

bracht. Ein ketzerischer Pastor hat ihn bei sich aufgenommen und gibt ihm das Brot, dessen er sonst ermangeln würde — er, der Bekenner der Lüge, und doch von alter Lauterkeit, jetzt sein einziger Bruder! Welch eine Zeit! Nichts ist mehr aufrecht, nicht einmal in den Seelen. Durch die Flammen muß man hindurch, und was wird man wahren von seinem Recht, von seinem Gut?

Sechsundfünfzig Jahre später vernehmen wir den Abschiedsgruß dieses adeligen Priesters aus dem Benediktinerkloster zu Preßburg, wo er ein Asyl gefunden hat. Die hehre Überwindergröße seiner Weltentrückung darf nur im Wortlaute des Dichters zu dem Leser sprechen:

„Je suis vieux. Quand, le soir d'une longue bataille,
Tenant d'un bras meurtri son unique trésor,
Son drapeau tout criblé des coups de la mitraille,
Le soldat, épuisé, pourtant vivant encor,
Marche, laissant goutter le sang de sa blessure,
Sans rendre les chemins comptables de ses maux,
Pièce à pièce il sent bien que tombe son armure;
De la faim et du froid il souffre la morsure,
Mais toute sa pensée est dans ses chers lambeaux.
Contre son cœur transi fortement il les serre;
Il ne souhaite rien, n'aimant pas à demi,
Que d'emporter au fond d'un tombeau tutélaire
L'étendard gardé pur des doigts de l'ennemi.

J'apporte mon drapeau jusqu'aux pieds de mon maître!
Je ne l'ai pas laissé dans les champs meurtriers . . .
Tel que je le reçus on peut le reconnaître:
Archange! ouvre-moi donc les rangs de tes guerriers!
Battu par les regrets, assailli par les doutes,
J'ai tenté maint sentier, j'ai cherché maintes routes;
Je suis allé, venu, passant par cent chemins,
Aux ronces des halliers laissant d'autres croyances,
Je me suis dépouillé de tant, tant d'espérances,
Qu'à la fin, la Foi seule est restée en mes mains.
Mais la voilà brillante et toujours agrandie

De ce que j'ai perdu ... Seule, emplissant mon cœur!
Calme et sûre de soi, ferme et non pas raidie;
L'inutile âpreté ne sied pas au vainqueur."

Bis ins höchſte Alter hinein hat er nun die Welt in ihren „lärmenden Wüſten" ihr wildes, trunkenes Spiel treiben ſehen — eben jetzt, da ſeine Lebensſonne erliſcht, umtobt ihn noch einmal, dort in Ungarn beſonders heftig, die Revolution —: ſie kann, nach ihm, nur noch zerſtören, nichts Bleibendes mehr ſchaffen. Da zieht er ſich, ſcheidend, in das letzte Heiligtum ſeines Seelenlebens zurück, von wo aus er jetzt lächelnd auf alles das den Blick richtet, was ihn einſt entſetzt, untröſtlich gemacht hat, die Trümmer von St. Avit und ſeinen Glockentürmen und wie vieles andere:

„Cependant, l'âme vit par-dessus ce désordre!
C'est un pauvre petit mais éternel flambeau;
Sur elle le néant ne pourra jamais mordre,
Elle seule produit tout ce qu'on voit de beau!
Des puissances de mort traversant les misères,
Elle vole, étonnée, au-dessus de leurs coups;
Elle court, s'élevant à ses destins prospères,
Car elle est conviée aux noces de l'Époux ...
Passent, passent les temps, passent aussi les formes,
Passent tous les pouvoirs, les éclats, les grandeurs!

Qu'ils soient, en apparence, étincelants, énormes,
Passent les faux brillants des humaines splendeurs!
Les trônes sont boiteux, les sceptres sont débiles;
Les droits les mieux prouvés sont creux au par-dedans;
Il est quelque folie au cerveau des habiles
Et quelque impéritie au cœur des plus prudents!
Quittons tous ces gravas au torrent qui les porte,
Ne nous attachons pas à ces infirmités:
L'âme qui sait choisir seule est vivante et forte,
Seule elle met le pied sur les fragilités!"

Wenn ich zuvor — wie übrigens auch Gobineau ſelbſt — Théry neben den heiligen Avitus ſtellte, ſo darf dies doch

nicht geschehen, ohne daß darauf hingewiesen wird, wie schön Gobineau das Jahrtausend, das zwischen den beiden Männern liegt, in dem zweierlei Ausdruck der Extase ihres Glaubens, ihrer Weltabkehr und Weltüberwindung berücksichtigt hat. St. Avits geistliche Askese ist der Ausfluß kindlicher Gottgläubigkeit, de Thérys geistige Askese das Ergebnis reifster Erkenntnis, gleichsam ein christlich gesteigerter Stoizismus. Beides aber fließt in ein gemeinsames Höchstes von Größe und Heiligkeit zusammen, welches um alles das, was die Jahrhunderte über St. Avit gebracht, und damit um dies ganze Bild französischen Lebens einen wundervoll ehrwürdigen Rahmen schlingt.

Ich hoffe durch diese eingehendere Darstellung, welche sich bemüht, die Essenz des Werkes festzuhalten, dieses als ein unvergängliches Meisterwerk, als ein wahres Kleinod der französischen Literatur aufgewiesen zu haben.

In grellen Kontrast zu ihm tritt

6. „Le Carnaval de Venise."

Hier hat sich Gobineau offenbar einmal austoben, das heißt ausruhen wollen. Eine eigentliche Handlung in dem Stücke — wiewohl es der Form nach dramatisch angelegt ist — nachweisen zu wollen, wäre ein müßiges Beginnen. Was kann Handlung beim Karneval anderes bedeuten als ein Drunter und Drüber, einen bunten Bilderspuk, ein Spotten aller Ordnung und Regel, ein gewolltes Im-Sande-Verlaufen? Trotzdem wird pro forma ein freilich sehr primitives Gerüst von Handlung aufgeführt, von den sehr zahlreichen Masken — unter denen ziemlich alle Hauptcharaktermasken der italienischen Komödie vertreten sind — einzelne in den Vordergrund gerückt. Ein junger Student der Rechte aus Sachsen, der auf dem Wege nach Padua von ungefähr in den Venetianer Karneval gerät, entwischt dort zu Anfang in der Maske des

Scapin (des verſchmitzten Bedienten) ſeinem Hofmeiſter, der als Caſſandre (geſoppter Greis) erſcheint, und treibt ſich dann die liebe lange Zeit hindurch — drei „Nächte", wie hier die Akte heißen — als Schäfer in den phantaſtiſchſten, ſtellenweiſe ſublimſten Liebesabenteuern herum, immer vergeblich verfolgt von dem verzweifelten Mentor, der auch ſeinerſeits ſeine Abenteuer zu beſtehen hat und unter anderem mit ein paar deutſchen Landsleuten eine Orgie (ein wenig Echo von Auerbachs Keller) aufführt, an deren Schluß ſie alle drei „ivres morts" unter den Tiſch ſinken und von Wirt und Kellnern an die Luft ſpediert werden. Erſt in der letzten Szene findet Caſſandre ſeinen Schützling wieder, und abends ſoll es dann nach Padua weitergehen.

Den Hauptinhalt bildet das Liebesſpiel Scapin-Bergers mit Roſine, halb ernſt, halb ſcherzhaft gehalten. Da der junge Held ein Deutſcher iſt, ſo läßt ihn Gobineau auch durch allen Karnevalsſpuk hindurch ein gut Teil Schwärmerei bewahren, ja man kann geradezu von einem Aufſchwunge des Idealismus reden, welchen ſein Liebesabenteuer in der großen Hauptſzene der dritten Nacht nimmt und welcher in dem Hymnus auf die Unſterblichkeit p. 270 ss., einem poetiſchen Seitenſtück zu dem annähernd gleichzeitigen Schluß der philoſophiſchen Abhandlung, ſeine Krönung findet.

Wie wenig dies zwar im Grunde zum Karneval paßt, wird allein ſchon durch das phantaſtiſche Gewand, das über das alles mitgeworfen wird, angedeutet; wie es ja denn auch letzten Endes in dieſem ganzen Treiben mit verrauſcht, deſſen Motto die Schlußworte beſagen:

„Redoublez vos tapages,
Martelez vos ramages,
Excitez vos courages,
Vive la déraison!

Montez, sans pruderie,
Avec la raillerie,

Plus haut que la folie,
Jusqu'à la frénésie,
Car c'en est la saison!",

wo alles „en passant" sich abspielt, alle Vorgänge Abenteuer, alle Lichter Irrlichter, alle Fügungen Zufälle, alle menschlichen Wesen wesenlos, namenlos, halb nur Erscheinungen, Gespenster, Wasserblasen sind.

So gewiß sich nun in allen diesen bunten Schilderungen viel Schönes verstreut finden mag, so wenig hat sich doch Gobineau in diesem Carnaval gerade mit besonderem Ruhm bedeckt oder auch nur bedecken wollen: es ist ein Gascognerstückchen, aus Phantasie und guter Laune geboren, das man ihm nach dem tiefen Ernst der durchaus dem Nordmanne in ihm entstammenden übrigen Dichtungen wohl gönnen kann.

7. Den Abschluß der Sammlung bildet das Bulwer Lytton gewidmete eigentümliche Halbdrama „Samson". Wie schon im Carnaval de Venise vor jeder Szene eine kurze Beschreibung, auch manchmal in den Szenen Zwischenbeschreibungen, in Alexandrinern sich finden, während in den Szenen selbst meist Alexandriner mit kürzeren lockeren Versmaßen abwechseln, sind vollends im Samson nicht nur alle szenischen Bemerkungen, ganz wie die dramatische Aktion und der Dialog, in Versen, sodaß man fast von einer poetischen Wandeldekoration reden könnte, sondern es wechseln mehrfach geradezu poetische Erzählung und dialogisch-dramatische Darstellung: die Ereignisse werden nicht durchweg handelnd, sondern teilweise erzählend vorgeführt. Damit ist schon gesagt, und dem entspricht es, daß eine stärkere dramatische Verwicklung in dem Stücke nicht angestrebt ist, daß seine Vorzüge weit mehr nach der poetischen als nach der dramatischen Seite liegen. Es ist Gobineaus erstes „Epos in dramatischer Form".

Samson ist vor allem ein dramatisches Zeitbild. Gobineau selbst betont (an Keller, 15. Februar 1868), er habe alles,

was ihm über das Leben der ihm aus eigener Anſchauung bekannten arabiſchen Stämme, über Geiſt und Charakter der Iſraeliten und über die Art, wie ſie nach ſeiner Anſicht zur Zeit der Richter die Gottesidee und den Supernaturalismus verſtanden hätten, bewußt ſei, in dieſem Werke niedergelegt. In der Tat waltet darin ein ungewöhnlich kräftiges, durchaus glücklich getroffenes Lokalkolorit; der Völkerpſychologe tritt hier einmal auch im Versgewande auf. Man denke an die Volksbilder p. 336 ss., die Jehovahſzenen p. 316 ss. 417 ss., die Philiſter und Dagon p. 358 ss. und vieles Ähnliche. In einzelnen — übrigens inhaltlich völlig frei erfundenen — Geſängen, wie denen der „Söhne der Propheten" p. 345 ss., und Erzählungen wird der orientaliſch-bibliſche Ton ganz unmittelbar nachgeahmt und feſtgehalten, und auch wo dies nicht geſchieht, bleibt doch der Dichter immer dem Geiſte treu, aus dem ſie hervorgegangen ſind. Auf die Gottesidee läuft, echt hebräiſch, mittelbar oder unmittelbar alles in dem Stücke hinaus, und zwar hat Gobineau dieſe, einzig richtig, rein hiſtoriſch-ethnographiſch gefaßt. Er ſchildert daher vorwiegend den unergründlich furchtbaren, verſchlagenen, grauſamen, eiferſüchtigen Volksgott, den Gegner und Rivalen Baals und Dagons, wodurch er freilich mit ſeiner frommen Schweſter in Konflikt geriet, welche, wie ſie ſchon in der Genoveva über Pantheismus geklagt hatte, ſo jetzt hier ihren Jehovah, den vermeintlichen Gott der Liebe, vermißte und daher die „falſchen Linien berichtigt (!) und erſt damit den Samson zu einem bleibenden Werke geſtaltet" ſehen wollte. Treffend erwiderte ihr Gobineau, daß es ihm lediglich um ein Bild von Sitten, Trachten und Ideen gegangen ſei, und daß er daher auch die in den Maſſen, nicht nur die vielleicht ſchon in einzelnen Erleuchteten lebende Gottesvorſtellung habe aufgreifen müſſen; dieſe Maſſen aber ſeien damals wild, roh, mehr fanatiſch als religiös geweſen.

Die Handlung des Samson ſchmiegt ſich ziemlich eng dem bibliſch-ſagenhaften Bericht des Buches der Richter (Kap. 13 bis 16) an, nur daß Gobineau faſt durchweg die lapidaren Vorgänge dieſes letzteren pſychologiſch auszudeuten und zu erweitern hatte. Das Löwenabenteuer, die Rätſelaufgabe, die Hochzeit und hohnvolle Heimſendung des jugendlichen Helden und reinen Toren, ſeine Rache an den Philiſtern, wobei ſein eigenes Volk ſich gegen ihn wendet, ſeine Feſſelung, Losreißung und neues Blutbad, ſelbſt die brennenden Füchſe und der waſſerſpendende Eſelskinnbacken fehlen nicht.

In dem zweimaligen Geſpräch Samſons mit ſeiner Mutter offenbart ihm ferner dieſe mehreres aus ſeiner Vorgeſchichte: ſeine ſpäte Zeugung, die Erſcheinung und Weisſagung des Engels und vor allem das Geheimnis ſeiner Kraft. Vortrefflich iſt es motiviert und ausgeführt, wie die Mutter im erſten Geſpräch aus Angſt und Vorſicht ſich weigert, dem Sohne hierüber Rede zu ſtehen, und wie erſt die Not im zweiten alle ihre Bedenken übertäubt, indem Samſon, der inzwiſchen zum Führer ſeines Volkes Erkorene, gewillt, dieſen hohen Rang, der ihn neben die Könige der Nachbarvölker erhebt, auch in Tracht und Aufzug entſprechend zum Ausdruck zu bringen, Miene macht, ſein langes Haar abzulegen, das ihm für einen herumziehenden Propheten, nicht aber für einen König zu taugen ſcheint.

Je weiter das Drama fortſchreitet, deſto mehr erſcheinen die Grundzüge und Motive der bibliſchen Vorlage vertieft. Das gilt vor allem ſchon von eben dieſer Stellung Samſons zu ſeinem Volke, von ſeiner Miſſion im Dienſte Jehovahs. Er, der ſich ſelbſt als urſprünglich ſanften, ja weichen Sinnes, als ſtillverlorenes friedliches Kind der Natur kennzeichnet, der dann plötzlich, da der Geiſt des Herrn in ihn gefahren, den Feinden nicht nur als furchtbarer Vernichter, ſondern — in der großartigen Weisſagung gegen die Philiſter p. 302 ss. —

auch als erhabener Seher gegenübertritt, muß doch faſt im gleichen Augenblicke erkennen, daß ſein aufreibender Kampf fortan ebenſo dem ſich wegwerfenden und ſeine Helden verleugnenden, dabei in ſich zerklüfteten, eigenen, als dem fremden Volke gelten wird. In mächtigen Mahnungen und Warnungen ruft und rafft er jenes mit ſich empor; er erinnert an das Los, das Iſrael Moſes und Gideon bereitet und das er nicht zu teilen wünſche; er verlangt und erhält von den den Meutergeiſt Abſchwörenden unbedingte Macht und die Befugnis ihrer rückſichtsloſen Anwendung. In dieſem Augenblick, auf der Höhe ſeiner Beſtimmung, vernimmt er von der Mutter die ſymboliſche Kraft ſeiner Heldenmähne, die ihm freilich, wenn er ſich nunmehr deren Bedingungen und Wirkungen vergegenwärtigt, nur als ein Attribut vollkommenſter Sklaverei erſcheinen kann:

„Maudite soit ma gloire avec ma chevelure
Et maudit le destin auquel je me soumets!
Mon orgueil est brisé. Ce n'était pas l'aurore
D'un jour plein de splendeurs que j'avais entrevu;
La nuit reste profonde; un jet de météore,
Seul, éblouit mes yeux, mes sens troublés encore . . .
Et, déjà, tout l'éclat splendide a disparu!
L'obscurité revient; je reprends mon entrave;
Je suis un instrument, un misérable esclave;
Au fond, je ne peux rien, et l'effort que je fais
N'est pas celui d'un être intelligent et brave
Qui punit noblement ce qu'il tient pour forfaits;
C'est un éclair passant en brandissant la foudre:
Il ne sait ce qu'il frappe et va réduire en poudre,
La honte ni l'honneur ne suivent ses effets!
Je te porterai donc, puissante chevelure,
Ma maîtresse! à travers la grêle et l'ouragan!
Je suis le piédestal où ta forme figure,
Je suis la bague inerte où règne un talisman!
Ces Voyants vagabonds, dont médisait ma bouche,
Ont, cependant, un cœur sous leur air sombre et louche,

Une langue, un esprit ... Ils pensent, et parfois
Leur propre sentiment se fait jour dans leur voix!
Moi, je suis un marteau qui frappe et dont le manche
Se chercherait en vain dans ma main, sous ma manche;
Moi, je n'ai pas d'avis et je n'ai pas de choix!"

Einmal zum Denken erwacht, muß ſich der wieder zum Hirten gewordene Samſon in der jetzt eingetretenen Friedenszeit in noch ganz anderem Maße deſſen bewußt werden, wie ſehr er nur ein Werkzeug in der Hand ſeines Gottes zum Zweck von deſſen blutigem Werke geworden ſei:

„Si celui qui me meut a pris soin de m'élire,
C'est que je valais plus pour le but qu'il désire
Que les autres mortels réunis sous ses mains.
Je plane quelque peu sur tant d'autres humains,
Et de même qu'ici je domine mes chèvres
Prêtes à se lever pour un cri de mes lèvres,
De même les tribus d'Israël tout entier
Me suivent à l'endroit où je dois châtier.
En un mot, je suis fort dans la main du Terrible:
S'il est puissant, vengeur, implacable, inflexible,
Moi, je suis tout cela dans son ombre et son bras.
C'est mon bras qu'il enfonce au plus dur des combats.
Je suis comme le vent, je suis comme la trombe
Et comme le volcan, même comme la tombe
Dont la mâchoire étroite engloutit à son jour
Ce que l'amer destin y pousse tour à tour.

Reposons-nous, mon cœur, car j'ai peur de moi-même.
Cette haine sans haine et cette horreur suprême,
L'épouvante attachée à mes terribles pas,
Et dont, suivant mes vœux, je ne dispose pas,
Si c'est de la grandeur sur ma tête amassée,
Ce n'est pas du bonheur! Mon âme en est lassée,
Et peut-être, après tout, dois-je pleurer aussi
Que pour un tel labeur mon Seigneur m'ait choisi.

Reposons-nous, mon cœur, et salut, blanche aurore!
Moi qui dois tant haïr, je veux t'aimer encore,

Toi qui, la joue en feux et le sein plein de fleurs,
D'un éternel sourire abordes les douleurs!
Sur l'horizon charmé que tu montes rapide!
Ne m'apportes-tu rien dans ton voile splendide?
Change mon trouble sombre en brillante gaieté,
Et qu'avec la nuit triste il s'en aille emporté!"

Sehr ſchön ſetzt die Dalila-Tragödie in dem Augenblicke ein, da ſo der unter der ungewollten Größe des unfreiwilligen Würgers ſeelenmüde Zuſammengebrochene voll Sehnſucht die Morgenröte anruft, daß ſie ihm ſtatt der Qualen und Zweifel neue Herzensheiterkeit aus ihrem Schleier ſpenden möge: zagend naht ihm in der ſternhellen Nacht die junge Philiſterin, die, von der glanzvollen Kunde ſeines Namens fortgeriſſen, Ehre und Leben daranſetzen will, ſich dieſen höchſten der Helden zu gewinnen. Vergebens ſucht ſich Samſon der Liebe zu erwehren, da er an einem Joche genug habe und die furchtbaren Qualen, die er nach der Erinnerung früherer Tage in brennenden Worten ſchildert, nicht auch noch ertragen wolle. In dem Augenblick, da Dalila, die ihm nur Balſam zu bringen hoffte, von ihm ſcheiden will, fühlt er, daß er dieſen Abſchied nicht verwinden werde: er ergibt ſich Dalila, die für ewig ihren Herrn und König in ihm ſehen will.

In den folgenden Szenen verſuchen zunächſt frivol-weltliche Frauen ohne Erfolg Dalilas Glauben an Samſons Liebesgröße zu erſchüttern, dann auch ihr Oheim ſie wankend zu machen. Echt frauenhaft glaubt ſie in Samſons Liebe auch ſeine Kraft beſchloſſen[1]. Aber das Gift des Verſuchers iſt ihr doch ins Herz gedrungen, in dreimaliger Verlockungsſzene ſucht ſie Samſon ſein Geheimnis zu entreißen, zweimal täuſcht er ſie, weil

[1] Die Worte an den Oheim „J'en jure par les Dieux! Je sais tout! Samson m'aime" laſſen dieſen Sinn dem ganzen Zuſammenhange nach zum mindeſten als einen unwillkürlichen Nebenſinn zu, wenn ſie auch zunächſt und im Wortlaut nur beſagen mögen: er liebt mich und hat mir darum auch das Geheimnis ſeiner Kraft nicht vorenthalten.

er sich Jehovah gegenüber gebunden weiß, das drittemal, da sie sich von ihm loszusagen droht, vermag er nicht mehr zu widerstehen, er fühlt, daß Jehovah ihn verläßt — was er selbst darauf zurückführt, daß er jenen um Dalilas willen verlassen habe —, und der drittmalige Warnungsruf Dalilas: Philister über dir! gibt das Signal zu seinem Untergang. Alles übrige, wie schon dies letzte, verläuft im wesentlichen wieder nach dem biblischen Berichte: Samsons Blendung, Zwangsarbeit und Vorführung bei dem Dagonsfeste, seine Rache an dem feindlichen Volke und Selbstvernichtung durch Niederschmetterung des Dagonstempels.

Seine Blindheit hat Samson sehend gemacht, ihn — wiederum echt hebräisch — seinem Gotte in dem vollen Sinne wieder zugeführt, in welchem die erhabenen Propheten und Psalmisten Israels ihm angehörten: ganz in ihm aufgehend, ganz und freiwillig des eigenen Selbst entäußert, ganz nur Lob und Preis, nur Glaube und Vertrauen, was er auch über die Seinen zu verhängen beschließen möge, denen am Ende doch alle Dinge zum besten dienen müssen. So geht er in den Tod, so erringt er sich und seinem Gotte in nunmehr bewußt freudiger Gemeinsamkeit den letzten seiner Siege.

Aber noch bleibt ein wesentlicher Bestandteil unserer Tragödie nachzuholen: Dalilas spätere Rolle und Ausgang. Sie hat offenbar dem Dichter eigenartig am Herzen gelegen; er schreibt an Caroline, 20 octobre 1869: „Je me suis fait un plaisir de venger Dalila pour laquelle j'ai un faible", was wohl nur so viel heißen kann, als daß er sie gegen falsche Ausdeutungen der Erzählung der Bibel zu Ehren bringen wolle, wo ja allerdings Dalila verhältnismäßig farblos, immerhin aber so erscheint, daß nichts im Wege steht, wie es auch gemeiniglich geschehen, in ihr nur das listige, buhlerisch-bestrickend Samson nahende Rachewerkzeug ihres Volkes zu erblicken. Ganz anders, wie wir schon sahen, bei Gobineau.

Dalila liebt Samſon mit ihrem ganzen Sein und aus den lauterſten und höchſten Beweggründen; ſie wird ihm erſt abtrünnig, als er ſich weigert, ihre gänzliche und unbedingte Hingabe mit der gleichen — die bei ihm in der gebotenen Wahrung des Geheimniſſes ihre Schranken findet — zu vergelten. Es iſt ganz unzweifelhaft ein Stück von dem tragiſchen Konflikt der „Frage nach Nam' und Art", was Gobineau in ihr zur Darſtellung bringt: es läßt ihr keine Ruhe, bis ihr nichts mehr an ihm verborgen iſt, und als ſie erkennt, daß ſie durch ihren Verrat ihm das Ende bereitet, wird ſie ihm bereuend und ſühnend wieder ganz ſo zu eigen, wie ſie es nur je liebend und begehrend geweſen war. So geſchieht es, daß ſie nach dem Frevel der Philiſter an Samſon ſich von ihrem Volke und ihrem Gotte losſagt, Samſons letzte, innerlichſte Botſchaft — an ſeine alte Mutter, die ſie freilich ſchon tot findet — auszurichten geht, ihn im Kerker zu ſeiner Rachetat anfeuert und ihn freiwillig in den Untergang begleitet.

Soviel des Schönen ſich nach dem allen auch in der Geſtalt der Dalila, im weſentlichen einer freien Schöpfung Gobineaus, finden mag, ſowenig iſt es dieſem doch gelungen, ein einheitlich klares und wohltuendes Gebilde in ihr hinzuſtellen. Wenn ſchon in den Szenen mit dem Oheim und den drei Ausfrageſzenen — deren zwei mit ſo ſchönen Einlullungsgeſängen der Dalila enden — das Beibehalten der mehr andeutenden Knappheit, der naiven Paradoxien der Sage von der übrigen, ſagen wir kurz: moderniſierenden Ausführung der Rolle ſtark abſticht, ſo iſt vollends von einer anderen Zwangsanleihe bei der bibliſchen Dalila, der Herübernahme des Zuges, daß Dalila ſich für ihren Verrat einen hohen klingenden Lohn ausbedingt, zu ſagen, daß dadurch die unſrige einfach entſtellt wird. Das iſt ganz gewiß nicht mehr die Dalila, die Gobineau vorſchwebte, da er ſie „rächen" wollte, wie denn überhaupt von der ganzen Tragödie gilt, daß ſie, trotz der vielen über ſie ausgeſtreuten Schön-

heiten, trotz vieles wahrhaft Großartigen in ihr, einen einheitlich befriedigenden Gesamteindruck nicht zu hinterlassen vermag.

Wir berührten soeben mit dem Worte „Modernisierung" den Haupteinwand, der vom ästhetischen Standpunkte aus gegen die Mehrzahl der Aphroëssa-Dichtungen (einzelne, wie der Carnaval und die Petite Chanson kommen hier nicht in Betracht) sich erheben läßt und erhoben worden ist.

Es wird wohl überhaupt schwerlich je einem Dichter, wenigstens einem Versdichter, der neueren Zeiten gelingen, einen antiken oder selbst mittelalterlichen Stoff ganz nur im Geiste der Epoche, der er entnommen, ohne irgend ein Hineinklingen eigener, von dem dort gebotenen Grundton abstechender Seelentöne zu gestalten. Hat doch selbst Goethe, der objektivste von allen, sich bei seiner Achilleis ziemlich einmütig von der Kritik Modernisierung vorrücken lassen müssen. Wieviel weniger konnte ein so ungleich persönlicherer Dichter wie Gobineau auch nur versuchen, eine solche zu vermeiden! Er hat denn auch, freilich in sehr ungleichem Maße, in seinen Athener Dichtungen das eigene Ich mit zu Worte gebracht. Das gilt nicht nur von den Episoden, wo er selbst, als Philosoph gleichsam, dazwischenspricht, wie etwa in dem Weltbild im Brennus (p. 7, 8), der Selbstcharakteristik der Erde in der Achilléide (p. 72—74), den in der Weise des antiken Chores dem Volke in den Mund gelegten Betrachtungen im Samson (p. 349/50) und ähnlichem, es gilt nicht minder von einzelnen Kundgebungen der handelnden Personen selbst, wie denn z. B. die politischen Erörterungen der Römer wie der Gallier im Brennus sowenig wie die seelischen Entwicklungen der Achilleis rein antikes Empfindungsleben widerspiegeln dürften und man sich selbst bei Genoveva fragen darf, ob sie in den Schranken des zu ihrer Zeit und in ihren Verhältnissen Denkbaren geblieben sei. Ich verzichte darauf, noch ferner einzelne Beispiele hierfür anzuführen: gerade hier dürfte der Subjektivität zu leicht Tür

und Tor geöffnet sein. Wichtig erschien es mir nur, das Empfindungsleben selbst als nicht ganz einheitlich zu kennzeichnen, weil z. B. Mérimée, der naturgemäß dem gleichen Eindrucke unterlag, die Zwiespältigkeit mehr in Einzelheiten des Ausdruckes hat finden wollen. In jedem Falle aber zeigt sich Gobineaus Genie in diesen Dichtungen ganz vornehmlich darin, daß diese Modernisierungen nirgends einen klaffenden Spalt hervorbringen, sondern die Harmonie des Ganzen nicht trüben (St. Victors Vergleich der betreffenden Stellen der Geneviève de Brabant mit feinfühligen Retuschierungen eines modernen Malers an einem mittelalterlichen Glasfenster kann man sich allenfalls gefallen lassen). Diese Harmonie liegt eben in der überlegenen, hier besonders groß und voll sich aussprechenden dichterischen Persönlichkeit begründet, welche auch die andere, ebensowenig abzuleugnende Schwäche der Aphroëssa: die Ungleichheiten in der dichterischen Ausführung, im Ausdruck und vor allem in der Form, siegreich überstrahlt und für den Endeseindruck fast beseitigt. Übrigens gilt auch diese letztere Ausstellung wieder in verschiedenem Grade für die verschiedenen Dichtungen: am meisten für die beiden antiken, demnächst für Samson, für Geneviève, am wenigsten, ja eigentlich kaum überhaupt, für das Cartulaire de St-Avit, welches auch in der anderen Beziehung, als rein objektive, streng im jeweiligen Zeitenstil gehaltene Spiegelung geschichtlicher Epochen, unerreicht dasteht und somit das nach allen Seiten vollendetste Gedicht der Sammlung darstellt.

Was diese Aphroëssa-Dichtungen, namentlich auch im Vergleich mit Gobineaus eigenen früheren poetischen Schöpfungen, so charakteristisch auszeichnet, ist die ganz außerordentliche Originalität, die ihnen fast ausnahmslos eignet. Kaum eine, in der nicht nach seiten entweder des Gegenstandes oder der Form irgend eine kühne Neuerung versucht würde. Schon unsere vorangegangenen Analysen dürften dies genügend er-

härtet haben. Den Vorrang behauptet auch hier wieder das Cartulaire, das noch dazu, wenn nicht alles trügt, auf völlig freier Erfindung nicht nur des Grundgedankens, ſondern des geſamten Inhaltes, der Geſtalten ſämtlicher Äbte beruht. Ob alles, wie z. B. die Zwitterform des Samson, als ganz geglückt bezeichnet werden kann, iſt eine andere Frage, die aber mit Sicherheit dahin zu beantworten iſt, daß auch das minder Geglückte doch immer im Sinne einer bedeutſamen Anregung wirken wird, daß nichts ſeines Schöpfers unwürdig iſt.

Und das begreift ſich, da ja in Aphroëssa faſt ausnahmslos alles der poetiſche Widerhall eines großen Erlebens iſt, der Herzſchlag höchſter Begeiſterung dieſe Gedichte belebt. Auch die Üppigkeit des poetiſchen Empfindens und Ausdrucks darf auf echt helleniſche Inſpiration zurückgeführt werden. Wer wollte es verkennen, daß hier der volle Atem des Dichters weht? Schöne, kühne Bilder in Fülle, Größe und Tiefe der Gedanken wie immer bei Gobineau, aber auch für den Ausdruck ſteht ihm, bei aller Leichtigkeit, eine Kraft, eine Treffſicherheit zu Gebote, wie ſie ihm außerhalb Hellas — mindeſtens in der poetiſchen Form — kaum wiedergekehrt iſt. Die Naturſzenen der Geneviève, die Schilderung der Alliaſchlacht und des Brandes Roms, von der das Idyllenbild von Camillus und ſeiner Familie ſo rührend abſticht, die ergreifend ſchöne Schilderung des vallon sacré, in dem die Prieſterin waltet, gehören mit vielem aus Samson zum Schönſten, was Gobineau gedichtet. Das grauſig-großartige Schlachtenbild vom ſkäiſchen Tore (Achilléide p. 75ss.) ſcheint faſt ſchon gewiſſe Stellen des Amadis vorwegzunehmen:

„Autour de la porte de Scée
La foule est à grand bruit poussée,
L'échelle est aux murs adressée,
La flèche ou la pierre est lancée
Par des milliers de bras tendus!

Les rochers roulant des murailles
Creusent de sanglantes entailles,
Ouvrant les membres, les entrailles
De ces vains jouets des batailles,
Les guerriers sur l'herbe étendus,
Tandis qu'à leurs cris éperdus
Une autre foule se dispute,
Et se querelle et se culbute,
Remplaçant pour une autre chute
Les corps dans les airs suspendus!
Ainsi dans la vaste fournaise
Où le bois tombe et devient braise
L'incendie, à tout appliqué,
Nourrit sa flamboyante force
En dévorant jusqu'à l'écorce
Ce qu'il avait d'abord manqué,
Et tandis qu'il siffle et qu'il vibre,
Roule et ne laisse rien de libre
Dans son cercle d'intensité,
De même le mal, excité
Par le choc de tous ces courages,
Par l'ardeur de tous ces visages,
Par le sang de tous ces carnages,
Par les hurlements de ces rages,
Arrive à son extrémité!“ uſw.,

insbeſondere die vierfache Häufung zuſammenwirkender und aneinander anklingender Bilder und Vorſtellungen am Schluß zeigt uns ein poetiſches Lieblingsmittel des ſpäteren Gobineau.

Daß dieſer, wie bei uns Goethe und Wagner, in der Sprache ein allervorzüglichſtes Werkzeug ſeiner ſchöpferiſchen Kraft erkennend, ſich in ſeiner Ausdrucksweiſe, vor allem in der Wortwahl, von den landläufigen Wörterbüchern zuweilen ziemlich ſtark entfernte und hierin nicht den Beifall ſeiner Landsleute fand, ſei hier nur ebenſo gelegentlich erwähnt wie der Anſtoß, den die letzteren an ſeiner Versbildung nahmen. Angeſichts der über jeden Zweifel erhabenen dichteriſchen Schönheiten der Aphroëssa dürfen wir die Qualität von deren

Verſen wohl im weſentlichen als eine innerfranzöſiſche Angelegenheit betrachten (ihre Ungleichheit fällt gewiß auch dem deutſchen Ohre auf). Die Stärke der Gobineauſchen Metrik liegt — das muß unbedingt zugegeben werden — ganz gewiß nicht nach ſeiten ihrer Form, um ſo mehr aber nach ſeiten des Geiſtes. Die ungemein freie, nicht ſelten auch läſſige Behandlung von Reim und Metrum muß jeden Formaliſten entſetzen, während nun wieder jeder Gobineau innerlich Naheſtehende gar nicht anders kann als in ihr ein beſonders wirkſames Mittel für die Erreichung der von ihm angeſtrebten dichteriſchen Zwecke zu erkennen. Der hohe Schwung, der in dem Ganzen liegt, wäre nie erreicht worden ohne dieſe kühne, freie, ja ſelbſt willkürliche Handhabung der mit genialem Inſtinkt den Stoffen angepaßten Metra, die wie von ſelbſt aus dieſen herausgewachſen ſcheinen und geradezu dem feurigen Pulsſchlag des großen Herzens verglichen werden dürfen, das in dieſen Dichtungen ſich ausſpricht. Für die Oktoſyllaben der Achilleisdichtung hat dies St. Victor treffend erkannt und ausgeſprochen[1]; aber nicht minder gilt das Entſprechende für alle übrigen.

Aphroëssa, heute längſt vergriffen und in Frankreich ſo gut wie verſchollen, hat begreiflicherweiſe bis jetzt immer nur einen kleineren Kreis verſtändnisvoller Bewunderer gefunden, unter denen wohl Bulwer Lytton obenan ſtand. Auch Mérimée ließ ſich durch die freimütig hervorgehobenen Mängel nicht von einer hohen Schätzung des Werkes abhalten. Vor allen aber hat der mehrerwähnte Paul de St. Victor, ein begabter und feinſinniger Literat und Kritiker aus der Schule Barbey d'Aurevillys, in einer ausführlichen Abhandlung (erſchienen im Moniteur Universel, 3 mars 1873) voll treffender Einzel-

[1] „Ce petit poëme, en vers octosyllabiques, a l'ardeur et l'élan du héros qu'il chante. La brièveté du rhythme est ici un accord et une harmonie; elle exprime merveilleusement la rapidité d'une jeune existence."

urteile ſeinen Landsleuten in dem Sinne ins Gewiſſen geredet, daß ſie doch hier einmal einem Manne von ganz beſonderer Art die Ehre antun möchten, auf das, was er zu ſagen habe, nicht nur wie er es ſage, zu lauſchen[1].

Gobineau ſelbſt hat, wie billig, von dieſen Dichtungen, welche, wie z. B. die Petite chanson, aus ſeinem innerſten Weſen geboren waren, immer ſehr viel gehalten. „J'ai beaucoup de confiance dans l'Aphroëssa", ſchreibt er ſeiner Gattin beim Erſcheinen von Rio aus. Zeitweiſe hatte er eine Vorliebe für die Achilleis, welche er ein Glaubensbekenntnis nannte. Sie iſt es in dem echt Gobineauſchen Sinne, daß neben den Sehnſuchtsruf nach der Ewigkeit, von der Erde weg und über die Erde hinaus, in der ſchon einmal angezogenen Anſprache der letzteren (p. 72 ss.) in mindeſtens gleich vollen Tönen ein Hymnus auf den Heldengeiſt, der der Erde Ruhm und Glanz verleiht, als die einzige hier denkbare Verwirklichung des Ideales, tritt.

Auf die Dauer aber, und wo es einmal darauf ankam, hat er ſich doch, wie nicht anders denkbar, an das Cartulaire gehalten, auf das er unter anderem mit Stolz hinwies, als er die Sammlung an Wagner ſandte.

---

[1] Wir bringen den Aufſatz an anderer Stelle im Wortlaut. Auch St. Victor hebt an dieſen Dichtungen die unbedingte Originalität hervor, die „invention poétique, vive intelligence du sujet traité, le sentiment profond des types et des époques mises en scène", ferner „la distinction vraie, l'impression originale et sincère, le timbre d'une voix qu'on ne peut confondre avec une autre", er nennt Gobineau den individuellſten („le plus personnel") aller Dichter. Die Ungleichwertigkeit betont natürlich auch er. Von den Einzelurteilen ſei das über Samson herausgehoben: „Une petite épopée consacrée à Samson, le juge d'Israël, toute brûlée des plus fauves couleurs de l'Orient, empreinte de force et de tristesse, et où l'âpre énergie des âges primitifs s'allie, sans discordance, à des ardeurs et à des mélancolies toutes modernes, termine dignement ce recueil si varié d'accents et de formes."

In Deutschland ist Aphroëssa bis heute so gut wie unbekannt geblieben: die vorstehenden Betrachtungen sind das erste Eingehendere, was bei uns darüber gesagt worden. Daß sie uns auf die Dauer nicht fehlen darf, ist klar, und je eher sie zu uns kommt, desto besser.

Neben solchen größeren Schöpfungen hat Gobineau zu allen Zeiten seines Lebens, sozusagen in den Zwischenminuten, kleine Gelegenheitsgedichte ausgestreut, Reminiszenzen, Stimmungsbilder, Einfälle jeder Art. Das meiste der Art ist freilich, weil an Freunde weggegeben oder aus den Augen gelassen, verklungen und verloren; doch hat sich wenigstens einzelnes wieder vorgefunden: so aus der ersten Athener Zeit ein Gedicht, ein vortreffliches Seelengemälde eines Sterbenden, dessen letzte Visionen ein neben seinem Lager sitzender Priester vergebens auf die andere Welt abzulenken sucht, indeß sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt, hie und da durchbrochen durch den Blick der Wirklichkeit auf Krankenbett und Arzneiflaschen, der irdischen Welt in ihrem Höhenpunkte, dem süßesten Augenblick des hier zur Neige gehenden Lebens: einer Begegnung mit der Geliebten, in der Erinnerung zuwenden.

Scheinbar jäh und unvermittelt tritt in Athen die Wendung zur Bildhauerkunst ein, wiewohl nichts erklärlicher scheint, als daß, wenn einmal ein Organ für diese in einem Menschen schlummerte, es auf diesem und keinem anderen Boden geweckt werden mußte. Und daß Gobineau ein solches Organ besaß, ja daß es der Anlage nach seinen übrigen künstlerischen ebenbürtig gewesen, wenn es auch nicht einer gleich frühen Pflege und ständigen Ausbildung teilhaftig geworden ist, daran besteht nicht der mindeste Zweifel. Diese Anlage scheint sogar ein Stück Familiengut gewesen zu sein: jahrelang vorher, ehe er selbst diese Tätigkeit aufnahm, war es ihm vergönnt, sich an

den bildneriſchen Verſuchen ſeiner Schweſter Caroline, die ihm darin, mit Terrakotten und anderen kleinen Kunſtwerken, vorangegangen war, zu erfreuen. Sie ſcheint es wirklich zu ſchönen Leiſtungen gebracht zu haben und hat namentlich auch ſpäter, als ſie (im Sommer 1868) ſich ganz von der Welt losgelöſt und dem Kloſterleben gewidmet hatte, im Dienſte ihrer Religion und Kirche ihre „keramiſchen und plaſtiſchen Beſchäftigungen" erfolgreich fortgeſetzt. Den Ruf „vive la sculpture", den Gobineau im Januar 1860 wie ahnungsvoll ausſtieß, hat zunächſt ſie ihm entlockt. Hundertmal mag er ihn dann inmitten der attiſchen Herrlichkeiten wiederholt haben, bis es plötzlich auch im aktiven Sinne für ihn Ernſt damit wurde.

Der äußere Anlaß hierzu iſt wunderlich genug, er hat ihn Jahre ſpäter dem Kaiſer Dom Pedro erzählt, als dieſer ihn frug, wie er auf die Bildnerei verfallen ſei. Danach geſchah dies in einem Anfall von Zorn: Gobineau wurde wütend, als er einen Dummkopf das Medaillon ſeiner Tochter Diane verfehlen ſah, „und ſo iſt alles gekommen". In dem gleichen Geſpräch, das er aus Rio friſchweg ſeiner Gattin berichtete, gab der Kaiſer, ſchier erſchreckt, ihm zu verſtehen, daß er zu leidenſchaftlich bei der Arbeit ſei und ſich zu ſehr damit angreife, worauf ihm Gobineau erwiderte: „Ma foi, Sire, quand on n'a pas de passion, il ne faut pas se mêler de rien vouloir", wonach er dann lebenslang gehandelt hat.

Wie tief ihn in jenem Jahre (1865) dieſer Eintritt der Skulptur in ſein Leben, bis zu einer völligen Umwandlung ſeines Innerſten, bewegt hat, dafür beſitzen wir ein eigenartiges Zeugnis in Worten an Prokeſch (vom 22. Oktober 1865), die bezeichnenderweiſe deutſch ſind: „Es iſt etwas ganz Neues in meiner inneren Geſtimmung (ſo!) angekommen. Eine Art neuer Geburt. Ich war niemals ſo lebendig in dem geiſtigen Sinne. Ich werde wahrſcheinlich jetzt ſehr wenig Wiſſenſchaftliches leiſten, aber nach Höherem, nach der Kunſt eigentlich ſtreben.

Sie werden, fürchte ich sehr, vieles dagegen einwenden. Dann werde ich Ihnen gar nichts sagen. Wenn Sie aber eine Ahnung davon empfinden können, werde ich ein Wörtchen sprechen können." Und einige Wochen später (7 novembre): „Quand on est arrivé à un âge de la vie, où on a vu beaucoup de choses, où on a compris le sens général qu'elles donnent, et où, à travers les contemplations de l'art et celles de l'expérience, on s'est fait un point de vue personnel et pris d'un peu haut sur le panorama humain, ce qui devient le plus désirable c'est de représenter l'image qui s'en produit distincte dans la chambre noire de l'entendement. C'est à quoi je m'attacherai surtout désormais. Il y a plusieurs façons de le faire, mais il faut prendre la plus complète et je crois que Goethe a parfaitement réussi dans ce choix quand il a écrit le second Faust, l'œuvre la plus grandiose que l'on ait exécutée depuis le Dante."

Nach diesen Schlußworten scheint Gobineau freilich hier noch nicht so unmittelbar auf dem Wege zur Skulptur, er ringt und sucht noch nach dem vollkommensten Ausdrucksmittel für die Darstellung des „menschlichen Panoramas", und eine damals offenbar erfolgte Lesung des zweiten Faust läßt ihn bewundernd zeitweilig das symbolische Drama hierfür erkennen[1]. Mehr und mehr aber nähert er sich doch der Auffassung, welcher er einige Jahre später einmal gegen die Schwester Ausdruck verleiht: „Décidément la sculpture est le summum de l'esprit humain. Je ne vois rien audessus" — was unzweideutig besagt, daß sie die ihm liebste, nächstliegende und höchste Kunst war.

Seine eigenen praktischen Studien knüpften naturgemäß zunächst an den zuvor beschriebenen Geburtsmoment seiner

[1] Ausgeschlossen erscheint es mir übrigens auch nicht, daß ihm bei jener Briefstelle vorwiegend der vielgerühmte plastische Zug des zweiten Faust vorgeschwebt habe.

Kunst an. Der Dummkopf mußte nach Kräften berichtigt werden. Daß Gobineau selbst das so entstandene Medaillon schon nach wenigen Jahren für „indigne“ erklärte, versteht sich, tut aber nichts zur Sache. Je weniger diese ersten Versuche ihm glücken wollten, mit desto größerem Eifer ging er an die nächsten. Andere Porträtbildnisse (meist Familienmedaillons) folgten, darunter eines der früher erwähnten jugendlichen Freundin Zoe Dragumis.

Im August 1867 vernehmen wir zum ersten Male, daß sich Gobineau aus dem engeren Kreise ihm persönlich intim Nahestehender in das hohe Meer der Gedankenwelt hinauswagt, daß er es unternimmt, Ideen mit dem Meißel zu verkörpern, Probleme auf bildnerischem Wege zu lösen oder doch ihrer Lösung nachzuringen. Er teilt der Schwester mit, daß er einen Eros und eine Nyx, im Sinne der Platoniker die Urheber aller Dinge, Vater und Mutter, das aktive und das passive Prinzip, der Welt, entworfen habe, die er dann auch bis zum nächsten Sommer wirklich, und zwar im herrlichsten Marmor von Skyros, ausführte. Diese Monate zeitigten erstmalig alle jene Vorgänge, die von da ab ziemlich regelmäßig wiederkehren: das immer neue Durchdenken des Gegenstandes und dementsprechende Umgestalten des Entwurfes, das gelegentliche Schwanken in Betreff der Wahl des Materiales, das Jauchzen des Gelingens nach vorhergegangenem Tasten und gescheiterten Versuchen. Vor allem begannen damals auch die Schwierigkeiten mit den „praticiens“ (den aus dem Groben arbeitenden Gehilfen), die im Grunde bei Gobineau nie aufgehört haben. Wenn er schon bald erkennen mußte, daß das Mißlichste an der Skulptur die unendliche Zahl von Umbildungen und Zufällen sei, denen eine Form auf ihrem Wege durch Ton, Gips und Marmor sich ausgesetzt sehe, so fand er es ebensowenig leicht, jenen mechanischen Hilfsgeistern gegenüber das beiderseitige Arbeitsgebiet endgültig und ersprießlich abzugrenzen. Einerseits war

es Gobineau blitzartig klar, daß Erfinden, einschließlich Modellieren, die Hauptsache, und seine Sache sei; anderseits schreckte er doch immer wieder davor zurück, der bloß nachbildenden und ausführenden Hand der anderen zu viel zu überlassen, weil sie es ihm meist nicht recht machten, was zu vielfachem Verdruß und gelegentlich auch zu Zerwürfnissen führte. Daß namentlich in dieser ersten Zeit, wo alles erst gelernt, erst ausprobiert sein wollte, ein reichliches Lehrgeld an Gemüts- und Seelenruhe zu zahlen war, ist nach alledem nur zu natürlich, und es zeugt nur für die urernste Weise, in der Gobineau diesen neuesten und letzten schöpferischen Prozeß in seinem geistigen Menschen sich vollziehen ließ, wenn er an Prokesch schreibt (8 juin 1868): „La sculpture me tourmente et m'inquiète depuis deux ans. Je prends, je quitte, je reviens toujours. Cela me domine."

Im Frühjahr 1868 aber fühlt er sich endlich so weit auf sicherem Grunde, daß er gegen seine näheren Freunde, Prokesch, Keller, Delpit und andere, mit seiner neuen Tätigkeit herausrückt. Er übersendet ihnen die Photographien des Amor und der Nox. Prokesch, der den ersten früheren Anruf mißdeutet oder nicht beachtet zu haben scheint, war jetzt ganz Überraschung, ganz Staunen, das sich aber fast im gleichen Augenblicke in die ehrlichste Bewunderung, in die Erkenntnis des hohen Berufes des Freundes auch für diesen Zweig höherer Geistestätigkeit umsetzte. Ähnlich verhielt sich Keller, den Gobineau schon eine Zeitlang vorher mit geheimnisvollen Anspielungen hingehalten und aufs höchste gespannt gemacht hatte; Bulwer Lytton und viele andere haben sich ihnen später angeschlossen.

Indem sich so die für Gobineau maßgebendsten Persönlichkeiten freudig für ihn aussprachen, war ein Alp von ihm genommen, ein Bann gebrochen. Nie ist ihm fortan der leiseste Zweifel mehr gekommen; mit einer Begeisterung, einer Siegeszuversicht hat er sich in die neue Bahn gestürzt, die er

auch durch die verhältnismäßige Beſcheidenheit der äußeren Erfolge ſich nie um ein Atom hat verkümmern laſſen.

Wir wiſſen heute nicht mehr, wohin dieſe erſten (ja, leider die meiſten) Büſten Gobineaus gekommen ſind. Die einzig noch zugängliche Photographie des Amor gibt offenbar nur einen ſehr mangelhaften Begriff von dem Werke. Ohnehin aber liegt es in der Natur der Sache, daß dieſe Erſtlingsſchöpfungen, denen zudem keine entſprechende techniſche Schulung vorangegangen war, im bildneriſchen Lebenswerke Gobineaus mehr nur eine hiſtoriſche Rolle ſpielen und eine ſymboliſche Bedeutung beanſpruchen können.

Aber ſehr bald regte er nun ſchon weit kühner die Schwingen. Der Sommer 1868 zeitigte die großen Entwürfe einer Statue der Réflexion in natürlicher Größe und des Alexanderkopfes. Die Verſetzung nach Rio trat dazwiſchen, und unter den Klagepunkten, welche ſie hervorrief, war nicht der letzte der, daß es dort hinten keinen Marmor gebe — für den verwöhnten Inſaſſen Athens freilich ein arger Ausfall. Dennoch werden wir ſehen, wie wenig Gobineau geſonnen war, ſich durch Äußerlichkeiten ſolcher Art eine neu entdeckte Lebensader unterbinden zu laſſen.

* * *

„C'est un pays qui a été fait pour moi et comme je suis fait pour lui, il fera beau quand je demanderai à m'en aller" hatte Gobineau in den erſten Athener Glückesmonaten an ſeinen Schwager geſchrieben. Aber er wurde nicht gefragt, wann er von dannen wolle. Im Sommer 1868 erhielt er, höchſt unerwartet, die Mitteilung, daß er den Poſten zu wechſeln habe, und wir werden es ihm gerne glauben, was er Keller mehrmals verſichert, daß dies ſchweren Herzens geſchehen ſei und er einen Teil ſeines Herzens in Hellas gelaſſen habe. Noch zehn Jahre ſpäter ſchreibt er an Madame de Guldencrone

(März 1878): „J'aime la Grèce. Il y a des défauts et tant de cœur“, und „Ma reconnaissance est vive pour tous ces Grecs qui ont été si affectueux et si tendres pour nous“.

Aber ganz gewiß waren es nicht elegiſch-ſentimentale Stimmungen, denen er in jenen Septembertagen 1868 das letzte Wort ließ. In ganz anderem Geiſte pflegte Gobineau noch jedes große Erleben ſeiner Erinnerung einzuverleiben. Und ſo dürften die ein Jahr ſpäter im fernen Rio niedergeſchriebenen Worte am beſten ſeine Empfindungen beim Abſchied von Athen wiedergeben:

„Et toi, divine Athène, Athène, Athène, Athène!
Béni soit le rempart de ta cité hautaine!
Béni le double rang de tes monts ciselés
Par les doigts amoureux d'une harmonie exquise!
Et les bords déchirés du printanier Céphise,
Et l'immense rideau de tes cieux étoilés!
Comme l'on t'aperçoit, radieuse de gloire,
Descendant vers la mer en écartant les bras!
Ici monte le roc où veillait la Victoire,
L'Acropole de marbre où résidait Pallas!
Là ces dêmes semés autour de leur maîtresse,
Colone qui reçut Oedipe et sa détresse,
Acharnes, le Pirée ... Oui, ton sceptre enchanté
A l'univers ravi dévoila la beauté.“

(Amadis. Sechſter Geſang).

Freilich wollen wir nicht vergeſſen, daß das Weſentlichſte und Höchſte, was ihm in einem Momente wie dem genannten das Herz ſchwellen mochte, doch der Blick ins eigene Innere, die Erkenntnis, *was er ſelbſt in Athen geworden*, geweſen ſein muß. Wir haben eine dreifache Kundgebung Gobineaus als Philoſoph, Dichter und Künſtler, die uns ſein Hochgefühl um jene Wende ſeines Lebens verdolmetſcht: der Mann, der uns am Schluſſe der Manifestations de la vie individuelle verſichert, daß er nicht ſterben könne, der den erhabenen Schluß

des Cartulaire wohl kaum hätte ſchreiben können, ohne daß er ihn innerlich erlebt hätte[1], der den Alexandre divinisé im Geiſte mit ſich über das Weltmeer nahm, dieſer Mann empfand ſich auf der Höhe des Lebens. Was auch kommen mochte, er war gefeit. Und es ſollte kommen.

[1] Für Gobineaus eigene zunehmende Verinnerlichung, Vergeiſtigung und Befreiung von der äußeren Welt haben wir ſogar ein ſehr wertvolles direktes Zeugnis in den Worten, die er kurz vor der Abreiſe von Athen an Caroline ſchreibt (5 août 1868): „A mesure que l'on avance dans la vie, dans une vie réfléchie, dis-je, et que l'esprit en s'épanouissant prend une plus grande place dans l'organisme entier, les affections et les attaches changent beaucoup de caractère et, sans aimer moins ceux qu'on aime, peut-être même en les aimant davantage, on ne sent plus comme dans la première jeunesse un besoin immédiat de leur présence et l'on a plus de lien avec leur pensée qu'avec leur forme . . . En somme, nous vivons peu sur cette terre et de ses exigences apparentes, quand nous vivons surtout par l'esprit et il n'y a pas de mal. Cela n'empêche pas de faire les choses transitoires auxquelles on est obligé."

Zweites Kapitel.

Rio.

Zunächst durfte er nicht darüber im Zweifel sein, daß das Ende von Athen seinen politischen Niedergang bedeute.

Er hatte nie anders gedacht, als daß Athen für ihn nur eine Station auf dem Wege nach Konstantinopel sein werde, in diesem Sinne auch die Glückwünsche und Verheißungen seiner Freunde ruhig entgegengenommen. War doch dieser Weg nur zu sehr der gegebene. Um nur einige besonders naheliegende Beispiele anzuführen, so sind von Österreichern Prokesch, von uns neuerdings Wangenheim, von Franzosen Gobineaus Athener Vorgänger Bourée ihn gegangen. Gobineau seinerseits konnte noch im Juni 1867 der Schwester schreiben, daß er sich in Paris sehr fest im Sattel und sehr gut angeschrieben glaube, daß er in der Einführung und Förderung junger amtlicher Schützlinge eine glückliche Hand bewiesen, unter anderen Rochechouart zu raschem Fortkommen verholfen habe. Er nahm daher an, und durfte dies wohl mit Recht, daß man vor allen Dingen auch seine eigenen Kräfte möglichst im vollen Umfange und an rechter Stelle sich nutzbar machen werde.

Begreiflich, wie ihn unter solchen Umständen die zuerst Ende Mai 1868 auftauchende Kunde von seiner geplanten Ernennung für Rio berühren mußte, und wie er alles daransetzte, um sie zu hintertreiben. „Je crois que je suis bon à

autre chose et à des services plus effectifs dans des affaires plus grandes“ (an Caroline, 31 mai 1868), und „Ce n'est pas tant l'éloignement qui me peine que cette constante inutilisation de ce que je pourrais faire et je n'ai pas la moindre raison de méconnaître que *je vaux mieux que les postes qu'on me donne.*“

Als es dann in den folgenden Monaten dennoch Ernst mit Rio wurde, fehlte es freilich weder objektiv noch subjektiv an mildernden Umständen. Der Minister, Marquis de Moustier, verzuckerte ihm die Pille einigermaßen, indem er Gobineau in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von seiner neuen Bestimmung Mitteilung machte; die starke materielle Verbesserung und das rein äußere Ansehen des Postens — es war doch immerhin eine Vertretung bei einem Kaiserreiche — fielen ebenfalls ins Gewicht, wie ja denn auch Lytton, der im übrigen das für einen Gobineau Ungehörige mit scharfem Blicke erkannte (. . . „nullement un pays pour vous. C'est un affreux exile — les habitants si peu intéressants, la vie si chère. Que ferez-vous là?“), doch im gleichen Atem bekennen mußte, daß der Posten in Rio ein in der Diplomatie seines Landes sehr angesehener sei, der seinen Inhabern manches Mal die Laufbahn verkürzt habe.

Letzteren Gesichtspunkt namentlich suchte auch Gobineau bei seinen philosophischen Selbstbeschwichtigungen sich zu eigen zu machen. So schreibt er der Schwester (5 août 1868): „C'est encore un détour et il n'est pas précisément aimable de voir s'allonger la route que l'on suit. Je voudrais Constantinople. Non pas que j'y attache une idée d'ambition puérile; mais il faut cela pour que ce que j'ai fait, soit entier; je sais que je l'aurai; j'eusse mieux aimé que les choses eussent suivi une marche logique et qu'on m'eût laissé ici jusqu'au temps où on aurait pu m'y envoyer. C'est du temps perdu“, und noch zuversichtlicher an Delpit

(27 août): „Je considère ces postes lointains comme le plus court chemin pour arriver.“ Aber wie wenig dies alles doch vor seinem Innersten verfing, lehrt am besten die Tatsache, daß er fast bis zum Augenblicke seiner Einschiffung die Bemühungen nicht eingestellt hat, sich den nur äußerlich glänzenden Posten vom Halse zu schaffen. Und erst einmal drüben angelangt, konnte es ihm je länger je weniger verborgen bleiben, daß nicht nur bureaukratischer Schematismus, sondern feindliche Machenschaften ihn übers Weltmeer hatten schaffen wollen, um ihn unschädlich zu machen. Am deutlichsten wird er in dieser Beziehung in einem Briefe an seine Gattin aus Rio (20 décembre 1869), wo er geradezu sagt: „ . . . que je suis la victime de la coterie Lavalette et bureaucratique et qu'il s'agit de m'enterrer en Amérique pour la plus grande gloire et le plus grand profit des incapacités régnantes“.

Wir wissen heute, daß ihm Brasilien tatsächlich zum Grab seiner politischen Tätigkeit geworden ist, die sich seitdem nie wieder zu auch nur einigermaßen beträchtlicher Höhe hat erheben können. Nachdem so noch unter Napoleon III. das Beispiel gegeben worden, ihn im Dunkeln zu belassen und ihm insbesondere den hervorragenden Posten, auf den er den gegründetsten Anspruch gehabt hätte, vorzuenthalten, sind auch die folgenden Regierungen hiervon nicht wieder abgegangen. Die Bitterkeit, die Gobineau darüber erfaßt hat und die Jahre später noch z. B. aus den beißenden Worten an Delpit (30 juin 1876) heraustönt: „Vous m'amusez avec votre Constantinople. Ignorez-vous donc que j'ai vécu dix ans en Orient et que je passe, en général, parmi les gens compétents pour connaitre cette affaire? Eh! bien, concluez!“, wird man ihm wahrlich nicht verübeln können, sondern voll teilen müssen. Der gegen die französische Regierung zuerst von Basterot ausgesprochene Vorwurf, daß diese damals an der Wende von Gobineaus amtlicher Laufbahn in

bureaukratiſcher Engherzigkeit ſeine koſtbaren Kräfte ihrem Lande entzogen und ihn hinter den landläufigen Durchſchnitt zurückgeſtellt habe, dürfte ſo leicht nicht zu entkräften ſein.

Damals alſo iſt Gobineau die Wunde geſchlagen worden, die nie wieder ganz geheilt iſt und 1877 noch einmal beſonders blutig aufbrechen ſollte. Wer ſie geſchlagen, läßt ſich heute in keinem Falle, vielleicht aber auch kaum je, mit Beſtimmtheit ſagen. Wir wiſſen, daß er in Paris wie in Athen Feinde genug hatte. Dem Verfaſſer iſt insbeſondere der Name eines ſeiner Athener Sekretäre genannt worden, der ihn bei ſeinen Oberen angeſchwärzt und verdächtigt haben ſoll. Möglich genug[1]. Gobineau tat jedenfalls nichts, um den Pfeilſchüſſen ſolcher geheimer Gegner vorzubeugen. Vielmehr hören wir, daß eben damals gewiſſe ſchroffe Seiten ſeines Weſens ſich bei ihm ſtärker ausgebildet haben, die ihn gelegentlich zu Unbeſonnenheiten geführt haben mögen. Er gab dem Gefühl der eigenen Überlegenheit und des Unmuts über Nichtverſtanden- oder Nichtgewürdigtwerden nicht ſelten in der Form der Verachtung Ausdruck und mag dabei, auch wenn die Minderwertigkeiten aus den Vorgeſetztenkreiſen in Frage kamen, weder ſeine Worte genügend abgewogen noch den Charakter ſeiner Zuhörer gebührend berückſichtigt haben. Er vertrug keinen Widerſpruch, keine Kontrolle. Und vor allem: er wollte den Zeitſtrömungen keine Zugeſtändniſſe machen, wo ſeine Überzeugungen in Frage kamen.

Letzterer Umſtand hat anſcheinend den äußeren Anlaß geboten, der zu ſeiner Beſeitigung führen ſollte. Gobineau ſelbſt hat ſein damaliges In-Ungnade-Fallen auf die ſchon

[1] Schon in einem undatierten Briefe Lyttons aus dem Jahre 1866 finden ſich die auf dieſen bezüglichen Worte: „I am very much grieved by what you tell me of D. M. To say the truth, I never thought him quite ‚thorough bred': and prosperity hardens the heart of a vulgar fellow quicker than boiling water hardens an egg."

einmal berührte Flourensſche Angelegenheit zurückgeführt, indem juſt zu einem Zeitpunkte, wo Napoleon III. eine Schwenkung in der inneren Politik vornahm und ſich den Liberalen zu nähern begann, ſein rückſichtsloſes Vorgehen gegen einen Mann, hinter dem nicht nur der Radikalismus, ſondern damals auch noch der Liberalismus beider Länder (Frankreichs wie Griechenlands) ſtand, ſeinen Gegnern Oberwaſſer gegeben hätte. Er hat das Bewußtſein gehabt, ſein amtliches Fortkommen ſeiner Ehre und ſeiner Überzeugung geopfert zu haben. Übrigens hat er es ſich ſpäter angelegen ſein laſſen, mit Führern des Liberalismus wie Jules Simon und Jules Favre ſoweit möglich Fühlung zu halten, um ſich nicht unnötigerweiſe völlig aus der Bahn drängen zu laſſen; und im Punkte Flourens ſollte der weitere Verlauf der Dinge ihm bald genug eine glänzende Rechtfertigung eintragen, indem auch die folgenden zunehmend immer liberaleren Regierungen dieſes berufsmäßigen Revolutionärs ſich nicht anders als durch Verurteilungen zu erwehren wußten. So wäre immerhin die Zerſtörung ſeiner Laufbahn vielleicht keine endgültige geweſen, wenn nicht der Krieg dazwiſchen gekommen und in ſeinem Gefolge eine für Gobineau wiederum nicht günſtige Umwälzung der diplomatiſchen Verhältniſſe in Frankreich eingetreten wäre.

* * *

Gobineau verließ Athen am 12. September 1868 auf dem Dampfer Eridanus, der ihn in fünf Tagen nach Marſeille brachte. Das erſte, was er ſich in Paris, in etwa dreiwöchigem heißem Ringen, zu erwirken hatte, war, daß man ihn von dort wenigſtens nicht gleich Hals über Kopf nach Rio ſchickte, ſondern ihm, nach den gänzlich unterbrechungsloſen vier Athener Jahren, zum mindeſten einen Urlaub von zunächſt drei Monaten (es wurden dann tatſächlich fünf) bewilligte.

Was in dieſem Herbſt und Winter im Vaterlande auf

ihn eindrang, war derartig massenhaft, daß Gobineau nur in der Aussicht, auf der Seereise und in der zu gewärtigenden Stille drüben sich einigermaßen auszuruhen, sich durchzuarbeiten vermochte. (Beiläufig ist solche Aussicht auf Ruhe tatsächlich sein einziges Ausruhen all sein Lebenlang gewesen.)

Zunächst hielten ihn fortwährende, durch den im Dezember stattfindenden Ministerwechsel noch vermehrte Berichte und Verhandlungen im Ministerium in Atem. Dann wurde es jetzt in ganz anderem Maße als früher mit dem Maire-Amte Ernst; was sich in vier Jahren angesammelt hatte, wollte aufgearbeitet sein, und zugleich sollte für eine fernere Abwesenheitsperiode vorgesorgt werden. Dazu die Drucklegung erst der Aphroëssa, dann der Anfänge des Perserbuches und die anscheinend ziemlich schwierigen Schritte, um dessen Erscheinen sicherzustellen und buchhändlerisch zu regeln; allerlei Privatangelegenheiten und Freundesdienste, die Pflege vieler so lange liegen gebliebener Beziehungen, Repräsentationspflichten wie die mehrmalige Beherbergung des Bischofs von Beauvais, der die Umgegend zu Firmungszwecken besuchte, sodaß Gobineau zuletzt in seinen Briefen fast nur noch aus Entschuldigungen und Vertröstungen bestand.

Wenn nun aber die amtlichen Dinge im Staatsdienst sich wenig erfreulich für ihn anließen, so fand er dafür Entschädigung in seiner reichen kommunalen Tätigkeit, die er damals wirklich mit großer Lust und Liebe betrieben hat. Wir haben darüber namentlich den interessanten Bericht an Keller vom 8. Oktober 1868, wo er sagt, daß trotz der Revolutionen und trotz der Existenz von Paris die französische Provinz im wesentlichen das geblieben sei, was sie vor hundert Jahren war, und daß der Grundbesitzer, wenn er es wolle, noch der nämliche Herr, der nämliche Beschützer wie ehedem sei.

So war denn Gobineau tatsächlich von früh bis spät im Dienste seiner Gemeinde und seiner Nächsten beschäftigt; ja

auch die Nachbargemeinden, denen es bald aufgegangen war, welch eine Fähigkeit, welch ein Eifer und welch eine Tatkraft hier zu nutzen sei, kamen ihm allgemach mit ihren Angelegenheiten, sodaß er der Schwester melden konnte, er habe hier mehr zu tun gefunden, als noch auf irgend einer Gesandtschaft. Da war eine Brücke zu bauen, ein Bahnhof anzustreben, eine Schule zu reorganisieren, Prozesse freundschaftlich zu schlichten usw. usw. Zeitweise mußte dabei Gobineau fast beständig unterwegs sein, nach Beauvais, nach Chaumont, nach Paris, Eingaben über Eingaben machen, auch manche verlorene Stunde daranwenden, um jene nie aussterbenden Quälgeister zu empfangen und abzufertigen, die da glauben, daß man alles könne. Aber das Ende vom Liede war doch zum Glück, daß hier viel Gutes zu stiften sei, und er war nicht der Mann, sich dem an irgend einem Punkte zu entziehen.

Damals war es vermutlich auch, wo Gobineau, der mit Unterstützung des Ministeriums der schönen Künste — er hatte es durchgesetzt, daß Mairie und Kirche, beide dem zwölften Jahrhundert entstammend, unter die Monuments historiques aufgenommen und damit den Willkürlichkeiten Unberufener entzogen wurden — die Fassade der Kirche von Trye restaurieren ließ[1], dieser letzteren die Glasfenster mit seinem Wappen stiftete.

So bleibt doch, auch nachdem das Schloß längst in andere Hände übergegangen ist, wenigstens ein dauerndes Andenken an ihn an jener Stätte seines Wirkens, das sich freilich, wenn wir den Gesamtverlauf der Entwicklung von Trye heute ins Auge fassen, episodisch genug ausnimmt. Denn

[1] Im Gemeindebuch von Trye findet sich unter Nr. 158 vom 9. Februar 1868 die Erklärung des Gemeinderates auf eine Anfrage des Präfekten, daß die Gemeinde ein Defizit von 1290 Francs für diese Restaurationsarbeiten zu tragen nicht imstande, daß dies übrigens auch Sache des Staates sei.

wie schon 1794 in eben jener Kirche, der „ci-devant Eglise de Trye-Château", da sie zum Tempel der Vernunft geweiht wurde, ein Festakt mit einer Ansprache stattgefunden[1], die Gobineau gleichsam im voraus zum unvernünftigsten aller Menschen erklärte, so sind auch jetzt die Bewohner von Trye wieder so gründlich auf den Weg zur Vernunft zurückgekehrt, daß sie ihren rückschrittlichen Wohltäter ganz ausgeschaltet und sich endgültig Jean Jacques zugewandt haben, wie dessen Denkmal bezeugt, indes Gobineau wohl bis ans Ende der Tage auf das seinige harren wird[2].

Die letzten Monate seiner Urlaubszeit verbrachte dieser in Paris, wo er es inmitten aller amtlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Obliegenheiten noch fertiggebracht zu haben scheint[3], einen gründlichen Kursus in der Bildhauerei bei Carpeaux, damals einem der ersten Meister seiner Kunst, zu nehmen. Carpeaux gewann sehr bald, und behielt dann dauernd, eine sehr hohe Meinung von Gobineaus bildnerischer Begabung, und dieser erzählte noch in späteren Jahren mit Stolz eine Äußerung, die der große Künstler gegen seine jüngeren Schüler getan habe, nachdem er nur erst einige Wochen oder Monate bei ihm in der Lehre gewesen sei: „Wie lange arbeitet ihr nun schon bei mir, und keiner von euch macht mir doch solch einen Kopf wie der da."

---

[1] Wir geben sie der Merkwürdigkeit halber wörtlich in unserem Quellenbande.

[2] Daß noch bis auf den heutigen Tag nicht alle Franzosen mit dieser undankbaren Haltung der Bevölkerung von Trye einverstanden sind, beweist ein unmittelbar nach der Einweihung des Rousseauschen Denkmals erschienener Aufsatz von Saint-Loup im Éclair vom 3. August 1911 „L'oublié de Trie-Château", in welchem Gobineaus Verdienste um den Ort ins Gedächtnis zurückgerufen und energisch seine Rechte auf mindestens die gleichen Ehren gewahrt werden.

[3] Mit absoluter Sicherheit hat sich bis jetzt der Zeitpunkt des Kursus bei Carpeaux nicht feststellen lassen.

Kenner haben auch einen unverkennbaren Einfluß Carpeaux' auf Gobineaus Schaffen feststellen, ja finden wollen, daß einzelne von dessen Büsten direkt an die Carpeaux' erinnerten. Denkbar. In jedem Falle aber darf für Gobineaus Skulptur das gleiche wie für seine Poesie als Grundregel ausgesprochen werden: daß er seine hier gewiß nicht minder charakteristisch als dort ausgeprägte Eigenart auch gegen Vorbilder und durch alle unbewußten Beeinflussungen hindurch stets energisch und fest zu behaupten wußte. Gobineaus persönliches Verhältnis zu Carpeaux blieb das denkbar beste, der Umgang mit ihm äußerst fruchtbringend.

Einige hocherfreuliche Begegnungen mit ihm besonders lieben Persönlichkeiten sollten Gobineau vor seiner Abreise noch beschieden sein, so mit Bulwer Lytton, der, von Madrid nach Wien versetzt, eben damals Paris kreuzte, vor allem aber ein Besuch der Benediktinerabtei Solesmes bei Sablé in Maine[1], wo Caroline de Gobineau seit dem Sommer als Mère Bénédicte weilte, im Februar 1869. Gobineau hatte deren aus reifster Überlegung und innerstem Seelenberufe hervorgegangenen Schritt, dem Wenigen von Welt, das für sie überhaupt noch vorhanden war, zu entsagen, aus vollem Herzen zugestimmt. Wußte er doch, daß sie selbst bei dieser auch tatsächlichen Entrückung in jeder Weise gut fahren und dabei denen, die ihr wirklich nahestanden, nur um so inniger nahebleiben würde. Jetzt konnte er sich durch den Augenschein davon überzeugen, daß sie in der Umgebung gütiger, liebevoller und edler Seelen in allerbester Obhut sei, und außer der nie erkalteten, jetzt neubelebten Bewunderung für die Weltüberwinderin die Keime einer auf wahre gegenseitige Hochachtung begründeten Freundschaft mit den Klosterinsassen, auf

[1] Das dortige Frauenkloster war in den sechziger Jahren von Dom Guéranger ins Leben gerufen worden, der überhaupt den Benediktinerorden in Frankreich neu begründet hatte.

deren Segen und Gebete er fortan unwandelbar großen Wert gelegt hat, mit von dannen nehmen.

Gegen Ende Februar traf Gobineau, der sich, wie das letztemal nach Persien, auch jetzt nach Südamerika wieder allein auf den Weg machen mußte, mit zwei Attachés, seinem Bedienten Honoré Michon und seinem Hündchen Coquin in Bordeaux ein, wo die überglücklichen Delpits ihn einige Tage mit den üppigsten Dejeuners und Diners fast zu Tode fütterten. Am 25. Februar bestieg er den Dampfer. Ehe wir ihn aber auf seiner Fahrt begleiten, haben wir einer Gestalt einen Blick und ein paar Worte zu widmen, die hier zum ersten Male stärker in seinem Leben hervortritt und fortan eine wachsend bedeutsame Rolle darin spielen sollte: dem genannten Honoré Michon.

Dieser war ein geborener Burgunder, der mit einem seiner Herren nach Syrien auswanderte. Dort stand er unter anderem eine Zeitlang in den Diensten einer exzentrischen Engländerin, der Lady Ellenborough, späteren Gräfin Janthe Theotoki, welche schließlich einen arabischen Scheich heiratete. 1865 oder 1866 kam er stellensuchend nach Athen, wo ihn Gobineau als Haushofmeister oder Faktotum in seine Dienste nahm[1].

Er ist Gobineau bis ein Jahr vor dessen Tode, wo seine Gesundheit ihn zwang ihn zu verlassen, ein Diener und Genosse von nie wankender Treue und namentlich im Ausland, wenn Gobineau allein war, von unschätzbarem Werte gewesen. In den Briefen aus Rio kann er ihn nicht genug loben. Er wußte sich in alle, auch die fremdesten Verhältnisse vortrefflich zu finden, und so auch seinem Herrn leichter mit hindurchzuhelfen. Da dieser zudem für die originellen Seiten des

[1] Hiernach sind die weitverbreiteten Angaben bei Eulenburg, „Erinnerung an Gobineau", S. 16, zu berichtigen. Honoré war weder Orientale noch ist er mit Gobineau in Persien gewesen.

Dienervolkes von Kind an eine besonders glückliche Auffassung und Humor für Zweie hatte, so wurde es ihm auch nicht allzu schwer, über gewisse wunderliche, grämliche und misanthropische Seiten im Charakter Honorés glücklich hinwegzusehen und hinwegzukommen, und alles in allem darf man wohl sagen, daß Gobineau für die letzten fünfzehn Jahre in diesem Manne das gefunden hat, was ihm nottat.

Mit kurzer Unterbrechung in Lissabon, das ihm mit seinem prachtvollen, durch eine stattliche englische Panzerflotte noch imposanter gestalteten Gesamtanblick großen Eindruck machte und wo auch manches andere ihn fesselte, wenn auch nicht gerade die Musik der „Afrikanerin" im Opernhause, die er „kläglich" fand, hat jetzt Gobineau zweiundzwanzig Tage auf dem Wasser zugebracht. Zuerst mußte er viel frieren, später behielt die Sonne die Oberhand. Das Schiff, der Estramadure, scheint von der Art gewesen zu sein, daß heute ein nur einigermaßen anspruchsvoller Reisender unseres Standes es kaum besteigen würde. Gobineau aber focht diese Ursprünglichkeit keinen Augenblick an. Er war zufrieden, als der Kapitän, der vor allem an seiner unermüdlichen Tätigkeit den Ausnahmemenschen in ihm erkannte, eine große Laterne in seine Kabine setzen ließ, bei der er nach Herzenslust lesen konnte. Während sein Attaché wiederholt sein Herz verlor (das er zum Glück immer wiederfand), während das buntscheckige Publikum um ihn her, das abwechselnd seinen Humor und seinen Spott reizte, Offiziere, Diplomaten, Konsuln, Kaufleute, Auswanderer aus dem Baskenlande, Zigeuner und was sonst, sein lärmendes Spiel trieb, verbrachte einzig er diese Wochen in bald angestrengterer, bald beschaulicherer Arbeit, über jede Anwandlung von Abschiedsschmerz und Verdruß ob des Verfehlten der neuen Bestimmung zum voraus sich in dem Gedanken hinweghelfend, wie bald er den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurücklegen werde. Eine Hauptbeschäftigung

waren mühsame Wachsmodellierungen, die ihm das Hantieren mit Gips und Marmor ersetzen mußten: so wenig konnte er sich schon von der bildnerischen Tätigkeit mehr trennen.

Um den 7. März etwa landete der Estramadure in Dakar, einem Städtchen der Senegalkolonie, das Gobineau solchen Eindruck machte, daß er es — neben Aden, Maskate, Buschir und Sidney — als Rückzugswinkel für seine alten Tage ins Auge faßte. Er hatte dort bei dem Exnegerkönig eine Audienz und händigte diesem dabei ein Fünffrankenstück ein, was die Majestät mit der gleichen Dankbarkeit und Freude, wie ein europäischer König die Erhöhung seiner Zivilliste, entgegennahm. Den Marabuts (mohammedanischen Priestern) machte er durch Vorlesen aus ihrem Koran und Nachweisung eines Fehlers in demselben so großen Eindruck, daß sie ihn am liebsten dabehalten hätten: „so wäre denn meine Zukunft als Marabut von Dakar gesichert", scherzt er gegen seine Gattin. Nach neuntägiger Fahrt über den Atlantik langten die Reisenden in Pernambuko, bald darauf in Bahia und am 20. März in bester Gesundheit in Rio de Janeiro an, dessen öfter gehörte Vergleichung mit Konstantinopel Gobineau auf den ersten Blick kategorisch von der Hand wies[1].

Über den stark ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rio sind wir besonders gut unterrichtet, weil zu den Briefen an Schwester und Freunde diesmal ausführliche und glücklicherweise erhaltene Berichte an die Gattin hinzukommen, welche, sehr wider Willen daheim geblieben, während dieser Zeit der

[1] „Constantinople est admirable et Rio aussi. Mais la première est une belle dame, noble, auguste dans son aspect, royale, pleine de génie et d'esprit, l'autre est une belle fille, inculte, sauvage, sachant ni lire ni écrire, bizarre dans ses allures." (An Keller 17 avril 1869.) Eingehender findet sich der Vergleich nochmals, unter Mithineinziehung Neapels, in der letzten der Asiatischen Novellen (p. 318/19 der neuen Ausgabe.)

Abwesenheit sich die Neuinstandsetzung von Trye, insbesondere auch die Herrichtung eines geräumigen und heiteren Ateliers für den Gatten, das diesem jetzt zum Bedürfnis geworden war, angelegen sein ließ, auch in dessen unablässige Bemühungen, die verfahrenen Dienstverhältnisse möglichst wieder einzurenken, nach Kräften eingriff. Die ganze Wahrheit über die brasilianischen Erlebnisse erfahren wir freilich auch hier wieder nur aus ganz vereinzelten Mitteilungen an die intimsten Freunde, da Gobineau nach seiner Gewohnheit das Schlimme, soweit es nur irgend anging, den Seinigen vorenthielt.

Und daran sollte es hier weniger als irgendwo sonst fehlen, und Lyttons Weissagung, daß Gobineau in Brasilien am unrechten Ort sein werde, sich gründlich erfüllen.

Da war zunächst das Klima, das ihm je länger je mehr in unerträglicher Weise mitspielte. Er lebte dort „in einem riesigen Treibhause, dessen Glasdach der Himmel war". Dichter Nebel bedeckte meist Meer und Berge, feuchter Dampf erfüllte die Atmosphäre; frische Luft war Konterbande, schwül und wässerig die in der Regel ihn umwehende. Regen von früh bis spät: noch im Oktober konnte er schreiben, daß er seit seiner Ankunft im ganzen nicht zehn Tage klaren Himmels gehabt, und im Dezember lautet's nicht viel anders. Wenn unter solchen Umständen alles Metall oxydierte und die Schuhe schimmelten — und das in Gobineaus Räumen, die über der Küche lagen —, so kann man sich die entsprechenden Einwirkungen auf den menschlichen Organismus leicht vergegenwärtigen. Wenn auch Gobineau mit alter Tapferkeit diesen monatelang Trotz bot und sich weigerte, die Lähmung, die der dumpfe Druck dieser Luft für jeden verwöhnten Europäer über Nerven und Gemüt verhängte, in seiner Lebensweise und Tätigkeit irgendwie zum Ausdruck gelangen zu lassen, so brachen doch auf die Dauer, vielleicht gerade durch diese gewaltsame Zusammenkrampfung seiner Natur noch verstärkt, die rein

phyſiſchen Folgen ſolch verderblicher Einflüſſe um ſo unaufhaltſamer über ihn herein. Wenn er nach einem Jahre Prokeſch bekennen mußte, daß er vom dritten Tage nach ſeiner Ankunft an das Fieber gehabt, aber zehn Monate niemanden etwas davon geſagt, ſondern unbeirrt weitergearbeitet habe, ſo werden wir uns nicht wundern, wenn er gegen Ende ſeines Aufenthaltes ſo völlig am Ende ſeiner Kräfte angelangt war, daß er das Bett kaum mehr verlaſſen konnte, und dabei noch dem Himmel danken dürfen, daß er mit der leichteren Form des Fiebers und qualvollen Neuralgien davonkam und nicht dem gelben Fieber zum Opfer fiel, das gerade in jenem Jahre beſonders ſchlimm rings um ihn her wütete.

Kaum erquicklicher waren die Eindrücke, die er von der Bevölkerung des landſchaftlich ſo bevorzugten Landes davontrug. „Une population toute mulâtre, viciée dans le sang, viciée dans l'esprit, laide à faire peur (ein anderes Mal „d'une laideur maladive") . . . Pas un brésilien n'est de sang pur, mais les combinaisons des mariages entre blancs, indigènes et nègres sont tellement multipliées que les nuances de carnation sont innombrables[1] et tout cela a produit dans les classes basses comme dans les hautes, une dégéneration du plus triste aspect." Eine andere ähnliche Schilderung (beide an Keller) bricht er mit den Worten ab: „Sauf l'Empereur personne dans ce désert peuplé de coquins. *Mais c'est curieux à voir.*" Unvermerkt iſt hier an die Stelle des hochgemuten Menſchen, den alles abſtößt, der objektivere Ethnologe getreten, den alles anzieht oder doch feſſelt, und der ſelbſt in einer ſolchen Umgebung noch mancherlei Nahrung findet. So insbeſondere, wenn er dies Volk bei

[1] Genauer ausgeführt (an Delpit): „Tout cela (une humidité de tous les diables, un brouillard de Londres et la pluie) n'est pas égayé par la vue de la population, jaune, brune, marron, capucine, bismarck, citron, que l'on rencontre dans les rues."

seinen Festlichkeiten beobachtet, wie denen der Karwoche, die unmittelbar nach Gobineaus Eintreffen in Rio einsetzten und in der riesigen Karfreitagsprozession gipfelten. Die Feste Wischnus und Çiwas, meint er, könnten kaum großartigere Massenkundgebungen der Frömmigkeit zeitigen, einer Frömmigkeit freilich, die mit wirklicher Religion nicht das mindeste gemein habe — „c'est inouï de joli et prodigieux de frivolité" —: wer aber könne dies Volk verdammen, das da am Karfreitag in Schwarz das heiterste seiner Feste feiert, wobei die Neger alle Welt um Zuckermandeln anbetteln, und einen grotesken Prunk im Jesuitenstile entfaltet, der fast närrisch anmuten muß? Eine noch günstigere Gelegenheit zur Bereicherung seiner volkskundlichen Kenntnisse war eine im Juni in Begleitung des Kaisers Dom Pedro und seiner Gattin ins Innere des Landes unternommene Reise von hundertdreißig Meilen, bei welcher unter anderem eine landwirtschaftliche Schule, eine Kirche, ein Eisenbahnknotenpunkt und ein neuer Gasthof eingeweiht, Ausstellungen von Vieh und landwirtschaftlichen Produkten, sowie eine große Farm (Facenda) besichtigt und eine Tapirjagd im Urwalde abgehalten wurde[1]. Eine besondere Überraschung brachte ihm diese Reise noch insofern, als sie nicht ausschließlich den hier weit urwüchsiger als in der Stadt vertretenen Eingeborenen galt, sondern ihn unter anderem auch in die deutsche Kolonie San Juan, mitten im Urwald der Provinz Minas Geraës, führte. Wie mag

[1] Gobineau berichtete über diese Reise in einer langen Depesche an seine Regierung, welche von der letzteren im Moniteur veröffentlicht wurde und auch von uns in unserem zweiten Quellenbande abgedruckt werden soll. Daß seine amtlichen Berichte überhaupt damals an maßgebender Stelle besonders geschätzt und — ob im Sinne eines Pflasters auf die Wunde? — in schmeichelhaftester Weise aufgenommen worden seien, meldet Gobineau seiner Gattin: „on me couvre de fleurs" (20 décembre 1869).

sein Herz gelacht haben, als er, nach der bunten Musterkarte von Rio, hier plötzlich auf Blonde traf! „C'est une chose curieuse que des Tyroliens et des Rhénans au sein de cette nature-là. Mais l'amour de gagner de l'argent fait les greffes les plus singulières entre l'homme et le sol", ruft er aus (an Keller, 19 juillet 1869). Auch sonst hat er jede Gelegenheit benutzt, um den landschaftlichen, den volkswirtschaftlichen, vor allem auch den Auswanderungsverhältnissen in Brasilien seine regste Aufmerksamkeit zuzuwenden und so jene vortreffliche Studie „L'Emigration au Brésil" vorzubereiten, welche fünf Jahre später der Correspondant bringen sollte.

Er konnte dies um so besser, als die eigentliche Politik gleich Null war. Die meisten brasilianischen Staatsmänner mit ihrer grundsätzlichen Scheu vor wirklicher Tätigkeit erfand er politisch derartig unmöglich, daß neben sie gehalten ihm auch die fragwürdigsten griechischen als wahre Helden des Plutarch erschienen. Kein Mensch kümmerte sich darum, was in den Kammern vorging; nur zwei Fragen, zwei Tagesgespräche gab es: den Kaffeehandel und den Kurs des Papiergeldes. Daneben tauchte allenfalls noch, als Zukunftsgespenst, drohend die Emanzipation der Sklaven am Horizonte auf, deren Lage ja freilich jammervoll war, deren Befreiung aber die staatliche Existenz Brasiliens in Frage stellen konnte.

Was blieb unter solchen Umständen dem Vertreter einer europäischen Großmacht, und gar einem arbeitsdurstigen wie Gobineau, an Möglichkeiten einer ersprießlichen, seiner würdigen Tätigkeit? Immer von neuem führt er der Gattin gegenüber bittere Klage über das große, pomphafte Nichts, in dem man ihn begraben habe, weist voll Entrüstung die von Paris aus betriebenen Versuche, diesem, und damit seiner angeblichen Mission, einen Anstrich von Bedeutung zu geben, zurück. So könne z. B. der damals geführte Krieg mit Paraguay — „ein Krieg von Mulatten mit Wilden" — im Sinne

eines französischen Interesses gar nicht in Betracht kommen. Einzig ein seit zwanzig Jahren schwebender Auslieferungsvertrag scheint ihn eine Zeitlang beschäftigt zu haben, im übrigen „d'affaires, il n'y a pas à remplir une coque de noix", „il faut ici se mettre l'imagination à la torture pour écrire quoi que ce soit au Département. Il ne se passe absolument rien du tout et il est impossible d'imaginer, comme poste, un point plus dénué de tout intérêt", und so geht es weiter. Die Leere wurde dadurch noch klaffender, daß das damals noch dazu von einem höchst unsympathischen Vertreter besetzte französische Konsulat in Rio einen großen Teil der laufenden Geschäfte auf Kosten der Gesandtschaft an sich gerissen hatte, worin allerdings Gobineau Wandel geschaffen zu haben scheint. Überhaupt machte er möglichst gute Miene zum bösen Spiel. Wenn auch der Ingrimm gegen die, die ihn „erwürgen" wollten, immer wieder durchbricht, wenn er auch auf direktem und indirektem Wege, und wiederum treulichst unterstützt von dem alten Rémusat, fort und fort alles aufböt, um eine Versetzung anzubahnen oder doch einen Urlaub zu erwirken, so hat er schließlich doch noch weniger irgend etwas versäumt, um seiner Gesandtschaft, sowohl nach seiten der Amtsführung wie nach seiten von Stellung und Ansehen, wenigstens das Denkbare abzugewinnen. In ersterer Beziehung ließ er es sich vornehmlich angelegen sein, das Einvernehmen mit den brasilianischen Behörden, das unter den Gepflogenheiten des Konsuls stark gelitten hatte, wiederherzustellen und zu pflegen — mit dem mehr und mehr von ihm geschätzten Leiter der auswärtigen Politik, Carneiro Leon, brachte er es sogar zu einer herzlichen Freundschaft —, vor allem aber sich unter seinen Landsleuten durch diensteifriges Entgegenkommen eine Vertrauensstellung zu schaffen, die seinen Amtsvorgängern abgegangen war. Beides ist ihm vollkommen geglückt. Noch in ganz anderem Maße aber durfte er sich

berühmen, das Haupt des französischen Gesandten mit einem Nimbus äußeren Glanzes bedeckt zu haben, wie es noch keinem Vertreter dieser oder irgend einer anderen Macht in Brasilien zuvor möglich gewesen war. An sich galten — sehr anders als bei politisch durchgebildeten Völkern — die Häupter der fremden Gesandtschaften dort nichts. Ein diplomatisches Korps gab es sozusagen nicht, sondern nur eine Anzahl durch kein näheres Band verbundener Ausländer, welche die Angelegenheiten ihrer Regierungen, fast wie Agenten von Handelshäusern, vertraten. Es kam nur darauf an, was der einzelne sich persönlich an Geltung zu verschaffen wußte. In dieser Beziehung also hatte Gobineau in seiner überlegenen Persönlichkeit eine starke Waffe, außerdem aber vom ersten Tage ab einen nie wieder einzubringenden Vorsprung vor allen seinen Kollegen durch die Auszeichnung, mit welcher der Kaiser Dom Pedro, der in der politischen Welt des damaligen Brasilien weitaus die Hauptperson war, ihn aus ihrer Schar heraushob. Gleich am Tage seiner Ankunft ließ er ihm sagen, daß er Herrn de Gobineau am nächsten Tage zu sprechen wünsche, und daß der französische Gesandte ihm später sein Beglaubigungsschreiben überreichen könne. In der ersten Audienz erklärte er ihm sodann, daß er alle seine Schriften kenne und gründlich mit ihm darüber sprechen wolle. Daraus erwuchsen dann regelmäßige Besuche, meist an den Donnerstagabenden und Sonntagmittagen, in den kaiserlichen Schlössern, bei welchen die beiden viele Stunden lang alle denkbaren Gegenstände der Welt erörterten, die sonst so starre und strenge altportugiesische Etikette wie von selbst verschwand und allmählich eine auch auf die Familie Dom Pedros sich ausdehnende Intimität entstand, welche ebenso für Gobineau als ein hohes Gut, in Gestalt einer neuen Lebensfreundschaft, wie für die Kollegenschaft als ein Gegenstand lichterloher Eifersucht sich erweisen sollte.

Dom Pedro war eine Gobineau in manchen Stücken verwandte Gestalt. Vornehm, hochgesinnt, ritterlich, gütig und wohlwollend durch und durch, intelligent und scharfblickend, von einem wahrhaft heißhungrigen Bildungsdrange erfüllt, daher in allen europäischen Kultursprachen und ihren Literaturen der verschiedensten Gebiete — mit dem Schwerpunkt der Vorliebe auf den exakten Wissenschaften, insbesondere der Astronomie — gleichermaßen zu Hause, pflichttreu und unermüdlich tätig, darf der Kaiser als einer der wertvollsten Fürsten seiner Zeit bezeichnet werden und hat er bei den wiederholten Besuchen, die er Europa abstattete, auch auf diesem Kontinente durch seine persönlichen Eigenschaften und Beziehungen ein Interesse und Sympathien, die weit über die damals noch verhältnismäßig geringe Bedeutung Brasiliens für die alte Welt hinausgingen, auf sich vereinigt. Viele unter uns Älteren entsinnen sich noch der stattlichen, lebhaften, gewinnenden Figur, die damals allerwärts in unseren Landen auftauchte, alles in Augenschein nahm, keine hervorragende Stätte der Kunst unbesucht, keine Leuchte der Wissenschaft unbeachtet ließ. Mag er dabei dem unvermeidlichen Dilettantismus, dem Fürsten bei der meist mangelnden systematischen Vorbildung weit leichter unterliegen als Private, auch seinerseits seinen Tribut gezollt haben, so lag ihm dafür jede leiseste Regung von Eitelkeit oder Ehrgeiz, die bei so vielen anderen gekrönten Mäcenen ihre Rolle spielen, um so ferner. Was ihn trieb, seinen geistigen Liebhabereien in einem ungewohnten, für manchen fast ans Abnorme streifenden Umfange nachzugehen, war weit eher ein gewisser Zwangsrückschlag seiner Natur gegen die Gebundenheiten seiner Stellung, die ihn in denkbar heterogenster Umgebung zu einer tiefen geistigen Einsamkeit verurteilte. Nie aber hat er über dem leidenschaftlichen Betrieb seiner Lieblingsstudien, der ihm noch dazu mit den Jahren durch die wachsende Last der Staatsgeschäfte immer mehr

verkürzt wurde, auch nur einen Augenblick sein Volk vergessen, dessen materielle Hebung und geistige und sittliche Erziehung ihm vielmehr immer als erstes am Herzen lag, wie er denn auch seine europäischen Reisen zum guten Teile mit Rücksicht auf die daraus für sein Land zu gewinnenden Früchte unternommen und außerdem als erster der Heranziehung europäischer, insbesondere deutscher Ansiedler mit hochherzigem Weitblick Vorschub geleistet hat. Sein Volk hat ihm später all sein aufopferndes Mühen durch Absetzung und Verbannung gelohnt; aber als nach Jahren die Zurückführung seiner Leiche nach Brasilien in der Kammer zur Erörterung stand, konnte doch selbst eine solche Gesellschaft die Wahrheit nicht unausgesprochen lassen, daß kaum ein Souverän der Welt seitens eines republikanischen Volkes eine derartige Wertschätzung verdiene wie Dom Pedro, der nach Proklamierung der Republik dem Willen seines Volkes gehorchen zu wollen erklärt und jede Zivilliste zurückgewiesen habe.

Was diesem Fürsten ein Geist wie Gobineau bedeuten mußte, ist ohne weiteres klar. Man kann sagen, er stürzte sich auf ihn und hat ihn nicht wieder losgelassen. Schon vor der persönlichen Bekanntschaft sein ehrlicher Bewunderer, ist er dies bis ans Ende in immer sich gleich bleibendem, ja steigendem Maße geblieben. Die „Sonntage von St. Christoph" sind vielleicht Dom Pedros schönste, reinste Lebensfreude gewesen; jedenfalls finden sich unter seinen sehr zahlreichen Briefen an Gobineau nur wenige, in denen ihnen nicht ein wehmütig-sehnsüchtiger Rückblick gewidmet wäre. Auch Gobineau mag damals durchweg um so mehr aus sich herausgegangen sein, als er ja in der Hauptsache ebenso vereinsamt dastand wie der Kaiser und das genannte Schloß des letzteren daher für beide die rettende Oase bildete. Ein tiefer Ernst hat zweifellos im letzten Grunde diese Zusammenkünfte beherrscht; aber auch der Geist der Heiterkeit, dem beide Freunde

ſo gerne huldigten, iſt nicht dabei zu kurz gekommen, wie denn überhaupt Dom Pedro, bei allem bis zum Schwerkalibrigen Gehaltvollen ſeines Weſens, zugleich als eine höchſt friſche Geſtalt von Gobineau ausdrücklich geſchildert wird, der ſelbſt Übermut nicht fernlag, wie er es denn z. B. fertig brachte, auf ſeinen Reiſen und Ausflügen ſtundenlang im Walde herumzugaloppieren, zum Entſetzen ſeiner Kämmerlinge, die dabei in ihren ſchwarzen vom Staub geweißten Gewändern, mit Ordensdekorationen, die Hüte von Zweigen eingetrieben hinter ihm herkeuchend, eine gar klägliche Rolle ſpielten.

Der Monarch wurde unter vier Augen völlig beiſeite gelaſſen, ſelbſt bei den offiziellen Gelegenheiten blickte er mit Freundesaugen drein. „Que te dirai-je? Il me fait l'effet de Lytton, de Meigs et de Keller“, berichtet Gobineau einmal der Gattin. Und doch hätte wohl ihm ſelber am erſten etwas gefehlt, wenn nicht gelegentlich auch die ſpezifiſch fürſtlichen Eigenſchaften einmal kräftig durchgebrochen wären. Das geſchah vornehmlich, wenn die beiden nicht einer Meinung waren, und zwar nicht nur in Weltanſchauungsfragen, wo der Kaiſer durchweg weniger peſſimiſtiſch und zeitfeindlich empfand als ſein franzöſiſcher Freund, ſondern auch in politiſchen Dingen. Eines Tages hatte Gobineau den Kaiſer durch eine Lobrede auf Sulla gereizt. „L'Empereur s'est exaspéré, a ri, s'est exaspéré de nouveau . . . J'ai découvert surtout quand il n'est pas de mon avis, qu'il me jette un certain regard de côté, sans rien dire, où il y a une fierté et une froideur toute castillane et qui sent sa maison d'Autriche dont il a du sang. Dans ces moments — là, il ressemble étonnamment au Philippe III de Velazquez.“ Und dann ſpäter: „Il prend son air Philippe III. Je prends mon air Gournay.“ Aber dergleichen vorübergehende Meinungsverſchiedenheiten hatten regelmäßig zur Folge, daß ein nur immer innigeres Einvernehmen daraus hervorging. Dom

Pedro erschöpfte sich wahrhaft in Aufmerksamkeiten für den Freund, er förderte seine Studien und Arbeiten, wo und wie er nur konnte, und als er merkte, wie wenig zuträglich jenem der Boden seines Landes sei, da war er es, der in selbstlosester Weise ihn antrieb, unter allen Umständen den längeren Urlaub durchzusetzen, der ihn ja dann für immer von Rio entfernen sollte.

Wir erwähnten schon des ungewohnt einsamen Lebens, das Gobineau in der Regel in der brasilischen Hauptstadt geführt hat. Er lud einmal die Woche seine Sekretäre, mit denen er das beste Einvernehmen pflegte, zu Tische, oder gab wohl auch einmal, wie zum Napoleonstage, ein großes, üppiges Festmahl. Hie und da kam etwas aus der Heimat, ein Admiral mit seiner Fregatte, mit dem er sich dann vortrefflich zu stellen wußte: „würde er doch hier selbst mit dem Admiral Beelzebub sich gut stehen, wenn er die Station kommandierte". Oder aber, eine Berühmtheit, wie die Ristori, machte eine Zeitlang Rio unsicher, und da sie Empfehlungsbriefe an ihn hatte, so mußte er sich nicht nur privatim um sie kümmern, sondern sie sogar einige Male sehen. Er fand sie aber menschlich unmöglich, und künstlerisch vollends stieß sie ihn ab. „Elle m'a assommé dans Marie Stuart. Je la trouve commune et fausse au possible. C'est de l'art pour l'exportation." Sonst aber hielt er sich mit Vorliebe für sich in seinen vier Wänden, einem mächtigen Saale, von dessen sechs Fenstern aus er die herrlichste Aussicht auf den Golf und die Berge, vor allem auf den waldigen Corcovado, genoß. Wie alles in der Welt auch seine gute Seite hat, so benutzte Gobineau sein brasilisches Stillleben vornehmlich zur Aufbesserung seiner Finanzen: „Einmal wenigstens sei er doch wieder auf dem Wege, sich nicht zu Grunde zu richten, und das Sparen ihm fast zur fixen Idee geworden." Mit besonderer Dankbarkeit verzeichnet er das Vorhandensein eines

urgeräumigen Tisches, der seinen vielgestaltigen Arbeiten aufs beste zu statten kam. In seinen Ruhestunden aber hatte er merkwürdigerweise gerade hier in Rio ungewöhnlich viel Gelegenheit, sich ernste, vornehmlich deutsche Musik zu Gemüte zu führen, indem solche nicht nur bei einem seiner Sekretäre, de Montgomery, sondern namentlich in dem Hause eines seiner Kollegen, des holländischen Generalkonsuls Posno, die regste Pflege fand. Gobineau wurde in diesem letzteren Kreise, wo man ihn auf den Händen trug, bald ständiger Gast.

Von Brasilianern gewann er sich ein Original zum Freunde in Gestalt des ehemaligen Kanzlers Taunay. Dieser Mann war von einer so leidenschaftlichen Menschenliebe beseelt, daß er all sein Erspartes, Hab und Gut bis auf das Hemd am Leibe, ja weit über das hinaus, was er besaß, verschenkte und so tief in Schulden geriet, die dann durch eine Subskription gedeckt werden mußten. Er war der Gegenstand eines wahren Kultus von seiten seiner Landsleute, dabei aber persönlich von der äußersten Sprödigkeit, ja Schüchternheit, und einer Zurückhaltung, die auch Gobineau lange nicht zu besiegen vermochte, bis jener eines Tages bei ihm den Alexanderskopf sah, der ihn dermaßen begeisterte, daß er gleich zwei Stunden blieb und von Stund an zu Gobineaus Getreuen gehörte. Er lernte Aphroëssa, insbesondere das Cartulaire de St. Avit, auswendig und schrieb Gobineau noch nach Jahren, da ihm dieser (1877) den Amadis schickte: „Je suis rarement loin de vous. Vous êtes mon bréviaire; je vous sais presque tout par cœur, et je me suis dit mille fois que c'était un beau don que celui de pouvoir envoyer ainsi à des milliers de lieues de soi dans l'espace, de la consolation et du bonheur. Je me sens devenir vieux; je m'écarte de tout le monde, et je n'ai plus guère de compagnie que vous, Lafontaine, un peu Virgile et beaucoup Homère."

Von außen her trat um diese Zeit episodisch, fast meteor-

gleich, eine Erſcheinung in ſein Leben, die neben ſeinen früheren zahlreichen Freunden noch wieder einen Typus allereigenſter Art darſtellt. Sie nahte ihm aus dem Norden Amerikas, aber was waren ihm Entfernungen, ihm, der zu gleicher Zeit von den Seinen aus der Heimat, von dem Schwiegerſohne aus Island, von Rochechouart aus China, von Taſcher über Japan Nachrichten erhielt?

Schon in ſeiner letzten Athener Zeit hatte ſich der Mann, dem es hier gilt, einmal brieflich an ihn gewandt, aber die ſtarke räumliche Trennung und dadurch herbeigeführte poſtaliſche Stockungen verhinderten ein früheres Finden mit Gobineau, ein Finden, das dann freilich, wenn auch nur auf Monate, ein ſo inniges werden ſollte, daß Charles D. Meigs uns heute als der Allergetreueſten und -nächſten einer daſteht.

Er war geboren 1792 und entſtammte einer gut angelſächſiſchen Familie, deren ſechſter Ahn Vincent Meigs ſich um 1647 in Connecticut angeſiedelt hatte[1]. Alles, was wir von den Vorfahren hören, deutet auf ein Geſchlecht von ſeltener Tüchtigkeit und rechtfertigt vollauf den ſchlichten Stolz, mit dem Meigs Kindern und Kindeskindern davon erzählte und Familienſinn, Familientradition als eines der höchſten menſchlichen Güter ans Herz legte. Mütterlicherſeits entſtammte er einem ſchottiſchen Geſchlechte, Montgomery. Seine Jugend verbrachte er zum größten Teile im Staate Georgia, wo der lebhafte Knabe unter anderem einmal eine Zeitlang unter dem Indianerſtamme der Cherokeſen weilte. Er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung und machte ſich mit regem Eifer in den

[1] Die folgenden biographiſchen Daten ſind der auf Veranlaſſung des Philadelphia College of physicians verfaßten Schrift: „Memoir of Charles D. Meigs, M. D.“, by J. Forsyth Meigs (Philadelphia 1876) entnommen.

verschiedensten Gebieten, in den klassischen und modernen Sprachen, in mehreren Künsten und Handwerken heimisch. Im Drechseln, im Zeichnen, in der Öl- wie in der Aquarellmalerei brachte er es zu Leistungen, die offenbar über das gewöhnliche Dilettantenmaß weit hinausgingen; Ton- und Wachsmodellieren wurde ihm derart vertraut, daß er imstande war, in seinem Berufe eine große Anzahl Modelle für den anatomischen, physiologischen und operativen Unterricht sich selbst anzufertigen.

Meigs war ein gottbegnadeter Arzt. Alles, was nur irgend mit der ärztlichen Wissenschaft und Kunst zusammenhing, suchte er sich mit leidenschaftlichem Drange zu eigen zu machen. Als Praktiker, als Schriftsteller wie als akademischer Lehrer hat er sich gleich ausgezeichnet und seinen Namen zu einem der ersten der Vereinigten Staaten erhoben. In Philadelphia, der Heimat seiner Mannesjahre, hatte er, neben einer ausgedehnten Praxis, lange Zeit einen Lehrstuhl für Frauen- und Kinderkrankheiten und Geburtshilfe inne. Seine wissenschaftlichen Werke waren in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Bei dem allen blieben seine Vermögensverhältnisse, mit amerikanischem Maße gemessen, bescheiden, weil es ihm nie möglich wurde, seine ungewöhnlich reichen Gaben anders als im Geiste der Menschenliebe zu verwenden und das eigene Ich über der begeisterten Hingabe an seinen Beruf nicht gänzlich zurückzustellen.

Letzteres sollte sich auf die Dauer an seinen Kräften noch weit ärger als an seinen Mitteln rächen. Berufliche Überanstrengungen und körperliche Leiden nötigten 1856 den Vierundsechzigjährigen, sich ein Landheim in Delaware County, achtzehn Meilen von der Stadt, zu gründen, das er — nach dem ersten Ansiedlungsort seiner Vorfahren — Hamanasset nannte und wo er sich Haus, Scheuer, Stallung, Pachthof, Wasserwerk, Eishaus und Werkstatt alles nach eigenem Plan

und im eigenen Stile selbst errichtete. Sein nie rastender Tätigkeitstrieb warf sich jetzt, wie in seinen jungen Jahren, wieder mehr auf die geistigen Dinge.

Um das Jahr 1860 wurde er, dem anthropologische Fragen von früh an mit an erster Stelle am Herzen gelegen hatten, zuerst mit Gobineaus Essai bekannt, der ihn mit einem derartigen Enthusiasmus erfüllte, daß er ihm fortan eine Art weltlichen Evangeliums blieb. Seine brieflichen Äußerungen darüber sind anderen Ortes im Wortlaute mitgeteilt. Wir ersehen daraus, wie die begeisternde Kraft, die er dem arischen Gedanken entnahm, ihm über die Seelenpein, welche die Jahre des bald darauf ausbrechenden Bürgerkrieges über ihn verhängten, siegreich hinweghalf; wie er dem Amerikaner Gobineaus, der letzten Endes doch der der Städte war, den ländlichen in seiner kernig unverdorbenen Eigenart mit freudiger Zuversicht entgegenstellte; wie er endlich, obwohl er es tief beklagte, daß das Rassengefühl in den Vereinigten Staaten, namentlich nach dem Bürgerkriege, immer mehr verloren ging, doch auch für sie an den Norden und seine Auslese neue Hoffnungen zu knüpfen wagte.

Ein ergreifendes Patriarchenbild stellt sich uns in dem Meigs der letzten Jahre vor Augen. Schwere Schläge hat das Schicksal ihm geschlagen. Der Krieg raubt ihm seinen Lieblingsenkel, einen hoffnungsvollen jungen Offizier, bald darauf verliert er in der Gattin sein ein und sein alles. Um so inniger schlingt er die Bande der Liebe um alles, was ihm geblieben an Kindern, Enkeln und Urenkeln. Und jetzt endlich, am Rande des Grabes, faßt er sich auch einen Mut, mit dem vergötterten Manne, der ihm der höchste unter den lebenden Lehrern der Menschheit dünkt, in persönliche Verbindung zu treten. Er ruht nicht, bis er jede Zeile von ihm gelesen, er überträgt eines seiner schönsten Werke, die Abtei Typhaines, in ein Englisch, das Gobineau selbst für schöner

erklärt hat als sein Französisch, er bringt ihm in Briefen, in begeisterter Propaganda, in den kostbarsten Geschenken Huldigung über Huldigung dar. Und das alles, während Körperleiden, zuletzt unerträglicher Art, den Lebensmüden bedrängen, sodaß man in Wahrheit sagen kann, das schönste Teil der Abendsonne, die dies köstliche Leben an seinem Ausgange durch alle Qualen hindurch noch vergoldet hat, sei ihm von Gobineauscher Seite gekommen.

Den Überschwang der Liebe und Bewunderung, den Meigs, ein hoher Siebziger und ein Jüngling in einer Person, seinem Meister entgegenbrachte, dürfte, als einem verklungenen Zeitalter entstammend, die heutige Generation kaum mehr begreifen. Gobineau selbst konnte sich nicht erwehren, zu manchem in seinen Übertreibungen zu lächeln, wie wenn er ihn aus Anlaß der Aphroëssa so ziemlich über alle anderen französischen Poeten stellte; und wenn er auch mit der Veröffentlichung seiner enthusiastischen Vorrede zur Typhaines abbey ganz einverstanden blieb, weil die Amerikaner das nicht so genau nähmen und weil dergleichen ein gutes Gegengewicht gegen eben damals im Vaterlande erfolgte Ausschreitungen nach der entgegengesetzten Seite bilden werde, so mischt sich doch in den vertrauten Briefen an die Gattin in die Berichte über Meigs neben liebevoller Dankbarkeit hie und da ein leiser Spott. „La préface de Meigs est un délire d'admiration le plus bouffon du monde . . . C'est un homme terrible, cet excellent Dr Meigs. Sais-tu comment il finit sa lettre: ‚croyez que votre propre mère, madame de Gobineau et Miss Christine ne vous aiment pas plus que votre vieil ami.' Ma foi, je l'aime aussi de tout mon cœur, ce vieux brahmane . . . Je reçois justement une lettre de lui. Toutes les précédentes sont froides en comparaison" (worauf dann wieder ein Bericht über Meigs' Ergüsse folgt). „Meigs est un altéré. Il croit toujours qu'il va mourir.

Il lui faut son volume (die Perſergeſchichte). Je te prie de le satisfaire“ uſw.

Aber je länger er ſich in das Weſen dieſes neueſten Freundes verſenkte, deſto mehr verging ihm doch der Spott, und ſein Lächeln blieb nur mehr das der Rührung und einer tiefinnerlichen Seelenheiterkeit. Wem könnte es heute anders ergehen, der in dieſe Züge blickt? in denen man lieſt, wie unendlich vielen dieſer Mann in ſeiner unerſchöpflichen Liebe und nimmer raſtenden Tatkraft geholfen, mit wie vielen er gelitten hat, aus denen eine tiefe Entſagung und doch auch wieder eine ſtille Seligkeit redet, ein Kindergemüt, für das alle die Abgründe des Amerikanertums, die uns heute erſchauern machen, kaum zu exiſtieren ſcheinen, kurzum ſo ein Menſch mit „dem Himmel im Herzen“. So war zuletzt auch in Gobineau alles nur noch Ehrfurcht und Dankbarkeit, daß ihm ein ſolcher Mann begegnet, und nach ſeinem Tode konnte er der Schweſter ſchreiben: „Jamais on n'a vu une plus belle nature et une plus grande âme et je ne crois pas que personne m'ait jamais plus aimé.“

Aber dies Ende ſelbſt, mitſamt dem Abſchiede, iſt noch wiederum ſo menſchlich ſchön und ergreifend, daß es der Leſer im Wortlaut hören muß, wäre es auch nur um des tiefgehenden Erlebniſſes willen, das es für Gobineau bedeutete.

Schon einige Zeit vor ſeinem Tode ſchrieb Meigs dieſem: „I am a dying old man, and you come to pour Theobroma over my perishing life and feed me on the nectarean draught of Truth.“

Am 18. Juni, vier Tage vor ſeinem Abſcheiden, kommt er noch einmal auf ſeinen Einleitungsbrief zur Abtei: „I am answerable for it to both girl and man and to the whole republic of letters. I am willing to live and die by it, for in it is no semblance of a lie, but all is pure and absolute truth, and that is what the world will confess when

it shall have analysed your intellectual and moral essence as I have done.“ Er ſendet ihm ein Bild von Hamanaſſet „to give it to Mlle Christine or Mgr. Willy as a memento of one who loved you in the old days. Fare you well, my most dear master and teacher, may you find in a long life to come a thousand hearts as warm and as appreciating as mine is, which both respects and loves you entirely entirely.“

Gobineau, der ihm — ſchon von Rio aus — ſeinerſeits ſeine tiefe Verehrung bekundet und ſich freudig vor ihm gebeugt hatte, kommt jetzt, nachdem ihm die Todeskunde geworden, wochenlang in jedem Briefe auf dieſe zurück: „J'ai reçu une lettre de Meigs, une des plus tendres qu'il m'ait jamais écrites, et deux ou trois jours après, un journal de Philadelphie où il y a un article qui annonce qu'il est parti. Nous nous retrouverons plus tard. Il m'a beaucoup aimé“ . . . „Meigs m'a écrit le 18 juin pour la dernière fois. Il est mort le 22 . . . C'est un passage, ce n'est pas une fin. Celui-là me comprendra bien pendant toute l'éternité et m'avait très bien compris“ . . . „Je reçois à l'instant une lettre du général Meigs (dem Sohne des Verſtorbenen, der ihm deſſen Tod und einiges aus ſeinem Leben mitteilte). C'est un monument. Il n'y a pas de commentaire à faire.“ . . . „J'attache un prix extrême à l'espèce de bénédiction, ou pour mieux dire, à la vraie bénédiction que m'a donnée Meigs, quatre jours avant sa mort. Plus j'y réfléchis, plus j'y vois tous les caractères d'efficacité de ces sortes de choses (wozu er auch die im folgenden dann beſchriebenen Andenken rechnet). C'est un vrai brahmane, et je ne suis, n'ai jamais été et ne serai qu'un kjattrija.“

Das Jahr in Rio hat uns von Arbeiten, trotz der geſundheitlichen Schwierigkeiten, die Gobineau zu überwinden hatte, dank vornehmlich der reichen amtlichen Muße, die ihm

ſeine Widerſacher aufgehalſt hatten, eine ſtattliche Anzahl eingebracht. Der ganze Umfang ſeiner Tätigkeit wird uns erſt klar werden, wenn wir hinzurechnen, was er dort aufnehmend bewältigte, ſeine Studien im Portugieſiſchen, das ihm bisher ferner gelegen, die mancherlei Lektüre, zu der Dom Pedro ihn auf den naturwiſſenſchaftlichen, aber auch auf den ſchöngeiſtigen, Gebieten anregte, und unter welcher die Danteüberſetzung Longfellows, namentlich dem Eindrucke nach, weitaus den erſten Rang behauptet.

Seiner Gewohnheit nach fühlte er ſich in der erſten Zeit durch die neuen Eindrücke zu gewiſſen, zum Teil rieſenhaften Plänen fortgeriſſen, unter denen ſogar ſo etwas wie eine Geſchichte der beiden Amerika zeitweilig auftauchte. Indes, das zerrann, als Ganzes, bald genug, und was davon haften blieb, ſollte ſich erſt ſpäter zu einigen ſoliden und immerhin wertvollen Einzelſtudien verdichten.

Ernſtlicher hat ihn eine Zeitlang nochmals der Plan eines (dritten) hiſtoriſchen Romanes aus dem Frankreich des ſechzehnten Jahrhunderts beſchäftigt. An Meigs ſchreibt er (17 avril 1869): „J'ai commencé un roman sur le XVI. siècle français et je le compte faire historique sans un seul personnage historique dedans. Mais les mœurs, les idées, les faits le seront et tous les personnages auront vécu jadis, mais sans notoriété. Je les ai trouvés dans d'anciens actes de notaires de 1518 à 1590 dont j'ai une collection et qui m'intéressent puissamment.“ In einem ziemlich gleichzeitigen Briefe an die Gattin nannte er als den beabſichtigten Titel dieſes Werkes „Commentaires familiers de Messire Bernard Loup, Seigneur de la Fortune“. Er verlor aber auch hieran allmählich die Luſt, und im September erfahren wir — der einzigſte Fall dieſer Art in Gobineaus Leben —, daß er alles davon bisher Niedergeſchriebene vernichtet habe, auch nichts Ähnliches wieder anfangen werde. Eine Woche

ſpäter berichtet er von einer eigentümlichen Abneigung, die ihn (offenbar unter der beſchwingenden Einwirkung eines höchſten poetiſchen Schaffens, am Amadis) gegen alle Proſadichtung überhaupt befallen habe: „C'est une chose merveilleuse comme je suis ennuyé d'écrire de la prose; on dirait que je ne l'ai jamais fait ou que je l'ai trop fait. La plume me tombe des mains à tous moments et cela me fait l'effet de n'avoir ni forme ni couleur.“ Und das ſchreibt er in einem Augenblicke, da er ſoeben die ſchönſte ſeiner Novellen, Akrivie Phrangopoulo, zu vollenden im Begriffe war! Zum Glück hat er dies denn auch getan, im November wurde die Novelle durchkorrigiert, und einige Wochen ſpäter erhielt ſie ſogar noch eine Nachfolgerin in „Adélaïde“. Während wir uns die Betrachtung der Naxiotin, welche Gobineau durch die Aufnahme in die „Souvenirs de voyage“ in einen anderen Zuſammenhang gerückt hat, für ſpäter vorbehalten müſſen, können wir nicht umhin, der Adélaïde ſchon hier einige Worte zu widmen.

Sie ſteht inſofern ganz einzig in allem Gobineauſchen Schaffen da, als ſie buchſtäblich an einem Tage, dem 15. Dezember 1869, verfaßt worden iſt, was Gobineau ſelbſt begreiflicherweiſe als die größte ihm je geglückte Kraftleiſtung gebührend hervorhebt. Nach dem erſten Eindruck könnte man faſt verſucht ſein, ſie auch dem Werte nach für eine Eintagsfliege zu erklären. Doch muß daran ſchon des Dichters eigene Schätzung (er ſchreibt noch am gleichen Tage der Abfaſſung an ſeine Gattin: „je crois qu'elle te plaira. J'en suis plus sûr que d'Akrivie Phrangopoulo, parce qu'il y a de la passion et du racontage et pas l'ombre de sentiment, où je suis toujours moins sûr de mon fait“), und faſt mehr noch die Aufnahme, auf welche dieſe Nachlaßveröffentlichung getroffen iſt, irre machen[1].

[1] „Adélaïde“ erſchien nach einer Abſchrift — das Original befindet ſich in der Straßburger Sammlung —, herausgegeben mit

Wie es heißt, ist diese Salonnovelle nach dem Leben abgezeichnet, und hat Rücksicht auf die betreffenden Lebenden ein früheres Hinausgeben verhindert. Eine Mutter und eine Tochter der vornehmen Gesellschaft machen sich einen jämmerlich charakterschwachen Kavallerieoffizier streitig, den sie schließlich beide verachten. In diesem Gefühl und allenfalls in dem gegenseitigen Respekt vor ihrer beider Kampfeseigenschaften finden sie sich wieder, nachdem das Fehlen jeglicher Liebe sie bis zum Hasse auseinander geführt hat.

Worin die Stärke dieser Erzählung, die sich, unter fast völligem Verzicht auf jede Staffage, ganz nur auf die drei Hauptpersonen und ihre seelischen Beziehungen konzentriert, beruht, hat Gobineau in der vorstehenden Briefstelle genugsam angedeutet. Er hat sich hier einmal wahrhaft Goethisch objektiviert und zugleich gezeigt, daß er auch auf modernste Weise Künstler sein, nämlich alles, aber auch alles in seiner reinen Häßlichkeit und höheren Nichtigkeit geben und, bei sogar verhaltener Ironie und nur gelegentlichen nichtsbedeutenden philosophischen Zwischenreden, höchstens aus seinem Unterbewußtsein die Absicht herauslesen lassen kann, in der künstlerischen Wiedergabe dieses Stückes modernen Lebens zugleich einen Beitrag zur Kritik des letzteren zu liefern. Unseren Naturalisten ist er kaum je wieder so nahegerückt, indem er als bloßer kühler Beobachter völlig darauf verzichtet, den ihm sicher nicht weniger als uns widerwärtigen Gegenstand auch nur durch einen einzigen Strahl aus der eigenen Lichtsphäre zu erhellen. Freue sich daran, wer mag und einen Gobineau für dergleichen nicht zu schade findet. Das Tiefeindringende seiner Psychologie wie die spannende Wirkung und der Pointenreichtum seiner Erzählungskunst soll darum nicht in Abrede gestellt werden, und

Einleitung von A. de Hevesy, in der Nouvelle Revue Française, Année 5 No. 60, 1 décembre 1913. Dann auch in einer schönen Sonderausgabe im gleichen Verlage.

es begreift sich, daß er nach einer solchen Probe seiner Schaffenskraft aus den Sorgen, die ihm sein Gesundheitszustand bereiten mußte, für den Augenblick mit den frohen Worten emportauchte: „Décidément, je ne suis pas plus bête qu'à mon ordinaire".

Aber dies alles ist doch nebensächlich und tritt zurück vor der dichterischen Hauptschöpfung, die auf dem Boden von Rio erblüht ist: dem ersten — damals noch als einzigster ins Auge gefaßten — Teile des Amadis, den Gobineau, nachdem Stoff und Plan ihn seit langem, vornehmlich aber in Athen, beschäftigt, im Sommer 1869 ausarbeitete und seinem kaiserlichen Freunde vorlas, welcher ihn ohne Bedenken für seine beste Dichtung erklärte. Wir dürfen ihn nicht aus dem Ganzen, zu welchem dies Heldengedicht später geworden ist, herausreißen und begnügen uns daher für hier mit der Wiedergabe eines für sein Leben in Rio wertvollen Stimmungsbildes, einer Briefstelle voll übermütigster Laune, in welcher er seiner Gattin von dem glücklichen Fortgange seines Epos meldet und durch den parodistischen Klang seiner Worte zugleich die eigene Wertung seiner Amadisgestalt und die helle Freude daran durchschimmern läßt (23 juin): „Je crois que vous en serez contents. C'est libéral, progressif, un peu démocratique, très 19e siècle, et par-dessus tout, le héros est un petit crevé. J'en suis ivre, des petits crevés."

Kaum war der letzte Strich des Amadis niedergeschrieben, als er schon wieder aus unwiderstehlichem Drange einer neuen Dichtung sich hingab. „Je pensais qu'après l'Amadis j'allais me tenir tranquille quelque temps", schreibt er der Gattin (29 septembre). „J'ai été obligé de commencer la *Vision d'Angilbert*. . . . C'est la forme et le mouvement de l'Achilléïde, mais par un autre rapport; *le sujet étant une sorte d'apocalypse*." Der Gedanke hieran war ihm durch seine damalige Lesung des Dante geweckt worden, von dem

er bewundernd ausruft: „Pour le Dante, voilà un livre! Celui-là, oui, c'est de l'or en barre! Ma Vision d'Angilbert aura une touche de lui, mais c'est fort différent et raide comme l'acier.“ Ähnlich betont er noch mehrmals den wilden, harten, dabei höchst persönlichen Charakter des Gedichtes, das er vom Oktober ab in „Le Paradis de Béowulf“ umzutaufen beschließt[1]. Kaum je ist er wieder über einer dichterischen Arbeit so in Eifer geraten: die sehr eingehenden Berichte darüber besagen uns fort und fort, daß sie sich „sozusagen von selbst schrieb“, daß er an verschiedenen Stellen — bis zu vier — zugleich arbeitete, daß er in seherischer Begeisterung, ohne irgend ein Stocken der Inspiration, stellenweise in stürmischer Hast, seine Gesänge niederschrieb, „wie man einen Brief schreibt“, vielfach gleich wie eine Reinschrift, ohne daß er sich veranlaßt sah, ein Wort daran zu ändern. Der letzte (zehnte) in Rio beendete Gesang trägt das Datum des 16. Januar 1870.

Den ganz absonderlichen Charakter dieser wundersamen Improvisation empfand Gobineau selbst sehr stark („Il ne ressemble absolument à rien de ce que j'ai fait ni dans les sentiments ni dans la manière. Tu peux aisément t'imaginer Amadis, mais Béowulf, non.“) und wagte deshalb auch über ihren Wert und ihre Wirkung nicht das Leiseste aus- und vorherzusagen. Schon nach der soeben gegebenen Schilderung ihrer Entstehung wird man, wenn man hinzunimmt, daß an den Béowulf nie eine nachbessernde Hand angelegt worden ist, vermuten können, daß dieser als Kunstwerk nicht eben in die erste Reihe der Gobineauschen Schöpfungen gehört. Sein Wert liegt durchaus nicht im ganzen, sondern im einzelnen, wie wir dies alsbald näher kennzeichnen wollen,

[1] Im Manuskript sind die Worte Le Paradis de gestrichen, sodaß Gobineau als endgültigen Titel einfach nur Béowulf geplant zu haben scheint.

nachdem wir zuvor den immerhin unentbehrlichen Überblick über das Ganze gegeben haben werden.

Beowulf, den wir uns als einen einer bestimmten Zeit und Umgebung nicht wohl zuzuweisenden Nekromanten zu denken haben, der aber vor allem ein Stück Doppelgänger Gobineaus selbst ist, wird im Traume von einer Götterhand in den unendlichen Raum hinausgeschleudert. Seine Vision zeigt ihm die alte Welt zerstäubt, eine neue bildet sich. Ein ungeheurer Auferstehungsprozeß, an dem in einer Neuvereinigung von Geist und Materie nicht nur die Erde, sondern alle anderen Weltkörper teilnehmen, läßt an Stelle der wirklichen Welt ihr Ideal erstehen, wie Dichter und Künstler es erschaut haben. Die Menschen, geläutert von irdischer Verderbtheit, zu himmlischer Vollkommenheit gesteigert, ziehen in triumphierendem Zuge an dem Seher vorüber. Beowulf empfindet fast einen Schauder, ähnlich dem des Sklaven, dem die Ketten abgenommen, in dem Gedanken, daß dieser neuen Welt Schurken und Narren fehlen sollen, die doch für ihr Getriebe so unentbehrlich sind wie Axt, Zange und Feile für die Arbeit; aber im nächsten Augenblicke bricht er doch in ein Tedeum auf den dreieinigen Gott dieser neuen Welt aus, aus welcher die große Sonne des Gerichtes die Niedertracht und die Jämmerlichkeit der Masse getilgt und in ihr Nichts verwiesen hat.

In dem Zuge der Geister gewahrt Beowulf zunächst zwei edle Schwestern, die sich an der Hand führen: Irrtum und Wahrheit; die erste mutig einherschreitend, immer bemüht, der schwächeren, zaghaft folgenden, auf sie sich stützenden Schwester den Weg zu bereiten. Beowulf äußert sein Erstaunen über die innige Verbindung der beiden, die er vielmehr Gegnerinnen gewähnt. Aber die Wahrheit selbst belehrt ihn eines Besseren. Irrtum sei doch beileibe nicht Lüge. Alle Großherzigen, die in der Welt gesucht, haben nicht vier Schritte

auf ihrer Bahn tun können, ohne jene mutige Jägerin, der das All zu Füßen liegt, zur Führerin zu nehmen. Auch die göttergleich Gewachsenen werden, gleich den verwandten Gestalten des Olympos und Walhalls, immer den Schranken des Irrtums unterliegen. Durch ihn ist, in der majestätischen Kette der Götter, Propheten und Weisen, die Wahrheit hindurchgeschritten. Sie gehört allen nur auf Augenblicke, nur gradweise — allen bis auf den einen, den dort in dem ewigen Dreieck, der sie geschaffen, der sie erhält in seiner Unendlichkeit. Bewältigt, faßt Beowulf das Gewand der ihn anlächelnden Wahnesschwester (die Franzosen haben vor uns den Vorteil, daß auch der Irrtum, Erreur, weiblich ist) mit beiden Händen: er weiht sich ihr, und die Wahrheit erklärt dies für einen Riesenschritt auf dem Wege zu ihr.

Der gigantischste der Patriarchen, Lamech, der Vater Noahs, er, der „siebenundsiebzigmalsiebenmal gerächt sein wollte", verficht im folgenden Beowulf gegenüber das Recht des Stärkeren als eine gottgewollte Einrichtung zur Verhütung der Massenherrschaft, als deren Beispiel auch hier wieder die Szenen der französischen Revolution im Hintergrunde auftauchen, und die Berechtigung der Rache, wenn sie, unpersönlich, als Handhabung der Justiz auftritt. Als ihn Beowulf auf das Mißliche des Richteramtes in eigener Sache hinweist und mit malitiöser Verstellung die Rechtsgelehrten alter und neuer Zeit für die Spruchfällung herangezogen sehen will, lehnt Lamech diese drastisch ab und bleibt dabei, daß der Herrscher auch der beste Richter sei, und Beowulf gesteht ihm zu, daß die Gerechtigkeit absolut sein müsse, „eine nachsichtige Herrin den Guten, aber der Verräterbrut unbeugsamer als Erz."

Sulla, der ihrem Gespräche zugehört hat, glaubt vor dem Absoluten warnen zu müssen, an dem er einst mit all seinem großen Wollen gescheitert sei: weil dies letztere in den ent-

arteten Patriziern seiner Zeit kein Echo gefunden, habe die Republik fallen müssen. Da Beowulf seinen hierin mittelbar gegebenen Rat, in kritischen Zeitläuften einzulenken, als mit seinem eigenen Verfahren in zu schroffem Widerspruch stehend nicht ernst nimmt, verweist ihn Sulla an einen Weiseren, der eben nahe, an Dante[1].

Dante hinwiederum schreckt durch das tragische Los, das ihm Sinneswechsel eingetragen, auch von solchem zurück, wiewohl Beowulf ihn als Rückschlag der großen Menschheitsbewegungen (z. B. als Übertritt zum Christentum) in einzelnen Fällen für unerläßlich erkennt.

Beatrice, hinter welcher Dante herschreitet, flößt dem Seher, wie auch die neben ihr wallende Jeanne d'Arc, derartige Ehrfurcht ein, daß er sie kaum anzublicken, geschweige sich vor ihr niederzuwerfen wagt. Zugänglicher erscheinen ihm Priscilla und Hypatia, die, einträchtig vereint, ihm offenbaren, die erste schlicht und einfach, wie sie für das Christentum gewonnen sei und gelitten habe, die zweite groß, ja erhaben, wie sie dem Heidentume treu geblieben und für dieses zur Martyrerin geworden sei. Der Angelsachse Hereward, der nach dem Siege der Normannen diese noch eine Zeitlang wirksam bekämpfte, gibt ihm ein Beispiel dafür ab, daß man sich nicht unter allen Umständen einer siegreichen Sache zum Opfer darzubringen brauche.

Betrachtungen über Glück und Leiden, die unzertrennlich verbundenen, leiten über zu einer solchen der Existenzfrage selbst. Mit der Existenz erhalten wir den Keim nicht sowohl des Leidens als der Hoffnung, des Pfandes eines erhabenen Endes, eingeimpft. Möglichkeiten und Berufe des Heroischen

[1] Wenn Beowulf sich als Vasall Dantes bezeichnet, so ist dies offenbar eine Huldigung, die Gobineau diesem, im allgemeinen wie im besonderen mit Bezug auf die Beeinflussung der Beowulfdichtung durch die Divina Commedia, hat darbringen wollen.

bleiben immer, wie auch Poesie und Liebe, wenn sie auch freilich immer nur das Vorrecht Auserwählter sind, wie ja denn überhaupt das Göttliche sich nur dem einzelnen im Mysterium erschließt.

Der Alchymist und Mystiker Flamel, welcher diese letzten Worte vernommen, nimmt sie zum Anlaß, Beowulf von den Wonnen des Geheimnisses zu singen. Das Höchste sollte nie entweiht werden, einzig in den Seelentiefen der Einsamkeit leben die kostbarsten Schätze des Geistes wahrhaft. Gott redet nicht, er läßt niemanden das Gold seiner Krone wägen noch an sein altes Szepter rühren. So können auch wir innerlich steinreich sein, wenn die draußen uns für bettelarm halten. Beowulf stimmt ihm begeistert zu und bringt vom Seinen noch den Gedanken hinzu, daß es auf den Gegenstand des kostbaren Geheimnisses nicht ankomme, daß es gleichviel sei, ob Wissenschaft, Liebe oder Gottseligkeit ihm zu Grunde liege, wenn es nur einer starken Seele die Leidenschaft der großen Hingebung einflöße.

Plötzlich sieht er sich von einer seltsam wilden Schar umringt: Alcibiades und seiner Sippe, all den großen Wüstlingen und Flattergeistern der Geschichte und Dichtung. Er spricht Alcibiades sein Befremden aus, wirkliche Menschen mit Phantomen der Bücher vermengt zu sehen, aber jener gibt ihm durch den Mund des Polyklet die Versicherung, daß der Dichter seinen Helden eine ganz andere Wahrheit zu verleihen vermöge als das wirkliche Leben[1]. („Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie.") Beowulf erkennt die Wahrheit dieser Worte dadurch an, daß er sich jetzt gerade an zwei Gestalten der Dichtung, Lovelace (aus Richardsons Clarissa) und Don Juan (letzterer von Alcibiades als

[1] Ein Lieblingsgedanke Gobineaus. Man vergleiche die engverwandte Stelle aus Manfredine in den „Quellen und Untersuchungen" Bd. I S. 141 ff.

„sein Sohn, Gastfreund und Erbe" begrüßt), mit seiner Anrede wendet, um beiden vor die Seele zu rücken, wie sehr sie in ihrem ganzen eitlen, herzlosen Tun, vom Wahn geblendet, genarrt worden seien. Die Vorhaltungen gegen Don Juan zumal: wie sein Sinnenrausch ihm zum Dejanirahemde geworden, wie die Angst, die Qualen selbst einer aussichtslosen Liebe, wenn diese nur wahr sei, seinem Liebesglück hundert- und tausendmal vorzuziehen seien, erheben sich zu höchster Eindringlichkeit.

Einmal bei den Wonnen und Qualen der Liebe, diesem uralten und ewig neuen Thema angelangt, widersteht der Dichter nicht der Versuchung, eine neue Variation darüber beizubringen. Ja, er läßt hier, in der Geisterwelt, seinen Beowulf selbst der Liebe verfallen, einer Liebe freilich so ätherischer Art, daß sie vollends nur wie eine große Allegorie erscheint. Marianne de Beja, die als Nonne einst um einer hoffnungslosen Liebe willen aus dem Frieden des Klosters in die Unruhen der Welt zurückgetreten war, die aber dann diese ihre Liebe mit einer Treue, einer Selbstverleugnung, einer Weihe durch Zeit und Ewigkeit hindurchgetragen hatte, daß sie eben jetzt und an dieser Stelle, da sie Beowulf von ihrem Schicksale Kunde gibt, als heiligste Zeugin für die Göttlichkeit jener erhabenen Leidenschaft erscheint, sie zieht entschwebend Beowulfs Herz und Sinne in den Äther nach. Seine um sie vergossenen Tränen sind ihr ein Trostesbalsam, und dankbar entsendet sie ihm eine Botin, die „Tendresse" — jenes Stück ihres Herzens, das die Frauen dem Manne gönnen, der „keine andere Liebe" von ihnen fordern darf. Beowulf umarmt „die Braut ohne Ring, die das Mitleid ihm zurückgelassen hat", er macht sie zur Vertrauten seines öden Grames, seiner Eifersucht, seiner wilden Verzweiflung, die ihn den Tod, einen zweiten, endgültigeren Tod, herbeiwünschen läßt.

Eine vorüberziehende Germanenschar, unter den Gepiden-

und Gotenfürsten Ardarich und Theodorich, gibt ihn mit ihrem Schlachtruf: „Der Himmel den Gewaltigen!" seinen heldenhafteren Instinkten zurück. Er will sich von der Geliebten, die ihn verschmäht und dies wohl eines Tages noch beweinen wird, losreißen und stürzt sich in den Orkan des Kampfes. Furchtbare Schlachtszenen folgen. Dann wechselt die Traumvision. Kyros zeigt ihm, in den indischen Asketen, die mächtigsten, willensstärksten der Wesen, in denen selbst er seine Meister und Vorbilder hat erkennen müssen. Sie lehren jetzt auch Beowulf sein ganzes Ich auf ein einziges Etwas zu konzentrieren, das nun doch wieder seine Liebe ist, die „zugleich furchtbare und teure, Tugend und Laster, Macht und Sklaverei, Unbill und Segen, Kette und Krone". Er ruht nicht, bis er die Geliebte in den höchsten Höhen des Empyreums aufgefunden, er will wissen, ob seine Liebe sterben oder leben soll. Das vernichtende Wort spricht ihm nicht Marianne selbst, sondern abermals die Tendresse. Es wirft ihn in Nacht, schwere schwarze Wellen tragen ihn fort.

Nach dieser transszendentalsten Szene des Gedichtes erwacht Beowulf im nächsten Gesange zu verhältnismäßigerer Wirklichkeit, auf althellenischem Boden. Die große Lesbierin, die Erzprophetin unglücklicher Liebe, singt ihm von dieser allbeschwingenden Triebkraft großer Seelen, ohne die kein Menschheitswohltäter zu denken sei, und von dem Heil des Liebesleides, dem einzig die Welt Sapphos Poesien samt der sapphischen Strophe zu danken habe. Ihre Worte, die abgeklärte Ruhe, mit welcher sie selbst auf ihren letzten Gang zu dem Felsen, von dem aus sie ihr Leben beendete, voll erhabener Dankbarkeit zurückblickt, haben auf Beowulf einen tiefen Eindruck gemacht. Die wilden Wogen seiner Seele haben sich geglättet, sein stürmischer Trotz scheint gebändigt, eine nie gekannte Milde, eine wunschlose Ruhe sind über ihn gekommen. So erscheint er gut vorbereitet, um nun auch einer anderen

Frau zu begegnen, die ihm noch Höheres weisen soll: der Magdalena.

In ihrer Gestalt hat Gobineau die zwei entsprechenden der Evangelien, die Schwester der Martha und die Büßerin (wozu übrigens die heiligen Schriften selbst Veranlassung bieten), zusammengeworfen. Wie sie einst dem Correggio erschien, die weltgefeierte, die glorreichste der Heiligen, so sieht sie Beowulf im Mondenlichte lesend im Grase gelagert. Sie ruft ihn herbei, um den Kämpfen seiner Seele ein Ende zu machen. Sie kündet ihm, wie sie aus weltlichen Wonnen, aus nie gestilltem Liebessehnen zu dem einen, das not, gelangt, wie sie in der Zertrümmerung ihrer alten Existenz, in dem Abschwören jedes eigenen Wollens, in der völligen Hingabe an den göttlichen Meister jenen Himmelsfrieden gefunden, der sie sogar nicht verlassen habe, als sie den nach selbstgewähltem Leiden unter dem Bisse des Todes Erblaßten in Händen gehalten und bestattet habe. „Dreimal heilige Magdalena", ruft Beowulf überwältigt aus, „dir gehört die Palme vor allen Gewaltigen, die du dein ganzes Sein vernichtetest, es zu Staube machtest, den heiligen Weg damit zu bedecken!" Aber ein anderes ist es, ob es ihm selbst möglich sein werde, unter eigener Gestalt und Gesicht einen anderen in sich aufleben zu lassen, nur noch als ein Strahl der göttlichen Glorie fortzuleben, freudig das eigene Sein auszulöschen. Da Magdalena auf seinen Anruf, ob sie ihm beistehen wolle, nach kurzem Sinnen schweigend sich in das heilige Buch zurückversenkt, setzt sich Beowulf entmutigt am Rande des Weges nieder. Die Auserwählten ziehen an ihm vorüber. Er aber folgt ihnen nicht mehr.

Hier endet das ursprüngliche Manuskript, und endet vom Gesichtspunkte ästhetischer Befriedigung auch noch heute das Gedicht. Anderthalb Jahre später („Paris. 16 juin 1871") hat Gobineau diesem noch einen elften Gesang hinzugefügt,

von dem aber zu ſagen iſt, daß er als nachträgliches Anhängſel ſich ſtark von dem Ganzen abhebt und in keiner Weiſe organiſch mit ihm verwachſen iſt. Das paſſive, faſt negative Ausklingen des letzten Geſanges hat dem Dichter offenbar bei einem ſpäteren Durchleſen nicht mehr genügt, er brauchte einen neuen, letzten Aufſchwung Beowulfs. Wie aber dieſen noch auftreiben, nachdem uns doch Beowulf als eine Geſtalt vorgeführt worden, die nach irdiſchen Begriffen alle Gipfel des Menſchentums, ja des Übermenſchentums bereits erklommen hat? Es blieb ihm hier nichts anderes übrig, als, alle Schranken des Irdiſchen durchbrechend, mit wahrhaft indiſch wuchernder Phantaſie ihn in die reinſte, aller plaſtiſchen Form bare Unendlichkeit, aller Zeitvorſtellung entrückte Ewigkeit hinausſchweifen zu laſſen. Der Bruder Beowulfs, Ansbert, dem er die geſamten Viſionen ſeiner zehn Geſänge vorgetragen, ermahnt ihn jetzt, Liebe, Wiſſenſchaft, alles der wahren Unendlichkeit gegenüber endliche Dinge, hinter ſich zu laſſen, und ſich nur noch einem apokalyptiſchen Schauen zu überlaſſen, das ganz anders in alle Höhen und Tiefen des Alls einzudringen vermöge als der immer nur an der Oberfläche der Dinge haftende Blick des Menſchen. Freilich wird dadurch Beowulfs Weſen zu „einer Wüſte, in der nur noch Kräfte exiſtieren". Aber was dieſe Kräfte, die Kräfte der reinen Subſtanz, der Divination, des zweiten Geſichtes, die Geheimmächte der Welt, bedeuten und vermögen, veranſchaulicht nun der Dichter in einem wahrhaft rieſenhaften Hexenſabbat, zu welchem er die Zaubergeſtalten des Orients, der helleniſchen, keltiſchen und germaniſchen Welt — ſelbſt die Schamanen der Wilden ſind nicht ausgeſchloſſen — zuſammenführt. Die hereinbrechende Ewigkeit, die für uns bedenklich an die Verworrenheit des Chaos erinnert, und deren Atmoſphäre der Dichter — wie um ſich ſelber durch ein Fußfaſſen auf wirklichem Grunde hiervor zu retten — ſeltſamerweiſe mit einem Anklang von Natur-

eindrücken aus Athen charakterisiert, überlassen wir den Brüdern, denen sich als dritter der Hyperboreer Abaris gesellt, um uns zum Hauptgedicht zurückzuwenden, das, gegen dies Nachspiel gehalten zahm und gemessen, immer noch als ein genügend kühnes und ungewöhnliches Gebilde sich darstellt.

Sagen wir es gleich heraus, daß der Wert und das bleibende Interesse des Béowulf in dessen Eigenschaft als Selbstbekenntnis Gobineaus aus der brasilischen Wüste und Einsamkeit zu suchen ist. Nicht nur, daß dieser hier manche seiner Lieblingsthemen — zum Teil weniger glücklich als an anderen Stellen — dichterisch behandelt hat, dies ganze „verbe altier", diese „parole tantôt amère tantôt folle tantôt colère" ist, wenn je etwas von ihm, sein Wort, seine Rede. Ja, noch mehr: Beowulfs Worte nach der Begegnung mit Sappho:

„(Je ne sentais plus) la rudesse,
Ni l'aggressive hardiesse,
Ni l'altier besoin de prouesse,
Ni l'enthousiaste mépris
Qui m'avaient, dans ma vie entière,
Mené battant dans la carrière
Dont j'aimais l'ardente poussière
Et la turbulence et les cris"

sind direkt eine Selbstcharakteristik. Die Sehnsucht nach Ruhe, die Beowulf hier zum ersten Male empfindet, ist nicht minder auf ein eigenes Erlebnis des Dichters zurückzuführen, der sich von dem zuzeiten immer wieder fast beängstigend wirkenden Überdrange des eigenen Inneren künstlerisch zu befreien trachtet. Ob es günstig für ihn war, daß er für die Verwirklichung dieser Absicht diesmal gerade in Dantes Schule geriet? Gewiß war dies ein mächtiger Ansporn, einmal ins Innerste des eigenen Geistes hinabzusteigen, und genug des Tiefsinnigen hat er daraus emporgefördert. Aber er war im ganzen doch wohl eine von Dante zu verschiedene Natur. Wohl hat er, ähnlich

wie sein großes Vorbild und in unverkennbarer Anlehnung an eine berühmte Stelle des Paradiso, die Überlegenheit der christlichen Wahrheit sozusagen dogmatisch festgestellt, auch sonst, soweit es ihm nun einmal möglich war, dem Christentum zu Wort und Geltung verholfen, wie es denn zweifellos eine zum mindesten unbewußte Tendenz ist, daß er das Ganze, nachdem zuvor in dem unwillkürlichen Wettstreit des ersten christlich-heidnischen Paares Priscilla-Hypatia die erstere überflügelt worden, in einem umgekehrt verlaufenden zweiten in einem siegreichen Überstrahltwerden der Sappho durch Magdalena ausklingen läßt. Aber man hat nicht den Eindruck, als wäre er auch nur entfernt so wie Dante bei diesen Schilderungen mit dem eigenen Herzen beteiligt, und bei den meisten dürfte sogar ein rechter Vertreter des Christentums ein Fragezeichen dazu machen, ob dessen wahrer Geist getroffen sei. Auch die vielfache Durchflechtung des Apokalyptisch-Mystischen mit einem philosophisch-räsonierenden Zuge mutet dem Vorbilde gegenüber etwas modern an. Vor allem aber: wenn als die Hauptvorzüge Dantes von je seine unerreichte Objektivität, die Bändigung seiner ungeheuren Phantasie, die plastische Gestaltung nie gesehener und nie sehbarer Dinge zum vollendetsten Kunstwerk erkannt worden sind, so braucht das alles hier kaum genannt zu werden, um uns gestehen zu machen, daß Gobineau über einen fernen Anklang an ihn nicht hinausgekommen ist. Wie er sich gar nicht auch nur bemüht hat, seine Phantasie zu zügeln, so werden auch seine Anschauungen nicht selten überstark, fast provozierend subjektiv vorgetragen. Und künstlerisch gar hat Béowulf äußerst wenig zu bedeuten. Keinerlei gemeinsames Band unter den Visionen, kein durchgehender Grundgedanke, vielmehr ein ziemlich blindes Durcheinander der Gestalten wie der Eindrücke, Lehren und Gedanken. Schwache Versuche einer zusammenfassenden Gliederung — wie der Rückblick auf Beowulfs Begegnungen mit

Lamech, Sulla und Hypatia in der Ausſprache mit Sappho — laſſen den allgemeinen Mangel einer ſolchen faſt noch mehr hervortreten. Auch der dichteriſche Wert des einzelnen iſt durchaus ungleich nach den Materien, je nachdem ihn die Geſtalten ſeines geträumten Empyreums oder Paradieſes fortreißen oder ſeinen Geiſt anregen. Die überſchnelle Entſtehungsweiſe des Gedichtes hat, bei leichtem Fluß der Rede, unwillkürlich an vielen Stellen eine gewiſſe Breite mit ſich geführt, auch iſt nicht alles gleich prägnant, und zwiſchen vielem Ungewöhnlichen ſtört vereinzelt ein mehr Vages, Hergebrachtes. Im ganzen aber überwiegt doch bei weitem das dichteriſch Wertvolle, wie wohl ſchon aus unſerer vorſtehenden Skizze erhellt, ſodaß die Frage einer ſpäteren Veröffentlichung der Dichtung (allenfalls unter Ausſchluß des Nachgeſanges) entſchieden bejaht werden dürfte. Allein ſchon die Reden der Wahrheit, der Hypatia, des Polyklet, das Zwiegeſpräch mit Flamel, die Anrede an Don Juan und die beiden letzten Geſänge — Sappho und Magdalena —, einzelnes hiervon wahre Prachtſtücke, würden eine ſolche Veröffentlichung lohnen[1].

Weitaus der Löwenanteil von Gobineaus Schaffen in Rio entfällt auf die Skulptur und ihre Vor- und Nebenarbeiten. Schon während der Überfahrt hatte er — gewiß ein ſeltener Fall — einen Kopf der Espérance modelliert, den er dann in den nächſten Monaten zu einem Gipsmedaillon ausgeſtaltete. Im Juni ließ er dies von dem Erzgießer Santos in Bronze gießen und nahm dann, um ſich auch hierin einzulernen, ſelbſt die nötigen Ziſelierungsarbeiten daran vor. Im folgenden Monat erweiterte er den Plan zu einer Trias der drei Theologaltugenden, von denen die Charité, größer als die beiden anderen und in Vorderanſicht, in weißem

[1] Wir bringen Proben der Dichtung, die für hier zu umfangreich ausfallen müßten, im zweiten Bande der „Quellen und Unterſuchungen".

Marmor in der Mitte thronen, Espérance und Foi, etwas kleiner und in Seitenansicht, in Bronze sie umgeben sollten. Das Ganze sollte seiner Gattin gewidmet sein. Im September kann er die Charité als fast beendet ankünden: „je l'ai fait d'enthousiasme", und dieser Enthusiasmus teilte sich auch dem Kaiser mit. Der Glaube kam zuletzt. Ausgeführt scheint schließlich in der Definitivgestalt außer dem Bronzemedaillon der Espérance nichts geworden zu sein. Photographien besitzen wir von den beiden Gegenstücken (Glaube und Hoffnung), die von Gobineau selbst als das beste gerühmte Charité ist spurlos verschollen.

Auch ein Basrelief, das die Agapen, die ältesten christlichen Liebesmahle, in vier Figuren ein Drittel natürlicher Größe darstellen sollte, scheint über den ersten (Ton-) Entwurf im Oktober und November nicht hinausgekommen zu sein. Doch machte diese Arbeit, die er une grande petite chose nennt, Gobineau viele Freude, weil er an ihr in hervorragendem Maße die gemachten Fortschritte zu beobachten glaubte. Er hatte überhaupt damals seine ganz besonders guten Tage als Bildhauer: in einer glücklichen Stunde gelang ihm, wonach er in Athen sechs Monate vergebens gerungen hatte, der Entwurf der Réflexion (Statue, stark einen Meter hoch), den er, zur höchsten Befriedigung seiner Freunde in Rio, in vier Tagen vollendete. Fast zur selben Zeit begann er ein Basrelief „Ödipus und die Sphinx". Er wählte hierfür den Moment, wo das Rätsel zur Hälfte gelöst ist. Ödipus steht der Sphinx gegenüber, mit der linken Hand gibt er seiner Deutung Nachdruck. Den rechten Arm nimmt er ein wenig zurück, indem er zugleich die Waffe fest faßt, mit der er die Sphinx treffen will. Diese — Weib bis zum Gürtel — begreift, daß sie verloren ist, sie zieht sich voller Angst zurück und bedeckt sich die Brust mit den Händen. Einen gewissen herben und schroffen Charakter hebt Gobineau an dieser

Schöpfung selbst hervor und stellt sie insofern ausdrücklich in Gegensatz zu dem den gleichen Gegenstand behandelnden Gemälde von Moreau. Im Dezember war der Entwurf vollendet. Erhalten ist nichts davon, noch weniger von einer Circe, die ihn damals auch beschäftigt hat.

Noch wieder einiges andere, wie eine Asträa, scheint über die ersten Anfänge gar nicht hinausgekommen, eine Schwesterdarstellung der Legende und der Historie vollends bloßes Projekt geblieben zu sein. Ausgeführt — wohl in Marmor — wurde dagegen ein Miniaturmedaillon seiner jungen Freundin Madame Posno, ein Werkchen, zu dem ihm innigste Dankbarkeit den Meißel in die Hand drückte und das er selbst „sehr hübsch und von seinem gewohnten Stile stark abweichend" nennt.

Die eigentlichen Hauptarbeiten von Rio aber, auf die er seine ganze Kraft konzentrierte, sind die Alexanderbüste und die Porträtbüste des Kaisers Dom Pedro.

Wir wissen von der dem Mazedonierhelden gewidmeten Jugendtragödie her, daß dieser von je eine Lieblingsgestalt Gobineaus war. In seinem letzten Athener Jahre hatte er sich dann aus Anlaß der Persergeschichte nochmals eingehend mit ihm beschäftigen müssen, wie er an Prokesch schreibt (8 juin 1868): „Je viens de m'occuper à fond de l'histoire, de la personne et du caractère de cet homme divin" — was Wunder, wenn ihm der Gedanke, diesen Alexandre divinisé auch als Bildner zu verewigen, erst den rechten Abschluß dieser Beschäftigung zu bringen schien?

Kaum hat er in Rio festen Boden unter den Füßen, so geht er an die Arbeit, die ihn dann fast die ganze Zeit über dort festgehalten hat. Nicht leicht ein zweites bildnerisches Werk hat ihm wieder so viel zu schaffen gemacht. Freilich erkannte er es auch vom ersten Augenblicke an für einen seiner Höhenpunkte und hat es dem entsprechend ernst damit genommen.

Was er sich für den Alexandre zumutete, ging selbst über seine Kräfte. Bei der Größe des Kopfes (ein Drittel über Lebensgröße) mußte er meist stehend arbeiten, und er tat dies zeitweise bis zu neun Stunden ohne Unterbrechung, sodaß ihm die Füße anschwollen und er aussetzen mußte. „Il me fatigue physiquement à la rage", „J'en suis hébété", „Je m'abîme de fatigue pour achever ce misérable buste" und so ähnlich lautet es an die Gattin, die seine „hauts et bas" bis ins kleinste zu hören bekommt, wie auch die Grade des Geduldsthermometers, das beständig wechselt, vom „Alexandre marche très bien" plötzlich auf „Alexandre ne marche pas du tout" fällt, und so öfter. Die ersten Monate steuerte er auf eine Bronzebüste los, was ihm die Verpflichtung ganz besonders sorgfältiger Einzelarbeit auferlegte. Wochen verwandte er allein auf die Haare und das Diadem, aber er rühmte sich dann auch, daß nie ein Perückenmacher so gut gearbeitet habe. Im August änderte er seinen Plan und beschloß, den Kopf in Marmor auszuführen. Jetzt begannen die üblichen Schwierigkeiten mit dem praticien, einem Faulpelz, der den Marmor monatelang behielt, ohne ihn irgend nennenswert zu fördern. Im November ist Gobineau endlich mit dem trefflichen italienischen Bildhauer Giuseppe Berna in Verbindung getreten, der sich von jetzt ab ernstlicher und erfolgreicher seiner Skulpturen annahm. Zwar seufzt er zunächst noch: „à la façon italienne, il fait faire la tête par un ouvrier, les cheveux par un autre, les bandelettes par un troisième. Quatre animaux après mon pauvre Alexandre!" Aber im Verlauf muß er dann doch die Leistungen des ihm und seinem Werke ehrlich ergebenen Berna mehr und mehr anerkennen. Die Schlußschicksale des Alexandre divinisé müssen wir mehr erraten, da mit Ende des Jahres 1869 die Berichte über ihn aufhören, was mit Gobineaus Krankheit während der letzten Monate zusammenhängen dürfte. Da er im Februar die Ab-

ſicht äußerte, ihn zur Frühjahrsausſtellung nach Paris zu ſchicken, ſcheint er ihn doch noch in Rio ſelbſt vollendet zu haben. Aber erſt im Juli 1871 findet ſich wieder eine Erwähnung in den Briefen, wonach die Marmorbüſte bei einem Pariſer Kunſthändler ausgeſtellt geweſen ſei und dort großen Erfolg gehabt habe. Was aber dann aus dieſer geworden, iſt trotz aller Bemühungen unmöglich geblieben in Erfahrung zu bringen. Zum Glück iſt es wenigſtens gelungen, von einem im Beſitz der Bernas verbliebenen Gipsabguß (leider mit verſtümmelter Naſe) eine Photographie aufzutreiben, ſodaß wir uns doch einen Begriff von dieſem bedeutſamen Kunſtwerke zu machen in der Lage ſind.

Gobineau war von ſeiner eigenen, und vor allem von der großartigen Sammlung von Alexandermedaillen ſeines Freundes Prokeſch her in hervorragendem Maße darüber unterrichtet, wie das Altertum den Heldenkönig bildneriſch dargeſtellt habe. Aber es kam ihm nicht nur auf Porträtähnlichkeit an: er wollte ihm vor allem das Denkbare von Hoheit und Größe verleihen, „er müſſe zugleich vom olympiſchen Zeus, vom pythiſchen Apollo und vom indiſchen Bacchus etwas haben", ſchreibt er einmal der Gattin, und außerdem noch das, was er ſelbſt in Alexander hineinlege. Zu dieſen ſelbſtändigen Zügen dürfen wir unter anderem den rechnen, daß er nicht nach Dom Pedros Vorſchlag in der Weiſe der meiſten antiken Denkmäler ihn den Kopf auf die Schulter neigen, ſondern mächtig aufgerichtet geradeaus blicken ließ. Wenn ſein Freund, der Admiral Fiſquet, ſchon während der Ausführung des Kunſtwerkes in Staunen geriet und ihm die glänzendſte Zukunft zu verheißen wagte, wenn Taunay es einer Antike verglich, ſo können wir dies immerhin begreifen, ſoviel Majeſtät atmet dieſes ſtolze Haupt, und zugleich ſoviel echt antike innere Ruhe, die uns ein ungeheuerſtes Lebenswerk nach der Abſicht des Bildners gleichſam als abgeſchloſſenes Kunſtwerk, vollendet,

ſchauen läßt, das uns die Tragödie einſt nur in den einzelnen Stürmen und Menſchlichkeiten ſeines Werdens und faſt mehr nach der Seite des Leidens als der Taten hatte vorführen können. Hier, aus den Zügen des Marmors, blickt uns durchaus nur der ſiegreiche Held an, das Leiden wird überſtrahlt von einer göttergleichen Siegesgewißheit, das gibt jene künſtleriſche Einheitlichkeit, jene „ſcheinbare Einfachheit" des Geſamteindruckes, von welcher Gobineau redet, welche auch die ganze rieſige Kleinarbeit, die dahinterſtecke, völlig zurücktreten laſſe.

Ziemlich in allen Stücken das Gegenteil ſeiner Erlebniſſe mit der Alexanderbüſte zeigt uns die Entſtehungsgeſchichte der Porträtbüſte Dom Pedros. Dieſe ging ihm glatter von der Hand als irgend eine andere ſeiner Skulpturen. Da er ſie erſt im Hochſommer begann, ſo hatte er durch den vielen intimen Verkehr mit dem Kaiſer dieſen bereits dermaßen in ſein Inneres aufgenommen, daß er ihm kaum zu ſitzen brauchte. Die warme Sympathie, die ihn für den erlauchten Freund erfüllte, beflügelte ihm die Hand, ſodaß er in ſtark einer Woche freilich Gobineauſcher, d. h. ununterbrochener Arbeit — diesmal ohne jedes Schwanken und ohne die leiſeſte Änderung — den ganzen Entwurf vollendete und eine ſo ſprechende Ähnlichkeit erzielte, daß der Kaiſer und die ganze kaiſerliche Familie aufs höchſte davon entzückt war. In den nächſten Monaten nahm er dann noch allerlei Vervollkommnungsarbeiten damit vor, auch die Übertragung in den Marmor glückte prächtig, ſodaß die Büſte, die er im Frühjahr 1870 an Oliva in Paris ſandte, auch dort allgemeine Bewunderung fand. Sie iſt vermutlich ſpäter an Dom Pedro zurückgegangen, leider aber iſt es heute völlig ungewiß, was in den Umwälzungen, die die braſiliſche Revolution in Rio hervorgerufen hat, aus ihr geworden iſt.

Aus Gobineaus eigener Beſchreibung wiſſen wir, daß er, entſprechend dem ihm von Hauſe aus vorſchwebenden Ideal,

„einen Velazquez in Bronze" zu liefern (auch hier also hat er ursprünglich an eine Bronze gedacht), worauf ihn wohl die Ähnlichkeit Dom Pedros mit gewissen Bildern seiner Ahnen von der Hand des genannten Meisters führte, den Kaiser in möglichst dem Wams des vierzehnten Jahrhunderts angeglichener Uniform mit herabgeschlagenem Kragen, das goldene Vlies um den Hals, dabei etwas jünger und „im Geiste seines Geschlechtes leicht idealisiert" dargestellt hat. „La sculpture n'est pas faite pour le côté bourgeois" sagte er wie zur Selbstrechtfertigung und zugleich wohl auch zur Begründung, warum er den Wunsch eines Gliedes der Kaiserfamilie, mehr den Vater als den Monarchen in Gala darzustellen, nicht habe erfüllen können. Von dem Gelingen urteilt Gobineau selbst: „très bien, très fini, très Velazquez". Vielleicht, daß eines Tages doch noch der Augenschein uns dies bestätigt.

Aber wenn uns auch ein Teil seines damaligen Schaffens für diesen Augenschein für immer entzogen bleiben sollte, so könnten wir uns doch schon allein nach seinen brieflichen Berichten von Herzen daran erfreuen. Da haben wir einen Fünfziger, der eine jugendfrische Begeisterung, eine Ausdauer, eine Zähigkeit, eine körperliche Widerstandskraft entfaltet wie ein Zwanziger, einen Mann, für den es Jahre nicht zu geben scheint und der jetzt genau mit der gleichen Frische und naiven Unmittelbarkeit in eine zweite reifere und ruhigere Kunst hineinwächst, wie ein Menschenalter früher in die erste, bewegtere, die Poesie. Und wenn wir in späteren Jahren auch recht leidige Erfahrungen zu verzeichnen haben werden, die ihm sein neues Handwerk eintrug, so wollen wir dagegen für diese ersten auch die beglückenden nicht übergehen. Dahin rechnen wir die andauernde warme, unumwundene, ja begeisterte Anerkennung seiner Freunde, an deren Spitze jetzt Dom Pedro trat, ein vor allen verwöhnter Kunstkenner, dessen Urteil ihm so doppelt wert sein mußte. Aber noch mehr. Auch in den

Kreisen der nunmehrigen Kunstgenossen traf Gobineau, sehr anders als man hätte erwarten sollen, auf vielfache ehrliche Würdigung und selbstlose Förderung, und nach diesen Proben zu urteilen, sollte man glauben, daß die Bildhauer von den vielverschrieenen Künstlereifersüchteleien und -kleinlichkeiten eine rühmliche Ausnahme schüfen. Männer, die, als Nurbildhauer, Gobineau an technischem Können weit überlegen sein mochten, sind, als sie sahen, daß sie es in ihm nicht mit einem mäßig begabten Dilettanten aus der vornehmen Gesellschaft, wie es deren Hunderte gibt, sondern mit einem genialen Auserwählten und in jedem Falle ernst um die Preise und Ziele ihrer Kunst mit Ringenden zu tun hätten, zaglos für ihn ein- und eifrig ihm zur Seite getreten. Carpeaux hatte hierin das beste Beispiel gegeben. Hier haben wir noch einen soeben erwähnten nachzuholen, den er wohl durch Carpeaux und als dessen Freund kennen gelernt hatte: Alexander Oliva.

Er war einer der beliebtesten Bildhauer des zweiten Kaiserreichs, von dem sich auch Werke im Louvre finden, lieb Kind bei Hofe, wo er unter anderem die Büsten des Kaisers und der Kaiserin schuf, von Gobineau als Künstler und Mensch sehr hoch geschätzt, was er ihm ehrlich vergalt. Die durch einen glücklichen Zufall uns erhaltenen Briefe Gobineaus lehren, daß er in ihm dauernd eine zuverlässige Stütze für seine Pariser Anliegen und Interessen als Bildhauer während seines vielen Fernseins, einen „ami accompli“ fand, der ihm über manche Schwierigkeit praktischer wie technischer Art in seinem Künstlerleben hinweghalf und wohl auch einmal selbstlos einsprang, wo seine praticiens versagten oder ihn im Stiche ließen. So war er es auch jetzt, der sich seiner brasilischen Erzeugnisse in der Heimat annahm, wenn es ihm auch bei der verspäteten Einsendung nicht mehr gelungen zu sein scheint, sie in der Frühjahrsausstellung anzubringen.

„S'il y a des gens qui travaillent plus, ils peuvent le dire", mit dieſen übermütig frohen Worten an ſeinen Schwager begleitete Gobineau im November eines jener Arbeitsbilder, eine jener Aufzählungen alles deſſen, was er eben nach- und nebeneinander vorhabe, wie er ſie von Zeit zu Zeit ſeinen Freunden zu geben liebte. Ganz anders ſollte freilich das Bild ſeiner letzten Monate in Rio werden. Schon im Februar klagte er Delpit: „Je suis fort souffrant. Fièvre, névralgie cruelle, rien ne me manque et je passe une partie de mon temps dans mon lit." Am 6. April iſt er kaum mehr imſtande, einen kurzen Brief an Keller zu Ende zu bringen. Und in dieſer Lage ſah er ſich einen Urlaub, den nachzuſuchen er ſich ſchweren Herzens entſchloſſen hatte, verweigert!

„L'Empereur me dit que je manque d'énergie et à tout devoir envers les miens et envers moi-même si je ne le prends pas et je le prends, attendu qu'il n'y a pas l'ombre d'une chose à faire ici et qu'on déclare vouloir m'enterrer en Amérique. Je serai mis en disponibilité en arrivant certainement, mais tout vaut mieux qu'une déportation pareille", ſo ſchreibt er ſchon am 10. März 1870 an Prokeſch. Ob es zu dieſem Äußerſten, einer Abreiſe ohne Urlaub, gekommen iſt, oder ob ihm letzterer doch noch zuteil geworden, läßt ſich bei der Spärlichkeit der Briefe dieſer letzten Wochen nicht erſehen. Jedenfalls ſollten ſich ſeine Befürchtungen auch für den erſteren Fall nicht als begründet herausſtellen, denn bald nach der Heimkehr (3. Juni) kann er Prokeſch melden, daß der Herzog von Gramont, der inzwiſchen das auswärtige Miniſterium übernommen hatte, ihm ſehr wohlgewogen und wenig geneigt ſei, ihn wieder nach Rio zu ſchicken.

Um den 24. Mai langte er in der Heimat an: „Me voici arrivé. En assez mauvais état et fort abîmé par la fièvre, mais, enfin, arrivé", wie er an Delpit ſchreibt, und am ſelben Tage an Keller: „Je suis assez mal arrangé par

la fièvre, mais je me remettrai sur mes pieds, n'en doutez pas . . . Je ne sais pas encore ce que je vais faire, ni où j'irai. Pas au Brésil en tout cas, il est étonnant que j'en sois revenu. Il ne faut pas tenter Dieu davantage.“

Bald genug ſollten freilich Ereigniſſe eintreten, die einem Manne wie Gobineau eine Verbannung wie die des letzten Jahres vollends unerträglich hätten machen müſſen und die zugleich ſeine Anweſenheit in der Heimat aufs gebieteriſchſte verlangten.

Drittes Kapitel.

Die Histoire des Perses.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Perserbuches sind wir so eingehend wie fast bei keinem zweiten Werke Gobineaus unterrichtet. Die Briefe an Prokesch zumal zeigen uns ihn in den verschiedensten Stadien, vom ersten Auftauchen des ganzen Planes bis zu seiner Vollendung, am Werke. Eine ganze Reihe Einzelprobleme (in erster Linie immer die vorwiegend auf numismatischem Wege zu lösenden) werden hier geradezu brieflich vorbehandelt. Auch auf die Gemütsbeteiligung des Verfassers an seiner Schöpfung werfen diese Kundgebungen vielfach die interessantesten Lichter.

Den ursprünglichen Keim des Ganzen bildeten Untersuchungen über die Abstammung der Afghanen. Gobineau war mit einigen von deren Häuptlingen bekannt geworden, welche ihm genealogische Dokumente, die ihn wertvoll dünkten, mitgeteilt hatten. Er vertiefte sich darauf überhaupt in ihre Geschichte und glaubte schließlich in ihnen die Nachkommen der alten Arsacidenstämme zu erkennen, welche einst nach dem Siege Ardeschir Babegans und dem Untergange des Partherreiches ihr Land verlassen hatten[1]. Diese alten parthischen

[1] Die eingehenden Untersuchungen Lassens über die Herkunft der Afghanen („Indische Altertumskunde" Bd. I S. 428 ff.) widersprechen Gobineaus Vermutung nicht, wenn jener auch über die Möglichkeit, hierüber etwas Gewisses zu erfahren, sich mit begreiflicher Skepsis äußert, welche durch genealogische Urkunden schwerlich vermindert worden sein würde.

Ritter, auf deren Boden er einen großen Teil seines persischen Aufenthaltes verbrachte, hatten es ihm vor allen angetan, sie haben ihm die eigentliche Stimmung für sein kommendes Werk gegeben. Zug um Zug erweiterte sich dessen Umfang vor seinem Geiste, im April 1857 bereits steht das Ganze vor ihm. „Mon mémoire sur l'origine des Afghans est devenu l'été dernier une histoire généalogique des Afghans et des Parthes. Cet hiver c'est devenu l'histoire des dynasties mèdes, perses, parthes et afghans, et ça avait deux gros volumes. Maintenant c'est l'histoire généalogique des nations iraniennes (so sollte ursprünglich der Titel lauten), et ça a trois forts volumes. Mais nous sommes à la fin. Quoique j'aie encore beaucoup, mais beaucoup à travailler".

Auf der Heimreise konnte er dem Freunde in Konstantinopel schon große Abschnitte vorlesen, nach der Heimkehr sieht er sich wesentlich erleichtert und geklärt durch die ins Auge gefaßte Abzweigung und Sondergestaltung der Werke über das neuere Persien, wodurch dasjenige über das alte an Einheitlichkeit und Gleichartigkeit gewinnen werde. Zwar gedachte er damals noch die Sassaniden, wiewohl er sie weniger liebte — an Prokesch 24 octobre 1866: „Je suis de votre avis sur les Sassanides. Ils sont bien brillants, mais bien centralisateurs et bien despotes" —, in seine Darstellung mit hineinzuziehen, aber als es dann später mit der Ausarbeitung Ernst wurde, kam er doch hiervon zurück (an Prokesch 9 octobre 1866: „Je pense m'arrêter là" — bei den Parthern — „laissant les Sassanides à d'autres"). Ganz leicht ist ihm aber dieser Verzicht offenbar nicht geworden, denn etwa anderthalb Jahre später spricht er (an Keller 15. Februar 1868) nochmals von einem geplanten fünften Bande des ursprünglich auf vier Bände veranschlagten Werkes: „Le cinquième et dernier aura les Sassanides et sera terminé par un Traité des pierres gravées perses qui sera, en réalité, une

histoire de l'art dans l'Asie Centrale et, par conséquent, une sorte d'histoire de la civilisation plastique."

Die hier in Aussicht gestellte Geschichte der persischen Glyptik hat er später in dem unten zu besprechenden Katalog seiner Gemmensammlung gegeben; die Sassaniden aber sind damals endgültig gefallen, vermutlich unter der Einwirkung der bald darauf winkenden Aussicht auf die Abberufung von Athen.

Zahlreich sind namentlich in den ersten Jahren die Schilderungen und Ausrufe, die uns von seinem Aufleben in den persischen Altertümern, Denkmälern und Ruinen, von seinem Entdeckerjubel, von der Unmittelbarkeit seines Schaffens Kunde geben. „Ce pays serait inépuisable. Il y faudrait rester vingt ans et encore. Rien ne vaut l'Asie." „Mes Parthes et mes Afghans, j'ai vécu avec tout cela et je mange leur pain; je ne risque donc pas de les copier d'après des gens qui ne les ont jamais vus qu'à travers les Grecs et les Romains de papier." „Dans ces ruines de l'Iran si peu parcourues ou si mal vues jusqu'ici je trouve à tous moments des couloirs, des souterrains, des escaliers, des salles inattendues, et il faut du temps et de la peine pour s'en rendre compte et d'une lueur faire une lumière."

Die kostbaren Funde an Handschriften, geschnittenen Steinen und sonstigen Altertümern, die ihm mit der Zeit zu Hauptquellen werden sollten, muß der Freund schon jetzt mitbewundern und kennen lernen. Aber neben diesen künstlichen Schöpfungen des Menschengeistes vergißt Gobineau vor allem auch die Natur nicht, das Land und seine Bewohner. Auch die öffentlichen Einrichtungen bergen ihm Altertümer, wie er denn z. B. mit äußerstem Staunen wahrnimmt, daß die Dorfverfassung und -verwaltung des heutigen Perserreiches noch genau die der Sassanidenzeit ist: „Rien n'a été changé; et c'est d'une liberté, d'une indépendance au point de vue fiscal dont on ne peut se faire une idée."

Dem durchweg gehobenen Tone während dieser Finderjahre entspricht, ziemlich genau ein Jahrzehnt später, reichlich die Begeisterung der Ausarbeitung. „C'est une grande scène et de grandes choses", heißt es an den Schwager (12 octobre 1865), und an Prokesch (7 novembre 1865): „Je crois que cette histoire toute poésie, toute grandeur vous plaira. Il y a dix ans que j'y travaille et elle contient beaucoup de choses, plus que je n'aurais osé l'espérer." Mit stillem Triumphe wird es den Freunden bei jeder neuen Wegstrecke mitgeteilt, was er für die Geschichte des Kyros und des Alexander, für die Mythologie, die Kunstgeschichte, die Numismatik Wichtiges an neuen Aufschlüssen beigebracht zu haben vermeint.

Ganz unvermerkt wandten sich auch diesmal wieder, wie bei allen seinen Hauptschöpfungen, Gobineaus Gedanken in allererster Linie uns Deutschen zu. Ja, er hat eine Zeitlang (1866) ernstlichst die Absicht gehabt, die Persergeschichte gleichzeitig mit der französischen in einer deutschen Ausgabe erscheinen zu lassen und letztere noch dazu selbst herzustellen. In Kellers Nachlaß befindet sich eine umfangreiche Übersetzungsprobe von seiner Hand, die er diesem vorgelegt hatte, in ziemlich fragwürdigem Deutsch. Daß aus dem Plane nichts wurde, ist begreiflich und auch nicht allzusehr zu beklagen: eine deutsche Ausgabe der Perser könnte, wie wir sehen werden, nur in ganz anderer Form und Fassung einen Sinn haben. Übrigens aber mußte Gobineau bald erkennen, daß er mit seinem französischen Original sich eine Last aufgeladen, die gerade schwer genug wiege. Im Dezember 1865 war der erste Teil des Werkes, bis zum Regierungsantritt des Kyros gehend, im September 1866 der zweite, Kyros und Kambyses umfassende, vollendet. Das nächste Jahr brachte den dritten, das übernächste den Schlußteil, nicht ohne einzelnes Stöhnen. „Cette présence continuelle finit par être une obsession" (an Keller

5 juin 1868) und „Ce sera une joie extrême pour moi d'être débarrassé de cet énorme travail qui m'a occupé pendant tant d'années“ (an Caroline 23 juin 1868). Im Juli ſchrieb Gobineau in Kephiſſia die letzten Seiten nieder. Im Januar hat er die Freude, der Schweſter mitteilen zu können, daß die Regierung die Druckkoſten trage. Während er fern in Rio weilte, nahm ſich die Gattin der Korrekturen an; daß den perſiſchen Namen dabei hie und da etwas übel mitgeſpielt wurde, ſcheint jene mehr als Gobineau ſelbſt beirrt zu haben, er beruhigt ſie darüber (7 avril 1869): „Je ne me moque pas mal des fautes de noms. Ceux qui s'en pourront apercevoir ne sont pas dix en Europe et s'ils ne sont pas contents, qu'ils refassent le livre.“ Von Rio aus überwacht er aufs eifrigſte den Fortgang der Drucklegung und die buchhändleriſche Vorbereitung des Werkes. Schwierigkeiten machte noch im letzten Augenblicke der Titel, den Gobineau ganz einfach und ſchlicht „Histoire des Perses“ wünſchte, während ſein Verleger die ausführlichen Zuſätze befürwortete, mit denen der Titel dann ja auch tatſächlich geſpickt worden iſt[1]. „J'ai montré de la répugnance“, ſchreibt er der Gattin (18 juillet 1869), „pour ajouter rien aux simples mots: *Histoire des Perses*, mais peut-être n'ai-je pas assez témoigné combien il me déplaisait au fond d'ajouter rien. On a beau dire que c'est un charlatanisme nécessaire; c'est un charlatanisme et j'ai l'horreur que cela soit nécessaire.“ Er bittet dann dringend, die ihm ſo widerwärtige renommiſtiſche Ankündigung noch rückgängig zu machen; wäre er ſelbſt anweſend geweſen, wäre dies vielleicht auch geſchehen, ſo aber blieb ſein Wunſch unberückſichtigt.

[1] „Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins et particulièrement d'après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées, etc. par le comte de Gobineau. Tome 1. 2. Paris, H. Plon, 1869.“

Am 5. Dezember 1869 kann er endlich der Gattin sagen: „Voilà donc les Perses parus. C'est une très grande affaire et qui, j'en suis assuré, aura de très grandes et très bonnes conséquences.“ Diese sanguinische Siegeszuversicht hat er auch vorher und nachher noch mehrfach in der verschiedensten Weise zum Ausdruck gebracht. „J'ai la confiance en tout la plus absolue et la plus imperturbable et ne crois absolument qu'au plus parfait succès, avec de la patience bien entendu.“ „L'enthousiasme de Meigs m'a gagné, tant il est violent sur ce point.“ Insbesondere begeistert er sich nochmals selbst an einer letzten Lesung der Schlacht von Issus, überhaupt des über Alexander Gesagten.

Nicht als ob er glaube, daß die Gegner ihm ausbleiben würden, aber „les ennemis feront autant de bien que les amis; car ce monde français ne compte qu'avec ceux dont on parle, et pourvu qu'on parle de quelqu'un, en mal en bien, c'est tout un“. Trotz dieser sehr richtigen Einsicht lehnt er doch jede Zumutung, nun auch selbst etwas mit dafür zu sorgen, daß von dem Buche geredet werde, mit anderen Worten: die Veranlassung von Artikeln über dasselbe, schroffer denn je ab: „Moins que jamais je ferai des démarches de ce genre que je n'ai pas faites quand j'aurais été peut-être excusable. Je n'ai rien à faire avec tout cela. Je trouverais plus que ridicule d'aller prier un drôle quelconque de donner son avis sur l'histoire des Perses que personne ne sait que moi.“

Das außerordentlich starke Selbstgefühl, das alle diese Aussprüche atmen, und das andere Werke, wie das über Zentralasien, nicht entfernt in gleichem Maße in Gobineau wachgerufen haben, deutet zur Genüge darauf hin, daß hier ein stark persönlicher Zug, der sich in dem Werke findet, wie er auch bei seiner Schaffung mitgewirkt hat, im Spiele ist. Dem entspricht die Wirkung des Buches auf die Gobineau

Nächststehenden. Meigs fand, daß es seinen Verfasser wie kein zweites wiedergebe, und Dom Pedro schloß sich ihm an. Rémusat nannte es ein Dauermonument, berufen, da, wo man es begreifen werde, sensationell zu wirken. Mérimée war stark davon angetan, wenn er auch den Freund zu streng gegen die Griechen und zu nachsichtig gegen die Perser fand, welche letzteren ihm zudem etwas zu sehr im Lichte unserer mittelalterlichen Ritter erschienen, was doch nur unter Abzug von Liebe und Ehre zulässig sei. Auch Renan hat diesmal nicht geschwiegen, sondern, bei allen Vorbehalten, das durchschlagend Neue und die großen Seiten des Werkes gut gewürdigt[1]. Abfällige Urteile sind freilich später auch nicht ausgeblieben: insbesondere sind hier die beiden Hauptkritiker Gobineaus, Seillière und Friedrich, zu nennen[2].

[1] „Journal Asiatique", 6e série T. 16 p. 26 ss. Abgedruckt in Quellen und Untersuchungen" Bd. II. Ebendaselbst finden sich ein Brief Potts und ein Artikel des Historikers d'Héricault über die Perser.

[2] Seillière darf ich wohl hier beiseite lassen. Das Perserbuch ist ihm zu ausschließlich Objekt des Spottes, und von seinen tatsächlichen Verdiensten und Ergebnissen bekommt der Leser nicht die leiseste Ahnung. Unvergleichlich gerechter und sachlicher ist Friedrich, dessen Besprechung der Histoire des Perses überhaupt mit als das für das Verständnis Förderndste, was bisher darüber gesagt worden, bezeichnet werden darf. Die methodischen Sünden des Verfassers hat auch er schonungslos bloßgelegt, doch ist er auch für die Verdienste nicht blind. Nur ist er einige Male unnötig scharf. Die öden und langweiligen Partien würde er vielleicht weniger hart beurteilt haben, wenn er dem Gesichtspunkte der verfehlten Anordnung etwas mehr Rechnung getragen hätte: nur unter diesem, nicht an sich und absolut, sind die meisten derselben so verwerflich. Und was die „wahrhaft barbarische Voreingenommenheit" Gobineaus betrifft, so ist doch zu bedenken, daß dieser hier unbefangen und unvoreingenommen gar nicht sein konnte: er hatte sich's vorgesetzt, mit einer Fälschung aufzuräumen, die ein nach seiner innersten Überzeugung sittlich tiefer stehendes Volk über ein sittlich höher stehendes in die Welt gebracht habe und deren ungerechtfertigte und irreführende Echos er bis in seine Tage hinein

Wer die einander widerstreitenden Ansichten in dem, was sie beiderseits Berechtigtes enthalten, voll begreifen will, scheue die Anstrengung nicht, das ganze freilich sehr umfangreiche Werk einmal möglichst in einem Zuge durchzulesen, um sich vielleicht nachher bei einer zweiten Lesung noch in einzelnes ihm besonders wertvoll Dünkende nachzuvertiefen. Er wird dann einerseits nicht umhin können, der Großartigkeit der Leistung, dem ungeheuren Fleiß, der erdrückenden Fülle der Vorarbeiten, von denen sich Gobineau keiner, aber auch keiner entzogen hat — und zwar war diesmal nicht, wie beim Essai, vorwiegend Literatur, sondern ausschließlich Quellen durchzuarbeiten und großenteils überhaupt erst zu erschließen — seine Bewunderung zu zollen; er wird die Gewalt der ganzen Konzeption, die packende Kraft des Grundgedankens ganz anders als bei verzettelter Lektüre an sich erfahren; anderseits aber wird er sich auch über zwei große organische Schäden, welche der Endeswirkung des Perserbuches für immer abschwächend im Wege stehen dürften, auf diesem Wege weit klarer werden.

Wir beginnen unsere Betrachtung von dieser letzteren Seite, überzeugt, daß der Leser uns dies, als eine orientierende Warnung gewissermaßen, die ihn in den Stand setzen kann, die Vorzüge dann um so ungehinderter zu genießen, Dank wissen wird.

Der erste und schlimmste Mangel ist formaler Natur.

in der wissenschaftlichen wie in der Laienwelt vernehmen mußte. Ist es da zu verwundern, wenn der heilige Zorn hie und da allzu vernehmlich in ihm nachzittert, und er zu manchem Worte sich hinreißen läßt, das er nicht verantworten kann? Sehr berechtigt ist es, daß Friedrich den Rassengesichtspunkt so gut wie ganz unberücksichtigt läßt. Schon die ganze in unserem Texte gegebene Entstehungsgeschichte des Buches (die höchst empirischer Art ist) lehrt, daß Gobineau bei diesem ursprünglich ganz anderes vorschwebte, und daß er die systematisierende Einreihung in seine Rassenlehre erst weit später abweichend von dem ursprünglichen Geiste vorgenommen hat.

Wir wissen von anderen Gelegenheiten her, daß Anordnung, Gruppierung und Aufbau weder in seinen Kunstwerken noch in seinen wissenschaftlichen Schöpfungen Gobineaus starke Seite sind. Hier aber hat er sich in dieser Hinsicht schlimmer als sonst je wieder im Wege gestanden. Die Natur seines so vieles Neue bergenden und durchaus umwälzend gedachten Werkes brachte es mit sich, daß in demselben eine Unmasse von Einzeluntersuchungen und -belegen zu den verschiedensten Gegenständen zu liefern waren. Anstatt nun aber diese gesondert, in Anmerkungen und Exkursen, am besten überhaupt in einem eigenen Bande, zu bringen, hat er, von dem Mittel der Anmerkungen in diesem Werke den denkbar mäßigsten Gebrauch machend, alles derartige wahllos seinem Texte einverleibt: Einzelerörterungen jeder Art im Stile von Dissertationen, und für solche sehr geeignet, über das Alter und den Wert gewisser Quellen, über Legenden-Parallelen, Wanderungen, Genealogien, über Identifikationen zweifelhafter Persönlichkeiten und Ortschaften, über die Arsacidenkönige, -münzen und -medaillen usw. Auf diese Weise ist nicht nur viel Mühe und Kraft unnötig vergeudet, sondern es erscheinen durch diesen schweren Dispositionsfehler auch die eigentlichen Hauptpartien, ja die gesamten Resultate des Buches, wenn auch nicht in ihrem Werte, doch in ihrer Wirkung stark gefährdet, indem diese unaufhörlichen Zickzacklinien, dieser durchgängige bunte Wechsel von Erzählung und Untersuchung, oder doch das allzu häufige Unterbrechen der fortlaufenden Darstellung durch abwägende Betrachtungen namentlich für den Laienleser in der Tat etwas bis zur Abstumpfung Ungemütliches hat. Es ist förmlich, als sei Gobineau in seiner Scheu vor aller Pedanterie hier zugleich vor allem, was nach System, nach Übersichtlichkeit hätte aussehen können, zurückgeschreckt; aber gerade dadurch ist er erst recht dem Schein der Pedanterie verfallen und hat sich sogar den Vorwurf der Langweiligkeit zuziehen

können. Wie sehr hätte gerade diesem Werke eine Vorrede, eine klärende Einführung, von einem Register gar nicht zu reden, not getan! Nichts von alledem. Erst zu Beginn des zweiten Buches empfindet Gobineau das Bedürfnis, wenigstens durch eine gründliche und eingehende Betrachtung über die persische Geschichte und ihre Quellen, der dann im vierten Kapitel noch eine solche über chronologische Fragen sich anreiht, für das Folgende sich freiere Bahn zu machen, nachdem er sich und dem Leser durch das ganze erste Buch einen genügenden Begriff von der Schwierigkeit des Arbeitsgebietes beigebracht hat[1].

[1] Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, diesen Hauptschaden des Perserbuches, das von anderer Seite so scharf gerügte vielfache bloße Nebeneinanderstellen unbehauener Bausteine, auch unserseits sehr offen darzulegen. Da aber einer Biographie letzten Endes die Erklärung, wie alles einzelne im Schaffen ihres Helden geworden, reichlich so sehr obliegen dürfte als dessen kritische Zergliederung, so darf hier ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, der in solch erklärendem Sinne einiges Licht auf die äußere Gestalt dieses Gobineauschen Werkes zu werfen geeignet scheint. So wenig wir nämlich Seillière beistimmen können, der für eine angeblich geringere geistige Höhe körperliche Gründe — er denkt an den gesundheitlichen Zusammenbruch in Rio — zur Entschuldigung glaubt herbeiziehen zu müssen, indem vielmehr die Ausarbeitung in Gobineaus geistig frischeste, die Athener, Jahre und die erwähnten gesundheitlichen Ereignisse erst anderthalb Jahre nach der Vollendung fallen, so wenig vermögen wir anderseits die Vermutung abzuweisen, daß die äußeren Umstände, unter denen die Persergeschichte niedergeschrieben wurde, auf deren Form eingewirkt, ja sich gewissermaßen darin gespiegelt haben mögen. Wir wissen aus dem Bericht Gobineaus an Keller (15. Februar 1868), wie zerhackt sein Athener Tagesleben verlief: unter solchen Verhältnissen ein wissenschaftliches Werk von diesem Umfange auch noch als Kunstwerk durchgedacht und ausgestaltet hinzustellen wäre über die Kräfte und Möglichkeiten selbst eines Gobineau, bei aller staunenswerten Elastizität seines Geistes, gegangen. Eine Wiederdurchsicht, wie sie unter Umständen schon allein die Korrektur mit sich bringt, ist ihm versagt ge-

Hiermit berühren wir nun aber schon den zweiten der oben angedeuteten Übelstände, die sachliche, ja grundsätzliche Anfechtbarkeit eines Teiles der Gobineauschen Untersuchungen. So dankenswert diese überall da sind, wo sie sich auf bewährte und sichere Quellen stützen — wie denn z. B. die Ablagerung eines reichlichen Teiles iranischer Altertümer im ersten Buche in einer Zeit, wo schwerlich mehr viele den Avesta lesen dürften, durchaus zu begrüßen ist —, so wenig ist schon das vielfach rein vermutungsweise ins einzelne Gehen bei den im Grunde doch vorgeschichtlichen Ereignissen der ältesten Zeiten unbedenklich. Vollends aber mußte es den berechtigten Widerspruch der Iranisten herausfordern, wenn Gobineau nun gar die eigentliche persische Geschichte zum guten Teil auf die bisher so gut wie völlig unbeachteten orientalischen Quellen, unter durchgängiger Gegenüberstellung und Zusammenziehung derselben mit den seither ausschließlich bevorzugten griechischen, zu begründen sucht.

Niemand zwar wird ihm bestreiten dürfen, daß diese Quellen, zum guten Teil Mythen und Legenden, oder doch mythisch und legendarisch gefärbte Annalen, einen großen kulturhistorischen Wert haben und somit auch für die Kulturgeschichte des Perservolkes hervorragend in Betracht kommen. Mit Recht beruft sich Gobineau auf das ewig vorbildliche Beispiel Herodots, Völker und Zeiten in den Kundgebungen der genannten Art sich spiegeln zu lassen und so vor allem das von ihnen selbst gezeichnete Bild zu geben. Aber sobald das geschichtliche Faktum in Frage kommt, erlischt diese Autorität. Und vollends ist es ein anderes, wenn Herodot für die halb im Dunkel liegenden ältesten Zeiten der persischen

blieben, und so hat er sich bei einem Zustande seines Buches beruhigt, der dieses gegen alle anderen in formaler Hinsicht leidig abstechen macht.

Geschichte die Sagen der Meder und Perser benutzt, oder wenn ein neuerer Historiker den um anderthalb bis zwei Jahrtausende jüngeren dichterischen Nachhall derselben für die Rekonstruktion wirklicher geschichtlicher Vorgänge verwerten will. Gewiß findet sich im Königsbuch Firdusis (das uns hier für alle übrigen verwandten Poesien mit einstehen muß) vieles erzählt, was ganz unmittelbar wie Anklänge aus der Geschichte des Kyros und der Achämeniden anmutet, aber schon die Persönlichkeiten der Herrscher darnach identifizieren, geschweige einzelne Ereignisse darnach herausschälen zu wollen, muß jedem als ein vergebenes Beginnen erscheinen, der sich den vag-phantastischen Charakter jener Ritterepen gegenwärtig hält. Gobineau selbst, der in seinen reichlichen Inhaltsangaben der persischen chansons de geste diesen Charakter auch genügend deutlich hervortreten läßt, ist sich mindestens zeitweilig darüber klar gewesen, daß sie bei ihrem gänzlichen Mangel jeder Chronologie, jeder Genauigkeit, jedes historischen Bewußtseins lediglich legendarischen Wert beanspruchen dürften (er gibt dies auf eine Warnung Prokeschs hin in einem Briefe vom 19. März 1866 ganz ausdrücklich zu); um so unbegreiflicher erscheint es, daß er dann doch wieder in vielen Einzelfällen die persischen Quellen heranzuziehen sucht, um durch ihre Deutung oder Assimilierung auf Tatsachen oder Tatbestände nicht selten von der größten Wichtigkeit, wie z. B. das Verhältnis Alexanders zu den einheimischen Großen Irans, Licht zu werfen. Zugegeben selbst, daß, wie er meint, Bestände alter guter Überlieferung in diesem romantischen Wust verborgen ruhen — am ersten dürfte dies noch für die von Gobineau so sehr geschätzten Provinzialchroniken zutreffen —, so sind sie doch durch die einer ganz anderen Zeit und Weltanschauung angehörenden neupersischen Dichter derart verständnislos entstellt, daß es auch dem größten Scharfsinn, der ohnehin hier immer mit einem Anschein des Paradoxen behaftet bleiben dürfte, nie ge-

lingen wird, ihnen etwas auch nur annähernd Sicheres abzugewinnen[1].

Die von Gobineau versuchte Umwälzung in der Bewertung der Quellen der Persergeschichte dürfte also höchstens nach der negativen Seite teilweise geglückt sein, insofern er allerdings die Unglaubwürdigkeit der griechischen, soweit dies noch nötig war, überzeugend dargetan hat, wie wir im einzelnen noch sehen werden. Es ergibt sich hieraus freilich, daß es um die direkten Quellen für die Geschichte Irans überhaupt äußerst mäßig bestellt ist, und daß gerade für allerwichtigste Fragen für immer der Divination, dem intuitiven Erkennen ein großer Spielraum verbleiben wird. Hier liegt ja nun Gobineaus Stärke, und so hat er denn auch diesmal wieder wenigstens in vielem nicht versagt.

Mußten wir es soeben ablehnen, den persischen Annalen und Epen geschichtlichen Wert zuzuerkennen, in dem Sinne, daß ihnen irgendwie Tatsächliches für die einzelnen Epochen der Geschichte des persischen Volkes zu entnehmen wäre, so ist es doch ein anderes um das Gesamtwesen eben dieses Volkes, zu dem immerhin auch sie dem tiefer dringenden Forscher noch wertvolle Beiträge liefern können. Und ebenso mußte es Gobineau unbenommen sein, und kritisch Besonnenere sind ihm darin gefolgt, Sitten und Gebräuche der alten Perser vielfach in denen der neueren, wie er sie vor seinen Augen sich abspielen sah, wiederzufinden. Endlich aber, und vor allem, leuchtet eben doch auch aus den spärlichen Spuren von Urkunden, die sie selbst im Altertum hinterlassen, aus ihren Taten, ja selbst aus den Zeugnissen ihrer Gegner ein Bild

[1] Gobineau war übrigens doch nicht der erste, der Versuche dieser Art machte. Er hatte Vorgänger in einem Engländer, Malcolm, und einem Deutschen, J. Krüger. Vgl. hierüber Spiegel, „Eranische Altertumskunde", Bd. I S. 728. 730. Gut über diese Dinge auch Justi, „Geschichte des alten Persiens", S. V. 29 ff. u. ö.

hervor, das Gobineau, jedenfalls mit als erſter, ſo voll und wahr geſchaut und, um die Züge aus den vorbenannten Quellen bereichert, in markigen Strichen gezeichnet hat.

Wie ſo manches Mal, hat ihm auch hier Begeiſterung die Feder geführt, dazu Gerechtigkeitsdrang und die Auflehnung gegen die Unbill, welche er einem ihm noch bis in ſeine Entartung hinein liebenswerten Volke zugefügt ſah. Wie die Germanen im römiſchen, hatten die Perſer im griechiſchen Schlepptau nur allzu lange, und noch bei bedeutenden Hiſtorikern ſeiner Zeit, eine jämmerliche, eine gefälſchte Rolle geſpielt. Die außerordentliche Bevorzugung, die den beiden im engeren Sinne als klaſſiſch bezeichneten Völkern nach allen Seiten zuteil wurde, ließ ſie neben dieſen nicht entfernt zu ihrem Rechte kommen. Sie galten ſchlechthin als Barbaren, wie die Germanen lange als ſolche gegolten haben. Gobineau hat nun ſeine ganze Beredſamkeit aufgeboten, um darzutun, daß das nicht einmal im geiſtigen Sinne zutreffe, indem vielmehr die Perſer für die allgemein kulturelle, insbeſondere die religiöſe Entwicklung, für den Ideenaustauſch zwiſchen Aſien und Europa eine ſehr hohe Bedeutung beanſpruchen dürften. Vollends aber in ſittlicher Beziehung müſſe Iran unbedingt neben, ja vor Griechenland und Rom den Hauptfaktoren der Geſchichte, unſeren Ahnen, unſeren Erziehern beigezählt werden. Wie die Germanen in der neueren, haben die Iranier in der alten Welt den Begriff der Ehre, der perſönlichen geſetzlichen Freiheit, den weder Griechenland noch Rom gekannt, verkörpert; und ſo bilden ihm dieſe beiden, wie in der Welt der Wirklichkeit die Wälle, an denen ſich die römiſchen Vettern die Köpfe einrannten, ſo in der Welt der Ideen nicht minder die feſten Bollwerke lebendiger ſeeliſcher Kräfte. Später hat er ſie — im Amadis — geradezu einmal die goldene Lebensader des menſchlichen Geſchlechtes genannt.

Die Aufdeckung der ariſchen Seele der Perſer iſt ſomit

Gobineaus Hauptanliegen; sie konnte freilich nicht statthaben, ohne daß zugleich — unter fortwährender Beleuchtung der entsprechenden Gegensätze — das allmähliche Versinken dieser arischen Seele des herrschenden Bestandteiles des späteren Weltreiches in den umgebenden — in diesem Falle vorwiegend semitischen — Völkerwellen geschildert wurde, welches in Iran wie in Indien und Hellas die Innenseite des geschichtlichen Prozesses vorwiegend bezeichnet.

Daß Gobineau mit seiner Charakterisierung der Perser als einer „nation à sang et à tempérament germaniques" im wesentlichen das Richtige getroffen habe, wird heute wohl kaum mehr von irgend einer Seite bestritten. Die verwandten Züge leuchten aus der beiderseitigen Dichtung und Geschichte, aus Sitten, Gesetzen und Einrichtungen — übrigens, was nicht vergessen sein möge ebenfalls hervorzuheben, auch aus den maßgebendsten nachgobineauischen Darstellungen des persischen Altertums[1] — allzu unverkennbar hervor; und so steht denn auch Gobineau mit seiner liebevollen Versenkung in persisches Wesen als germanischer Mann keineswegs allein: es sei hier nur an Rückert und Schack erinnert, auch Paul de Lagarde hat nach seinen eigenen Worten von seinen vielen Sprachen die persische vor allen mit dem Herzen gesprochen. Die frische Ritterlichkeit, die unbekümmerte Abenteuerlust, die naive Großherzigkeit, das Gobineausche „toute poésie, toute

[1] Es sei hier unter anderen auf Eduard Meyers „Geschichte des Altertums", Bd. III S. 23 ff. 33 ff. 37 ff. verwiesen, wo, nebenbei bemerkt, auch die Kulturhöhe der Perser voll zur Geltung kommt. Vollends hat die neuere Anthropologie Gobineaus Auffassung, auch darin, daß die Skythen das Mittelglied zwischen Germanen und Persern bilden, vollauf bestätigt, wie unter anderem aus L. Wilsers „Germanen" zu ersehen. Von Herodots Berichten über die Perser sagt Wilser: „Wenn man solches liest, glaubt man die Germania vor sich zu haben." Übrigens auch Arndt im „Geist der Zeit": „Die Perser sind mir keine Orientalen, sie gehören halb zum Okzident."

grandeur“ haben offenbar alle dieſe Männer an den Perſern ſo innig angeheimelt. Freilich iſt's ein anderes, ob ein Dichter, ein Kultur- oder Literarhiſtoriker oder endlich ein exakter Hiſtoriker über ſie zu Worte kommt; und ſo wollen wir, um auf Gobineaus Perſergeſchichte zurückzukommen, nicht verhehlen, daß dieſer in der Einzelbehandlung ſeines erwählten Volkes ſich gelegentlich die Vorrechte der Männer der erſteren Gattung auf Koſten der Pflichten derer der letzteren zunutze gemacht hat. Sein Schauen iſt gewiß nicht ſelten ein reichlich freies, wie er denn z. B. in der Einzelausmalung des Momentes der Feudalität, deſſen Nachweiſung in der iraniſchen Welt im übrigen ein Fund von bleibender Bedeutung iſt, entſchieden zu weit gegangen iſt.

Hierauf beruht es denn auch, daß das Bild des altperſiſchen Lebens, das uns Gobineau hier darreicht, wiewohl immerhin von einem der beſten Kenner der Perſer entworfen, doch als ganzes nicht ebenbürtig neben das des neuperſiſchen, wie es die früheren Werke über Aſien enthalten, geſtellt werden kann. Letzteres iſt im einzelnen durchweg unvergleichlich viel zuverläſſiger ausgefallen. In der Histoire des Perses ragt, wie natürlich, vor allem das auf eigenem Schauen Beruhende hervor: die in tauſend Lichtern ſich vollziehende Spiegelung perſiſchen Kulturlebens. Aber auch alles Topographiſche in dem Buche wirkt vortrefflich, es gibt dieſem einen gewiſſen kräftigen Erdgeruch; man merkt, wie ſehr Gobineau in der Natur nicht am wenigſten auch eine Rückſeite der Kultur geſehen hat. Am bedeutſamſten iſt nach dieſer Seite die ſchöne, lebensvolle Beſchreibung des Elbursgebirges, der ſogar ein eigenes Kapitel (T. I p. 149—157) eingeräumt iſt. Verwandte Eindrücke erwecken die Schilderungen aus dem Völkerleben, welche zwar Prähiſtoriſches, aber auf geſichertem Grunde der Wiſſenſchaft Erwachſenes mit beſonnener Mäßigung wiedergeben, wie die der alt-ariſchen Geſellſchaft (T. I p. 21—50).

Auch gewiſſe große hiſtoriſche Rück- und Überblicke, wie z. B. der über Geſchichte, Kultur und Stadtbild von Babylon (T. I p. 414—421) ſind von um ſo größerer Wirkung, als man in der Tat, wie einzelne Freunde Gobineaus richtig herausgefunden haben, dieſen in vielen Teilen des Perſerbuches nach ſeiten ſeiner ſtiliſtiſchen Kraft auf der Höhe ſehen muß. Es ſteht eben immer der ganze Mann dahinter, bald ruhig und gemeſſen, wenn es ein großes Bild des Staatslebens zu entrollen gilt, wie etwa die Reichsreform des Dareios in den erſten Kapiteln des vierten Buches, bald mit ausbrechendem Temperamente, wie angeſichts der Wirbel und Stürme des Partherreiches; und wie ſich große Kataſtrophen in dem Gehirn eines Denkers wie Gobineau malen, das zu ſehen wird immer lehrreich und erhebend ſein. Welche tragiſche Wucht hat er ſeinen Worten über den tiefen Sturz Athens zu Ende des peloponneſiſchen Krieges (T. II p. 296 ss.) zu verleihen gewußt:

„Athènes était muette d'épouvante. Chaque jour lui amenait un flot nouveau de soldats vaincus demandant à manger. (Lyſander hatte ſeine Gefangenen freigegeben unter der Bedingung, daß ſie nach Athen zurückkehrten.) Toute sa puissance se retirait au cœur et, là, l'étouffait. Enserrée dans un cercle de haines et de haines méritées, elle pouvait du haut de son Acropole contempler les Vengeances souriantes se dressant sur les montagnes du Péloponnèse, de la Béotie et de l'Eubée, et flottant, dans un éloignement qui diminuait à chaque minute, le spectre cuirassé de ce Lysandre qui brandissait contre elle des armes trempées, aiguisées, acérées, données par la Perse.

Athènes se rendit. Lysandre entra dans la ville exténuée de faim, remplie de morts et de mourants, à des conditions qui tuaient pour toujours une grandeur devenue un souvenir. De nombreux exilés reparurent avec lui, foulant aux pieds la misère de leurs concitoyens, et quand on détruisit de fond en comble les arsenaux, lorsqu'on brûla les navires en construction, qu'on emmena les galères et qu'on ruina les longs murs, des troupes de femmes et de jeunes gens couronnés de fleurs eurent ordre de danser au son des flûtes, et ils dansèrent.

Darius Nothus venait de mourir. Il n'y avait que soixante-quatorze ans qu'avait été livrée cette bataille de Platée dont les Grecs étaient si vains. On a vu comment ils avaient employé le temps depuis lors pour les intérêts de leur liberté, et à quel point les Perses avaient cessé de dominer chez eux."

Der eigentliche Schwerpunkt des Buches aber dürfte, nächſt der Auffindung und Begründung neuer Geſichtspunkte für die Beurteilung des Perſervolkes, noch nach einer anderen Seite zu ſuchen ſein. Wenn man Gobineau als Gelehrten in ſo mancher Beziehung, namentlich wo Methode und Sicherheit des Schließens in Frage kommt, einfach preisgeben und dem Fachgelehrten das Feld räumen laſſen muß, ſo hat er doch gerade hier auch ein Gebiet betreten, wo nun wiederum er ſich als Fachmann fühlen darf und voll ausgewieſen hat und wo die rein nur Gelehrten uns vielfach im Stiche laſſen: es iſt ſchließlich nicht gleichgültig, daß hier einmal auch ein Staatsmann die Geſchichte der Perſer mit all ihrem diplomatiſchen, politiſchen und militäriſchen Getriebe geſchrieben hat, und das zu einer Zeit, wo er als ſolcher ſeine volle Höhe erreicht hatte, Reife des Urteils, durch Erfahrung geübten Scharfblick, Sinn für das Wirkliche und Greifbare mit hoher, idealer Auffaſſung verband und dies alles in prägnanter, kraftvoller Ausprägung von ſich zu geben wußte. Dazu tritt die Überlegenheit des Weltreiſenden, des Univerſaldenkers, der in unerſchöpflichem Reichtum ſeine Beobachtungen aus Völkerkunde und Völkerpſychologie, Mythologie und Religionsgeſchichte, Soziologie und Volkswirtſchaft ſpendet[1]. Mit ihnen wendet ſich Gobineau unwillkürlich an alle die, welche in einem ſolchen Buche nächſt der engeren zugleich eine weitere,

[1] Es fällt ſchwer, gerade hier ins einzelne zu gehen, doch ſei wenigſtens, als auf ein Beiſpiel, auf die fortlaufenden Betrachtungen über Weſen und Schickſale großer Reiche (T. II p. 107. 120. 150 ss. 174 ss.) verwieſen.

allgemeinere Belehrung suchen, und dem gleichen Zwecke dient auch das mit einer gewissen Geflissentlichkeit, fast könnte man sagen mit System, geübte Verfahren, Vorgänge und Erscheinungen der persischen durch treffende Parallelen aus der neueren Geschichte zu beleuchten, wodurch zugleich die Anschaulichkeit des Ganzen noch bedeutend gewinnt.

Es bleibt uns nun nur übrig, einen kurzen Überblick über den Gesamtinhalt der beiden Bände zu geben und daran noch die Besprechung einiger besonders wichtiger oder besonders strittiger darin behandelter Einzelfragen zu knüpfen.

Die ersten Kapitel des ersten Buches sind geographischen, ethnographischen und kulturgeschichtlichen Vorbetrachtungen gewidmet. Die Wanderungen der Weißen, insbesondere die einander folgenden Niederlassungen der Iranier, dann die Ureinwohner Zentralasiens werden summarischer, die Arier (d. h. die Iranier vereint mit den Indern, vor ihrer Trennung von den letzteren) eingehender geschildert, nach Wohnung, Beschäftigung, Kleidung, Bewaffnung, Gesittung und Lebensweise. Auch auf den ihnen und den übrigen Indogermanen gemeinsamen Sagenbestand, insbesondere die Legenden von den fünf Weltaltern, wird ein vergleichender Blick geworfen. Die im wesentlichen arischen Einrichtungen der ältesten Monarchie, die allmählich eintretenden Berührungen mit dem Ausland, die zunehmende Kultur und Verfeinerung, die Rassenmischungen und damit zusammenhängenden sozialen Wandlungen, der sittliche und religiöse Niedergang werden vorgeführt. Aufruhr in Iran führt zur Umwälzung: das Land gerät unter die Herrschaft des großen semitischen Nachbarreiches. Gegensätze im religiösen Leben und Fühlen, in Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, in den politischen Grundformen (Zentral- — Feudal-Monarchie) zwischen Semiten und Ariern. Rückblick auf die Geschichte des assyrischen Reiches. Das altnationale Element erhält sich in den Bergen (besonders im Elburs) und

bereitet dort den Widerstand vor. Vortreten der Meder. Beginn des Befreiungskampfes.

Das zweite Buch bringt zunächst die schon erwähnte methodologische Abhandlung über die Quellen der persischen Geschichte, welche, man darf wohl sagen, in einer Huldigung an Herodot gipfelt. Darauf wird die Erzählung der Geschichte der iranischen Lande wieder aufgenommen. Endgültige Befreiung von der assyrischen Herrschaft. Iran hat inzwischen von Assyrien gelernt und vieles übernommen, Föderalismus und Feudalismus dagegen werden beibehalten. Die Begründung, die Eroberungen des neuen Reiches. Die Unter-(Vasallen-) Könige. Die verschiedenen Hauptstädte. Zwiste und Nebenbuhlerschaften mit den Medern, die sogar für längere Zeit die Herrschaft an sich reißen. Bedrängung durch die Skythen.

Das dritte Buch beschäftigt sich, mit Ausnahme der letzten, Kambyses und die Unterwerfung Aegyptens behandelnden, Kapitel ausschließlich mit Kyros, Gobineaus vielbewundertem Liebling, der für ihn die Reihen der Erzhelden der Geschichte anführt. Dessen weltgeschichtliche Taten, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, seine Schöpfungen und Arbeiten, die durch seine Eroberungen bedingten Abstufungen im staatsrechtlichen Gefüge des Gesamtreiches, das, nunmehr gespalten in Kronländer und Lehnsländer, gewissermaßen zweierlei Verfassungen in sich vereinigt. Ein sehr ausführliches Kapitel wird den Lehnsträgern (Unterkönigen) und ihren Genealogien gewidmet. Der Schluß des Buches bringt die Episode des falschen Smerdis nach Kambyses' Tode, die Verfassungswirren des Interregnums und deren Lösung durch die Thronbesteigung des Dareios.

Viertes Buch. Dem Begründer der Achämenidendynastie liegt es jetzt ob, das von Kyros Geschaffene zu organisieren. Die Föderativverfassung macht der Union Platz, so zwar, daß immerhin bei den neugeschaffenen zwanzig Administrativein-

heiten (Satrapien) eine ihrer Vergangenheit und ihrer nationalen Sonderart entsprechende Verschiedenheit bestehen bleibt. Die Finanzen, die öffentlichen Arbeiten, das Verkehrsleben werden auf eine neue Basis gestellt, die Hofhaltung erreicht ihren glänzendsten Stand. Ein neues Münzsystem (Dareiken) wird geschaffen. Susa wird Hauptstadt. Auch das religiöse System der Iranier erhielt damals erst seine volle Ausbildung: die Religion Zoroasters, der Mazdeismus, verkörpert in der Priesterschaft der Magier, wird Staatsreligion des gesamten Reiches. Ein Aufruhr in Babylon wird unterdrückt. Kämpfe des Dareios mit den Skythen, Beginn der Kämpfe mit den Griechen. Xerxes und seine Nachfolger. Griechen und Perser. Allmähliches Sinken des Reiches. Verfall des altiranischen Geistes. Allerlei Aufstände. Palastintriguen und Haremswirtschaft. Die letzten Achämeniden.

Fünftes Buch. Alexander der Große, seine Taten, seine Person, sein Werk. Endgültige Verschmelzung der hellenischen mit der asiatischen Welt: Sitten und Ideen, Verwaltung und Politik Asiens dringen bis weit nach Westen, Sprache, Literatur und Kunst Griechenlands bis weit nach Osten vor. Die große Völkermischung.

Sechstes Buch. Wiedergeburt Irans nach dem Auseinanderfallen des mazedonisch-persischen Weltreiches. Das Partherreich der Arsaciden und die Nebenländer unter arsacidischen Fürsten. Ausdehnung vornehmlich nach Osten hin. Politische (stark eingeschränktes Königtum, schrankenlose Adelsherrschaft), geistige und kulturelle Verfassung des Partherreiches. Religiöse Ungebundenheit. Jahrhundertelange Kämpfe mit den Römern. Versuch einer Feststellung der einzelnen Großkönige dieser Dynastie. Die sassanidische Umwälzung. Sturz und Vertreibung der herrschenden, ewig unruhigen, ewig in Fehde begriffenen Adelskaste, Abschaffung der Lehnsherren, Rückkehr zu einer straffen Zentralgewalt in der Hand des Königs,

Einführung für alle Stände gerechter Geſetze, geregelter Verwaltung und Sicherheitspolizei. Der Mazdeismus wieder Staatsreligion, die Prieſterſchaft mit größeren Rechten bekleidet, als ſie unter den Archämeniden je beſeſſen. Geſamtrückblick auf die Geſchichte Irans.

Wenn die Histoire des Perses bisher vielfach von Freund und Feind vorwiegend vom Raſſengeſichtspunkte aus beurteilt, ja faſt als eine Art Ableger des Essai hingeſtellt worden, und wenn nicht zu leugnen iſt, daß man ſich dabei auf Gobineau ſelbſt ſtützen kann, der einmal in einer paradoxen Zuſpitzung, wie er ſie liebte, eine Art Raſſenſyſtematik für die drei Werke Essai — Perses — Ottar aufgeſtellt hat, ſo wird hoffentlich die hiermit beſchloſſene Darſtellung und Zuſammenfaſſung dargetan haben, daß dem Perſerbuche doch ganz andere Seiten abzugewinnen ſind. Zugegeben immerhin, daß der Raſſengedanke, wenn auch nicht es ſeinem Verfaſſer eingegeben — denn es iſt unmittelbar ſozuſagen aus dem perſiſchen Boden erwachſen —, ſo doch an ihm mitgeſchaffen habe, daß er für vieles darin gleichſam transparentartig erſt die rechte Beleuchtung bringt, ſo wird doch noch weit mehreres andere auch dem einfachen Lichte gemeinhiſtoriſcher Betrachtung ſeinen Sinn ohne weiteres erſchließen. Ja, man kann zweifeln, wo im einzelnen die wertvolleren Beſtandteile zu ſuchen ſind. Jedenfalls liegt es in der Natur der Sache, daß bei den Unterſuchungen der erſteren Art, zumal zu einer Zeit, da die Anthropologie noch auf ſo wenig feſten Füßen ſtand, manche Deutungen und Vermutungen höchſt hypothetiſcher Natur mit unterlaufen mußten. Gobineau hat ſich ganz gewiß nicht wenig auf ſeine Ausführungen, T. I p. 509—511, zugute getan, in denen er ausgefunden zu haben glaubte, daß Kyros, indem er die Skythen nordwärts trieb und ſo zwang, zu den Germanen Europas zu werden, gewiſſermaßen der Vater, der Urheber der geſamten neueren europäiſchen Geſchichte geworden

sei[1]: und doch war dies stolze Phantasiegebäude von dem Augenblicke an ein Kartenhaus, wo es endgültig feststände, daß die Germanen ihre Ursitze in Nordeuropa gehabt haben. Freilich wird ja über die Wanderungen und Niederlassungen, wie über die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen manches wohl für immer im Dunkel, und wohlbegründete Vermutungen in diesen Dingen daher unter Umständen schon ein Verdienst bleiben, und so wird man auch unserem Verfasser die Freude z. B. an seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die Aufschlüsse, die aus Mythologie und Dichtung der Hellenen für deren Verwandtschaft und etwaiges prähistorisches Zusammenwohnen mit den Ariern in den Kaukasusländern, wie auch für die ethnographische Zusammengehörigkeit von Medern und Persern, zu gewinnen seien (T. I p. 180—186), von Herzen gönnen können.

Die außerordentliche Unklarheit, die in Bezug auf das Verhältnis der eben Genannten — Meder und Perser — wie namentlich auch auf die ethnographische Beschaffenheit der Meder bis auf den heutigen Tag herrscht, hat Gobineau Veranlassung geboten, die historische Rolle der letzteren, vermutlich um die Perser dadurch zu heben, im Gegensatz zu allen bisherigen Darstellungen, ungebührlich herabzudrücken. Dies führt uns zu einem Zuge allgemeinerer Natur, der in der Histoire des Perses stark und für viele unliebsam hervortritt: der reichlich subjektiven Auffassung und Behandlung der verschiedenen Völker und Völkergruppen. Um diesem Zuge auf den Grund zu kommen, müssen wir uns zwar klar machen, daß Gobineau, bei großer Gemütsbeteiligung an allem Völkerleben,

[1] Ähnliche (nur nicht so ausschließlich an die Person des Kyros geknüpfte) Vorstellungen über die Wirkungen der Skythenzüge der persischen Großkönige herrschten in der damaligen Wissenschaft mehrfach. Man vergleiche unter anderen Munch, „Die nordisch-germanischen Völker" S. 61.

rückhaltlos offen in seinen Sympathien und Antipathien, doch grundsätzlich nicht parteiisch sein will und immer wieder Beweise seines redlichen Bemühens um Gerechtigkeit gibt. Er macht kein Hehl aus seiner Vorliebe für die parthischen Ritter; aber er färbt dann doch so wenig schön, er schildert das Treiben dieser prachtvollen blonden Bestien des Ostens so rückhaltlos wahr, daß aus seinen Zeilen unzweideutig herauszulesen ist, daß die Reform an Haupt und Gliedern, welche Ardeschir Babegan über die iranische Welt heraufführte, für diese das einzig Mögliche, das einzig Richtige war. Er spart der semitischen Rasse im ganzen starke Wahrheiten nicht, aber er kargt gerade in diesem Buche ebensowenig mit bewundernder Anerkennung ihrer großen Leistungen. Gegen die Juden soll er dagegen hier überstreng gewesen sein (wie z. B. Seillière meint): gewiß urteilt er weit schärfer über sie als im Essai; aber das Endeswort (T. II p. 585): „Ainsi cette race antipathique a partout semé le vent pour recueillir à la fin la tempête“ zur Kennzeichnung ihres Tuns und Erlebens unter ihren Wirtsvölkern gibt schließlich doch nur das Gleiche wieder, was die objektivsten Meister der geschichtlichen wie der volkskundlichen Wissenschaft längst festgestellt haben.

Ein anderes ist es schon um das herbe Verdikt, das er (T. II p. 264 ss.) über das ganze zweite Jerusalem nach der Wiederaufrichtung des Tempels fällt: daß dies keine Daseinsberechtigung gehabt habe, da aus ihm nicht der Geist einer Rasse gesprochen, keine Kollektivexistenz sich in ihm verwirklicht, sondern eine Gruppe von Theoretikern es unter galvanischer Belebung erloschener Kräfte und verklungener Ideale künstlich erzeugt habe, daher denn auch dies durchaus gemachte Staatsgebilde zur völligen politischen Nichtigkeit verurteilt geblieben sei, weil anstatt wirklichen Nationalgefühls nur Fanatismus es beseelt und hinter dem Hochmut seiner Angehörigen keine entsprechenden Eigenschaften gestanden hätten. Aber

gerade hier wird man nicht verkennen, daß die ganze Schärfe seiner im Kern doch wiederum zutreffenden Ausführungen nicht ein Volk, sondern einen geschichtlichen Vorgang, eine Idee, eine Phantasieverirrung trifft, wie er selbst das übrigens auch deutlich und ausführlich zum Ausdruck gebracht hat.

Nur in einem Falle dürfte es schwer sein, den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen ein in der Persergeschichte hervorragend zu berücksichtigendes Volk ganz zurückzuweisen oder doch auf den einer gewissen Voreingenommenheit, allermindestens Einseitigkeit einzuschränken: soweit nämlich die Griechen in Frage kommen.

Wir kennen Gobineaus gegnerische Stellung zum Griechentum vom Essai her und haben uns an anderer Stelle[1] schon eingehend damit zu beschäftigen gehabt. Wenn sie in der Histoire des Perses noch weit schärfer und vielleicht anfechtbarer hervortritt, so liegt der Grund hiervon darin, daß er hier noch weit einseitiger moralpolitisch vorging, um eine von ihm für notwendig erkannte Umwälzung in der Beurteilung der Griechen und Perser in ihrem gegenseitigen Verhältnis herbeizuführen. In diesem letzteren Momente liegt nun aber auch zugleich das Erklärende und Entschuldigende für Gobineaus gelegentliches Allzustarkauftragen ihn erfüllender und im großen und ganzen ihm wohl auch nicht abzustreitender Wahrheiten: er übt hier tatsächlich nur Vergeltuug für die starke Einseitigkeit und Parteilichkeit, mit welcher namentlich die damals noch ganz anders als heute herrschenden Helleniſten in der Darstellung und Beurteilung griechisch-persischer Dinge vorgingen. Gobineau hat sich vornehmlich mit Grote herumgeschlagen, aber es leidet keinen Zweifel, daß die gleiche Auffassung zu seiner Zeit weit verbreitet war, wie sie denn z. B.

[1] „Gobineaus Rassenwerk" S. 351—361. Dort wird auch dargetan, inwiefern seine Beurteilung des Hellenentums im Geiste seiner eigenen Rassenlehre unzutreffend ist.

in naiver Weise in den Worten von Renans Besprechung zum Ausdrucke kommt, daß Gobineaus Darstellung der Perserkriege nur als der subjektive Ausdruck rein persönlicher Anschauungen zu fassen sei[1].

Ein Umstürzender wird, selbst wenn er defensiv vorgeht, in den allerseltensten Fällen ganz unparteiisch sein, sondern dies Vorrecht nach ihm kommenden Dritten überlassen. Am meisten gilt das für so stark ausgeprägte Persönlichkeiten wie Gobineau. Seine ritterliche Natur fühlte sich durch die gänzliche Abwesenheit dieses Zuges in den historischen Hellenen abgestoßen. So hat er denn von den zwei Seiten, die alle menschlichen, vor allem aber alle politischen Dinge aufweisen, bei ihnen zu sehr nur die eine gesehen. Er hat auch zu wenig berücksichtigt, eine wie große Rolle die politische Verleumdung zu allen Zeiten, und somit auch bei den Griechen, gespielt hat. Freilich hätte er auch wiederum geltend machen können, daß, wenn diese dort einen solchen Umfang habe annehmen können, wie sie es tatsächlich getan hat, dies selbst wieder charakteristisch für (das heißt gegen) ein solches Volk ins Gewicht falle. Wie dem aber auch sei, in einzelnen Fällen ist er zweifellos ungerecht, wie gegenüber Themistokles: hier hat er sich nicht zur Höhe der für dessen Beurteilung gebotenen Gesichtspunkte aufgeschwungen. Auch würde das Gesamtergebnis, und namentlich die Wirkung, seiner Darlegungen eher gewonnen als verloren haben, wenn er nicht hie und da (wie z. B. in der Abwägung der Bedeutung der Siege von Salamis und Platää) ins Mäkeln verfallen wäre. Wie sehr ihm alles eigentliche

[1] Daß Gobineau tatsächlich nur den Hellenisten in diesen Fragen so schroff gegenüberstand, bei zahlreichen anderen Historikern dagegen, in dem Maße als sie sich zu einer objektiveren und universelleren Betrachtung der alten Geschichte erhoben, weitgehende Gesinnungsgenossenschaft in seiner antihellenischen Auffassung fand, ist nachgewiesen a. a. O. S. 356—358.

Wohlwollen, jede Spur von Sympathie für die Griechen fehlt, verrät er auch reichlich stark in der Ausdrucksweise, und durch die Ironie, mit der er seine Worte vielfach gewürzt hat, mag er manchen hellenistisch gesinnten Leser vor den Kopf gestoßen haben.

Dies alles nun aber zugegeben, kommen wir zur Hauptsache: ob Gobineaus Anklagen gegen die Griechen in *ihrem Kerne* zu Recht bestehen oder nicht.

Was zunächst das politische Fazit betrifft, das was er die „griechische Methode" nennt, „die klarliegendsten Interessen zu opfern und den offenkundigsten Gefahren zu trotzen, so oft sich eine Möglichkeit zeigte, einem anderen griechischen Staate oder Mitbürgern von der feindlichen Partei zu schaden", jene ständige Gewohnheit der Griechen, ihr ganzes Dasein in Zwietracht und Parteikämpfen grausamster Art zu verbringen, nicht eher zu ruhen, bis mit ihrer politischen Existenz auch das, was sie Freiheit nannten, ein Ende nahm und sie nacheinander der Hand der Perser, der Mazedonier und der Römer verfielen — so bringt dafür gerade die Persergeschichte in fast zweihundertjährigem Verlaufe die sprechendsten Belege. Und ebensowenig wird man die Eitelkeit, die Würdelosigkeit, den Mangel an nationalem Ehrgefühl wegleugnen können, welchen, mit wenigen Ausnahmen, die Griechen und ihre Führer den Persern gegenüber an den Tag gelegt haben, indem sie, durch eben „jenen Geist der Isolierung und des gegenseitigen Übelwollens" angetrieben, in Susa den Großkönig so lange umbuhlten, bis er endlich, von ihnen selbst angestachelt, in jenem berüchtigten Frieden des Antalcidas als Schiedsrichter in Hellas auf den Plan trat. Daß „die griechischen Geschichtsschreiber, Philosophen und Politiker im Grunde alle Künstler gewesen, die griechische Geschichte die ausgearbeitetste Fiktion dieses Künstlervolkes sei", diese Behauptung kann auch nur so lange Bedenken erregen, als man — auch hier denken wir wieder

in erster Linie an die Perserkriege — das, was in den alten Jahrhunderten die Hellenen und in neueren die Helleniſten als Geſchichte auftiſchten, unbeſehens als ſolche hinnahm[1]. Die Phantaſie der Hellenen kannte ſo wenig Schranken wie ihre Ruhmredigkeit, und nachdem ſie die angeblichen politiſchen und militäriſchen Erfolge der Zuſammenſtöße mit der perſiſchen Weltmacht ins Ungeheuerliche übertrieben, mag es umgekehrt parador übertreibend klingen, dürfte aber doch der Wahrheit unvergleichlich viel näher kommen, wenn Gobineau von kleinen Ritzen oder Schrammen (égratignures) ſpricht, die ſie dem Rieſenleibe beigebracht, und ganz zweifellos iſt er im Rechte, wenn er als das Dauernde der perſiſch-griechiſchen Beziehungen einen natürlichen Einfluß des Großreiches auf die helleniſchen Dinge anſpricht, den eine verkehrte, bald wieder aufgegebene Politik vorübergehend in eine unmittelbare Oberhoheit zu verwandeln getrachtet habe, der aber in der helleniſchen Art und in der ganzen Lage der Dinge ſo feſt und ſicher begründet geweſen ſei, daß er nach den Perſerkriegen trotz ihres vielfach ungünſtigen Verlaufes eher noch gewachſen ſei.

Was das Militäriſche betrifft, ſo mag Gobineau — wenn wir das ganze lange Ringen der beiden Völker als einen einzigen großen Feldzug faſſen — die Griechen in ihren taktiſchen Einzelerfolgen hie und da verkürzt haben, in der ſtrategiſchen Geſamtbeurteilung hat er, wie ſich das ſchon aus dem ſoeben Ausgeführten ergibt, wiederum recht. Insbeſondere müſſen auch die Dimenſionen der Kämpfe auf das Mindeſtmaß der militäriſchen Möglichkeiten zurückgeführt und dem geſunden Menſchenverſtande ein größerer Anteil für die Beurteilung ein-

[1] Thucydides hätte er freilich ausnehmen müſſen. Herodot, den er, als notgedrungenen und unwillkürlichen Verbreiter der griechiſchen Legende, des öfteren im einzelnen zu bekämpfen findet, hat er doch in ſeiner Geſamtgeſtalt, als einen der Urtypen des Hiſtorikers und ehrwürdigen Wahrheitsſucher, wie wir ſahen, warm gewürdigt.

geräumt, dafür aber vor allem grundsätzlich festgestellt werden, daß die Angaben der Griechen keine, auch nicht die mindeste Glaubwürdigkeit besitzen[1].

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die hohe Bewunderung für die geistige, insbesondere für die künstlerische Seite des Hellenentums, die ja ebenfalls im Essai (T. II 470 ss.) schon genügend hervortritt, im Perserbuche fortbesteht, ja von Gobineau bis ans Ende seiner Tage fortgepflegt worden ist. Insbesondere kommt der Beitrag, welchen die Griechen

[1] Es wäre mehr als unnatürlich, wenn nicht früher schon Ansätze von anderer Seite im gleichen Sinne gemacht worden wären. In der Tat hat schon Niebuhr den Herodotischen Berichten — der Hauptgrundlage aller älteren und neueren Darstellungen der Perserkriege — skeptisch gegenübergestanden. Auch Duncker („Geschichte des Altertums", Bd. VII S. 114) nimmt wenigstens für Marathon eine starke Einschränkung der persischen Streitkräfte vor. Methodisch und allseitig aber hat diese Fragen, lange nach Gobineau, erst Hans Delbrück wieder vorgenommen („Perserkriege und Burgunderkriege", 1886, übergegangen in seine „Geschichte der Kriegskunst", Bd. I 1900), dessen Ergebnisse, und zum Teil auch Begründungen, sich völlig mit denen Gobineaus decken. Namentlich im Punkte der Unglaubwürdigkeit der Griechen ist er mindestens ebenso radikal, er redet von der griechischen Tradition immer nur als von der „griechischen Legende" und geht sogar so weit, die numerische Überlegenheit der Perser für Marathon und Platää überhaupt in Zweifel zu ziehen. Auch der neueste bedeutende Bearbeiter der griechischen Geschichte, Beloch, hat darnach die Darstellung der Perserkriege richtiggestellt (Bd. I S. 357. 368 ff.). Daß jetzt Delbrück durchweg als der Begründer der neuen Auffassung aufgeführt wird und das Lob einheimst, „durch die Analyse der militärischen Momente eine sichere Grundlage geschaffen und damit zugleich die Möglichkeit eines politischen Verständnisses angebahnt zu haben" (Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums", Bd. III S. 242. Andere ähnlich), von Gobineau dagegen in diesem Zusammenhange nirgends die Rede ist, ist ein Vorgang, der leider gar nicht vereinzelt steht. Um so mehr galt es, seinem Verdienste als Bahnbrecher der Wahrheit wenigstens hier, an der Stätte urkundlicher Zusammenstellung seines Gesamtwirkens, auch in diesem Punkte gerecht zu werden.

in das neue kulturelle Gesamtleben des Orients einschossen, nach Gebühr zur Geltung. So bleibt als sein letztes Wort auch für dieses Werk das des Essai (T. II 483) bestehen: „tant de hontes politiques à côté de magnificences intellectuelles inimitables", das er zunächst freilich für Athen geprägt hat, in dem sich ihm aber mehr und mehr — leidig wahr — die Quintessenz der historischen Rolle der Griechen überhaupt zusammenfaßte [1].

Nun noch eines.

[1] Auch hier möchte ich nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß später im Amadis (p. 132) ein gewisses Einlenken zu Gunsten der Griechen in sehr ernster und würdiger Form erfolgt ist. Der Tag von Marathon (es sollte freilich richtiger Salamis heißen, denn nach dieser, nicht nach der ersteren Schlacht, wirkte der jugendliche Sophokles mit der Lyra im Arm beim Siegespäan mit) wird hier als ein grand jour gepriesen, und daraus, daß unter den „célestes choses", welche der Anblick jener Stätte — des Gestades von Marathon — den Menschen ins Gedächtnis ruft, an erster Stelle eben jene Siegesfeier, welche von Männern wie Aeschylos, Kynegiros und Sophokles begangen werden konnte, aufgeführt wird, ergibt sich doch wohl zweifellos, daß hier nicht nur athenische Schönheit, sondern echte athenische Größe schlechthin dem Dichter in der Rückerinnerung das Herz geschwellt hat. (Dies ist offenbar auch die Meinung der Verfasserin der Einleitung zum Amadis p. XXVII unten.) Um dessen Stimmung in Bezug auf die Griechen hier zu Ende, und nach allen Seiten, zu charakterisieren, sei schließlich auch noch ein mehr privater Zug angeführt, eine Stelle aus jener früher schon einmal erwähnten Sammlung von Briefen aus Teheran, in welchen er die Tochter — meist in burschikos scherzhaftem Tone — im klassischen Altertum zu orientieren sucht. Es heißt dort: „J'approuve fort votre partialité pour les Grecs comparés aux Romains. Il n'y a pas de doute qu'au moins ce sont des gens intelligents et préoccupés d'autre chose que de piller et de voler, car vous avez dû remarquer que les vertus romaines comme on les appelle ne vont jamais à autre chose qu'à mettre le voisin tout nu et à trouver très mauvais quand il ne se laisse pas faire. Chez les Grecs il y a de ça, *mais aussi beaucoup d'autres choses*, et c'est une consolation."

Wenn wir bedenken, daß sowohl die dem Griechentum gewidmeten Teile des Perserbuches wie die Schrift über das Königreich der Hellenen, letztere wenigstens in ihrer Vorbereitung, dem gleichen Boden und dem gleichen Lebensabschnitte entwachsen sind, so muß die widerspruchsvolle Stellung des Verfassers beider Werke zu den alten und den neueren Griechen, seine starke Antipathie gegen die ersteren, seine lebhafte Sympathie für die letzteren, doppelt grell hervorstechen. Man könnte ja nun die Lösung dieses Rätsels einfach darin zu finden vermeinen, daß man in den zweierlei Hellenen schlechthin zwei ganz verschiedene Völker erblickte, wozu der Umstand, daß die einen zweifellos nur im allerbescheidensten Maße unmittelbare Blutserben der anderen sind, in gewissem Sinne zu berechtigen scheint. Anderseits geht aber gerade auch aus Gobineaus Schriften ganz unzweideutig hervor, daß beiderlei Hellenen, als die „Allerweltskerle" in dem orientalischen Chaos, als das rechte Salz der Erde, als die überlegenen allgemeinsamen Bildungsträger und Erzieher, eine in vielen Stücken urverwandte Rolle spielen, daß sie, allen Blutsverwandlungen zum Trotz, schließlich doch einander beerbt haben. Insofern wäre Gobineaus Griechenanschauung ein unbewußtes Zugeständnis an die Milieulehre, insofern eben der Boden immer jene Allerweltskerle hervorbrächte; auf der anderen Seite ist sie freilich mindestens ebenso ein Produkt und ein Zeichen seiner unverwandt wirksamen Rasseninstinkte. Erinnern wir uns nur aus dem Essai, daß er die ältesten Griechen (die homerischen) ganz ebenso liebt wie die jüngsten und nur die mittleren (die der historischen Zeiten des Altertums) so herb beurteilt, und daß er — wie andere nach ihm — dies herbe Urteil nicht am letzten auf ihre Rassenmischungen begründet hat. Endlich aber ist ja auch ihm nicht entgangen, wo die schwachen Seiten der Neugriechen liegen, und wo sie bedenklich an die alten erinnern. Schon aus dem Royaume des

Hellènes ist zwischen den Zeilen zu lesen, daß moralische Überempfindlichkeit nicht ihre Sache ist, daß sie gerieben sind so gut wie die alten. Und noch deutlicher wird er in den Briefen darüber, wie sehr manchmal das alte Griechenland im neuen wieder zu finden sei (an Caroline 14 août 1867): „J'éprouve des délices ineffables en écrivant mes Perses à retrouver parfaitement l'histoire du présent dans celle du passé et à le faire ressortir. Les Agésilas, les Chabrias, les Timothée étaient justement d'aussi plats coquins que les gens d'aujourd'hui, aussi menteurs et aussi lâches." — Aus seinen damaligen Amtsnöten heraus fügt er dann noch den Stoßseufzer hinzu: „Mais il n'y avait pas de Russes. Ce qui prouve la supériorité de l'antiquité sur les temps modernes. Amen." — Aber freilich, ein Hauptunterschied bestand doch, und auf ihn dürfte die gegensätzliche Stellungnahme Gobineaus in erster Linie zurückzuführen sein, insofern die Zerklüftung und gegenseitige Befehdung, und damit die allerwiderwärtigsten Folgeerscheinungen im Leben des alten, im neuen Griechenland fortfielen, welchem die gemeinsame Auflehnung gegen das Türkenjoch und die großen Erlebnisse des Befreiungskrieges von Hause aus eine unantastbare ideale wie praktische Einheitlichkeit verliehen.

Besonders viel Interessantes bringt Gobineaus Buch über die Parther, und seine Auffassung, daß ihnen, als dem Urtypus des Iraniertums, infolge zeitweiliger Loslösung von der semitischen Umklammerung jene Wiedergeburt Irans zu verdanken sei, die sie später befähigte, abermals den Kern eines neuen persischen Reiches zu bilden, ist namentlich anthropologisch ohne weiteres einleuchtend.

Da es um das Quellenmaterial jener Epoche auf literarischem Gebiete schwach bestellt ist, so warf sich Gobineau um so eifriger auf die Münzen, Medaillen und geschnittenen Steine, die eigentlichen Hauptzeugen der Partherzeit, und ver-

tiefte sich in ausgedehnte Untersuchungen über die aus ihnen zu gewinnenden historischen, genealogischen und chronologischen Aufschlüsse, denen wir hier natürlich nicht auch nur von ferne zu folgen brauchen.

Mit der Zeit dehnte er insbesondere die Studien über die Steinschneidekunst über das Gesamtgebiet der persischen Geschichte aus, sodaß er allgemach mehrere Tausend Gemmen zu sehen bekam, von denen er über fünfhundert seiner eigenen Sammlung einverleiben durfte. Die ursprünglich als integrierender Bestandteil der Histoire des Perses geplante Geschichte der persischen Glyptik hat er dann fünf Jahre nach dem Hauptwerk in selbständiger Form, aber ideell genommen unzweifelhaft als dessen Anhang oder Ableger, in der „Revue archéologique" 1874 veröffentlicht unter dem Titel: „Catalogue d'une collection d'intailles asiatiques. Par M. le comte A. de Gobineau." (Auch als Sonderdruck mit eigenem Titel erschienen.) Die unverkennbare Zusammengehörigkeit mit dem uns hier beschäftigenden Werke verpflichtet uns, dieser Schrift ebenfalls schon jetzt einige Worte zu widmen.

In der Einleitung, deren Gedanken sich bezeichnenderweise zum Teil in verkürzter Fassung im Hauptwerke (T. II p. 520 ss.) wiederfinden, geht Gobineau von dem hohen Wert der künstlerischen Erzeugnisse eines Volkes für die Erfassung von dessen Allgemeincharakter aus, um daran für die Perser im besonderen alsbald die Bemerkung zu knüpfen, daß, bei der verhältnismäßig geringen Anzahl ihrer Großmonumente, auf die sich eine Geschichte ihrer Kunst unmöglich begründen lasse, die unvergleichlich reicher entwickelten und erhaltenen Kleinmonumente an ihre Stelle zu treten hätten. Übrigens wurde er durch die zunächst an einigen Gemmen der Achämenidenzeit gemachte Beobachtung, daß diese die Physiognomie, den Stil und die große Weise der Figuren von Persepolis in ihrem kleinen Umfange getreulich wiedergeben, und sodann

durch Ausdehnung seiner Erfahrungen und Vergleichungen auf die übrigen Epochen dahin geführt, es geradezu als Regel hinzustellen, daß man in der Glyptik der Iranier genau ihre Skulptur im kleinen wiederzufinden und sie dementsprechend zu deren Ergänzung heranzuziehen habe. Wir haben also von dieser Kunst um so mehr noch außerordentlich reiche Aufschlüsse zu erhoffen, als die geschnittenen Steine im höchsten Grade geeignet sind, die plastischen Traditionen eines Volkes zu erhalten: sind sie doch, im Gegensatz zu den immer einer mehr oder minder schnellen, aber gewissen Zerstörung ausgesetzten Großmonumenten, recht eigentlich unzerstörbar, das heißt nur zu zerstören, wenn einer es durchaus will, was aber durchschnittlich nicht der Mühe verlohnt.

Gobineau verbreitet sich sodann über die Ursprünge der plastischen Künste, insbesondere bei den niederen Rassen, denen jede ästhetische Wirkung fernlag und denen es nur darum ging, metaphysische Begriffe wiederzugeben, was zu dem bekannten bizarren, oft monströsen Symbolismus führte. Erst die Griechen haben der Kunst eine grundsätzlich andere, höhere Stellung erobert: „La glyptique ou, pour mieux dire, la sculpture, la plastique toute entière n'est pas provenue d'une autre source que de ce besoin de donner un corps à des conceptions abstraites et de les montrer aux yeux. C'est la gloire de la race hellénique, sa plus grande et impérissable gloire, d'avoir enlevé l'art à cet emploi subalterne pour lui faire revêtir les fonctions augustes qu'il remplit dans l'histoire de l'esprit humain. On ne voit donc apparaître l'art proprement dit, c'est-à-dire la recherche du beau, qu'au moment où les artistes hellènes se détachent eux-mêmes des enseignements de l'école asiatique."

In Asien hatten so auch die Gemmen der älteren Zeit einen vorwiegend mystischen Wert, sie dienten talismanischen Zwecken. Man wollte sich durch die Gegenwart und den

Schutz eines Gottes damit decken. Erst später traten Gesichtspunkte des Schmuckes, noch später rein künstlerische Ideen hinzu oder an die Stelle.

Die wiederzugebenden Gegenstände blieben immer gering an Zahl, daher auch die Ausdrucksweise etwas Traditionelles behielt und nur leichte Abweichungen gestattete, was aber anderseits die hohe Vollkommenheit dieser Kunstgattung in ihrer besten Zeit bedingt, indem die freiwillige Beschränkung zugleich eine strenge Schulung mit sich führte.

Die Hauptformen der persischen Gemmen, die hauptsächlichsten Steine, deren man sich für dieselben bediente, endlich die verschiedenen für ihre Herstellung angewandten Verfahren werden darauf der Reihe nach durchgesprochen und sodann, unter ständiger Angabe der so wesentlichen Fundorte, die ganze Sammlung beschreibend aufgezählt, welche, wie Gobineau stolz bemerkt, dem Leser „die Gesamtheit der von den Asiaten mittels der Glyptik nach den verschiedenen Methoden und Geschmacksrichtungen vom frühen Altertum bis auf unsere Tage ausgedrückten Ideen vor Augen führt".

Das nun Folgende hat in der Hauptsache nur noch für Kenner Interesse, unbeschadet mancher kunstgeschichtlich oder mythologisch wertvollen Einzelbemerkung in den Kommentaren, mit denen die Hauptnummern des Kataloges begleitet werden. Doch unterbricht Gobineau noch einzelne Male seine Aufzählung, um Betrachtungen allgemeinerer Natur einzustreuen. So p. 26 ss. (besonders p. 28), wo in fesselnder Weise die Bedeutung der Gemmen für die Erforschung der Entwicklung der menschlichen Glaubensvorstellungen wie der Poesie an den bis dahin besprochenen dargetan wird: diese älteren Gemmen zeigen gewisse Mythen und Legenden, wie den Kampf der kosmischen Elemente untereinander, in einem noch nicht ausgebildeten Stadium, in einem gewissen Embryonalzustande, aus dem dann später Sagen wie die von Herakles und ver-

wandte sich entwickelt haben, und führen so gewissermaßen den Geist durch das Symbol zum Anthropomorphismus.

Eine Anzahl der wertvollsten Stücke der Sammlung sind in Abbildungen der kleinen Schrift beigegeben.

* * *

Ein zusammenfassendes Schlußurteil über die Histoire des Perses, das zugleich das bleibende Urteil der Nachwelt wiedergeben wollte, würde in dem Sinne auszufallen haben, daß dieses Werk den hohen Rang, den sein Schöpfer selbst und einzelne Kritiklose unter seinen Freunden ihm in seinem Lebenswerke haben anweisen wollen, nicht beanspruchen darf. Allein schon die verfehlte Form würde es um diesen Anspruch bringen, wenn nicht auch sonst noch der Anstände genug wären. Es steht an Wert, Bedeutung und Erfolg in der Mitte zwischen den Werken über das neuere Persien und über die Keilschriften. Es ist weder so geglückt wie die ersteren noch so mißglückt wie das letztere, und daher auch weder so gefeiert noch so verurteilt worden wie seine Vorgänger.

Den Ruhm, eine wirkliche, haltbare Geschichte der Perser geliefert zu haben, hat Gobineau, wenn er ihn wirklich angestrebt hat, sicherlich nicht erreicht, um so mehr aber den, nach vielen Seiten die Fundamente dazu gelegt zu haben. Die Geschichte Irans war bis dahin zu sehr von Europäern in Europa, und meist nach klassischen Quellen und Vorbildern, geschrieben worden. Gobineau hat die Hilfsmittel des Landes, das eigene Schauen, den eindringenden Blick des liebevollen Erforschers und Freundes des Volkes, in umfassendem Maße herangezogen. Er hat ein hervorragendes Teil dazu beigetragen, das echte Bild der alten Perser aus den Verdunkelungen der Jahrhunderte herauszuarbeiten und gegen die bis in unsere Tage fortgesetzten Versuche der Entstellung und Verkleinerung (man vergleiche hierzu Justis Einleitung zu seiner

neuesten Darstellung der Geschichte Irans) hochzuhalten. Er hat vor allem auch neue literarische Quellen erschlossen, deren historische Bedeutung man wesentlich anders einschätzen mag als er selbst, deren Analysen aber, wie schon Renan treffend bemerkt hat, rein an sich immer ihren Wert behalten werden. Er hat auch im einzelnen zweifellos vieles aufgehellt und viele geistvolle Anregungen gegeben, aber freilich im großen und ganzen es da, wo die eigentliche und letzte Aufgabe des Historikers zu suchen ist, in der objektiven Würdigung der miteinander ringenden und gemeinsam die Geschichte hervorbringenden Mächte, die Kritik wie die Unbefangenheit gelegentlich allzu stark vermissen lassen. So fehlt ihm vor allem auch jede Sichtung wertvoller Erkenntnisse und bloßer willkürlicher Einfälle, und andere werden diese in manchen Einzelfällen an seiner Stelle vornehmen müssen[1]. Das langsame Ausreifen-

[1] Ein besonders bezeichnendes Beispiel. Gobineau stellt T. I p. 577 ss. die kühne, von allen bisherigen Darstellungen sich entfernende Hypothese auf, daß die „Magier", die nach Kambyses' Tode für eine Zeitlang die Herrschaft an sich rissen, nicht medische (mazdeistische), sondern chaldäische Priester gewesen seien, und führt dafür als Hauptgrund an, daß nur diese letzteren eine ernstliche Veranlassung zu einer politischen Revolution und das Verlangen der Befreiung von der iranischen Oberhoheit gehabt haben könnten. Das ließe sich hören und stände im Einklang mit E. Meyer Bd. III S. 132, wo es heißt: „Von den babylonischen Priestern mögen nicht wenige in die nationalen Aufstände verwickelt, ja ihre eigentlichen Anstifter gewesen sein." Im übrigen freilich ist Gobineaus Behandlung dieser Frage die denkbar primitivste und ihrer Tragweite in keiner Weise angemessene. Aus der Möglichkeit, daß ein Priester semitischen Geblütes einen persischen Namen habe annehmen können, will er gleich auch schon schließen, daß der Hauptmagier, der falsche Smerdis, ein solcher gewesen sei. Die Hauptschwierigkeit aber, die seiner Hypothese entgegensteht, daß nämlich die einheimische Überlieferung jenem sehr bestimmt nicht nur einen iranischen Namen, sondern wirklich iranische Herkunft und Heimat zuschreibt, hat er überhaupt mit keiner Silbe berührt.

lassen von Hypothesen war nicht seine Sache: wo er, mit seinem beliebten intuitiven Zugreifen, nicht gleich das Richtige traf, blieb es ihm meist auch versagt, es auf logisch-deduktivem oder historisch-induktivem Wege zu ergründen, weil er Argumente der eigenen Phantasie von den im Tat- oder Quellenbestande begründeten nicht genügend auseinanderzuhalten wußte, überhaupt für den Kleinarbeiter zu rasch arbeitete.

Aus diesen und anderen Gründen wird es erklärlich, daß die Fachwissenschaft der Persergeschichte nur eine mäßige Gunst und Berücksichtigung hat zuteil werden lassen[1]. Anderseits

[1] So vollständig, wie Friedrich S. 207 will, ist die Ablehnung von dieser Seite aber durchaus nicht. Renans Besprechung wurde bereits mehrmals erwähnt. Daß J. Darmesteter eine ähnliche Ansicht von dem Buche hege, bezeugt Dreyfus p. 209. Auch bei uns hat Spiegel („Eranische Altertumskunde" Bd. II. 1873. S. X) es ausgesprochen, daß er die Histoire des Perses mit Nutzen gelesen habe und „dem scharfsinnigen Verfasser, wenn auch dessen Ansichten von den seinigen sehr verschieden seien, doch für manchen Wink dankbar sei, zu dem ihn seine Kenntnis des Landes und des jetzigen Volkes veranlaßte." Im gleichen Sinne haben sich Lagarde und andere deutsche Orientalisten gegen den Verfasser geäußert. Die schönste Genugtuung aber gewährt Gobineau einer der gründlichsten Kenner der persischen Geschichte, F. Justi, der ihn überhaupt in mehreren seiner Schriften heranzieht, indem er an hervorragendster Stelle seines Werkes „Geschichte Irans bis zum Ausgang der Sassaniden" („Grundriß der iranischen Philologie" Bd. II, Straßburg 1896—1904), am Schlusse der Einleitung, seine eigene der Gobineaus völlig entsprechende Charakteristik der Perser durch wörtliche Wiedergabe der ganzen Stelle T. I p. 27 über den moralischen Hochstand der Iranier bekräftigt.

Richtig ist somit nur, daß einige Träger besonders glänzender Namen unter den neueren Geschichtschreibern des Altertums in Frankreich wie in Deutschland Gobineau vollständig und anscheinend demonstrativ beiseite lassen. Es mag dahingestellt bleiben, wieviel hiervon auf Gelehrtenhochmut, wieviel auf die Unhandlichkeit und Unverdaulichkeit des Gobineauschen Werkes zurückzuführen ist. Gewissenhafte

ist es ja klar, daß die Laienschaft, wenn sie ein lesbares wissenschaftliches Werk über den Gegenstand genießen will, sich im Durchschnitt ebenfalls an andere Quellen wenden wird. Wenn dennoch Gobineaus Buch bis heute im Buchhandel unvermindert Absatz findet, sodaß die ziemlich starke Auflage in

Einzelforscher sind übrigens doch, wie es auch ihre Pflicht war, immer wieder auf letzteres zurückgekommen, so J. von Prášek in seiner „Geschichte der Meder und Perser" (in den Perthesschen Handbüchern der alten Geschichte I 5, Gotha 1906) Bd. II S. 102, wo er ausdrücklich feststellt, daß Gobineau in Betreff des Skythenfeldzuges des Dareios „zu einem Ergebnisse gelange, welches als ein großer Fortschritt der Forschung anzusehen sei", und W. Barthold, der in Bezolds „Zeitschrift für Assyriologie" Bd. 26 S. 251 (1912), trotz Ablehnung von Gobineaus Rassenstandpunkt und Vorbehalten wegen seiner mangelnden Methode, dessen Charakteristik der iranischen Ritterschaft in ihrem Verhältnis zur babylonischen Kultur und ihre Vergleichung mit den germanischen Eroberern in ihrem Verhältnis zum Römerreiche als einen glücklichen Gedanken bezeichnet. In anderen Fällen ist, wie wir es bei der Berichtigung des Urteils über die Perserkriege sahen, Gobineau die verdiente Anerkennung zu Gunsten glücklicherer und ganz anders als er im Mittelpunkte der gelehrten Welt stehender Nachfolger vorenthalten worden. Aber zweifellos wird die historisch zu Werke gehende Facharbeit ihm doch auch weiterhin noch manches zugute schreiben müssen. Hat, beiläufig bemerkt, nicht auch er (T. 1 p. 465 ss.) zuerst die richtige Deutung und Beleuchtung des Großkönigs, des „Königs der Könige" (des modernen Padischah), im Gegensatz zu der falschen und noch bis heute vielfach in Geltung befindlichen, durch die Griechen verbreiteten, aufgebracht? — Noch ungleich weitherziger als in den engeren Fachkreisen wurden naturgemäß Gobineaus Leistungen da gewürdigt, wo es weniger den exakten Ergebnissen als den allgemeinen Anregungen galt, welche denselben zu entnehmen waren. So von Bastian in der „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. II S. 450, wo die neuen Perspektiven für die Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorgehoben werden, welche dem durch Gobineaus Heranziehung umfangreicher neuer persischer Quellen uns verschafften Einblick in die Weltanschauung hochbegabter Kulturvölker, deren geschichtliche Rolle nicht viel weniger bedeutsam als die unsrige, zu verdanken seien.

einigen Jahren zur Neige gehen dürfte, so geht daraus unverkennbar oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß, trotz allem, die Fachleute für Persergeschichte und die Fachleute für Gobineau, erstere immer noch manche Einzelaufklärung für ihre Wissenschaft, letztere manches für das Wesen und die Anschauungen ihres Helden Wichtige, und des weiteren überhaupt viel Anregendes und Interessantes darin suchen und finden.

Und da es nun doch als Ganzes schwerlich auf die Dauer zu halten sein, mindestens hierfür die Bibliotheken genügen dürften, so früge es sich, ob nicht, um das bleibend Wertvolle aus dem doch in jedem Falle bedeutenden Buche auch für den Buchhandel zu retten, in diesem Falle einmal einem Verfahren das Wort zu reden sei, das sonst sehr seine Bedenken hat, nämlich einer verkürzten und gänzlich umgestalteten Neuausgabe, in welcher nicht nur große fragwürdige Partien ganz auszuscheiden, sondern namentlich auch auf das Verbleibende diejenige Form der Anordnung zur Anwendung zu bringen sein würde, die Gobineau zu seinem Schaden dem Ganzen vorenthalten hat. Mit anderen Worten, es müßte das Wesentliche des Textes von den Exkursen und Belegen getrennt gehalten werden. Es ist klar, daß nur ein gründlicher Kenner des Gegenstandes eine solche Bearbeitung in die Hand nehmen dürfte. Insbesondere für eine etwaige deutsche Ausgabe aber wäre sie doch ernstlichst ins Auge zu fassen.

Indessen sind dies Zukunftsaufgaben. Für jetzt wenden wir uns wieder der Vergangenheit, und zwar demjenigen Abschnitte zu, der für Gobineau zunächst Gegenwart werden sollte.

Siebentes Buch.

Der Krieg. Letzte Amtszeit.

1870—1877.

Erſtes Kapitel.

Der Krieg und die Folgezeit.

Niewohl Gobineau noch drei Monate nach ſeiner Heimkehr von Rio an Keller hatte melden müſſen, daß er ſich ſehr wenig wohl fühle und das Fieber durchaus nicht weichen wolle, wie denn auch in der ganzen Folgezeit während und nach dem Kriege ſeine Geſundheit ſtark zu wünſchen ließ, konnte und wollte er es doch nicht vermeiden, daß ſozuſagen von dem Augenblicke an, da er den heimiſchen Boden wieder betrat, dieſer mit den alten, ja mit immer wachſenden neuen Anſprüchen an ihn herantrat.

Schon von Rio aus hatte er ſich bereit erklärt, jetzt für den Generalrat ſeines Departements zu kandidieren, was er früher vornehmlich aus dem Grunde abgelehnt hatte, weil er nicht mit ſich im Reinen war, ob er in einer ſolchen Stellung ſeinem Vaterlande wirklich hinreichenden Nutzen werde bringen können. Aus dieſen Skrupeln riſſen ihn jetzt vor allem die immer andauernden Kundgebungen lebhaften Verlangens nach ihm aus den Kreiſen der Bevölkerung. Und ſo überwand er denn ſeine Abneigung gegen das allgemeine Stimmrecht und ſtellte ſich zur Wahl für den Kanton Chaumont-en-Vexin, deſſen ſiebenunddreißig Ortſchaften er in acht Tagen durcheilte, um ſich perſönlich den Wählern vorzuſtellen. Am 14. Juni iſt er mit ſtattlicher Majorität gegen zwei Mitbewerber durchgedrungen. Die Herzensfreude über das Wie dieſes Ereigniſſes möge er am beſten ſelbſt dem Leſer ausdrücken (an Caroline, 14 juin 1870): „Je savais que j'étais assez aimé chez moi,

mais je n'avais nulle idée d'un enthousiasme pareil. Le soir aussitôt que les votes du canton ont été connus, tout mon village qui avait voté à l'unanimité comme un seul homme et les villages environnants et Chaumont sont accourus. Un malade qui ne pouvait remuer ni pieds ni pattes s'est traîné à sa fenêtre pour tirer un coup de fusil en signe de joie; les pompiers se sont précipités dans leurs uniformes, la musique de Chaumont est accourue, Clémence a fait mettre des tables sur les pelouses devant le château, les femmes pleuraient de joie et les hommes aussi, plus de 2000 personnes, un délire, et malgré quelque chose comme 150 à 200 bouteilles de vin bues à ma santé le lendemain le jardinier a constaté pour dégâts: trois pieds de géranium cassés. Ce n'est pas excessif. Je te passe les fusils tirés par les enfants et le village illuminé. Il n'est question que de cela dans tout le pays." Die Vertrauensſtellung als väterlicher Berater und Vertreter ſeines Kantons, in die er ſich ſo plötzlich durch eine Welle der Begeiſterung emporgetragen ſah, ſollte er bald genug unter den allerernſteſten Umſtänden in außergewöhnlicher Weiſe ausfüllen.

In dreifacher amtlicher Eigenſchaft ſtand jetzt Gobineau da: als kaiſerlicher Geſandter in Rio, als Maire von Trye und als Generalrat für Chaumont.

Nehmen wir gleich hier vorweg, daß die erſtere Stellung auf dem toten Punkte angekommen war und da auch volle zwei Jahre verblieb. „Nur nicht nach Rio zurück!": dieſer Gedanke inſtinktiven Selbſterhaltungsdranges, mit dem er über den Ozean heimgekehrt war, blieb das immer wiederkehrende beherrſchende Motto[1], ſo oft ſeine fernere Verwendung

[1] So z. B. 11 mars 1871 an Wilfrid Blunt: „Je me retrouve titulaire de la légation au Brésil et faisant tous mes efforts pour ne pas retourner dans ce pays torpide, perdu, inepte et où la vie est impossible."

im Staatsdienste in Frage kam. Ganz leicht ist es ihm nicht immer geworden, dies durchzusetzen. Einmal namentlich wurde die Lage für ihn kritisch: als Gambetta der Allmächtige in Frankreich geworden war. Sehr im Gegensatze zu der naiven Annahme Lord Lyttons, daß die französische Regierung in Zeitläuften wie denen des deutsch-französischen Krieges heilfroh sein müsse, über Männer von Namen und Geburt wie Gobineau für ihren Auslanddienst zu verfügen, zeigte der Diktator vielmehr diesen alten Aristokraten vom ersten Augenblicke an die tiefe Abneigung, die sein eigenes Blut ihm eingab, und die jene dem Plebejer durch einen kräftigen Haß vergolten haben[1]. Gobineau für sein Teil erhielt Ende November von Tours aus die kategorische Weisung, nach Rio zurückzukehren, widrigenfalls er zur Disposition gestellt werden würde. Es hätte dessen nicht bedurft, daß, wie wir alsbald sehen werden, das schwerbedrängte Vaterland damals alle seine Kräfte nach ganz anderen Seiten in Anspruch nahm, um ihn eine solche wie eisiger Hohn anmutende Aufforderung, sich in sein sicheres Grab zu begeben, durch gänzliche Nichtbeachtung beantworten zu lassen. Zur zeitweiligen Disponibilität scheint dies dann allerdings geführt zu haben, aber zum Glück für Gobineau kamen ja bald andere Männer ans Ruder, die sich früherer Verwahrungen und Genehmigungen erinnerten. Im Prinzip war bereits im Mai 1871 ein Posten im Norden Europas für ihn beschlossen, der ihm freilich erst ein volles Jahr später endgültig zufiel. Nur einmal hat er Gelegenheit gefunden, das Titularamt von Rio nochmals praktisch auszuüben, nämlich aus Anlaß von Dom Pedros europäischer Reise im Jahre 1871, wo Gobineau (im Juni) diesen im amtlichen Auftrage

[1] Daß sie, namentlich auch Gobineau, dem improvisierten demokratisch-demagogischen Staatslenker dabei nach seinen bedeutenden und wertvollen Seiten gerecht geworden seien, wird gewiß niemand behaupten wollen.

an der spanischen Grenze zu begrüßen hatte und dann zwei Tage auf der Fahrt bis Tours in seinem Gefolge verbrachte. Auch ein Aufenthalt des Kaisers in Paris gegen Ende des Jahres brachte ihm noch einige dienstliche Beschäftigung.

Im übrigen blieb er von dieser Seite freier als frei und sah sich so in den Stand gesetzt, sich in seiner Tätigkeit als Kommunalbeamter und Provinzialvertreter keinerlei Schranken aufzuerlegen.

Die Franzosen haben wahrlich Gobineau nicht mit Lobsprüchen verwöhnt; aber in diesem einen Punkte haben ihm wenigstens ihre maßgebenden Wortführer einmal zukommen lassen, was ihm gebührt, indem sie anerkannten, daß, was er in jener schwersten Zeit geleistet, weit über das Maß dessen hinausgegangen sei, was man selbst von einem Edelmanne seiner Art von Hingabe an das Vaterland gewohnt gewesen sei, daß er sich damals als der Musterpatriot schlechthin bewährt habe. Und doppelt hoch werden wir ihm dies anrechnen dürfen, wenn wir bedenken, wie es dabei in seinem Inneren aussah, wie er schon damals zu seinem Lande und Volke stand.

Wir haben Zeugnis über Zeugnis dafür, daß Gobineau die Ereignisse von 1870 vorausgesehen hat. Nicht zwar in dem vollen Umfange, wie sie eingetroffen sind: auch er stand wenigstens im Juli noch unter dem Einflusse der berühmten Vorspiegelung des „nous sommes prêts“, und bis zum 18. August hat er, wie wohl alle Franzosen, noch fest auf Siege bei Metz gehofft. Aber in den langjährigen Berührungen mit den Regierenden war ihm das Vertrauen in diese gründlich erschüttert worden; auch im Volke hatte er Fäulnis- und Entartungserscheinungen wahrgenommen, welche ihn für dieses bei einem Zusammenstoße mit einem Gegner, dessen vollen Wert gerade er kannte und würdigte, das Schlimmste ahnen ließen.

So konnte er, als dies Schlimmſte wirklich gekommen war, im Mai 1871, gegen Delpit ſich äußern: „Je crois que je suis le moins étonné des habitants de la France n'ayant jamais douté de ce qui est arrivé et m'attendant à mieux encore“, und ein anderer ſeiner Freunde, Lord Lytton, ſchrieb ihm während des Krieges: „Rappelez-vous de ce que vous m'avez dit sur l'état de la France la dernière fois que nous nous sommes vus à Paris. *Comme vous aviez mille fois raison* et comme vous y voyiez clair déjà!“ Und derſelbe ſagt an anderer Stelle: „Vous êtes le seul qui ne craint pas la vérité et qui la dit. C'est navrant de voir toute une nation se nourrissant du mensonge et se payant de phrases usque ad nauseam.“

Während ſo in der Tat die meiſten ſeiner Landsleute ihr Heil in der Lüge ſuchten, ward ſich Gobineau mit dem Fortſchreiten des Unheils nur immer unerbittlicher über die ganze Wahrheit klar. „Sachez bien que ce qu'il y a de pis pour ce misérable pays ce n'est ni les Prussiens, ni les Saxons, ni les Bavarois, ni les Wurtembergeois. *Le Manè Tekèl Pharès est sur la muraille*“, ſchreibt er an Profeſch (3 décembre 1870), und an Blunt einige Monate ſpäter (11 mars 1871): „Cette nation a beaucoup souffert, elle avait mérité beaucoup de châtiments. Elle en est encore à accuser sans mesure des chefs et des maîtres qu'elle avait eu tort de prendre et elle ne comprend pas encore que c'est elle-même qu'elle devrait surtout blâmer. On a menti et on ment sans conscience et sans mesure honteusement à l'italienne, à l'espagnole, à la mexicaine. Si on ne change pas et radicalement et de fond en comble les dispositions morales actuelles c'en est certainement fait de la France et de son avenir.“ Und abermals an Delpit, im Juni 1871, aus den Trümmern und Leichenſtätten des damaligen Paris: „Nous sommes dans la République de l'imprévu et de

l'invraisemblable. Combien cela durera-t-il? Probablement toute notre vie et, après, ça sera pire. Que de misères! Paris se remettra à peu près au physique; mais au moral? Un peuple ne revient guères de ces crises qu'il ne saurait avoir que dans sa décrépitude."

Genug und übergenug, um uns zu überzeugen, daß hier vom ersten bis zum letzten Augenblicke ein Wissender redet.

Aber in der Stunde der Gefahr durfte solchen Stimmen kein Gehör gegeben werden; nicht das schuldige, nur das leidende Volk stand ihm da vor Augen. „J'ai le chagrin d'avoir eu trop raison", schreibt er einer Freundin (19 août 1870), *„A l'heure actuelle il ne s'agit pas de récriminer mais d'agir."*

Und so handelte er denn. In richtiger Erkenntnis dessen, was er in einem Manne wie Gobineau besaß, hatte der Präfekt diesen von Anfang an mit einer Art diktatorischer Vollmacht für seinen ganzen Kanton betraut, sodaß er alsbald tatsächlich als die oberste, ja die einzige Autorität in demselben dastand. Was ihm daraus an Verpflichtungen erwuchs, mag man ahnen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß in solchen Zeiten leicht sonst getrennte obrigkeitliche Leistungen wie von selbst zusammenfallen und in einer Hand sich vereinigen. In einen solchen Wirbel von Arbeit sah er sich geworfen, daß er sich selbst einem Kreisel verglich, der immer in Bewegung sei; und doch wiederum kennzeichnet sein ganzes damaliges Tun eine Ruhe und Sicherheit, eine innere Abgeklärtheit, wie sie gewiß nur den Begnadetsten, über alle Unruhen des Erdendaseins Erhabenen erreichbar ist, mochte es sich nun um die Einrichtung der Spitäler, um die Organisierung der Mobil- und Nationalgarden, um die Unterbringung der Einquartierung, die Eintreibung der Lieferungen oder was immer sonst handeln. Die Sprüche, die er seinen Lieben in Briefen zuruft, daß es jetzt gelte, im Dunkeln klar zu sehen,

allen Stürmen Trotz zu bieten, gegen alle vier Winde ſtandzuhalten, weniger als je Kopf und Herz zu verlieren, die Geduld zum Geſetz der Stunde zu erheben, ſie ſind gewiß nur ein Widerhall deſſen, was er ſich ſelbſt in jedem Augenblicke zurief und was ihm am Ende jene Stimmung von „wunderbar gutem Humor" eintrug, deren er ſich einmal berühmt, jene Heiterkeit in Stürmen, die der ſchönſte Lohn des Genies zu allen Zeiten geweſen iſt. Drohte ihm aber ja einmal die Bürde zu ſchwer zu werden, ſo flüchtete er ſich zu dem alten Troſte Joinvilles für die Zeit, da alles hinter ihm liegen werde: „Nous en causerons le soir avec les dames."

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolcher Geiſt überlegener Ruhe am Ende auch weiterwirkte und ſich bis zu einem gewiſſen Grade der Umgebung mitteilte. Mehr als einmal hat ſich Gobineau von einer Panik umwogt geſehen und ſie zu beſchwören vermocht. Er wußte, daß hier alles an ihm hing, daß nur, wenn er nicht wich und nicht wankte, etwas wie Zuſammenhalt in weiten ihn umgebenden Gebieten aufrecht zu erhalten ſein werde. Er ſah, wie alles ſich an ihn klammerte, an ſeinem Munde hing, in ihm den guten Geiſt dieſes Teiles des Vaterlandes verkörpert ſah. Und er hat dies allgemeine Vertrauen hundertfältig gelohnt. Von früh bis ſpät aller Enden zur Hand, hat er es fertig gebracht, zwiſchen allen amtlichen Obliegenheiten noch unermüdlich die faſſungsloſe Menge aufzuklären und zu beraten, zu ermutigen und zu tröſten. Wo er ſich blicken ließ, da kehrte die Ordnung wieder. Sehr bald durch Erfahrung darüber belehrt, ein wie zweifelhaftes Werkzeug im eigentlich militäriſchen Sinne ein ſo ſonderbares Überlebſel wie die Mobil- und Nationalgarden nur bedeute — wiewohl gerade er ein verhältnismäßig ſtattliches und gut geordnetes Korps der letzteren auf die Beine gebracht hatte —, verſtand er es wenigſtens, wenn auch unter unendlichen Schwierigkeiten, ſich zeitweiſe ein Organ für die öffent-

liche Sicherheit daraus zu schaffen. Durch regelmäßigen Wachdienst wie durch mancherlei persönliches Eingreifen wußte er seinem Kanton alle jene Nebengreuel fernzuhalten, die der Franktireurunfug, das Spitzbubentum, die Leidenschaften und die Ausschreitungen über so viele andere Gegenden gebracht haben, und mit Stolz konnte er später einem Freunde melden, daß, sehr im Gegensatze zu gewissen argen Schäden und Verheerungen der Nachbargebiete, von seinen 37 Dörfern nur in einem acht Häuser verbrannt seien.

Auf der Höhe seines Wirkens stand Gobineau während der monatelangen feindlichen Besetzung seiner Provinz. Getreu seinem Grundsatze, diese deren Bewohnern möglichst wenig hart zu gestalten, war er ohne Unterlaß auf dem Posten, um zwischen Siegern und Besiegten zu vermitteln, für Unterbringung und Verpflegung der ersteren zu sorgen und zugleich den letzteren unnötige Opfer zu ersparen, die Aufwallungen der einen, die Ängste der anderen zu beschwichtigen, ein erträgliches Einvernehmen allerseits herzustellen. Keinen Augenblick hat er je gezaudert, seine Person für das Wohl seiner Schützlinge einzusetzen, wie er ja denn einmal sogar einer — durchaus ungerechten und brutalen — Einsperrung um ihretwillen getrotzt hat. Das Letzte und Höchste, was ihm — auf Grund seiner einstigen Beziehungen zu Bismarck — gelang, war die Herabminderung der seinem Departement auferlegten Kriegssteuer von elfeinhalb auf zwei Millionen Franken. Kein Wunder, wenn ihm nach dem allen, außer der sympathischen Hochachtung selbst von Feindesseite, eine Fülle der Dankbarkeit, die sich unter anderem nach Abschluß des Waffenstillstandes in einer öffentlichen Dankeserklärung der Stadt Beauvais kundgab, und eine grenzenlose Volkstümlichkeit im gesamten Departement zuteil wurde[1]. Letztere in der Weise

[1] Es muß wiederholt betont werden, daß Gobineaus Verhalten während des Krieges — ausnahmsweise, muß man leider sagen —

zu pflegen, wie man es von ihm zu erwarten ſchien, ſah ſich Gobineau freilich nicht veranlaßt, was wir begreifen werden, wenn wir uns nunmehr die ſeeliſchen Erlebniſſe vergegenwärtigen, welche ihm jenes ſchickſalsſchwere Jahr 1870/71 eintragen ſollte.

Andeutend zuſammengefaßt finden wir dieſe in einem Bericht an Blunt (11 mars 1871): „Je ne vous cache pas que l'existence que je mène depuis le mois d'août est écœurante. Laissant de côté les incertitudes graves pour le sort des miens, la bataille sur notre dos, le pourquoi et le comment perpétuels sur les questions de vie, de mort, de mine et d'incendie possibles, *la part active et constante que j'ai prise et dû prendre aux intérêts généraux m'a dégoûté en mille circonstances.*“ Der Schwerpunkt liegt natürlich in den letzteren Worten, welche in den alsbald zu beſprechenden, während des Winters ſelbſt niedergeſchriebenen Betrachtungen über die Ereigniſſe von 1870/71 reichliche Einzelbelege in Betreff deſſen, was ihn anwiderte, erhalten. Den äußeren Anlaß zu dieſen leidigen Erfahrungen gaben meiſt die Hemmniſſe, die er für ſeine beſten Abſichten und heilſamſten Maßnahmen in den öffentlichen Einrichtungen wie in dem Verhalten von Regierenden und Regierten ſeines Landes finden mußte. Auf Schritt und Tritt ſtieß er da auf Kopfloſigkeiten und Verwahrloſungen von ſeiten der Heeresleitung und -verwaltung, auf unmilitäriſches und unpatriotiſches Gebahren der Mobil- und Nationalgarden, die — wie die meiſt ganz un-

---

auch in der franzöſiſchen Literatur und Preſſe mehrfach die rückhaltloſeſte Anerkennung gefunden hat. Hier nur eine Stimme ſtatt vieler aus dem „Éclair“ vom 3. Auguſt 1911 (Saint-Loup, „l'Oublié de Trye-Château“): „Maire, conseiller général de l'Oise, possédant admirablement la langue allemande, *Gobineau était, aux heures tragiques, un intermédiaire comme il en eût fallu beaucoup* entre les départements envahis et leurs envahisseurs.“

brauchbaren Kriegsfreiwilligen — nicht nur dem Feinde gegenüber völlig versagten, sondern selbst für den Sicherheitsdienst des eigenen Gebietes nur mit größter Mühe heranzuziehen waren, auf die theatralische Nachahmung berühmter Volkskriege durch die Franktireurs, jene verrufene Sippe, die bei ihrer nur von ferne an die Taten der besseren Banditen erinnernden Kriegführung oft genug nur ein gutes Fortkommen und im übrigen möglichst viel Zuchtlosigkeit bei möglichst wenig wirklichem Dienst anstrebten. Dazu die völlige Haltlosigkeit im Volke, die Auswüchse der Spionenfurcht[1], die Ansätze zum Anarchismus. Die Vertreter des letzteren, die Radikalen oder „Roten", haben Gobineau zeitweise besonders viel zu schaffen gemacht. Seiner ganzen Denkweise entsprechend ging er aufs Rücksichtsloseste gegen sie vor, sodaß er, von ihnen mit dem Tode bedroht, einzelne Male in ernstlicher Gefahr gewesen zu sein scheint. Doch hatte er Gelegenheit, wenn er ihnen dann wieder persönlich begegnete, sich zu überzeugen, wie wenig ihr Mut mit ihren Reden Schritt hielt, und manches verächtliche Wort ist ihm dann über sie entfahren. Andere Male wieder fand er, daß sie zum Teil bei näherer Betrachtung gar nicht so schlimm, sondern ganz gutmütige und im Grunde nur irregeführte Menschen seien — eine Beobachtung, die er in gesteigertem Maße in dem Paris der Kommune wiederholte, wo er wochenlang weilte und den Umgang mit den „Communiers" förmlich wie ein Studium betrieb.

Am widerwärtigsten mußten einem Manne wie Gobineau naturgemäß die Lügengewebe sein, in die man während der

[1] Gobineau hatte sich angesichts dieser Erscheinung den sehr vernünftigen Grundsatz zu eigen gemacht, jedes verdächtigte Individuum zwar festzunehmen, aber unbehelligt zu lassen, fest entschlossen, mit exemplarischer Strenge vorzugehen, sobald sich wirklich verdächtige Anzeichen zeigen sollten. So gelang es ihm, Gewalttätigkeiten, wie sie anderwärts vorkamen, vorzubeugen.

ganzen Dauer des Krieges von oben herab sich und das Volk verstrickte und die namentlich unter Gambetta sich wahrhaft ins Ungeheuerliche verloren. Reichlich so sehr wie die Großsprechereien und Fälschungen in Betreff des eigenen Tuns empörten den mit dem wahren Wesen der Deutschen Vertrauten die gegen diese ausgestreuten haarsträubenden Verleumdungen und Verdächtigungen. Er hat keine Gelegenheit versäumt, diesen entgegenzutreten und seinen Freunden das mehr als korrekte, rücksichtsvolle Auftreten der deutschen Offiziere und die gute Haltung ihrer Truppen zu rühmen[1]. Lord Lytton erwähnt (10. Mai 1871) eines Briefes, den Gobineau während des Krieges an ihn geschrieben habe und in welchem er in ganz seiner würdiger Weise den „bons procédés" der Deutschen in seiner Gegend, sehr im Gegensatze zu den in ganz Europa über diese verbreiteten Lügenberichten, gerecht geworden sei. Er habe diesen Brief dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mitgeteilt, der sich über dieses vereinzelte Zeugnis gerade eines so hochstehenden Mannes höchst dankbar geäußert und es besonders tröstlich gefunden habe.

Leider sollte gegen Schluß des Krieges eine bedauernswerte Ausnahme die gute Meinung von den Deutschen vorübergehend beeinträchtigen und Gobineaus hohen Sinn und überlegene Gerechtigkeit auf eine harte Probe stellen. Freilich war es kein Mann im Waffenrock, sondern ein Zivilbeamter, der hier dem deutschen Namen so wenig Ehre gemacht hat.

Es handelte sich um die früher erwähnte Summe von elfeinhalb Millionen, welche dem Oise-Departement auferlegt worden war und welche dessen Generalrat am 13. Februar

[1] Ein schönes Beispiel, wie er, ein Nachkomme Mélacs, mit einem der bei ihm einquartierten deutschen Offiziere, einem Nachkommen Tillys, sehr im Gegensatze zu diesen beiden Kriegswüterichen, zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung harmonisch zusammengewirkt habe, erzählt er selbst an Keller 11. Juni 1872.

ſchlechterdings nicht aufbringen zu können erklärte. Drei Kommiſſare, Gutsbeſitzer des Departements, außer Gobineau noch de Clermont-Tonnerre und der Herzog von Mouchy, wurden darauf nach Verſailles entſandt, um dies dort zu vertreten. Es gelang denn auch Gobineau, wie wir ſahen, die Summe auf zwei Millionen ermäßigt zu erhalten. Als nun aber zwei Tage vor Ablauf des Termines anderthalb davon eingeliefert und der Reſt für demnächſt in Ausſicht geſtellt wurde, ließ der deutſche Präfekt, von Schwarzkoppen, der ſchon vorher gedroht hatte, er habe eine Lokomotive bereitſtehen, welche die Herren nach Poſen bringen werde, den geſamten Generalrat gefangen ſetzen. Erſt eine nicht näher bekannte, aber wohl den Beziehungen Clermont-Tonnerres zu verdankende Vermittlung brachte den Generalräten die Befreiung und, wie es ſcheint, dem brutalen Präfekten einen gründlichen Verweis ſeiner vorgeſetzten Behörde[1].

[1] Daß dieſe ihn völlig preisgab, erhellt unter anderem aus Moritz Buſch, Tagebuchblätter, Bd. II (1899) S. 172 ff.: „24. Februar. Der Herzog von Mouchy und der Graf Gobineau laſſen ſich melden, wie es heißt, um ſich über Bedrückung von ſeiten des deutſchen Präfekten zu beklagen, der in Beauvais dem Anſcheine nach mit Härte, wenigſtens nicht mit gewinnender Milde regiert. . . Hatzfeld (unſer auswärtiger Miniſter) bemerkt, Mouchy und Gobineau wären ganz vernünftige und konſervative Leute, aber Schwarzkoppen, unſer Präfekt, drangſaliere ſie und die übrigen Väter der Stadt ſowie deren Umgebung in ganz unverantwortlicher Weiſe.“ (In den „Briefen Paul von Hatzfelds an ſeine Frau 1870/71“, Leipzig 1907, heißt es, 25. Februar 1871, S. 312: „Geſtern abend habe ich Mouchy und M. de Gobineau geſehen. Sie kamen um ihrer Steuern willen, gut, daß ſich die Sache machen ließ! Der brave Schwarzkoppen, der ihr Präfekt iſt, hat nichts als Dummheiten gemacht.“) „Unter anderem hätten ſie ihm, zur Zahlung einer Kontribution von zwei Millionen Franken aufgefordert, zwei Tage vor Ablauf des Termins anderthalb Million gebracht und bemerkt, das andere werde nächſtens folgen, und da habe der grobe Patron ſie angefahren, ihnen geſagt, er ſei da, um ſie zu

Daß Gobineau ſolche vereinzelte Übergriffe des Kommißgeiſtes ſich nicht anfechten ließ, ſondern ſelbſt nach dieſen Erlebniſſen unbeirrt ſeine gute Meinung von den Deutſchen weiter vertrat, iſt uns ein neuer Beweis einer Großherzigkeit und Wahrheitsliebe, wie ſie eben nur in einem Manne ſo ſeltener Art denkbar war. Ganz anders mußte wohl oder übel ſein Volk dieſe Dinge auffaſſen, und wir haben es in der Tat bezeugt, daß der Vorwurf von verſtändnisloſen Verkleinerern gegen ihn erhoben worden iſt, „er habe während des Krieges zu gut deutſch geſprochen, von wo bis zu dem eines Einverſtändniſſes mit den Preußen nur ein kleiner Schritt war".

---

ruinieren, und wolle dies tun, und gedroht, ſie einſperren zu laſſen, um Zwang zu üben, wo doch gar keiner von nöten war. Der Miniſter ſpricht ſich darüber ſehr ungehalten aus." Aus dieſen Äußerungen Buſchs und Hatzfelds ergibt ſich ganz unzweideutig, daß Gobineau Ende Februar mit dem Herzog von Mouchy in Verſailles war, um über Schwarzkoppen Beſchwerde zu führen — die Einſperrung erwähnt Buſch nur als angedroht: daß ſie tatſächlich, und zwar 48 Stunden lang, ſtattgefunden hat, teilte Gobineau am 6. März Keller und am 11. Blunt mit —; ebenſo gewiß aber iſt es, was mündliche und ſchriftliche franzöſiſche Quellen melden, insbeſondere L. Vuilhorgne im Moniteur de l'Oise, 3. und folgende Januar 1904: „Un savant à Trie-Château", der mit Gobineau perſönlich bekannt war und dem die obige Darſtellung im Texte vornehmlich entnommen iſt, daß die drei Kommiſſare in der erſten Hälfte Februar zur Erwirkung günſtigerer Bedingungen dort geweilt haben. Zum Überfluß beſtätigt Gobineau dies auch noch ſelbſt in einem undatierten Billet an ſeine Gattin: („Mardi.") „Nous partons pour Mouchy, M. de Clermont-Tonnerre et moi, et de là avec le duc à Paris et à Versailles. Le conseil général sera réuni Samedi et je pense que nous réussirons à quelque chose . . . Fais savoir à M. Passy que j'espère beaucoup améliorer la situation dans l'affaire de la réquisition des 11 millions." Er iſt alſo zweimal in der Sache in Verſailles geweſen. Auch in dem Sitzungsprotokoll des Generalrats vom 26. Oktober 1871, wo von dieſen Dingen die Rede iſt, wird eine mehrmalige Reiſe der Kommiſſare erwähnt.

Nun ja, selbst bis zu einem solchen Einverständnis ist es, in nicht nur erlaubten, sondern für beide Teile durchaus ehrenvollen, Formen gekommen. Gobineau hat einem der jungen Gardeulanen-Offiziere, die später wochenlang bei ihm im Schlosse gelegen haben, das Leben gerettet, indem er ihn bei einem Patrouillenritt vor einer ihm nächtlicherweile auflauernden Franktireurbande warnte — beiläufig: gleich als hätte er es geahnt, daß ihm von falschen Patrioten aus solch einer Tat ein Strick gedreht werden könne, befleißigte er sich selbst in diesen Dingen, im Lebensretten nämlich, der größten Unparteilichkeit, indem er bei einer anderen Gelegenheit den Herzog von Chartres, der unter dem Namen Robert le Fort als einfacher Kapitän am Feldzuge in der Normandie teilnahm, von einem unbesonnenen Zuge nach Trye abhielt, der ihm unbedingt verhängnisvoll hätte werden müssen —; ja noch mehr: er hat in den jungen Edelleuten von den preußischen Gardeulanen, die ihm, trotz des Feindesrockes, den sie trugen, als echte Germanensprossen, die sie waren, im Innersten sympathisch sein mußten, nicht sowohl die Zwangsinsassen als die — wenn auch unwillkommenen — Gäste seines Hauses zu sehen gewagt. Und jene wiederum haben damals dem Zauber des großen Mannes so wenig wie sonst irgend jemand zu widerstehen vermocht. Sie haben ihm dankbare Anhänglichkeit und Verehrung bis in späte Tage bewahrt, und einzelne von ihnen sind in dauernder freundschaftlicher Verbindung mit ihm geblieben[1].

[1] So namentlich der pommerische Rittmeister von Wedel-Kannenberg, der noch gegen Ende seines Lebens einmal wieder nach Trye wallfahrtete, und vor allen der märkische Freiherr von Wackerbarth, der vorerwähnte Patrouillenreiter, den Gobineau in späteren Jahren auf seinem Gute Linderode in der Niederlausitz besucht hat. Ihm verdanken wir eine anderen Orts mitgeteilte anschauliche Schilderung der Abende in Trye im Oktober und November 1870.

Wie Gobineau damals, von seiner hohen Warte aus die Ereignisse betrachtend, die Lage seines Vaterlandes taktvoll aus dem Spiele lassend, voll Würde und Unbefangenheit, immer frisch und anregend, dem Feinde wie dem Freunde gegenüber „die Honneurs zu machen" und zu heiterer Geselligkeit sich zu zwingen verstand, so hätte wohl niemand geahnt, daß er hier einen Mann vor sich habe, der am Abgrund stand und den schwersten aller Kämpfe in sich durchrang. Wie mag ihn allein der Seelenprozeß bis in die Grundfugen seines Seins durchschüttert haben, der — wir haben seinen Niederschlag in den Aufzeichnungen über den Krieg — ihn zur endgültigen inneren Abkehr von seinem Volke führen sollte! Aber auch das Äußere ist für diese Zeit wahrlich nicht gering anzuschlagen. Von Kämpfen und Gefahren umtobt, wochenlang von der Außenwelt völlig abgeschnitten, von der nichts als Kanonendonner zu ihm hinüberdrang, sah sich Gobineau vor allem den allerschwersten materiellen Sorgen und Bedrängnissen preisgegeben. An Geld war so gut wie gar nicht zu kommen, dazu waren infolge seiner zeitweiligen Zurdispositionstellung sogar seine Einkünfte anscheinend zurückgegangen, und welche Anforderungen wurden nun gerade unter diesen Umständen an ihn gestellt! Gar nicht zu reden von den Opfern, welche in Kriegszeiten jeder gute Patriot, und gar einer von der Art Gobineaus, für das eigene Vaterland freudig bringen wird, welch ungeheure Schädigungen und Verluste hat die vielmonatige Besetzung von Trye über ihn gebracht! Vier- bis fünfhundert Mann und zweihundert Pferde haben dort längere Zeit gelagert, und das Schloß war dann bis in den letzten Winkel, wie zu Anfang des Krieges mit durchziehenden Flüchtlingen, so jetzt mit Offizieren und Mannschaften gefüllt, deren Verpflegung ihm oblag. Das hat Gobineaus schon früher schwer gefährdetem Vermögensstande den Todesstoß gegeben. „Je suis à la merci de mes amis", schreibt er ein-

mal der Schwester: einzelne derselben, voran der treue Prokesch, haben ihm damals in der Tat aus der dringendsten Not des Augenblicks herausgeholfen. Aber als er am Schlusse seine Lage überschaute, war sie doch noch schlimmer als er je gefürchtet: er war ein ruinierter Mann und hat sich von diesen Schlägen nie wieder erholt.

Zur Zeit, da diese Dinge am allerschwersten auf ihm lasteten, im Januar, dachte Gobineau allen Ernstes daran, Frye zu verlassen[1], um irgendwo im Auslande Verdienstesmöglichkeiten nachzugehen. Er hatte sich an Lytton gewandt mit der Bitte, ihm in England, an Keller mit der, ihm in Deutschland die Wege für eine schriftstellerische Tätigkeit zu ebnen. Lytton riet für England wegen des teuren Lebens, der toten Jahreszeit — es war im Oktober — und der bekannten Überfülle des literarischen Marktes ab, auch in Wien, wo er damals amtlich tätig war, bemühte er sich vergeblich, passende Anknüpfungen für den Freund auszufinden. Nicht viel besser erging es Keller in Deutschland (vgl. den Briefwechsel S. 92 ff.). Bessere Aussichten schien eine Verwendung Prokeschs in Konstantinopel zu versprechen, der dort unter Berufung auf die wertvollen Dienste, welche Gobineau als französischer Gesandter in Athen der türkischen Politik durch Dämpfung der griechischen Ansprüche und Gelüste geleistet hatte, ohne Schwierigkeit den Großvezier dafür gewonnen hatte, einem solchen Manne eine Anstellung in irgend einem Zweige der Verwaltung seines Landes zuteil werden zu lassen (ein für damals vielleicht noch auffallendes Auskunftsmittel: heute, nachdem Staatsmänner und Krieger mehrerer west- und mitteleuropäischer Länder diesen Weg wiederholt beschritten haben, erscheint uns Gobineau auch hierin wieder nur als ein

[1] „Comme la faim fait sortir le loup du bois, je vais m'en aller d'ici, laissant Madame de Gobineau garder la maison“ (an Madame Posno, 8 janvier).

Vorläufer). Im letzten Augenblicke ſcheiterte aber auch dieſer Plan an der materiellen und moraliſchen Unmöglichkeit, die Reiſe auszuführen: der materiellen, infolge der andauernden Verkehrsſtörungen und der durch die militäriſche Lage bedingten Unſicherheit, der moraliſchen, inſofern Gobineau es doch im entſcheidenden Augenblicke nicht über ſich gewann, Weib und Kind, Gemeinde und Kanton, deren ein und alles er ſich wußte, im Stich zu laſſen. So harrte er denn aus bis zum Ende des Winters, wo die unbedingte Notwendigkeit, ſich um die Ordnung ſeiner Vermögensverhältniſſe zu kümmern, ihn nach Paris trieb und die Seinigen ſich zu der älteren Tochter nach Kopenhagen in Sicherheit begeben konnten.

Was Gobineau in dieſer langandauernden Kriſis ſeines Vaterlandes wie ſeines perſönlichen Lebens vornehmlich aufrecht erhielt, waren nächſt dem eigenen hohen Sinn ſeine Freundſchaften, die ſich nach allen Seiten als lauterſtes Gold bewährten. In dem Augenblicke, da er an Keller (12. November 1870) melden muß, daß er wohl durch den Krieg alles verlieren werde, fügt er hinzu: „Aucun homme moins que moi n'a le droit de médire de l'humanité. Je suis comblé de l'affection, du dévouement, de la tendresse de mes amis; de tout côté on s'occupe de moi, vous en savez quelque chose. Comment ne serais-je pas sûr de l'avenir? Ce serait de l'ingratitude", und Monate ſpäter an denſelben: „Dans ces dures affaires, je dois dire cependant que je me suis vu bien aimé et bien entouré par mes affections." Und anderen gegenüber hebt er es mit beſonders inniger Dankbarkeit hervor, daß nicht nur die alten Freunde ihm tatbereit beigeſprungen, ſondern auch jüngere, die ihn zum Teil nur nach ſeinen Schriften gekannt, ihm unmittelbar und ganz anders als dies in gewönlichen Zeiten möglich, nahegetreten ſeien und ihm dadurch im Innerſten wohlgetan hätten.

Freilich verlor er gleich im erſten Teile des Krieges einen

der höchststehenden Freunde und Landsleute in der Person Prosper Mérimées, der, in der herben und scharfen Beurteilung und Verurteilung seines Volkes mit Gobineau eng übereinstimmend — von ihm rührt die Bezeichnung der Pariser als der „vierten Armee Bismarcks" —, dabei schon länger schwer leidend, den Zusammenbruch von Sedan nur um wenige Wochen überleben sollte. Jetzt blieb daheim von den Hervorragenderen nur noch Rémusat, der namentlich nach dem Kriege, als er unter Thiers wieder zu Macht und Ansehen gelangt war, den alten Schützling nicht vergaß. Warme Herzen schlugen diesem aber doch vornehmlich im Auslande: Prokesch allen voran, wie wir sahen. Aber auch Kellern, dem keine Mühe und kein Opfer zu groß deuchte, um dem so hoch verehrten Manne aus der Not zu helfen, konnte dieser zurufen: „Sie sind ein Freund, wie es wenige gibt!"

Ganz besonders feinfühlig im Verstehen bewies sich in den harten Zeiten Lord Lytton, von dem wir ja oben bereits einige bezeichnende Aussprüche mitteilten, welchen wir hier noch einige weitere anreihen müssen. „Je vous embrasse de tout mon cœur qui saigne en vous embrassant" kennzeichnete den gemütvollen Menschen; das folgende dagegen den tiefen Beobachter und Propheten. Lytton nämlich war es, der schon im November 1870 gegen seinen großen Freund die Weissagung aussprach, „daß England, wenn die Vorsehung ihm eine ähnliche Prüfung auferlegen sollte wie jetzt Frankreich, sie ebenso wenig bestehen würde, da auch bei ihm nur die Anarchie im Grunde und Lüge und Feigheit auf der Oberfläche zu finden seien". Und er fährt dann fort: „hätte Frankreich mehr Männer wie Sie, würde es diesen unsinnigen Krieg nicht angefangen, einmal angefangen aber nicht so verloren, einmal verloren aber sich ganz anders wieder davon erholt haben."

Seine treuen Bemühungen, die er damals und später gehäuft hat, Gobineau für den Verkauf seiner Sammlungen,

seiner Handschriften, für die Unterbringung seiner Arbeiten und den Absatz seiner Bildwerke in der englischen Welt behilflich zu sein, sind leider mehr oder minder alle von Erfolg nicht gekrönt gewesen. Dagegen war es ihm vergönnt, was aber um die Zeit des Krieges von besonderem Werte für Gobineau war, diesem einen neuen jungen Freund zuzuführen in Gestalt seines Landsmannes und Kollegen in der diplomatischen Laufbahn Wilfrid Blunt. Er erhoffte für diesen ihm ganz besonders am Herzen liegenden, vielversprechenden Schützling eine ähnliche Einwirkung des geliebten Meisters auf sein Seelenleben, wie sie ihm selbst zuteil geworden war. Hat er sich darin vielleicht auch insofern getäuscht, als Blunt um einen Grad nüchterner, selbst kritischer veranlagt war als er selber und so auch an Gobineau herantrat, so ist das Verhältnis darum doch in seiner Weise auch ein sehr schönes geworden, und namentlich hat Gobineau an dem sprudelnden Leben, das dieser jugendfrische Engländer ausströmte, seine helle Freude gehabt.

Blunt entstammte einer alten katholischen Familie und hatte vor kurzem eine Enkelin Lord Byrons, Lady Anne Noël, geheiratet. Mit ihr teilte er die echt englische Leidenschaft der Reisewut, die sie gemeinsam auch, namentlich im Orient, im reichsten Maße befriedigt haben. Auch der Öffentlichkeit haben sie von ihren Eindrücken und Erlebnissen mitgegeben: Lady Anne hat sowohl über die assyrischen wie die arabischen Reisen in zwei Büchern berichtet, von denen das erstere (mit Widmung) im Gobineau-Archiv ruht, das zweite dem Verfasser in französischer Übersetzung (mit Titelbild, Blunt und Gattin in arabischer Tracht) vorgelegen hat. Sie sind verklungen, wie all dergleichen, aber man ahnt aus ihnen, wie eindrucksvoll diese nach vielen Seiten die beste Art des Engländers verkörpernden Menschen im persönlichen Umgange gewirkt haben müssen, sodaß Gobineau ungewöhnlich viel auf

sie hielt und ihrer Freundschaft zumutete. Übrigens erschöpfte sich Blunts Wesen auch keineswegs in dem politischen Arbeiter und Beobachter, dem unermüdlichen Wanderer, dem großen Jäger und Fischer, dem originellen Kauz, sondern er war zugleich — und das eben hatte ihn Lytton so nahe gebracht — ein stark geistiger Mensch, den seine Weltwanderungen zur Ergründung ernster Probleme der verschiedensten Gebiete — auch auf schriftstellerischem Wege — anregten, daneben Dichter — als solcher, wie es fast scheinen will, nicht nur um der Freundschaft willen von Gobineau geschätzt, — und mehrfacher, selbst ausübender, Kunstliebhaber.

Kurz nach dem Friedensschlusse hat die erste persönliche Begegnung zwischen Gobineau und dem jungen Ehepaar stattgefunden. Letzteres stattete ihm in Paris und Trye einen Besuch ab, über welchen Blunt in seinen Tagebuchaufzeichnungen, Gobineau brieflich an seine Gattin berichtet hat. „Un homme suivant mon cœur", sagt er da, und beschreibt unter anderem den Aufzug, in welchem Blunt aus Spanien eingetroffen sei, „mit einem Prachtshund, so groß wie ein Kalb, einem jungen Sperber, einem jungen Falken und einem jungen Weih, und einem ruinierten spanischen Granden, der ihm die Pferde versorgte und mit ihm speiste." Gobineaus immer erneut auftauchender Wunsch, ihm diesen Besuch auf seinem Landsitze Crabbet Park in Sussex zu erwidern, sollte nicht in Erfüllung gehen; so blieb der Verkehr in späteren Jahren auf gelegentlichen Briefwechsel und den Austausch der gegenseitigen geistigen Erzeugnisse beschränkt.

Noch ein Freundschaftsverhältnis muß endlich hier Platz finden, welches nach einer ganz anderen Seite ein charakteristisches Licht auf unseren Helden wirft. Wir erinnern uns des Hauses Posno in Rio und der gemütlichen und vertrauten Abende, welche Gobineau dort zubrachte, ja welche ihm in jenem fremdesten aller Wirkungskreise doch schließlich etwas

von einem Heim geſchaffen hatten. Die junge Frau, welcher er dies verdankte, lebte um die Zeit, da der Krieg ausbrach, von ihrem Gatten — ob durch den Tod oder das Leben, wiſſen wir nicht — getrennt, in London und gedachte von dort nach Paris überzuſiedeln. Der Krieg hinderte ſie hieran, und gleichzeitig ſah ſich Madame Posno durch Sorgen der verſchiedenſten Art, Familienverhältniſſe, Vermögensverluſte und körperliche Leiden, bedrängt. Rührend iſt es nun zu ſehen, wie Gobineau in eben jenen Monaten, da er „zu ſeinen Händen hätte rufen mögen: ‚multipliziert euch'!", doch noch Zeit findet, dieſe Freundin auf Schritt und Tritt in ihren Geſchicken zu begleiten und in zahlreichen Briefen aufs liebevollſte zu beraten. Freilich erſehen wir aus dieſen, daß ſie ihm ſo innig nahe gekommen war, daß ſie ihm faſt wie eine Angehörige galt[1] und ihre Nöte ſchier wie eigene an ihm nagten.

Leider iſt uns über die Perſönlichkeit dieſer Frau, die geradezu als eine Lieblingsgeſtalt Gobineaus bezeichnet werden muß, nichts näheres bekannt, nicht einmal ihre Abſtammung und Nationalität hat feſtgeſtellt werden können. Als ſie vor Jahren ihre Briefe und einzelne Andenken von Gobineau der Straßburger Sammlung zum Geſchenke machte, hat ſie ihr Rundbild von ſeiner Hand begreiflicherweiſe zurückbehalten.

[1] Dies bezeuge eine Briefſtelle, die einzige, an der der liebevolle Seelenberater durch ein durchbrechendes Du ſeiner Zärtlichkeit und ſelbſtloſen Fürſorge Ausdruck verleiht: „Il me semble que lorsqu'il s'agit de ta santé, de tes affaires, de tes enfants, moi qui suis comme ton père, comme ton frère, et quelque chose de plus que le confident auquel on a eu le plus de confiance, j'ai plus de droits ou au moins autant qu'en aurait ta mère elle-même? N'est-ce pas vrai cela, ma chérie? . . . Un amant aime plus, plus agréablement peut-être, en tout cas, il est plus aimé, cela ne fait pas de doute; mais moi qui n'ai rien d'un amant, je puis, cependant, te demander de me dire avec la dernière franchise tout ce qui te peine, tout ce qui te nuit, tout ce qui t'inquiète."

Der Briefwechsel erlosch, als sie im Juli oder August 1871 sich dauernd in Paris niederließ, wo ja auch Gobineau noch fast ein Jahr verblieb, und scheint auch später nicht wieder aufgenommen worden zu sein. Ein besonders glücklicher Zufall aber hat uns in der erwähnten Briefgruppe von 1870/71, über alles Persönliche hinaus, eine äußerst wertvolle, vielleicht die wertvollste Quelle für Gobineaus Leistungen, Erlebnisse und Stimmungen während der Kriegszeit zugeführt, nach welcher denn auch die vorstehende Schilderung derselben in erster Linie hat gegeben werden können.

Unvergleichlich bedeutsamer sind freilich für diese Dinge die ebenfalls gleichzeitigen Aufzeichnungen, über welche Gobineau schon am 12. November 1870 an Keller berichtet: „J'écris un livre assez considérable, mais en un seul volume, sur les causes de tout ce qui arrive en France. C'est le résumé de mes opinions de tous les temps et des observations que 21 ans de pratique des affaires m'ont mis à même de relever. J'ai l'intention de publier mon livre sous mon nom et je le regarde comme un des plus importants pour moi que j'aurai écrits."

Da er nicht hoffen konnte, mit dieser Schilderung des Franzosentums in seinem Niedergange in seinem Vaterlande durchzudringen und auch in Deutschland sich keine Aussicht auf Veröffentlichung zeigte, so ist die Schrift, die er mit Recht selbst als ersten Ranges betrachtete, leider Bruchstück geblieben.

Sie zerfällt in zwei Abteilungen (beide unvollendet), deren erste die Vorgeschichte und die Ursachen, deren zweite die Ereignisse des Krieges von 1870/71 in Gobineaus Beleuchtung und mit besonderer Berücksichtigung des in seiner Nähe Vorgegangenen behandelt[1].

[1] Einen Titel hat sie in der Handschrift nicht, dieser mußte daher unter Verwertung einer Wendung des Eingangssatzes („Ce qui est arrivé à la France en 1870") hergestellt werden. Erschienen ist sie bis-

Gobineau geht von der Tatsache aus, daß ein ähnlicher Zusammenbruch wie der Frankreichs im Jahre 1870 kein anderes Land in alter und neuer Zeit je betroffen habe und begründet dies damit, daß es sich hierbei nicht etwa nur um eine Reihe von Niederlagen, um die Besetzung zahlreicher Provinzen, die Einnahme der Hauptstadt und die ungeheure Schwächung der Finanzkräfte, sondern um das völlige Versagen der Armee, der militärischen wie der Zivilverwaltung und um eine weitgehende Entwertung des Volkes, des ländlichen, noch mehr aber des städtischen, gehandelt, sodaß Frankreich am Ende nur noch das Bild eines moralischen Trümmerhaufens geboten habe.

Eine solche allgemeine Auflösung muß ihre tieferen Gründe haben, ihre Ursachen müssen weit zurückgehen. Um ihnen auf den Grund zu kommen, hat man sich vor allem von dem Erzwahne der modernen Franzosen freizumachen, als sei das berühmte Jahr 1789 ein Erneuerungsjahr gewesen, als habe die Revolution der Welt eine Normalordnung beschert. In Wahrheit hat diese vielmehr lediglich der Zentralisation und dem Staatsabsolutismus, welche durch die großen Minister und die großen Monarchen des ancien régime schon auf die denkbar höchste Stufe gebracht waren, den letzten Abschluß gegeben. „Die Revolution hat durch eine ungeheure Mine in die Luft sprengen zu müssen geglaubt, was mit ein paar Axtschlägen umzuwerfen war." Die notwendigen Umwälzungen, die sie herbeigeführt hat, wären, so gut wie in den übrigen

---

her in der Öffentlichkeit nicht: sie war mit den übrigen politischen, historischen und anthropologischen Nachlaßschriften (Vues sur l'histoire générale, l'Europe et la Russie, l'Ethnographie de la France, Histoire des Mérovingiens) und den Einleitungen zur Renaissance als nächste Veröffentlichung der Gobineau-Vereinigung in Aussicht genommen. Der Krieg hat die Ausführung dieses Planes auf unbestimmte Zeit in Frage gestellt.

europäiſchen Staaten, auf geſetzlichem Wege zu bewerkſtelligen geweſen. Sie hat nicht einen neuen ernſten Gedanken zu Tage gefördert, ſondern nur alles Alte geſteigert. Sie hat, wiewohl immerfort Recht und Freiheit im Munde führend, welche ſie übrigens nur auf die ſchrankenloſe Herrſchaft der Mehrheiten zu begründen wußte, in Wahrheit vielmehr jene mit Füßen getreten, alle noch übrigen Freiheiten der Provinzen, der Gemeinden wie der Individuen unterdrückt und in ihrem Verlauf zu Ausſchreitungen der Staatsallmacht geführt, welche alles Frühere weit hinter ſich und die vielberufenen „Prinzipien von 1789" als ein reines Blendwerk, ja als einen Betrug erſcheinen laſſen.

Hand in Hand mit dieſem ging ein anderes Übel, das ebenfalls um jene Zeit beſonders ſtark ausgebildet erſcheint und das für die Unglücksfälle von 1870 mit in erſter Linie verantwortlich zu machen ſein dürfte: die Nationaleitelkeit. In früheren Jahrhunderten hatten ſich die Franzoſen offene Sinne und Augen für die Vorzüge des Auslandes bewahrt; und dem entſprach ihre rege Betätigung daſelbſt. Man fand Franzoſen in Fülle in ganz Europa, ja in der ganzen Welt. Erſt unter Ludwig XIV. begann, nach dem verhängnisvollen Vorbilde dieſes Monarchen, jene Selbſtvergötterung, welche ein entſprechendes Sicherheben über und Sichzurückziehen von den anderen Völkern im Gefolge hatte. Das übrige Europa hat allerdings nicht wenig dazu beigetragen, durch ſeinen Kultus alles Franzöſiſchen dieſen bedenklichen Zug noch zu ſteigern.

Und doch hätte gerade im achtzehnten Jahrhundert ſo manches hiervor warnen ſollen, da es damals ſo ziemlich auf allen Gebieten mit Frankreich bergab ging. Statt deſſen iſolierte man ſich nur immer mehr und glaubte ſich vollends durch die Revolution (deren geſunde Keime und Beſtrebungen allen Hauptvölkern Europas gemeinſam waren) zu einem einzigartigen Weltheiland, zum höchſten Heilbringer der Völker, zum

bevorzugten Kulturträger, zum obersten Hüter von Vernunft, Freiheit und Recht berufen. Der Wahn der Unbesiegbarkeit, Hand in Hand mit dem einer geistigen Überlegenheit (gloire-esprit), setzte sich dermaßen in der französischen Volksseele fest, daß selbst die furchtbaren Schläge, unter denen das Kaisertum niedergeworfen wurde, ihn kaum zu erschüttern vermochten. Immerhin brachten Restauration und Julikönigtum einigen Rückschlag wenigstens insofern, als in der geistigen Welt einzelne Strömungen, wie vor allem die Romantik, dem Auslande wieder ernstlichere Beachtung und der Nationaleitelkeit entsprechende Abzüge zuteil werden ließen, und in der politischen die Regierungen jener beiden Zeitabschnitte sich den übrigen europäischen gegenüber zur Anerkennung und Voraussetzung einer Gleichberechtigung bequemten. Die Nation freilich ließ sich durch die damit gegebenen Beispiele in keiner Weise, es sei denn gegnerisch, beeinflussen, sodaß sie in das zweite Kaiserreich vielmehr in einer Verfassung und mit einer Anschauung von sich selbst und ihrem Allerweltsschiedsrichterberuf eintrat, die von der seitens der übrigen Völker gegen sie gehegten Gesinnung mehrfach scharf genug abstach. Hatte doch die beständige Unruhe, welche Frankreich seit achtzig Jahren dazu trieb, von einer Revolution in die andere zu taumeln, eine Regierung nach der anderen zu stürzen, es am Ende nicht nur bei denjenigen Ländern, welche für ihr eigenes Staatsleben der Ruhe bedurften, in üblen Ruf gebracht.

Nach diesen Feststellungen — der politischen Unbeständigkeit, der schrankenlosen Eitelkeit und der daraus erwachsenden Isolierung — kommt Gobineau wieder auf die Zentralisation zurück, für welche man fälschlich öfter den Adel habe verantwortlich machen wollen, während sie in Wahrheit viel eher auf die Bourgeoisie zurückzuführen sei, die weit früher, als man gewöhnlich annehme, in Frankreich eine Rolle gespielt, und zu deren engen und kurzsichtigen Gesichtspunkten das bequeme

Ideal einer allseitigen und allgewaltigen Verwaltungsmaschinerie vortrefflich gepaßt habe. Gobineau ist übrigens weit entfernt, an diesem Schauspiel nur die schlimmen Seiten zu sehen: er erkennt ausdrücklich an, daß ihm die Größe nicht fehle und daß es „die volle Schönheit aller konsequenten und notwendigen Werke" besitze. Ein politischer Gedanke kann großartig sein, ohne darum unbedingt wahr und unbestreitbar nützlich zu sein. In jedem Falle ist die französische Zentralverwaltung dem eigensten Wesen des Franzosen entsprechend, dem innersten Geiste seiner Rasse entwachsen. Von Abt Suger bis auf Louvois, von Louvois bis auf Robespierre, von Robespierre bis auf die Heutigen hat ein Geist alle leitenden Franzosen beseelt. Wo so immerfort nur einem Pole zugestrebt wird, kann man fast von einem Volksverhängnis (fatalité ethnique) reden, dem ein Staat am Ende unterliegen muß, in welchem alles, selbst die Religion, Verwaltungssache geworden ist.

Das überwuchernde Beamtentum, das einen solchen Staat vornehmlich charakterisiert und vertritt, ist zugleich alles und nichts, eine „anonyme", unverantwortliche Kraft ohne eigenes Dasein, abwechselnd königlich, kaiserlich, national, ohne innere Beziehung zur jedesmaligen Regierung. Diese ist vorübergehend, die Verwaltung bleibt, sie ist der Staat.

Nach einem unerbittlichen Naturgesetz verfällt eine jede Macht der Welt von dem Augenblick an der Entnervung, da sie keinen Widerstand mehr findet. So ist es auch der französischen Verwaltung ergangen. Nachdem sie in ihren guten Zeiten Außerordentliches geleistet (was Gobineau für die verschiedensten materiellen wie geistigen Gebiete nochmals ausdrücklich anerkennt, wenn er auch hinsichtlich dessen, was von den Lobrednern als Krönung des Gebäudes gefeiert wird, nämlich Paris, seine bekannten Vorbehalte macht), schlug ihr die Stunde in dem Augenblicke, da sie in die Hände der Un-

fähigkeit und des Leichtsinns geriet, da der reine Geschäftsgang an die Stelle einer intelligenten Leitung trat.

Es folgt ein vernichtendes Urteil über die Beamtenschaft des zweiten Kaiserreichs, unter welchem Leichtfertigkeit, vollkommene Unwissenheit, joviale Phrasenmacherei die Hauptmerkmale der französischen Verwaltung nach innen wie nach außen gewesen sind. Alle diese Menschen, denen die höchsten Interessen des Landes anvertraut waren, haben sich tänzelnd, ein graziöses Lächeln auf den Lippen, dem Untergange zu bewegt und leider Frankreich hinter sich hergezogen. Denn mit den Hebeln ihres Emporkommens, Unwissenheit und mangelnder Gewissenhaftigkeit, haben sie nur zu sehr Schule gemacht; ja, sie sind im Grunde nur ein Ausschnitt aus einer Gesellschaft, in der die genannten Eigenschaften sich seit langem krebsartig festgesetzt haben.

Von unten nach oben aufsteigend, unterzieht Gobineau darauf die einzelnen Schichten dieser Gesellschaft einer tiefernsten Prüfung. An die Stelle des Bauern von ehedem, der noch religiösen Sinn kannte und seinem Geistlichen mannigfache Unterweisung dankte, ist der moderne „Ökonom" (cultivateur) getreten, der seinem Vorgänger an Unwissenheit weit voraus, an seelischer und körperlicher Gesundheit weit nachstehend erscheint. Das dunkle Kapitel des Alkoholismus, des gesundheitlichen Niederganges und des Geburtenrückganges erfährt schon hier eine schonungslose Beleuchtung.

Seine politische Weisheit bezieht der Bauer von heute mit wachsender Vorliebe von dem Arbeiter, mit dem er in der Schenke zusammentrifft; und da sie in der Hauptsache auf die bekannten Schlagworte von der Gleichheit und auf die Lehre hinausläuft, daß das Volk (worunter ein jeder vor allem sich selbst versteht) alles und das übrige nichts sei, so ist das Ergebnis einer solchen Belehrung, daß die früher schon stark entwickelte Selbstsucht des Bauern in die vollkommenste

Gleichgültigkeit gegenüber den Geschicken des Vaterlandes ausartet. Er kennt für gewöhnlich nur noch das eine Sinnen und Sorgen, sich den Pflichten gegen letzteres auf jede Weise zu entziehen, er ist „ein Lasttier, das von seiner wahren Bestimmung abgelenkt ist", und kann der elenden Gesellschaft, die ihn nicht mehr an seinem Platze festzuhalten weiß, nur noch zum Schaden gereichen.

Immerhin kann man sagen, daß er nur nichts Gutes mehr zu stiften vermag; der Arbeiter aber vermag geradezu Böses zu stiften. Die mancherlei Bildungsversuche, die man mit den Arbeitern angestellt hat, haben für die Masse derselben nur dahin geführt, daß sie sich mit Phrasen vollgesogen haben. Sie handhaben diese mit einer selbstbewußten Sicherheit, als wären es sibyllinische Orakel, und in den Tagen der Unruhen können sie daher im Munde kalter Fanatiker zu den verhängnisvollsten Losungsworten werden. Die Regierung hat die Arbeiterschaft seit langem mit berechtigtem Mißtrauen betrachtet, sie hätte es gerne gesehen, wenn die Kirche ihre Bemühungen, diesen Stand in unschädlichen Bahnen zu erhalten, gefördert hätte. Aber der Arbeiter will von Religion nichts wissen, er wirft sich lieber den Genüssen, den Ausschweifungen in die Arme.

Das zweite Kaiserreich, das sein Emporkommen der wahllosen Benutzung der allerverschiedensten Elemente verdankte und sich daher genötigt sah, sie sich alle warmzuhalten, verfiel der Arbeiterklasse gegenüber auf den Gedanken, ihr durch eine Unternehmung allergrößten Maßstabes zugleich Arbeit und Verdienst- und Genußmöglichkeiten zu verschaffen, wie sie sie bisher nicht gekannt. Napoleon III. ordnete den Umbau von Paris an. Die Hauptstadt Frankreichs sollte die Hauptstadt Europas werden. Mit allen erdenkbaren Mitteln suchte man alle Welt dorthin zu locken, und nur zu viele Pariser bekamen diesem großartigen Aufschwung den entsprechenden ihres eigenen

Wohlstandes zu verdanken. Diejenigen freilich, auf die es in erster Linie abgesehen war, vermochte man dennoch nicht zufriedenzustellen: mit der Aufbesserung ihres Loses wuchs zugleich die Begehrlichkeit der Arbeiterschaft, und Dank und Liebe — wo wären die von seiten eines Volkes je zu finden, es sei denn als Ausfluß jahrhundertealten Herkommens, innigen Zusammenwachsens von Regierungen und Regierten, wovon in Frankreich seit langem keine Rede mehr sein kann?

Und doch ist die Bedeutung des Arbeiters gerade in diesem Lande eine ganz außergewöhnliche, ja man kann es in gewissem Sinne als ein Land von Arbeitern bezeichnen. Handwerk, Kunsthandwerk, Industriekunst sind im modernen Frankreich in der Tat auf vorbildliche Höhe gebracht worden. Freilich ein magerer Triumph, über welchem noch dazu die höheren Anliegen eines Volkes völlig außer acht gelassen wurden. Die Befriedigung des bescheidenen Ehrgeizes, Kapitalien nach Paris zu ziehen, das Land zu bereichern, das Leben darin immer bequemer und eleganter zu gestalten, hat in keiner Weise dazu beigetragen, diesem letzteren nun auch Ruhe und Frieden einzuflößen, es weiser einzurichten oder gar zu veredeln. Solange aber der Mann des Handwerks — hier im weitesten Sinne genommen — nicht wieder dem Beispiele seiner Väter folgt und sich auf die Arbeit zurückzieht, wird keine Sicherheit, keine Würde für ein Volk denkbar sein, das beider so dringend bedürfte.

Der allgewaltigen französischen Verwaltung ist es also nicht gelungen, ihre Bauern aufzuklären, ihre Arbeiter zu bilden, die Intelligenz ihrer Werkzeuge, der Beamten, zu entwickeln. Sie hat lediglich das materielle Dasein dieser drei Klassen verbessert, sie von allerlei Verantwortungen entlastet, ihre gemeinen und groben Instinkte gepflegt, jederlei moralische Einwirkung, jederlei höhere Idee aber ihnen so systematisch ferngehalten, daß irgendwelche Kundgebung solchen Geistes aus

dieſen Kreiſen nur wie eine romantiſche Anwandlung erſcheinen könnte, welche den, von welchem ſie ausginge, um den Ruf des geſunden Menſchenverſtandes und praktiſchen Sinnes bringen müßte. Dabei iſt es dieſem Syſtem nicht einmal gelungen, mittelſt des ihm beigemiſchten weichlichen Zuges die gehäſſigen Leidenſchaften abzudämpfen, die alte Wildheit auszugleichen, die vielmehr in den Tiefen der Volksſeele unvermindert fortwuchert.

In der Muſterung der einzelnen Volkskreiſe fortfahrend, kommt Gobineau ſodann auf die eigentlichen oberen Klaſſen zu ſprechen, die, nicht weniger als die unteren dem Kultus der Materie verfallen, ohne Wärme, ohne Begeiſterung, ihre Pflicht nicht mehr kennen und das Recht und die Fähigkeit verwirkt haben, dem Volke als Leiter und Führer zu dienen. Und doch iſt ein Hochhalten eines Volkes und Staates einzig von dieſem von der Natur vorgezeichneten Bereiche der Autorität aus denkbar: nur von oben herab kann es durch die rechte Fürſorge für die Niederen bewirkt werden, daß auch unter dieſen genügend viele tüchtige Individuen ſich entwickeln und auf der Geſellſchaftsleiter emporſteigen, während das in Frankreich geübte blinde Verhätſcheln und Umſchmeicheln der Maſſen dieſe nur durch eine falſche Begeiſterung entnervt und entſittlicht.

Was aber haben die oberen Klaſſen ſeit zwanzig Jahren getan, um ihrer doppelten Aufgabe als Inhaber der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Autorität und als Vorbilder des Volkes gerecht zu werden? Furchtbar lautet die Antwort, die Schilderung der Fäulnis, die ſich in dieſen Schichten feſtgeſetzt hat, in dieſer Pariſer Geſellſchaft zumal, die, genährt, bereichert, ergötzt von dem Allerweltskarneval, den ſie nach ihrer Stadt zu ziehen vermocht hat, nun kein anderes Ziel in der Welt mehr kennt, als dieſen Karneval immer mehr zu vervollkommnen und auszudehnen, und die in der Literatur,

die ſie ſich geſchaffen, ein ihrer würdiges Spiegelbild findet, ihren tieferen Grund wohl aber ſchon in der Erziehung haben muß. Ein unendlich trauriger Ausblick in die Zukunft, wie ihn Gobineau das Bild der Pariſer Schuljugend eingibt, beſchließt dieſen erſten Teil: „Die franzöſiſche Jugend verläßt die Schule, ohne Jugend des Herzens, ohne Friſche der Ideen, geiſtig abgenutzt, ſkeptiſch und tief unwiſſend. Man braucht nur Scharen dieſer Schüler die Straßen von Paris durchziehen zu ſehen, um ſich von den traurigſten und widerwärtigſten Eindrücken erfaßt zu fühlen. Dieſe unglücklichen Kinder, meiſt vereinzelt gehend, ohne Haltung, ohne Anſtand, auf ihren fahlen, bleifarbenen, ungeſunden oder krankhaften Geſichtern den Ausdruck herausforderndſter Frechheit, verheißen nichts Gutes für ihre Zukunft.“ Dieſe Jugend der Bürgerklaſſen kennt nur ein Ziel, einen Gedanken: reich zu ſein oder zu werden. Zu genießen, nichts zu tun erſcheint ihr das einzige Glück, die einzige Ehre in der modernen Welt.

Hier bricht, leider mitten im Gegenſtande, die Handſchrift des erſten Teiles ab. Gewiſſe Gedankengänge, die für dieſen zweifellos noch vorgeſehen waren, haben nach Jahren in der Schrift über die dritte Republik (die ja überhaupt als eine Art Fortſetzung derjenigen über den Krieg betrachtet werden kann) ihre teilweiſe Ausführung gefunden, doch bieten ſie dort keinen vollgültigen Erſatz für das uns hier Entgangene, da zwiſchen beiden Arbeiten ein merklicher Abſtand in Ton und Gehalt beſteht und Gobineau die Höhe, auf die ihn die Außerordentlichkeit der Lage von 1870 erhoben hatte, unter den abgeſchwächten Verhältniſſen von 1877 nicht wohl wieder erreichen konnte.

Der zweite, den Kriegsereigniſſen gewidmete Teil ſchildert zunächſt in grellen Farben den Gegenſatz zwiſchen den Vorſpiegelungen und Selbſttäuſchungen, den Stimmungen und Abſichten der Verantwortlichen und deren Leiſtungen und Vor-

kehrungen in der Wirklichkeit. Nur eine beispiellose Verblendung konnte für einen diplomatisch und militärisch so schlecht vorbereiteten Feldzug das archiprêt eingeben. Die Behauptung, daß das Volk den Krieg gewollt habe, wird gründlich widerlegt, das so scham- wie würdelose Treiben der Presse in jenen Tagen gebührend gebrandmarkt. Wenn nun aber auch zuzugeben ist, daß die Zustände in Armee und Heerführung die denkbar unmöglichsten waren, daß überall Verwirrung herrschte oder doch die rechte Organisation mangelte, wenn die Kriegsscheu großer Kreise des Volkes, namentlich der ländlichen, von Hause aus die schlimmsten Aussichten eröffnete, so ist es darum doch unbillig, die Verantwortung für dies alles mit der vollen Wucht eines einzelnen Anlasses auf das Kaisertum zu schieben, dessen frühere Kriege um kein Haarbreit weniger abenteuerlich und unsolide, sondern nur zum guten Teil von mehr Glück begleitet waren. War es damals gut gegangen, warum sollte es nicht diesmal wieder gut gehen? So schritt man, die Taten dem Gegner überlassend, zu dem erbärmlichen Theatercoup von Saarbrücken, für den Gobineau nur die allerschärfsten Worte der Verdammung findet. Wörth war die Antwort, die jedem, auch dem letzten, Franzosen wie ein betäubender Schreck ins Mark fuhr. Und als es sich nun gar zeigte, daß selbst dies unerhörte Ereignis nur ein Glied einer Kette war, da wurde es zugleich klar, daß das nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Es erschollen die in Frankreich seit Jahrhunderten üblichen Verräterrufe, es erfolgten Ausbrüche der Niedrigkeit in der Bevölkerung, der Indisziplin im Heere. Eine angstvolle Verwirrung bemächtigt sich der Gemüter. Der arme Kaiser sinkt wie von selbst von seinem Kommandositze herab. Die Verwaltung geht aus den Fugen, und das durch sie nachgerade zum Automaten gewordene französische Volk versinkt damit in völlige Regungslosigkeit. Es regnet Dekrete, aber es geschieht nichts Praktisches. Der über-

aus fragwürdigen Einrichtungen der National- und Mobilgarden, des schlechten Zustandes der Kriegsfreiwilligen wurde bereits oben Erwähnung getan aus Anlaß der eigenen Erfahrungen, die Gobineau mit ihnen machte. Diese kommen hier eingehend zur Sprache, wie denn überhaupt die Mitteilungen dieses zweiten Teiles sehr vielfach einen besonderen Charakter von Urkundlichkeit von dem doppelten amtlichen Hintergrunde — des Generalrats und des Maires — her erhalten, dem sie entwachsen sind. Den Glanzpunkt dieses ganzen Abschnittes bildet die klassische Schilderung und Beurteilung des Franktireurtums und seiner Vorgänger und Seitenstücke aus anderen Ländern. Es versteht sich von selbst, daß Gobineau, wenn er auch nicht blind ist für das „poetische Ideal", für die romanhafte Seite dieses Treibens, wenn er dementsprechend gegen die harmloseren und mehr phantastischen Vertreter des Franktireurtums, Schriftsteller, Journalisten, Ärzte, Studenten, mildere Saiten aufzieht, im ganzen doch über diese „autorisierten Übeltäter", die das in Frankreich so beliebte Ordnung durch Unordnung Stiften auf die Spitze trieben, erbarmungslos den Stab bricht und zu dem Schlusse kommt, daß dies einem auf den Geist der Ordnung begründeten Körper eingefügte unorganische Element der französischen Heer- und Kriegsführung unermeßlichen Schaden zugefügt habe.

Ein paar Worte bitteren Spottes fallen noch ab für die Spionenschnüffelei, welche damals einen wahrhaft ungeheuerlichen Umfang und die aberwitzigsten Formen annahm[1]. Dann faßt Gobineau das innere Leben Frankreichs während der letzten Zeiten des verendenden Kaisertums zusammen als „unfruchtbare Aufregungen, Bemühungen ohne Tragweite, verunglückte Versuche, böser Wille, wuchernd wie das Unkraut,

[1] Einmal brachte man Gobineau sogar ein paar Taubstumme als Spione und ließ sich auch später nicht davon abbringen, daß er von diesen armen Teufeln getäuscht worden sei.

lächerliche Einfälle, die schließlich in die unvernünftigsten Tollheiten ausarteten".

Sedan bringt den äußersten Tiefstand der französischen Geschichte und hätte, nach Gobineau, den Frieden bringen müssen. Aber das Frankreich, das das Kaisertum gestürzt und sich eine neue Regierungsform mit der Leichtigkeit geschaffen hatte, mit der ungesunde Frauen ihre Kinder in die Welt setzen, wollte es anders. Die Republik glaubte dem falschen Glanze, den sie sich nach dem Vorbilde ihrer ersten Vorgängerin begrifflich zurechtmachte, die Fortführung des Krieges zu schulden. Man hat diese Fortsetzung zu einem Volkskrieg stempeln wollen. Sie war es nicht. Ein großes heldenhaftes Aufraffen des ganzen Volkes hat es im zweiten Teil des Krieges so wenig wie im ersten gegeben. Die Mittel, welche die Regierenden anwandten, um jenes aufzustacheln, waren die denkbar verwerflichsten: Verleumdungen des Feindes und falsche Siegesberichte. Bei diesem Lügentreiben bedienten sie sich mit Vorliebe jener dunkeln Ehrenmänner, der berufsmäßigen Unruhköpfe, deren Weizen in Zeiten der Revolution zu blühen pflegt. Diese trieben es zeitweise so arg (Gobineau gibt einige Proben des damals losgelassenen Schwindelfeuerwerkes), daß die Regierung selbst dagegen einschreiten zu müssen glaubte. Aber die französische Volksseele blieb vergiftet, und alles Lärmen schreckte doch schließlich nur, sodaß die Herzen immer mehr erstarrten und sich zusammenzogen. Dabei verliert alle Welt den Kopf, die unsinnigsten Anordnungen werden getroffen, wie die Massenverwüstungen und -zerstörungen im weitesten Umkreise von Paris, eine halb theatralische Maßregel, bei der wiederum, wie bei der Franktireurserhebung die Volksaufstände der Spanier und Kalabresen, so diesmal das russische Beispiel von 1812 die Losung gegeben zu haben scheint. Ein allgemeines sinnloses Flüchten, namentlich der Landbevölkerung, beginnt, von der Regierung gar nicht ungern ge-

sehen, da es die verhaßten Deutschen in das von ihr gewünschte Licht zu rücken scheint, während Gobineau auch hier wieder keine Gelegenheit versäumt, ihnen Ehrenerklärungen auszustellen.

Die letzten Blätter der Schrift sind den örtlichen Vorgängen in Gobineaus engerem Vaterlande, dem Beauvaisis, gewidmet. Die Besetzung von Beauvais durch die Sachsen schließt das Ganze, sehr unvermittelt und vorläufig, ab, sodaß das gewaltige durchaus tragisch anmutende Geschichtsbild in seiner nunmehrigen Fassung in eine halb idyllische, halb ironische Schilderung, wie sie den Heldentaten dieser Krähwinkler entspricht, ausklingt.

Es muß dahingestellt bleiben, ob nur äußere Gründe die Fortsetzung und Vollendung dieser Denkwürdigkeiten verhindert oder ob auch innere Stimmungen dazu mitgewirkt haben, daß sie liegen geblieben sind. Unwahrscheinlich ist letzteres nicht. Gobineau macht in der Schrift selbst durchaus kein Hehl daraus, daß nach seiner Ansicht schon nach den ersten Niederlagen, zum mindesten aber nach Sedan, hätte Frieden geschlossen werden sollen. Diese Ansicht mag manchem paradox erscheinen, hatte bei ihm aber jedenfalls einen tiefen Widerwillen gegen den ganzen späteren Teil des Krieges im Gefolge, den er durchaus für Mache, nicht für einen Ausfluß der Volksstimmung, für eine Regung und Leistung der Volkskräfte hielt. Und noch größer war sein Widerwille gegen den Mann, der die Seele dieser Kämpfe war, weil er an dessen Volks- und Vaterlandsliebe nicht glaubte, ihn als durch kein echtes Band mit Frankreich verbunden anerkennen mochte.

Wie dem auch sei, wir haben uns damit abzufinden, daß er eine seiner bedeutsamsten Schriften — denn das bleibt sie auch als Torso — nicht abgeschlossen hat. Wenn wir näher zusehen, ist es indessen mit der Unvollständigkeit nicht gar so schlimm. Im ersten Teile sind doch die Hauptgesichtspunkte

alle aufgedeckt, und nur einiges wäre wohl noch weiter entwickelt worden. Nicht viel anders steht es im zweiten Teile: die allgemeinen Eindrücke und Urteile liegen in reicher Fülle vor, sodaß im Grunde nur noch auf eine Vermehrung der mitgeteilten Einzelerlebnisse zu rechnen gewesen wäre. Freilich wären auch diese in der Beleuchtung Gobineaus noch wichtig genug gewesen; doch bleibt es bei seiner vorerwähnten Stellungnahme zu dem späteren Verlauf des Krieges zweifelhaft, ob sie den gleichen Wert als Zeitquelle hätten behaupten können wie die ausgeführten Teile. Denn das ist es ja, was deren in vieler Beziehung einzigartige Bedeutung ausmacht: daß, wiewohl jedes Wort darin mit dem ehernen Griffel des unerbittlichen Richters niedergeschrieben scheint, dennoch gerade diese Unerbittlichkeit zugleich die Gewähr allerhöchster Wahrhaftigkeit in sich trägt, einer Wahrhaftigkeit, die auch nur in der Idee anzuzweifeln keinem Leser in den Sinn kommen kann, und die dabei in solchem Grade mit einer vielfach an Urkundlichkeit grenzenden Sachlichkeit gepaart ist, daß man auch ihre objektiven Erträgnisse als lautere Wahrheit wird ansprechen dürfen, bei der allenfalls nur einmal ein dem Grade nach zu starkes Auftragen, nie aber ein Vergreifen im Wesenhaften denkbar bliebe. Gobineau hätte diese Dinge nie schreiben können, wenn er sich nicht in jedem Augenblicke bewußt gewesen wäre, daß hier nichts Persönliches mitspreche, daß einzig ein Höheres, daß die Geschichte selbst — die geschichtliche Wahrheit — aus ihm rede. Dieser höheren Glaubwürdigkeit tut es auch keinen Abbruch, daß manche Partien der Schrift mit bitterem Hohn durchsetzt sind: tragen die betreffenden Tatsachen solchen nicht vielmehr in sich, wie z. B. die Ausgeburten, zu denen die preußischen Ulanen in der französischen Volksphantasie geworden sind? Auch sind die Regungen des Schmerzes, ja des Ingrimms durchweg bewundernswert unterdrückt; das „Werde hart!“ ist hier an einer letzten, größten

Probe dermaßen durchgeführt, daß man die blutigen Tränen kaum mehr ahnt, die dieser Mann dennoch geweint haben muß, ehe er sie bestand. Oder sollte er angesichts alles Erlebten am Ende gar keine Tränen mehr gefunden haben? Gewiß ist, daß sein menschliches Teil nur sehr leise hie und da aus seinem düsteren Bilde mit hervorlugt, am ersten noch etwa da, wo er — wiederholt — es beklagt, daß seinem Volke alle Seelenbande nach oben verloren gegangen seien, oder in den wie ein Aufschrei (anläßlich Saarbrückens) sich ihm entringenden Worten, daß Ehre und Edelsinn in diesem Kriege auf französischer Seite eine gar so geringe Rolle gespielt haben.

Von Gobineau nächststehender Seite ist einstens die Frage aufgeworfen worden, warum er wohl nicht nach 1870/71 die Führerschaft des konservativen Teiles seines Volkes in die Hand genommen habe. Eine Frage, die durchaus nicht etwa einem müßigen Grübeln entsprungen, die um so berechtigter war, als er ja, wie die Folgezeit gelehrt hat, in jedem Falle einer der bedeutendsten Geister, wenn nicht der bedeutendste, jener Richtung gewesen ist. Sein politischer Tiefblick mußte selbst Gegnern Eindruck machen; er beruhte vor allem, unbeschadet aller Schärfe seines Denkens und Übung seiner Verstandeskräfte, auf jener selten wunderbaren Intuition, die wir als die Haupteigenschaft des Denkers Gobineau mehr als einmal festzustellen hatten[1]. Wir wissen weiter aus früheren Äußerungen, wie ferne ihm alles eigentliche Rückschrittlertum, alles geistlose schematische Zurückgreifen auf abgetane Vergangenheiten lag, wissen aus der ganzen Art seines Wesens,

[1] Albert Sorel erzählte einmal voller Bewunderung, als Beispiel hierfür, wie Gobineau ein Gesetz, das die Konservativen sozusagen wider sich selbst votiert hätten, ohne daß auch nur einer sonst dies geahnt hätte, vom ersten Augenblicke an auf seine Verderblichkeit erkannt habe.

wie er in und mit den Dingen lebte, wie daher auch alles echte Leben, aller echte und notwendige Fortschritt in ihm von Hause aus einen Förderer finden mußte. So hat er denn ja auch den Männern, die in der Folge die konservative Standarte in Frankreich in solchem aktiven Sinne hochgehalten haben, vieles, und vielfach ihr Bestes, vorgedacht, wie er namentlich der geistige Vater des französischen Nationalismus — insofern sich dieser auf Rasse und Volkstum stützte —, und damit der wirksamsten Ausprägung des Konservatismus, geworden ist. Und endlich dürfen wir nach verschiedentlicher Bezeugung nicht zweifeln, daß er im mündlichen Auftreten — im Gegensatz zu seinem nicht selten etwas schwerfälligen schriftstellerischen Stile — eine eindrucksvolle Beredsamkeit zu entfalten wußte, und daß seine Persönlichkeit stets und überall bedeutend, ja durchschlagend wirkte, wo immer er sie ganz einsetzte, was hier sicher der Fall gewesen sein würde, da er, trotzdem er so vielfach mit seinem Vaterlande hadern mußte, doch im Grunde des Herzens dieses so warm wie schmerzvoll liebte.

Wenn er sich dennoch nicht dazu verstand, beim Wiederaufbau von dessen politischem Leben mit Hand anzulegen, was dann wie von selbst zu jener ihm zugedachten leitenden Rolle hätte führen müssen, so werden wir das jetzt, nach der Betrachtung seiner Aufzeichnungen über den Krieg, begreiflicher finden. Es ist klar, daß, wer so über sein Volk hatte denken lernen müssen, innerlich mit ihm fertig war. Ihm fehlte die Anlehnung an irgend eine frische nationale Strömung, die ihn einmal wieder gründlich sich freuen, hoffen gelehrt hätte. Insbesondere teilte er auch nicht die sanguinische Annahme einzelner anderer Staatsdenker, denen das Los seines Landes redlich am Herzen lag, daß etwa von dem Adel, der sich seit einigen Jahrzehnten wieder praktisch in der Selbstverwaltung zu üben begonnen habe, eine innere Wiederherstellung ausgehen

könne[1]. Er glaubte überhaupt an keine rechte Zukunft Frankreichs in ſeinem Sinne mehr und vermochte da, wo er keine Hoffnung beſaß, auch keine ſolche zu heucheln, was ein politiſcher Führer immer können muß. Die Propheten ſind mit ihrer ſchonungsloſen Wahrhaftigkeit zu allen Zeiten ſchlecht angeſehen geweſen.

Es kam aber noch anderes hinzu, was Gobineau im beſonderen hätte unmöglich machen müſſen, vor allem die deutſchfeindliche Richtung, welche der franzöſiſche Konſervatismus und Nationalismus ſehr bald annahm, während er ſelbſt ſich ganz unmittelbar nach, faſt kann man ſagen während des Krieges, innerlich dem Deutſchtum immer mehr zuwandte, deſſen wertvolle und vorbildliche Seiten ihm eben damals aus den kriegeriſchen, politiſchen und geiſtigen Leiſtungen des deutſchen Heeres und Volkes anſchaulich aufgingen, und in deſſen Fahrwaſſer er ſein eigenes Volk am liebſten gebracht hätte. Gegen Keller bezeichnete er es geradezu als eine ſeiner Hauptaufgaben und -ſorgen, die beiden einander geiſtig anzunähern, was ihm von franzöſiſcher Seite ſehr verdacht worden iſt, ja ihn mehr und mehr in das Märtyrertum völliger Vernachläſſigung und Verkennung gebracht hat. Schnell vergaß man über den Verdächtigungen, die ihm ſeine Haltung nach dieſer Seite eintrug, ſeine ſonſtigen ſeltenen Verdienſte um ſein Vaterland, ſodaß er ſchon bald nach dem Kriege ſich zu öffentlichen Rechtfertigungen und Klarſtellungen gezwungen ſah. Das alles trug nicht dazu bei, ihm die politiſche Atmoſphäre im Vaterlande angenehmer zu machen[2].

---

[1] Wie ſie unter anderen Karl Hillebrand ausgeſprochen hat, „Frankreich und die Franzoſen", S. 140 ff.

[2] Zum Glück hat es doch auch an wiederholten Ehrenerklärungen für Gobineau nicht gefehlt. Die ſchönſte brachte ihm ein Schreiben des Gemeinderats von Trye, in welchem dieſer ihn bat und beſchwor, ihn nicht im Stiche zu laſſen, ſondern dem Generalrat (es handelte

Bedenken wir endlich noch Gobineaus ausgesprochenen Widerwillen gegen alles eigentliche Parteitum, seinen starken Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang, so werden wir es begreifen, daß er in jenen Jahren Deputierten- wie Senatskandidaturen[1] abgelehnt und sich auf eine mit seinen politischen Anschauungen ungleich besser im Einklang stehende, wenn auch bescheidenere Wirksamkeit beschränkt hat[2]. Seine Stelle als Generalrat hat er noch bis in die Stockholmer Zeit beibehalten und erst niedergelegt, als er sie mit dem dortigen Dienst nicht mehr verträglich erkannte.

Ganz unrichtig und am allerwenigsten in Gobineaus Sinne wäre es nun aber, diese Tätigkeit in den Bezirken der Provinz geringschätzig zu beurteilen. Schon der ungemeine Eifer, den er auf dieselbe verwandt hat, könnte eines Besseren belehren. Seine brieflichen Berichte über die Generalrats-

sich um die Neuwahlen zu diesem im Sommer 1871) treu zu bleiben. Es hieß dort unter anderem: „que tous les honnêtes gens savent les services que j'ai rendus au pays et que *je dois répondre à l'ingratitude de quelquesuns par la générosité de mon caractère.*“

[1] Nachdem ihm eine solche schon früher für die „gemäßigten Republikaner“ (richtiger die Orleanisten) angetragen, folgte 1875 nochmals ein Angebot von seiten der Imperialisten. „J'ai refusé les uns et les autres“, schrieb er damals seinem Schwager, „bien que flatté de ce souvenir de ce que j'ai fait en 70—71, et je pense que tu trouveras que j'ai bien fait. *Les uns et les autres m'auraient appelé traître avant six mois.*“ Ähnlich an Caroline, 26 septembre 1875: „Si j'acceptais, je serais odieux à tout le monde avant trois mois parceque je leur dirais leurs vérités. J'imite donc ce fameux saint grec, Saint Cinnatus, et je refuse les grandeurs de ce monde.“

[2] Hiermit haben wir die inneren Gründe aufgezählt, die zweifellos bestimmend für Gobineau gewesen sind. Die Gräfin La Tour, welche die ganze obige Betrachtung zuerst angestellt hat, hält einen äußeren für den durchschlagenden: daß er nämlich bei seiner damaligen schlechten Vermögenslage weniger denn je daran habe denken können, sich von seinem Amte loszusagen, was doch nötig gewesen wäre, wenn er sich der Politik mit voller Kraft hätte widmen wollen.

ſitzungen ſchließen jede Vorſtellung von etwas wie einer Sinekure aus; wohl ſeufzte er einzelne Male, wenn ihm allerlei Kleines und Kleinliches, das dabei mit unterlief, viel Zeit ſtahl, oder wetterte, wenn er ſich mit „faiseurs d'embarras“ herumzuſchlagen hatte; aber daß er ſolchen Stimmungen und Anwandlungen keine Dauer vergönnte, ſondern jenes und anderes, ſelbſt die unvermeidlichen Zweckeſſen, ruhig hinnahm, beweiſt am beſten, daß er hier von dem Bewußſein geleitet war, einem höheren Zwecke zu dienen[1].

Er hatte in den Kriegszeiten in einem glänzendſten Beiſpiele gezeigt, daß er nicht nur Geiſtesmenſch, ſondern auch Wirklichkeitsmenſch ſei. Er war dies auch ferner gewillt.

Er trug das heiße Verlangen, in ſeinem, wie er wohl wußte, nicht nur niedergeworfenen, ſondern auch wirklich geſunkenen Vaterlande den noch vorhandenen ſoliden, tüchtigen Kräften, wo es nur anging, zum Durchbruch und zur Wirkung zu verhelfen. Dazu erſchien ihm aber der einzig mögliche Weg nicht der über Paris, ſondern der durch die Provinz. Von dem dortigen Parlamentsreden und -treiben erwartete er ſich nichts Gutes, und wer möchte ihm heute, im Rückblick auf 43 Jahre eines ſolchen, nicht Recht geben? Feſt überzeugt war er dagegen, daß, wenn in die Verwaltung im Kleinen ein neuer Geiſt einzöge, wenn alle die Einzelherde des ſtädtiſchen und departementalen Gefüges friſch angefacht und belebt würden, dies am erſten auch auf das Ganze eine neuſchaffende Rückwirkung üben müſſe. Die erſtaunliche Wiedergeburt, die Preußen auf dieſer Grundlage erlebt hatte, mochte ihm immerhin auch für ſein Land gewiſſe letzte Hoffnungen einflößen. In dieſem Sinne iſt ſeinem ganzen Auftreten im Generalrat, ja jedem einzelnen ſeiner Akte und Berichte, gewiſſermaßen

[1] Übrigens brachte ihm ſeine Generalratstätigkeit doch auch angenehme Beziehungen ein. Solcher Art ſcheinen namentlich die zum Herzog von Aumale geweſen zu ſein.

eine symptomatische Bedeutung beizumessen, mag er nun auf rein praktischem Felde sich bewegen, wie etwa dem des Wegebaues oder der Eisenbahnen, oder zu Gunsten der in Ruhestand versetzten Lehrer, der Hospize und anderer Wohltätigkeitsanstalten, oder als Berichterstatter über den Voranschlag des öffentlichen Unterrichts für baldmöglichste Durchführung des Schulzwangs sprechen, oder endlich — ein Fall, wo sein grundsätzliches Bestreben vielleicht am deutlichsten zu Tage tritt — einen Antrag befürworten, wonach dem Departements-Archiv, insbesondere auch gegenüber der Pariser Zentralanstalt (den Archives nationales), das Rückgrat gestärkt werden sollte [1].

Der Rücktritt Gobineaus von diesem Posten erfolgte 1873 und wurde dem Generalrat in der Eröffnungssitzung im April dieses Jahres unter den ehrenvollsten Kundgebungen von seiten des Präfekten, mit welchem Gobineau immer im besten Einvernehmen geblieben war, wie des Vorsitzenden bekannt gegeben. Früher schon, anscheinend bald nach dem Kriege, hatte seine Tätigkeit als Maire von Trye ein Ende genommen. Nach dieser Seite war es nicht ganz ohne Mißhelligkeiten abgegangen: die Gobineau nicht wohlgesinnten Elemente hatten sich zeitweise bemerklicher gemacht, als er hinnehmen zu können meinte; sie haben unter anderem auch die Meinung verbreitet, daß er durch sein „autokratisches" Auftreten sich viele Gegner gemacht habe, was ja in Anbetracht der Verhältnisse durchaus denkbar und begreiflich wäre. Doch sind diese Verstimmungen nicht von Dauer gewesen, dafür sorgte schon der Umstand, daß Gobineaus früherer Amtsgehilfe, Charpentier, ihn in der

[1] Näheres über dies alles in den „Procès-Verbaux des délibérations du Conseil Général du Département de l'Oise". Beauvais 1871 ss., die mir seiner Zeit auf der Pariser Nationalbibliothek gütigst zur Verfügung gestellt worden sind. Einzelne Auszüge in „Quellen und Untersuchungen", Bd. 2.

Mairie beerbte, der ihm voll gerecht wurde. So fand ſchon ſehr bald eine gründliche Herſtellung der alten guten Beziehungen ſtatt, und Gobineau konnte ſeiner Gattin am 9. Juli 1871 (nach längerer Abweſenheit von Trye) ſchreiben: „Tu conçois que l'impression est que . . . . . je suis un fort grand homme, alors la morale de la chose est que je suis plus puissant, plus aimé, plus adoré que jamais. Je ne me marchande pas. Je vais faire ma rentrée triomphante dans ma capitale un de ces jours et la restauration de mon autorité seigneuriale sera consommée. Je ne nie pas que je suis content de cela de toutes manières", und fünf Wochen ſpäter an die Schweſter: „Je reviens de Trye. J'y suis plus aimé, chéri, porté aux nues que jamais." Nachdem er ſich auf allgemeines Drängen wieder für den Generalrat zur Wahl geſtellt, ſollte ihm dieſe nochmals einen ſchönen Triumph einbringen: von vier Mitbewerbern ſtrichen drei auf das bloße Bekanntwerden ſeiner Kandidatur die Segel, den vierten ſchlug er trotz heftiger Machenſchaften mit Leichtigkeit aus dem Felde. Seine Tryer wie auch die Nachbardörfer hatten wie ein Mann für ihn geſtimmt.

So iſt es Gobineau, vielleicht gerade dadurch, daß er zur rechten Zeit die amtlichen Beziehungen abbrach und ſich aus der Öffentlichkeit mehr zurückzog, beſſer geglückt, für ſein Tryer Leben ein „Ende gut, alles gut" zu erzielen und ſich bei ſeinen dortigen Landsleuten ein dankbares Andenken zu ſichern, als wenn er fortgefahren hätte, ſeine Volkstümlichkeit von ſeiner Stellung und damit von allerhand Beziehungen, Ereigniſſen und Zufälligkeiten abhängig zu machen. Wie ſchwankend ohnehin alle Volksgunſt ſei, wußte niemand beſſer als er, der nach beendigtem Kriege (11. März) hatte ausrufen können: „Maintenant, ma popularité est sans bornes", und dann wohlweislich hinzugefügt hatte: „Pourvu que ça dure!"

In jene Tage haben wir ihn jetzt zurückzubegleiten, um

ihm noch während eines harten Jahres, in welchem er einer neuen Bestimmung entgegenharrte, Gesellschaft zu leisten.

Wir erwähnten bereits oben, daß sich Gobineau Ende Winters nach Paris begab, um allerhand dringend gewordene Angelegenheiten zu erledigen und vor allem in die schwer darniederliegenden Vermögensverhältnisse, nicht nur die eigenen, sondern auch die Carolinens, die er ständig überwachte und um die er immer aufs liebevollste besorgt blieb, wieder einige Ordnung zu bringen. Am 16. März 1871 schreibt er der Schwester: „Il y a autant de ruines de fortunes que de ruines de maisons et même beaucoup plus. En ce qui me concerne, je suis naturellement fort maltraité. En ce moment, je m'occupe à sauver ce qui est visiblement sauvable. Mon banquier a cherché un refuge en Belgique. Je ne puis en obtenir un sou. Je fais un travail de mineur dans les décombres. Toi, tu seras tirée d'affaires. Moi, je ne sais pas." In einem späteren Briefe wettert er gegen seinen „Isaak von York", der nichts herausrücken wolle, und da auch die übrigen Einnahmen nur schwer und vermindert eingingen und der Verkauf der wissenschaftlichen Sammlungen, um den sich Gobineau schon damals bemühte, nicht glücken wollte, so blieb die Verlegenheit groß, namentlich für ihn persönlich, der nach seiner Gewohnheit immer alles daransetzte, vor allem den Seinigen zukommen zu lassen, wessen er nur habhaft werden konnte, und daher zeitweise dermaßen von allen Mitteln entblößt blieb, daß er sogar von seinem Schwager sich das Fahrgeld nach Versailles (wohin er, als nach dem Sitze der Regierung, noch monatelang öfter amtlich sich zu begeben hatte) zu leihen genötigt sah. Zum Glück wußte er nach alter Weise selbst solchen Lebenslagen immer die humoristische Seite abzugewinnen.

Gobineau war noch nicht lange in Paris angelangt, als jene aufständischen Bewegungen ausbrachen, welche Ende März

zur Einſetzung der berüchtigten Kommune führten. Deren Treiben und ihre Bekämpfung durch die von der Verſailler Regierung in Eile gegen ſie zuſammengezogene Armee hat er dann wochenlang mit angeſehen und ſeine damaligen Eindrücke und Erlebniſſe bis zu dem Momente, da die Petroleuſen die Tuilerien, das Rathaus und viele andere öffentliche Gebäude in Brand ſteckten und dafür in Blutbädern endeten, in zahlreichen Briefen an ſeine fernen Angehörigen beſchrieben. Wenn dieſe ſchon als Beitrag zur Zeitgeſchichte von hohem Intereſſe ſind — beſonders möchte daraus der für die Auffaſſung des geſamten franzöſiſchen Volkscharakters ſo bedeutſam ins Gewicht fallende Zug hervorzuheben ſein, daß Gobineau, bei aller Aufdeckung und ſchonungsloſem Beinamennennen der Greuel der Geſamtvorgänge, doch immer wieder für die einzelnen „Communiers" eine gegen ihren Ruf gehalten weit mildere und harmloſere Veranlagung behauptet und dementſprechende Beurteilung verlangt —, ſo werfen ſie vollends auf ſein eigenes Bild die allerſtärkſten Lichter. Die Kaltblütigkeit, die Seelenruhe, mit der er in der allgemeinen Angſt und Aufregung einer Zeit, durch die er ſelbſt die Schreckniſſe von 1793 für überboten erklärte, den Kopf oben und die Augen offen hält, iſt erſtaunlich. Lange ohne Nachricht von den Seinen, da Paris zeitweilig ganz abgeſperrt war, wehrt er doch jeder Verſuchung eines ſeeliſchen Wankens und bekundet nur ſeine liebevolle Fürſorge für jene durch ununterbrochene Ermunterung zu Ruhe, Geduld und Feſtigkeit. Wiewohl ganz zweifellos Gefahren ausgeſetzt, bietet er alles auf, namentlich der Gattin jeden Gedanken an eine derartige Möglichkeit fernzuhalten, ernſt oder ſcherzhaft, wie es kommt[1].

[1] An Caroline, 4 avril: „Le hasard a fait que je me suis trouvé avant hier au milieu des obus et des boulets au commencement du combat de Courbevoie. C'était fort beau. Mais les gardes nationaux ne tenaient nullement. Il ne faut pas écrire a Clémence ce que je

Der durchschlagende Gesichtspunkt bei allem, was ihm die Ereignisse bringen, ist ihm der einer „wunderbaren Vervollständigung seiner Erziehung": auch das Entsetzlichste an jenen Auflösungserscheinungen eines alten ruhmvollen Reiches beobachtet er mit einer Sachlichkeit, einer Objektivität, die sich neben der berühmten Goethes inmitten verwandter Lebenslagen reichlich behaupten kann. Der große Brief, in welchem er Wochen später seiner Gattin das Ende dieser ganzen höllenhaften Herrlichkeit erzählt, atmet durch alles inhaltlich Schreckliche des Berichtes hindurch doch schon im gleichen Augenblicke die abgeklärte Ruhe des Geschichtsforschers. Das hindert freilich nicht, daß er andere Male seiner Empörung über die Tatsache, daß solches in seinem Vaterlande möglich sei, und daß die Gegenkräfte es auch so sehr an sich fehlen ließen, im Einklange mit den besten seiner Landsleute, energischen Ausdruck verleiht. Er hätte ja sonst kein Mensch, kein Franzose sein müssen. Aber immer ringt er sich wieder zu einem inneren Gleichgewicht, zu einer überlegenen Besonnenheit durch im Festhalten des einen Gedankens, daß fortan einzig noch das in diesem unglücklichen Lande zu geschehen habe, was wenigstens das Denkbare an Wiederaufrichtung von Ruhe und Ordnung bringen könne. Natürlich ging es seinem feurigen Temperamente hierfür unter der Regierung des alten reichlich gesetzten Thiers, der vor allem mit der Niederwerfung der Kommune nicht zustande kommen wollte, unendlich viel zu langsam. Doch mußte er wohl Geduld lernen. Auch die bald darauf neu sich regenden Gelüste der verschiedenen alten Parteien verfolgte er kühlen Herzens. Vielleicht, daß im tiefsten Innern ihm eine royalistische Regung erwachte; jedenfalls wollte er von der bonapartistischen Werbetätigkeit, welche eine

te dis. Elle me croirait rétrospectivement mort et me tiendrait pour le reste de mes jours pour le spectre de la ballade de Lénore."

Zeitlang durch Abbatucci und andere ziemlich rücksichtslos betrieben wurde und mit welcher man sogar Bismarck — irrig — in Verbindung brachte, nichts wissen, weil er in ihr nur den Keim neuer Unruhen erblickte.

Kurz nach Mitte April glückte es ihm, aus Paris hinaus und nach Versailles zu gelangen, wohin ihn jetzt die Rücksicht auf seine Laufbahn rief. Er hatte die Pariser Wochen nicht zum mindesten auch dafür genutzt, in reichlichem Plauderverkehr mit den Communiers — oder Föderierten, wie er sie auch öfter nennt, weil sie eine Föderativrepublik begründen wollten — sich nicht nur von diesen und ihrem Wesen und Wollen, sondern auch vom niederen Volk im allgemeinen eine noch gründlichere Kenntnis zu verschaffen, was einer alten Gewohnheit entsprach und seinen letzten Werken vielfach zugute gekommen ist.

Ein polarisch entgegengesetztes Leben erwartete ihn in Versailles. Dort war so ziemlich das gesamte amtliche und vornehme Frankreich zusammengeströmt, und da die kleine Stadt hierfür nur äußerst mäßigen Raum bot, so geschah dies unter Umständen, die bei aller Furchtbarkeit des politischen Hintergrundes einer gewissen komischen Beimischung nicht entbehrten. Den vornehmsten Herrschaften standen für ihre Salons nur winzige Zimmer zur Verfügung, und da dennoch von der geliebten Gewohnheit, sich dort zu treffen, „alle Welt" nicht lassen wollte, so trat sich alle Welt empfindlich auf die Hühneraugen. Die große Versammlungsstätte der Eleganz dieses neuesten Coblenz, wo das „ganze Weltall" sich Rendezvous gab, war die Rue des Réservoirs. Gobineau für sein Teil schlüpfte für ein paar Monate in einem dunklen Kämmerchen mit einem Schlafsofa und zwei Stühlen drei Treppen hoch bei kleinen Bürgersleuten unter, wo er sich seine Kleider selbst bürsten mußte, im übrigen aber von der braven Hauswirtin gut versorgt wurde und zur Not einmal einen Knopf angenäht erhielt.

Den Hauptzweck seines Versailler Aufenthaltes, seine aus den Fugen gegangene Laufbahn wieder einzurenken, sollte er freilich nur sehr langsam und sehr von ferne erreichen. Das „rien ne marche, rien ne se fait, tout est dans le doute", das er, nebst einer allgemeinen Zusammenhangslosigkeit ihres Tuns, als das Hauptmerkmal der neuen Regierung, wie die gründliche Unsicherheit und Unruhe der Geister als das der Gesellschaft bezeichnete, bewirkte naturgemäß auch auf seine eigenen Verhältnisse noch für lange Zeit die entsprechenden Rückschläge. Zwar war ihm alles, was jetzt auf die politische Neugestaltung Frankreichs Einfluß hatte, wohlgesinnt („Naturellement on m'aime mieux que les inconnus et les étrangers"), Thiers selbst an der Spitze, der, wiewohl denkbar andersartig veranlagt, sich doch gegen Rémusat dahin äußerte, daß Gobineau ein Mann von Geist, wenn auch von seltsamem Geiste, sei, und daß er alle seine Bücher kaufe. Aber da gerade Thiers sich als der große Zauderer erwies, der mit nichts recht vorankam und doch alles selber machen wollte, und da zudem in dem Sammlungslager der „Gemäßigten Republik", das der alte Allerweltsmann vertrat, eine wahre Überfülle von Ansprüchen der verschiedensten Farben zu befriedigen war, so ist es kein Wunder, wenn selbst Rémusat, der im August das Auswärtige übernahm, abhängig von Thiers und nicht durchschlagend, wie wir ihn ja kennen, trotz alles eigenen, durch den der Gattin noch überbotenen, Eifers für den alten Schützling nur schwer etwas Greifbares erreichen konnte und wenn, trotzdem schon Ende April oder Anfang Mai 1871 dessen Berufung auf einen der nordischen Posten beschlossen war, doch der Mai des nächsten Jahres darüber herbeikam, bis die wirkliche Ernennung erfolgte[1].

[1] Ganz übergehen dürfen wir hier nicht, daß im Juli 1871 sehr ernstlich davon die Rede war, Gobineau abermals nach Athen zu senden. Der ihm äußerst wohlgesinnte damalige Botschafter in Kon-

Daß ein Leben, das, bei fortwährendem irrlichtartigen Entweichen des als Rettung angeſtrebten Notwendigen, es Gobineau auferlegte, ſich durch endloſe Beſprechungen, Hinhaltungen und Vertröſtungen durchzuwürgen, ihm ſchließlich als eine wahre „existence infernale“ erſchien, wird man begreifen. Er nahm ſie hin mit dem Spruche der Ergebung, daß man „das Paradies erkaufen müſſe“, und es machte dabei wenig aus, ob er in Verſailles ſelbſt weilte und die Kabinette der Miniſter in nächſter Nähe hatte oder im Laufe des Sommers wieder nach Paris überſiedelte und nun von dort aus ſie aufſuchen mußte. Als nun (im Auguſt) gar noch Beauvais und die dortigen Generalratsverpflichtungen hinzukamen, hatte er vollends keine ruhige Minute mehr: „Je ne fais que postillonner depuis le jour où je vous ai vue“, ſchrieb er damals einer Freundin, „Paris, Versailles, Trye, Beauvais, je suis toujours en route et plus que je ne m'y attendais — il faut que je me soumette.“ Welch ſchädigende Wirkungen das vierzehnmonatige Warten, das er einmal als „désolant et ruineux“ bezeichnet, am Ende auch auf ſeine Geſundheit üben mußte, bekamen, wie immer, nur gelegentlich die fernen Freunde, nicht die Angehörigen zu hören.

Ein einziges Mal wurde er aus dieſem Treiben zu einem kurzen erholenden Ausfluge herausgeriſſen, als es galt, den

ſtantinopel, Marquis de Vogüé, hatte ſich in einer dringenden Depeſche, zu der er anſcheinend auch noch von anderen Seiten getrieben war, höchſt energiſch in dem Sinne ausgeſprochen, daß Gobineaus Abweſenheit von Athen zu bedauern, daß niemand ſo wie er dort am Platze ſein, und daß er ihm (Vogüé) ſeine Aufgabe in Konſtantinopel weſentlich erleichtern würde. Es iſt klar, daß ſeine Rückkehr nach Athen für Gobineau die Wiederaufnahme ſeiner früheren weitergehenden, um nicht zu ſagen ehrgeizigeren, Pläne bedeutet hätte. Aber Thiers, der ſich andauernd allen möglichen Deputierten gegenüber gebunden fühlte, wollte damals dieſen Poſten nicht hergeben, und ſo heißt es ſchon am 4. Auguſt: „Il ne faut plus penser à Athènes.“

Kaiser Dom Pedro im Namen der Republik an der spanischen Grenze zu begrüßen (Ende Juni). Die Begegnung verlief freilich außerordentlich wenig amtlich: der Kaiser, der durchaus bei dieser Gelegenheit nur als Dom Pedro d'Alcantara erscheinen wollte, erstickte jeden Ansatz des Gesandten zu irgendwelchem offiziellen Gebahren im Keime und trug seine herzliche Zuneigung zu dem Freunde und seine Freude über das Wiedersehen mit diesem in einer Weise unbekümmert zur Schau, die alles Zeremoniell rücksichtslos über den Haufen warf, zum höchsten Spaße Gobineaus, weniger wohl der Höflings- und Beamtenscharen, die aber doch immerhin genügend das Feld behaupteten, um es in diesen paar Tagen vorerst zu einer einigermaßen befriedigenden Aussprache zwischen den beiden nicht kommen zu lassen. Das wurde dann bei dem längeren Aufenthalt des Kaisers in Paris vom Dezember ab um so gründlicher nachgeholt. Übrigens aber hielt sich Gobineau für das Seelische nicht nur durch einige Eindrücke aus den Pyrenäen, namentlich von dem malerisch an der Bidassoamündung gelegenen Städtchen Fuentarabia, sondern fast mehr noch durch einen schnell eingeschobenen neuen Besuch in Bordeaux und Izon schadlos, den seine eigene heimatliche Anhänglichkeit und die liebevolle Aufnahme der alten Freunde ihm wiederum zu einem Gegenstande dankbarster Erinnerung auf lange hinaus zu gestalten vermochten.

Ganz ohne es zu wollen, sah sich Gobineau während der Jahre 1871 und 1872 in Paris und Versailles noch einmal, ein letztes Mal, in die Wirbel der französischen Gesellschaft gezogen, ja man kann sagen: hat er eine Rolle darin gespielt. Dies gilt namentlich für die Monate in Versailles, wo man sich zeitweise förmlich um ihn riß, und wo auch für ihn selber bei dem aushäusigen Leben insofern etwas mehr herauskam, als nicht nur die hohe Politik, sondern auch die Wissenschaft in Männern wie dem Marquis de Vogüé, dem von Gobineau

so hochgestellten Vitet, Mignet und anderen dort würdig vertreten war und die Enge des Bodens, auf dem man sich begegnete, unwillkürlich auch eine größere Vertraulichkeit zwischen nicht gerade ganz verschiedengearteten oder gar sich abstoßenden Menschen mit sich brachte. Unwillkürlich zog sich zwar Gobineau immer wieder vornehmlich auf die alten Freunde zurück: Madame de Barral, Madame Marjolin, Madame Renan, den Akademiker Franck und andere, allen voran immer wieder die Rémusat. Aber viele neue Namen tauchen doch auch in dieser Zeit auf, aus der diplomatischen, aus der politischen, aus der militärischen Welt, und wenn die Beziehungen mit den meisten, mit einem Daru, Broglie, Gramont, den Corcelles, selbst mit dem Marineminister Pothuau, auf den Gobineau sehr große Stücke hielt, mehr vorüber- oder doch nicht tiefgehender Natur blieben, wenn wir bei noch wieder anderen nach den flüchtigen Erwähnungen, die ihnen nur zuteil werden, überhaupt keine Vorstellung davon gewinnen können, was sie ihm gewesen sein mögen, sodaß wir auf ihre Herzählung hier guten Gewissens verzichten können, so lösen sich doch aus diesen bewegten Jahren auch einige wenige Verhältnisse heraus, die wieder als wirkliche Freundschaften bezeichnet werden können. Dahin gehört das zu dem Gutsnachbarn aus dem Beauvaisis, de Clermont-Tonnerre, vor allem aber das zu dem damals erst etwa dreißigjährigen Albert Sorel, dem Manne, der Gobineau von allen Vertretern des jüngeren, mit 1870 emporgekommenen Frankreich das größte und weitherzigste Verständnis entgegengebracht hat.

Sorels glänzender Name als eines der ersten Geschichtsschreiber des letzten Menschenalters (geb. 1842, gest. 1904) knüpft sich für die weitesten Kreise der Gelehrtenrepublik vor allem an seine Facharbeiten, insbesondere sein Riesenwerk „L'Europe et la Révolution", an dem er jahrzehntelang geschaffen und von dessen letztem Bande er sozusagen ins Grab

gesunken ist. Dieses Erzeugnis erstaunlichsten Fleißes, erdrückender Materialfülle, genialen Weit- und Tiefblickes hätte freilich für sich schon genügt, das Lebenswerk auch eines ganz Ungewöhnlichen auszufüllen und seinen Ruhm für immer zu begründen. Sorel aber hat daneben noch in einer Reihe kleinerer Werke (ich erinnere nur an seine tiefeindringenden Buchcharakteristiken Montesquieus und der Madame de Staël) und in einer Fülle von größeren und kleineren Aufsätzen (später vereinigt zu den Sammelwerken „Essais — und Nouveaux Essais — d'histoire et de critique", „Lectures historiques" und „Études de littérature et d'histoire") die Unerschöpflichkeit seines Talentes und die immer sich gleich bleibende Überlegenheit seines Urteils dargetan. Vollfranzose — er war Normanne, und war dies mit Bewußtsein —, besaß er die historisch überlieferten Eigenschaften eines solchen in genügendem Maße, um ihn auch dem Verehrer des Alten als gewinnendstes Musterbild hinzustellen, und zugleich doch so viel Modernes, daß er im Frankreich der dritten Republik noch eine der gefeiertsten Größen werden konnte. Als er Gobineau nahetrat, lag das freilich noch im weiten Felde — er gehörte damals überhaupt noch nicht der gelehrten, sondern der diplomatischen Welt an —; aber der hohe Schwung seines Geistes, die Vielseitigkeit seiner Interessen waren damals schon voll ausgebildet und mußten ihn einem Gobineau in wahlverwandter Bewunderung zuführen. Ganz gewiß war es für das geistige Verhältnis beider auch nicht belanglos, daß Sorel, der den Mut hatte, unmittelbar nach dem Kriege eine Deutsche als Gattin heimzuführen, in der deutschen Kultur gründlich daheim war und Geister wie Goethe und Wagner wie die des eigenen Volkes liebte und beherrschte. Jedenfalls hat Gobineau auf Sorels Urteil besonderen Wert gelegt, und letzterer hat mehrmals Gobineausche Werke noch vor der Veröffentlichung kennen gelernt. So wohnte er unter anderem auch einer Vor-

leſung der Beowulf-Dichtung bei, die der Verfaſſer in einer kleinen Geſellſchaft bei Philippe Delaroche im Juli 1871 veranſtaltete und die ihm ſtarken Beifall („un succès monstre“) eintrug.

Erfahrungen dieſer Art, wie überhaupt dieſe letzten eindringenderen Berührungen mit der Pariſer Geſellſchaft, haben nun eigentümlicherweiſe auch das Wiederaufleben längſt verklungener Pläne und Gedanken im Gefolge gehabt, welche ſich im Laufe des Sommers 1871 zu einer neuen Akademiekandidatur verdichten ſollten.

Schon einmal, in den fünfziger Jahren, hatte Gobineau, wie die meiſten bedeutenden Geiſter Frankreichs, der Akademie zugeſtrebt. Im Frühling 1856 ſandte er auf Tocquevilles Betreiben eine Denkſchrift über Perſien an die Académie des sciences morales et politiques, welche dort gute Aufnahme fand und ihm die beſten Ausſichten zu ſichern ſchien. Seine Freunde, allen voran Tocqueville, dem ſein energiſches Eintreten für die Kandidatur um ſo höher anzurechnen iſt, als er in den Fragen des Hauptwerkes Gobineaus, des Essai, deſſen Gegner war, ließen es in den folgenden Jahren an Eifer nicht fehlen, konnten aber nicht durchdringen, da damals, unter Napoleon III., die Regierung einen ſtarken Einfluß auf die Zuſammenſetzung der Akademie an ſich geriſſen hatte und die Schützlinge der Unabhängigen, der Gegner der Regierung, daher von Hauſe aus einen ſchweren Stand hatten[1]. Noch erſchwert wurde Gobineaus Bewerbung dadurch, daß er, in fernen Landen abweſend, ihr nicht durch perſönliche Vorſtellung Nachdruck zu verleihen vermochte. So war die Sache damals im Sande verlaufen.

Nach mehr als einem Jahrzehnt lag es nahe, daß vor

[1] Näheres hierüber im Tocquevilleſchen Briefwechſel p. 309 ss. 329 ss.

allem eine so erhebliche wissenschaftliche Leistung wie die „Histoire des Perses“ die Aufmerksamkeit wieder in dem Sinne auf Gobineau lenkte, daß deren Verfasser an der Stätte, wo die auserwählten Vertreter französischen Geistes thronten, nicht fehlen dürfe. In der Tat konnte Gobineau schon am 3. Juni 1870 an Prokesch schreiben: „Mon Histoire des Perses est fort bien reçue et mes amis me portent à l'Académie française pour remplacer M. Villemain“, ja, schon im April desselben Jahres bringt der damals geschriebene letzte Brief Mérimées allerlei Winke und Auskünfte in Bezug auf die Aufstellung einer Akademiekandidatur. Der Ausbruch des Krieges verscheuchte bald darauf alle derartigen Gedanken, und erst ein volles Jahr später konnte ihnen Gobineau ernstlich näher treten.

Mérimées Worte hatten ihn nicht im Zweifel darüber gelassen, welchen Schwierigkeiten er auch diesmal wieder begegnen würde: der Unsicherheit, welcher Klasse er, bei seiner Vielseitigkeit, zuzuteilen sei, der Macht der Coterien wie einzelner Macher usw. Nehmen wir hinzu, wie wenig das Ganze ihm in dem jetzigen Lebensabschnitte (er trat eben ins sechsundfünfzigste Jahr), da er schon manche bittere Erfahrung hinter sich und über die Menschen nicht milder denken gelernt hatte, mehr liegen konnte, so könnte es fast Wunder nehmen, daß er es dennoch über sich gewann, in diesen Feldzug einzutreten und namentlich sich dazu zu überwinden, bei den großen Herrschaften, über deren Größe er wohl bei manchem das Seine dachte, die Runde zu machen, um sie um ihre Stimmen anzugehen. Aber erstlich glaubte er in der Mitgliedschaft der Akademie ein weiteres Mittel zur Befestigung seiner amtlichen und gesellschaftlichen Gesamtstellung zu erkennen, die ihm damals dringend vonnöten schien, und sodann dürfen wir nicht zweifeln, daß er von seiner Gattin, der eine solche noch ungleich mehr als ihm selber am Herzen lag, noch

lebhaft in dieser Richtung bestärkt worden ist. Wie dem auch sei, nachdem der Entschluß einmal gefaßt, hat Gobineau dann an seine Durchführung, wie an alles, was er anfing, seine ganze Energie gesetzt und ist auch vor allen den Mitteln, die ihm das Herkommen an die Hand gab und die teilweise sehr wenig nach seinem Herzen sein mochten, nicht zurückgeschreckt. Es bleibt immer lehrreich, an der Hand seiner eingehenden Berichte an die Gattin den Schlichen, mittelst welcher Pariser Akademiesitze gewonnen werden, einmal etwas näher nachzugehen.

Was dabei am auffallendsten hervortritt, ist die für Kenner französischer Verhältnisse freilich nicht neue Tatsache, daß die Frauen auch auf diesem Felde einen einschneidenden, fast entscheidenden Einfluß ausüben. Man begreift es, daß Frankreich nicht in der ersten Reihe der frauenkämpferischen Länder steht, wenn man sieht, in welchem Maße die Frauen die Herrschaft dort bereits besitzen. So stehen sie auch mit ihren Einflüsterungen hinter allen den Berühmtheiten, welche sich den Satzungen ihrer Körperschaften gemäß frei zu ergänzen haben, und lenken in Wahrheit, vielleicht unvermerkt, deren Stimmen. Ziemlich ein jeder dieser Numas hat seine Egeria — damals noch meist Prinzessinnen, Herzoginnen, Gräfinnen —, und wer auf ihre Begünstigung bei der Wahl rechnen wollte, hatte daher, noch ehe er sie selber anging, womöglich erst jenen ihren Freundinnen entsprechend den Hof zu machen. Wieviele Diners hat Gobineau es sich so kosten lassen, durch welche „Kaskaden" von Empfehlungen hat er hindurchgemußt!

Dann kam das Weitere, sich möglichst vielen der Großwürdenträger selbst genehm zu machen, um ihre Stimmen zu werben. Da mußte dann mit dem ganzen schweren Gepäck der bisherigen Leistungen (in Gobineaus Falle: „science, romans, poésie, publication en allemand, Descartes en

Persan") aufgefahren, es mußte brieflich oder persönlich die Aufwartung gemacht und das Möglichste von Staatskunst dabei aufgewandt werden. Denn welche Rücksichten der allerverschiedensten Art sprachen bei diesen Abstimmungen mit! Gobineaus Aussichten waren von Haus aus geringe, weil für die vier freigewordenen Sitze eine Respektsperson, der Herzog von Aumale, ein besonders gefeierter Gelehrter, Littré, und je ein Schützling der noch immer gewaltigen Machthaber Guizot und Thiers in Mitbewerbung standen.

Unter Benutzung der vorgeschriebenen und vorbeschriebenen Wege war es ihm bald gelungen, sich eine Anzahl der einflußreichsten Akademiker, wie Vitet, Emile Augier, Marmier, Jules Favre und andere so geneigt zu machen, daß er unbedingt auf sie zählen konnte. Er glaubte nun seines Sieges um so mehr gewiß sein zu dürfen, als auch Mignet, „l'Académicien vrai et authentique de l'ancienne école", „cet académicien accompli, le plus académique des académiciens académisants", sich anfangs äußerst wohlwollend zeigte und ihn in jeder Weise zu seiner Bewerbung ermunterte. In der Erkenntnis, daß „ehe dies Orakel gesprochen, nichts anzufangen sei", daß hier „der Knoten für alles liege", ließ er sich die Anknüpfung mit diesem ganz besondere Mühe kosten, um schließlich, nachdem er sich weidlich abgehetzt, im entscheidenden Augenblicke doch von ihm im Stiche gelassen zu werden. Nicht als ob ihn Mignet offenkundig oder gar demonstrativ abgeschüttelt hätte, aber er wurde immer zurückhaltender, immer vorsichtiger, immer allgemeiner, riet zu einer Aufrechterhaltung der Kandidatur auch über eine etwaige augenblickliche Niederlage hinweg, vertröstete, ließ dahingestellt sein usw. Gobineau scheint längere Zeit geschwankt zu haben, ob er seine Bewerbung formell zurückziehen oder es auf eine Entscheidung ankommen lassen solle; daß ihn die von Mignet und anderen ihm angewiesenen Zukunftsaussichten nicht lockten, begreift sich.

Schon im Oktober äußerte er ſich ziemlich draſtiſch hierüber an Delpit: „J'ai renoncé de suite à l'Académie parcequ'après m'avoir engagé fortement à m'y présenter, les illustres, je dis les chefs montrent l'envie de ne me donner qu'un nombre de voix insuffisant pour entrer, suffisant pour m'allécher et me transformer ainsi en candidat perpétuel, ce qui, m'assure-t-on, tourne, suivant eux, à la plus grande gloire de l'Académie. Comme je crois que ce métier de Sigisbé d'une si vieille coquette ne m'amuserait pas, je lâche prise tout d'abord."

Dennoch ſcheint er, wie geſagt, bis zum letzten Augenblicke hiermit gezögert zu haben. Im Dezember fiel die Entſcheidung, welche, ob durch Verzicht Gobineaus oder durch eine Abſtimmung, der er ſich unterzog, vermögen wir nicht mit Sicherheit feſtzuſtellen, Gobineau von der Akademie, und zwar nach ſeinem eigenen Willen nunmehr für immer, ausſchloß.

Es hat nicht an Stimmen, auch in Frankreich, gefehlt, welche es hart getadelt haben, daß ſo zu zweien Malen die Pforten dieſes Pantheons der Lebenden unſerem Helden ſich verſchloſſen haben. Man mag es ja auch bedauern, und wird es doch nichts weniger als unbegreiflich finden. Ganz abgeſehen von äußeren Umſtänden, wie Gobineaus wieder zu erwartender dauernder Abweſenheit, die ihm den Beſuch der Sitzungen unmöglich gemacht haben würde, waren der innerlich trennenden Momente reichlich viele vorhanden. Das ſtärkſte lag in Gobineaus eigener Art. Wenn das Amt der Akademie, die nun einmal eine Schöpfung des ancien régime iſt und — durch alle republikaniſchen Regierungsformen hindurch — bleibt, vor allem darin zu ſuchen iſt, den herkömmlichen franzöſiſchen Geſchmack in Schrift und Rede zu bewahren, ſo wird man nicht leugnen können, daß er nach dieſer Seite nicht der Geeignetſte war. Gobineau war nun einmal kein Stiliſt im

modernen französischen Sinne. Er pflegte immer nur den Stil des Gedankens, nicht den der Form. Wir sahen ferner früher schon, daß er, höchst undiplomatisch, den Hauptführern der französischen Wissenschaft und Geisteswelt entweder sich ferngehalten hatte (wie Sainte-Beuve) oder gar als Gegner und Kritiker gegenüber getreten war (wie Guizot und Mignet). Seine eigenen Arbeiten waren freilich zum Teil vollgültige wissenschaftliche Leistungen gediegenster Art, die jeder Akademie Ehre gemacht hätten, gerade die wichtigsten (der Essai!) aber für eine so geruhige Körperschaft doch zu ungemütlicher, tumultuarischer, umwälzender Natur. Schon während der früheren Kandidatur hatte Gobineau gegen Prokesch von den „énormités" gesprochen, die er die Kühnheit gehabt habe niederzuschreiben, und sich auch nicht verhehlt, daß seine mangelnde Begeisterung für das moderne Europa, insbesondere seine Verfassungen und bürgerlichen Gesetzbücher, der Akademie gegenüber eine paradoxe Figur aus ihm machen müsse. Und endlich ist kaum anzunehmen, daß der damals in ihm sich bereits anbahnende Prozeß immer zunehmender Ablösung von weltlichen Strebungen sich nicht auch schon bei Gelegenheit der vielen Aussprachen mit den Halbgöttern und ihren Kreisen verräterisch bemerklich gemacht haben sollte, in dem Sinne etwa, wie er diesen Anschauungen einige Jahre später im sechsten und siebenten Kapitel seiner „3me République" Ausdruck verliehen hat, wo er die Entgeistigung und Verweltlichung der Wissenschaft und der Kunst und deren Herabdrückung durch die in ihren Vertretern wirksamen gesellschaftshierarchischen und praktischen Nebenzwecke brandmarkt. Denkbar freilich auch, daß diese Anschauungen gerade durch seine Akademieerlebnisse und -erfahrungen erst voll zum Durchbruch und zur Klärung gekommen sein mögen.

Kurzum, Gobineau blieb draußen, und fortan nun auch gründlich draußen und hat bis an sein Lebensende jenen ein-

undvierzigsten Sitz innegehabt, dem Arsène Houssaye ein so ergötzliches Buch gewidmet hat[1]. Er trug seine Niederlage mit vieler Ergebung und wenig Rachsucht, und niemand wird bestreiten, daß die vereinzelten Sticheleien auf die gelehrten Herrschaften, die ihm später entschlüpft sind (wie einmal in den Plejaden, wo er sagt, daß „die Pariser Akademie, eine Versammlung ernster Männer, oder doch solcher, die es sein könnten, sich unlängst damit beschäftigt habe, die Echtheit einer Anzahl Handschriften, unter denen sich solche von der Hand Salomons befanden, zu prüfen") höchst harmloser Natur gewesen sind.

Vor allem aber ließ er es sich angelegen sein, der Akademie und der Welt zu beweisen, daß ein Mann wie er der äußeren Ehren nicht bedürfe, um sich zu seinen Höchstleistungen anspornen zu lassen. Die Schöpfungen seines letzten Jahrzehntes haben klar bewiesen, daß in diesem Falle eine Niederlage fast günstiger gewirkt hat als ein Sieg gekonnt hätte, und die Nachwelt, als Akademie zusammengetreten, hat Gobineau schon heute das reichlich erstattet, was die Schöpfung Richelieus ihm hatte versagen müssen.

* * *

Daß während des größten Teiles der fast auf den Tag genau zwei Jahre, welche Gobineau von der Ankunft aus Rio bis zur Abreise nach Stockholm in seinem Vaterlande zugebracht hat, sein geistiges Leben ziemlich gleich Null war, wird man nach der Schilderung der jene Jahre füllenden Ereignisse nur zu sehr begreifen. Geschaffen hat er — wenn

[1] „Histoire du 41e fauteuil de l'académie française" (zahlreiche Ausgaben seit 1855). Eine geistvolle Satire auf die Akademie, in welcher alle die Großen und Bedeutenden an uns vorbeiziehen, welche die Akademie nicht gewählt hat. Gobineau ist da in gar guter Gesellschaft.

wir von der oben skizzierten Schrift über den Krieg absehen — auf dem wissenschaftlichen und literarischen Gebiete wenig genug, nur allenfalls einige liegen gebliebene Arbeiten früherer Jahre hervorgezogen, eine kleine — die Reisenovellen, „Souvenirs de voyage“ — auch wirklich zum Abschluß gebracht und gegen Ende seines Pariser Aufenthaltes in Druck gegeben[1], endlich die „Plejaden“ begonnen.

Entstanden sind die beiden ersten Novellen sicherlich, die dritte höchst wahrscheinlich, bereits früher. „Le mouchoir rouge“ trägt in der gedruckten Ausgabe die Datierung „Athènes, 25 mai 1868“, die denn auch zutreffen mag, wogegen die der „Akrivie Phrangopoulo“, „Pâtissia, août 1867“, insofern anzufechten oder doch einzuschränken ist, als es feststeht, daß ein beträchtlicher Teil der Ausführung auf Rio entfällt: die Novelle ist also wohl in Patissia nur entworfen und angefangen worden. Für die Entstehungszeit der „Chasse au caribou“ fehlt uns jeder Anhaltspunkt.

Es war wohl ursprünglich beabsichtigt, auch „Adélaïde“ für diese Veröffentlichung mit heranzuziehen, nach reiflicher Überlegung aber entschloß sich Gobineau aus äußeren Gründen, sie davon auszuschließen. Ästhetisch einheitlich wirkender wäre das Bändchen zweifellos *mit* der Adélaïde ausgefallen, indem dann zwei Nachtstücke zwei Lichtstücken gegenüber-

[1] „Souvenirs de voyage. Céphalonie, Naxie et Terreneuve par le comte de Gobineau. Le mouchoir rouge. Akrivie Phrangopoulo. La chasse au caribou“. Paris, H. Plon 1872. Deutsch (unter dem Titel „Reisefrüchte“) von Franz Hahne. Reclams Universalbibliothek Nr. 4889—90. „Das rote Taschentuch“ allein übersetzt von Isolde Kurz (im 14ten Bande des „Novellenschatzes des Auslandes“); „Akrivia Phrangopulo“ allein von W. v. G(izycki) im „Kynast“ herausgegeben von E. Wachler, 2. Jahrgang 1899, Heft 1—3. Vgl. Gobineau über Isolde Kurz an Keller, 28. Dezember 1875 und 12. Februar 1876. Ebenda wird 23. August 1874 von einer Übersetzung der drei Novellen ins Schwedische berichtet.

geſtanden, und wiederum beide Paare Seitenſtücke ſich unter einander trefflich abgehoben hätten, während ſo das „Rote Taſchentuch“ in ſeiner grellen Eigenart, noch dazu weit kürzer als die beiden Schweſtererzählungen, einigermaßen allein ſteht und von jenen etwas unheimlich abſticht.

Der geriebene und gewiſſenloſe Graf Hieronymus Lanza, einer der Hauptmacht- und Würdenträger von Argoſtoli auf Kephalonia, Wolf und Fuchs in einer Perſon, der als Cicisbeo im Hauſe des verſchuldeten und verkommenen Tropfes Palazzi unumſchränkt waltet, hat vor Jahren einen Nebenbuhler, der ihm gefährlich zu werden drohte, den Grafen Ceſar Tſalla, durch Mörder aus dem Wege geräumt, ohne daß die Gerichte ihm darum etwas hätten anhaben können. Jetzt taucht plötzlich im Salon der Madame Palazzi als begünſtigter Liebhaber ſeiner angeblichen Pathin, tatſächlichen Tochter Sophie Palazzi ein junger Mann auf, in dem er auf den erſten Blick einen Sohn Tſallas erkennt. Er beſchließt, die Liebenden auseinanderzureißen und hat auch ſein ſchwaches und nichtiges Werkzeug, Madame Palazzi, wiewohl widerſtrebend, ſchon für dieſen Plan gewonnen. Aber Sophie ſtiftet jetzt ihren Geliebten an, ſich Lanzas auf dem gleichen Wege zu entledigen, den dieſer einſt gegen ſeinen Vater beſchritten hat. Lanza erkennt den Anführer des Überfalles auch in ſeiner Verhüllung und empfiehlt ſterbend den Frauen Vergeltung für den an ihm verübten Mord. Aber ungeliebt wie er war, bleibt er auch ungerächt, und ſein Tod, deſſen Urſachen und nähere Umſtände, da er nicht reden darf, der Öffentlichkeit ebenſowenig bekannt werden wie einſt die ſeiner eigenen Miſſetat, führt vielmehr nur die Vereinigung des jungen Paares herbei. Die Schlußworte: „ils vécurent heureux et eurent beaucoup d'enfants“ — ſie, deren Erzeuger beide durch Mord zuvor weggeräumt worden! — beenden wie mit grauſigem Hohne das furchtbare kleine Drama.

Wenn dieses auch seiner ganzen Art nach niemanden wohltun kann, hat es doch mit Recht viel Bewunderung gefunden. Die knappe Vielgestaltigkeit, die kalte Ironie, die ätzende Malice der Darstellung machen, wiewohl in ein überaus feines, ja vornehmes ästhetisches Gewand gekleidet, doch keinerlei künstlichen, vielmehr einen vollendet natürlichen Eindruck, etwa als blickte man in einen Strudel — ein Naturschauspiel, über dem man ja für den Augenblick auch vergißt, daß er vielleicht Menschen verschlungen. So läßt uns Gobineau, indem er mit plätschernd-plaudernder Anmut, die dem Schauplatze der Handlung, einem Ableger von Venedig, vortrefflich entspricht, über Entsetzliches hinweggeht, ein Gleiches vergessen oder doch hinnehmen, indem wir über dem Eindruck des künstlerischen Meisterstückes des Stoffes fast kaum mehr achten.

In unvergleichlich höherem Grade dem Titel entsprechend, nämlich Reiseerinnerungen, sind die beiden anderen, auch dem Inhalt und der dichterischen Absicht nach zusammengehörenden Novellen, am allermeisten die mittlere, „Akrivie Phrangopoulo“[1]. Hier ist ziemlich alles erlebt, die Natur — der Sonnenaufgang im ägäischen Meere, die Marmorwände von Paros, die Grotte von Antiparos, der feuerspeiende Berg auf Santorin — wie die Menschen, deren ungemein treue Wiedergabe im ganzen von Kennern der Levante ausdrücklich gerühmt wird und von denen einzelne, wie insbesondere Norton, Gobineaus eigenem Freundeskreise entnommen sind (auch die englischen Einsiedler verschiedener Zonen, p. 140 ss., wie der Graf Mella, sind nach dem Leben). Und daß es ausnahmslos erfreuliche und erquickende Erlebnisse waren, die hier zur Wiedergabe gelangen, das ist der Akrivie in ganz besonderem

[1] Eine Zeitlang wollte Gobineau sie „Akrivie Frangos“ benennen, weil der Name Phrangopoulo wirklich auf Naxos vorkomme, blieb dann aber doch bei der ursprünglichen Bezeichnung.

Maße zugute gekommen und gibt ihr sogar einen Vorrang vor gewissen späteren, vielleicht noch berühmter gewordenen Novellen, bei deren saftiger Ironie man das „je suis de ceux qui méprisent“ des Autors mitherauszuhören glaubt, während dieser in der Idylle von Naxos einmal ganz nur als der, der liebt und schätzt, vor uns hintritt — Gefühle, die nicht am letzten sogar aus den leicht spöttelnd hingeworfenen Schilderungen z. B. der beiden Standespersonen von Naxos, Moncade und Phrangopoulo, dieser fernen Ausläufer alter Rittergeschlechter, hervortönen.

Der eigentlichen Handlung ist in dieser Erzählung nur der allerbescheidenste Raum angewiesen. Die psychologische Entwicklung ist alles, die Lösung des scheinbaren Rätsels: wie ein moderner Vollblut-Engländer, Seeoffizier, auf dem allem Weltverkehr so gut wie ganz entrückten Eilande Naxos auf Menschen trifft, die gleichsam in vergangenen Zeitaltern mit ihrer Einfalt und Natürlichkeit stecken geblieben sind, wie eine holde Mädchengestalt, die ihm mitten im neunzehnten Jahrhundert die homerische Frau von vor drei Jahrtausenden, das in allem nur schlicht wahre, als Tochter, Schwester, Gattin und dereinst Mutter mit ganzer Kraft sich hingebende Weib vor Augen bringt, ihn derart gefangen nimmt, daß er der Vereinigung mit ihr seine Laufbahn, seine gesellschaftliche Stellung, ja seine Heimat opfert. Sehr schön wird die Zauberkraft der Unschuld, der Reiz reinen und zugleich anmutigen Menschentums daran veranschaulicht, wie nicht nur die gesamte Offizierswelt der Korvette Aurore, vom Kapitän bis zum jüngsten Seekadetten, Akrivie zu Füßen liegt, wie sogar der alte Schiffsdoktor im Traume beim Botanisieren ein neues Kräutlein entdeckt, das er auf die Eingebung einer himmlischen Stimme als Akrivia incomparabilis in die wissenschaftliche Welt einführt, ja wie selbst der von seinem Herrn sonst unzertrennliche Hund Dido von der, in welcher er ahnungsvoll

die zukünftige Herrin zu wittern scheint, nicht wegzubringen ist. Den entscheidenden Seelenvorgängen, der Annäherung des jungen Paares, gibt die prächtige Schilderung des Vulkans von Santorin, ein echt Gobineausches Meisterstück, einen erhabenen Hintergrund, der gegen das andere Naturbild, die Grotte von Antiparos, an welcher „Sehenswürdigkeit" die Modenarrheit gewisser Besichtigungen verspottet wird, in einen bedeutungsvollen Gegensatz gerückt erscheint.

Der Grundgedanke der Akrivie ist einer derjenigen, die zu allen Zeiten immer wiederkehren werden, derjenigen, welche das innerste Sehnen des modernen Menschen, des besseren Menschen, mit elementarer Gewalt zum Ausdruck bringen. In dem Schrei nach der Natur vereinigen sich sonst unversöhnliche Gegner, wie hier Rousseau und Gobineau, und die Dichter sind, seit Bernardin de St. Pierres Tagen zumal, nicht mehr zu zählen, die ihn ausgestoßen haben. Je nach ihrer Eigenart ist deren Stellung zu den Menschen und Dingen der Natur und der natürlichen Zeitalter. Ein Teil steht seinem Wesen nach dieser Welt unmittelbar näher — solch ein ihr verwandter Geist war z. B. ein Mann, der, gleich Gobineau Reisender, Diplomat und Schriftsteller, gleich ihm auch mit Vorliebe diese Erscheinungen aufgesucht und mit dem vorstechend wohlwollend-liebenswürdigen Zuge zur Darstellung gebracht hat: Washington Irving —, ein anderer muß sich erst objektivieren, um in sie hinabzutauchen. Zu diesen gehört Gobineau.

Als Mensch, als Franzose, als Glied seiner Familie viel zu eng verwoben mit dem modernen Getriebe, viel zu reich durchtränkt mit der modernen Bildung, um wahre Natur anders als in gelegentlichen und halben Atemzügen haben kosten zu können, war er doch wiederum als Genie zu tief in das Wesen der Dinge eingedrungen, um jener nicht trotz aller Scheintriumphe der Kultur und vollends der Zivilisation den

höheren Rang, die höhere Berechtigung zuzuerkennen. Mit herzerfreuender Deutlichkeit wird dies Bekenntnis auch in der Akrivie abgelegt, wo weder das erwähnte harmloſe Spötteln darüber täuſchen kann, daß die in Wirklichkeit Verſpotteten und Verläugneten vielmehr die heutigen Kulturmenſchen ſind, noch irgend eine Beimiſchung empfindſamer Sehnſucht das aus vollſtem Wirklichkeitsſinne heraus gegebene Bild wundervollſter Natur trübt oder abſchwächt. Das gilt ganz beſonders von der Schilderung der Heldin ſelbſt, die nichts gelernt, über nichts nachgedacht hat, ſich auf keinerlei „Konverſation" verſteht, und dabei doch mit Blitzen treffendſten Urteils um ſich wirft, unerſchütterliche Überzeugungen hegt, aus dem einfachen Grunde, weil ihr ungepflegter Geiſt zwei Dinge ſich bewahrt hat, die keine Bildung erſetzen kann: Kraft und Geſundheit. Und die Krone dieſer Frauengeſtalt: ſie lebt ganz in anderen, in ihrer Umwelt, in der Entäußerung. Gobineau hat dieſer Frau der alten, der guten Zeiten in einer kurzen Erörterung — eine lange hätte das Dichtwerk nicht geduldet — die der modernen gegenübergeſtellt, die in ſich und für ſich leben und etwas ſein will. Er erteilt keiner mit dürren Worten den Preis; aber lange ehe ſpäter ſeine Amyneh und ſeine Vittoria Colonna entſtanden, zeugte ſeine Akrivie ſchon mit vollendeter Deutlichkeit dafür, auf welcher Seite ſein Herz weilte, wo er das Gold, wo das Talmi ſah.

Spotte, wer mag, über dieſe kleine Welt, die meiſt ſchweigend lebt und doch ſich nie langweilt, der Muße und Bedürfnisloſigkeit ein ſtetes Gehenlaſſen, eine meerestiefe Ruhe eingeben, deren den Händeln der Welt fremde beharrliche Sanftmut ihr einen wahren Paradieſeszuſtand ſchafft. Darum bleibt es doch wahr, daß wir alle uns in dies Paradies immer wieder auf Augenblicke zurückträumen, je mehr das moderne Leben uns davon entfernt, daß wir das Möglichſte von dieſen Träumen — vieles in der Phantaſie und einiges

wenige in der Wirklichkeit — festhalten müssen, wenn wir nicht verdorren und verschmachten wollen, und daß wir Gobineau in seiner Akrivie einen besonders schönen Traum dieser Art in schönster dichterischer Fassung verdanken.

Den gleichen Gegenstand wie in dieser hat unser Dichter in der dritten der Reisenovellen, der „Renntierjagd" (la chasse au caribou), nochmals, freilich in gänzlich verschiedener, man könnte sagen gegensätzlicher, Weise behandelt. Wieder trifft ein Zivilisationsmensch mit einem Naturkinde zusammen, aber mit ganz anderer Veranlagung, aus ganz anderen Voraussetzungen, entsprechend dem Umstande, daß im allgemeinen der Engländer der Natur um einen Grad näher geblieben ist als der Franzose, und daher auch mit entgegengesetzter Wirkung. Charles Cabert, der Sohn eines reich gewordenen Pariser Bourgeois, eine Salon- und Klubfigur mäßigsten Ranges, wird, um ein heikles Liebesabenteuer zu verschmerzen, von seinem Vater eine Zeitlang auf Reisen geschickt und wählt, als den Boden, der ihm die beste Ausbeute für hinterherige Aufschneidereien zu verheißen scheint, Neufundland zum Schauplatze seiner Taten. Eine Empfehlung an den holländischen Generalkonsul Harrison, der ihm in seinem vierzehnkindrigen Hause die glänzendste Aufnahme bereitet, verschafft ihm die Bekanntschaft von dessen Freunde Barton, einem Urbilde des angloamerikanischen Demokraten, der sich im entlegensten Winkel jener Nordlandswelt einen Landsitz in vollendetster Unabhängigkeit von allen irdischen Obergewalten geschaffen hat. Dorthin nimmt er den jungen Pariser mit, um ihm die heißersehnte Gelegenheit zur Renntierjagd zu verschaffen. Aber Cabert findet mehr Gefallen an dem Plaudern und Plänkeln mit Bartons Tochter und Liebling Lucy, welcher er ganz im Stile des Pariser Elegants phrasenhafte Liebeserklärungen macht. Das arme harmlose Kind, das in dem von allen ihr bisher erschienenen Männergestalten so stark und ver-

meintlich vornehm abstechenden Herrchen eine Art höheren Wesens sieht und ihm daher unbesehens ihr Herz schenkt, nimmt sein Gerede für bare Münze; Liebe ist für sie von Ehe nicht zu trennen. Der überglückliche Vater will den Eidam gleich dabehalten, ihm ein Geschäft einrichten.

Aber so war es nicht gemeint; Charles, so sehr ein Sproß und Abbild jener Afterzivilisation, welche die Pariser Gesellschaft zur höchsten Blüte gebracht hat, daß er Unschuld und Natur sich überhaupt gar nicht vorzustellen vermag und daher Lucys und Bartons naives Ansinnen für listige Schlingen hält, tritt den Rückzug an. Einen Augenblick lang sieht er sich dem Zorn und der Rache Bartons und seines stämmigen Sohnes Patrice ausgesetzt, und nur dank dem Dazwischentreten des Schulmeisters John, eines Mannes, der in diesen einsamen Himmelsstrichen ein bewegtes und schicksalsreiches Leben in schlichtester Stellung als stiller Wohltäter beschließt, der Charles zuvor gewarnt hat und jetzt seinen Bedrängern ein Licht über die gründliche Verschiedenheit von Pariser und Neufundländer Begriffen aufsteckt, kommt er mit bloßem Andieluftgesetztwerden davon. Mit dem Aufschneiden im Klub aber bleibt es, nach diesem Ausgang seiner Abenteuer, auch so gründlich vorbei.

Die Renntierjagd verhält sich zur Akrivie wie ein kerniges niederländisches Genrebild zu einem entsprechenden Salonstücke eines vornehmen französischen oder italienischen Meisters. Die Mittel der Darstellung sind drastisch, für zartbesaitete Naturen vielleicht stellenweise zu drastisch, und neben einzelnen Jugendschöpfungen und gewissen Renaissanceszenen gibt diese Erzählung wohl den sprechendsten Beweis dafür, in welchem Maße Gobineau neben den Mitteln des Feinkomischen auch die des Derbkomischen zu Gebote standen. Dennoch würde man irren, wollte man lediglich die Posse in dem Werkchen sehen. Mag Gobineau auch in seinem Charles Cabert mit einem gewissen

jugendlich gemahnenden Übermute etwas stark aufgetragen haben, so liegt doch in der Gegenüberstellung seiner Anschauungen und Manieren mit den urwüchsigen Sitten und Gebräuchen der Neufundländer immerhin auch ein gutes Stück feinster Seelenschilderung beschlossen. Alle Figuren der Novelle sind dabei von verblüffender Wahrheit, und von allen dreien ist sie offenbar die am meisten aus einem Guße geratene, in nie versiegendem Flusse wie in einem langen Atemzuge niedergeschrieben. So darf man jede einzelne der drei in ihrer Weise vollendet nennen.

Sie sind denn auch vom ersten Augenblicke an nach Verdienst gewürdigt worden. Im Prokesch'schen Kreise in Graz kamen sie unter größtem Beifall zur Vorlesung, und Prokesch selbst nannte die Novelle von Kephalonia einen Opal, die von Naxos einen Rubin, die von Neufundland einen prächtigen Onyx, während Schwester Caroline und Tochter Diane gemeinsam in dem Roten Taschentuch einen Rubin, in Akrivie eine Perle, in der Renntierjagd einen Smaragd erkennen wollten. Jedenfalls haben sie alle vollauf recht darin, diese Erzählungen als Edelgestein zu bezeichnen, Prokesch auch noch im besonderen darin, daß er Akrivie vor den beiden anderen heraushebt, indem er sie in die höchste Klasse der Edelsteine versetzt, indes ihm die letzteren nur als Halbedelsteine gelten.

Gobineau selbst war sich bewußt, daß er mit diesen Schöpfungen seiner reifsten Periode, dank vor allem dem Hinzutreten des volkskundlichen Elementes, einen bedeutsamen Schritt über die Novellistik nicht nur der meisten Zeitgenossen, sondern auch der eigenen Jugendjahre hinaustue, und sein österreichischer Freund wird nicht müde, es zu bewundern, wie hier Kunstwerken der leichtesten Form dennoch eine große Tragweite verliehen, indem der Gehalt ganzer Volksgruppen an Sitten, Anschauungen und Anlagen darin erschöpft werde. Von neueren Beurteilern hat am besten Rudolf Schlösser

über die Gobineauſchen Novellen geſprochen (in der Vorrede zu ſeiner Überſetzung der „Tänzerin von Schemacha"). Sind ſeine Worte auch zunächſt und vorwiegend den Aſiatiſchen gewidmet, ſo erhellt doch unſchwer, wie ſehr ſie auch für die Reiſenovellen mitgelten: „Es iſt leicht erſichtlich, wie Gobineaus auffallendes Talent, ſich in fremde Denk- und Empfindungsweiſen hineinzuleben, dem kulturellen wie künſtleriſchen Element ſeiner Erzählungen und der Verſchmelzung beider miteinander, in der das eigentlich Bezeichnende ſeiner Novelliſtik beſteht, zugute kommen muß. Im Verein mit ſeiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe, ſeinem feinen Naturſinn, ſeinem ſicheren Blick für das Weſentliche der Erſcheinungen und einer ungewöhnlichen Kraft der Charakteriſtik gibt dieſe Fähigkeit ſeinen Novellen, obwohl dieſe in ſeinem Geſammtſchaffen nur eine Nebenrolle ſpielen, jene ſeltene künſtleriſche Vollendung und jenes ſtarke ſachliche Intereſſe, deren mächtiger Reiz den empfänglichen Leſer ſchnell gefangen nimmt."

Eine Neuausgabe der Reiſenovellen (diesmal in Verbindung mit Mademoiselle Irnois und Adélaïde) war eben in Vorbereitung, als der große Krieg ausbrach. Ob und wann ſie nun in ihr Vaterland wieder einziehen werden, ſteht dahin; bei uns ſind ſie inzwiſchen längſt zu Lieblingen geworden.

Wir ſagten vorhin, daß die zwei Jahre zwiſchen Rio und Stockholm im weſentlichen unſchöpferiſch für Gobineau verlaufen ſeien. Ganz zum Schweigen zu bringen aber iſt der Schaffensdrang eines ſolchen Geiſtes nun und nimmermehr, und ſo hat er wenigſtens (im Winter 1871 auf 72) für ſeine Lieblingsbeſchäftigung, die Bildhauerkunſt, die freien Augenblicke zuſammengeſtohlen, um denn auch auf dieſem Gebiete eine ſeiner bedeutſamſten und ſchönſten Arbeiten zuſtande zu bringen: ſeine „Valkyrie"[1].

[1] Auch die Anfangsarbeiten zur Queen Mab fallen noch in die letzte Zeit vor der neuen Ausreiſe. Da dieſe aber erſt in Stockholm

Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes[1] ist nicht allein nach der künstlerischen, sondern fast mehr noch nach der allgemeingeistigen Seite bezeichnend für Gobineau. In Angriff genommen und ausgeführt wurde es als eine Büste der (antiken) Siegesgöttin. Schon während der Arbeit begeisterte und entzückte er sich nicht nur selbst daran („La Victoire devient superbe. Je n'ai jamais rien autant fini", „La Victoire va merveilleusement", und so öfter), sondern fand auch den bewundernden Beifall der Kunstgenossen, Oliva und Carpeaux. Letzterer erklärte den Kopf für Gobineaus schönste Arbeit, die für seine außerordentlichen Fortschritte zeuge, und nannte sie „erstaunlich, höchst originell und schön", er lobte im besonderen den untadelhaften Bau des Kopfes, die Stirn, die Haare, den sprießenden Lorbeer, Mund und Kinn; ja, er nahm selbst das Bossierholz, um einige Unvollkommenheiten in Augenwinkeln und Nase zu bezeichnen, die Gobineau dann nach seinen Anweisungen berichtigte. Im März 1872 schreibt er an seine Gattin: „Hier j'ai vu Sorel toute la journée. Il trouve la Victoire magnifique. Seulement il dit que c'est une Valkyrie et qu'elle n'a rien d'antique. Comme c'est exact, j'ai changé le nom de Victoire en celui de Valkyrie et je suis fort content."

Daß Gobineau in dieser Zeit, da sich sein ganzes Innenleben, insoweit es sich schöpferisch aussprach, auf die Bildhauerei, und in ihr wieder auf dieses eine einzige Werk konzentrierte, unbewußt gerade eine Walküre, ein göttliches Germaninnenhaupt ins Leben rief, nachdem er zu einer Antike angesetzt, ist gewiß einer der beziehungsvollsten Züge seines

vollendet wurde, sparen wir sie für dort auf. Ein kleiner Genovevakopf ist wohl über die Anfänge nicht hinausgekommen.

[1] Meine Angabe in „Gobineaus Rassenwerk" S. 494, daß Gobineau zwei Walkürenbüsten geschaffen zu haben scheine, beruht vermutlich auf einem Irrtum.

Lebens. Und wie wunderbar, daß dies gerade zu dem Zeitpunkte geschah, da er im Begriff stand, die nordischen Lande zu betreten, von wo er dann (Stockholm, 1. Juni 1872) an Oliva schreiben konnte, er denke an den Walkürenkopf mit um so größerer Sorgfalt die letzte Hand zu legen, als er erst dort erkenne, wie treu er den skandinavischen Charakter darin wiedergegeben habe!

In dem neuen Wohnsitze, unmittelbar nach der Vollendung, besuchte ihn dann der junge Freund, welcher in seiner „Erinnerung“ [1] nähere Kunde über seine Bildhauertätigkeit in die Öffentlichkeit gebracht hat, und berichtet über unser Kunstwerk: „Gobineau hatte damals eine seiner schönsten Büsten, die Walküre, vollendet. In seinem Atelier stand der kühne Kopf. Mit flammenden Blicken späht die Walküre aus Walhall hinaus. Vielleicht ist es Ottar Jarl, den sie ruft.“ Prokesch verglich die Walküre einige Zeit später mit der Queen Mab und fand sie „mehr Weib, mehr ihrer Schönheit bewußt, hinreißend, aber ihrer selbst gewiß, mehr Königin“, dabei kunstvoller gearbeitet, sodaß sie den Künstlern, die phantastisch-poetische Queen Mab dagegen den Dichtern mehr gefallen werde. Wenn er in einem anderen Briefe sie „zu schön, zu zivilisiert“ findet, so spukt da in seiner Vorstellung offenbar noch ein Rest jenes seitdem längst überwundenen Wahnes, der nordisches Germanentum notgedrungen mit Wildheit und Barbarei zusammenwerfen zu müssen glaubte. Heute wissen wir es anders und wollen es Gobineau immerdar danken, daß er uns in seiner Walküre — deren Original jetzt zum Glück die Straßburger Sammlung schmückt — an einem so prachtvollen Beispiele die Vereinbarkeit altgermanischer Kühn-

[1] „Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau.“ Von Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. (Neue Ausgabe.) Stuttgart 1906. S. 17. 34.

heit mit höchster menschlicher und künstlerischer Schönheit dargetan hat.

Durch die Beschäftigung mit diesem hochidealen Werke ließ sich Gobineau über die gehäuften Nöte der damaligen Zeit emportragen. Wie sehr die Ungewißheit und das Warten auf die Dauer an ihm zehrten, verraten seine Briefe genugsam, und seine Philosophie ließ ihn am Ende wohl manches Mal im Stich, wie wir daraus entnehmen können, daß er sich veranlaßt fühlte, sich immer wieder Geduldsprüche vorzuführen. „Je t'avoue", schreibt er der Schwester im März, „que cela ne me donne pas une humeur canonique. Je ne crois pas être une femmelette, mais cette prolongation indéfinie me met à l'extrémité de ma bonne humeur." Noch am ersten Mai heißt es dann gegen Delpit: „Je suis nommé, archinommé in petto, mais nous avons l'horreur de conclure."

Mitte des Monats wurde es dann endlich Ernst, und am 25. Mai konnte er an Caroline von Trye aus melden: „Je pars d'ici tout à l'heure et de Paris lundi pour Stockholm." Schon während des Winters hatte er in dem genannten Schlupfwinkel, bei den inzwischen aus Dänemark wieder heimgekehrten Seinigen, bei seiner „chiennerie", seinen Büchern, seinen Sammlungen manches Mal von dem in Paris ihn umlastenden Drucke ausflugsweise und auf Tage aufgeatmet. Langsam, aber unaufhaltsam sollte ihm diese Zuflucht in den nächsten Jahren vom Geschick entrissen werden, und ein wirkliches Heim ist ihm das alte Schloß wohl diesmal zum letzten Male gewesen. In welcher Stimmung er es verließ, verrät er der Schwester im Augenblick der Abreise: „Entre nous, je ne sortirai pas de sitôt du milieu des décombres que ces dernières années, le Brésil, l'invasion, l'occupation militaire et 14 mois d'attente ont accumulé autour de moi. Avec l'aide de Dieu, j'espère pourtant bien m'en tirer — inshallah!"

Zweites Kapitel.

Stockholm.

1872—1877.

Anfang Juni machte ſich Gobineau von Paris aus auf den Weg. Über Köln, wo er im Dom einer Abendandacht mit Muſik beiwohnte, ging die Reiſe nach Kiel, das ihn in ſeinem frühſommerlichen Kleide aufs Höchſte entzückte. Er hatte die Freude, hier mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Baron Guldencrone, zuſammenzutreffen, der ihm die ſtärkſten Seiten Kiels, ſeine berühmte Verpflegung (beſonders in Bieren und Meeresſpeiſen) und die neuen von Gobineau als „admirables et formidables“ bezeichneten Kriegshafenarbeiten, zu gebührender Würdigung vorführte. Die däniſchen Orte, welche er darauf berührte, Korſör („petite ville charmante — c'est hollandais, ça a un caractère honnête, paisible, sage et occupé“) und vor allem Nyborg, wo für ihn dieſe Gegend gipfelte, weckten in zunehmendem Maße die Empfindung des traulich Anmutenden in ihm, welche der Norden als wahre Seelenbeglückung für ihn barg, ſodaß er, als er nach einem Beſuche Kopenhagens, wo ihm vor allem das Thorwaldſen-Muſeum mächtige Eindrücke brachte, am Abend des 7. Juni in Stockholm eintraf, trotz einer Hitze, bei der er faſt vor Müdigkeit umfiel, ſich dort vom erſten Augenblicke an wie in einer Heimat fühlte. Die hundertmal nacherzählte, von Spöttern gegen ihn ausgenutzte Anekdote[1],

[1] Eulenburg a. a. O. S. 17 ff.

nach welcher er später in der Schärenfelseninsel Djursholm den Stammsitz Ottar Jarls und damit die Wiege seines Geschlechtes geahnt und sich eingeredet habe, behält für uns jedenfalls den hohen symbolischen Wert, daß Gobineau überhaupt in den Gefilden des Nordens als in denen seiner Ahnen sich zu Hause fühlte, daß der Aufenthalt daselbst ihn jugendlich neu belebte und beseelte, wie er denn auch bis ans Ende seiner Tage in Gedanken dort am liebsten geweilt und von dort am liebsten erzählt hat.

Die ersten Monate, während deren er vorerst ganz allein war, verliefen in einer ihm durchaus ungewohnten Ruhe, die er um so mehr in tiefen Atemzügen einsog und sich sozusagen planmäßig zunutze machte, als es ihm erst jetzt, nachdem er alles hinter sich hatte, vollends klar wurde, daß es gelte, „nach drei Jahren voller Bitternisse, Sorgen und Mühen sich dem Abgrunde zu entreißen".

Nichts ist in solchen Lebenslagen, wo der Mensch bis ins Mark angezehrt, in seinem ganzen Fortbestande gefährdet erscheint, so heilbringend, als ein Szenenwechsel, schon ein vorübergehender, vollends aber ein dauernder. An Gobineau hat seine damalige Verpflanzung nach dem Norden geradezu Wunder gewirkt. Nicht als ob nun alle seine seelischen und körperlichen Leiden mit einem Male geschwunden gewesen wären — wir werden vielmehr sehen, daß beide, in teilweise sogar unerhörter Steigerung, fort und fort auf ihn eingedrungen sind —: aber daß er ihrer überhaupt Herr geworden, daß sie ihn nicht umgeworfen haben, das verdankte er einzig der seelischen und geistigen Beflügelung, die der Norden mit allem, was er in ihm finden sollte, ihm gebracht hat.

Gleich die ersten Eindrücke vollendeten, zumal sie sich an die dänischen anschlossen, die Stimmung, die er selbst mit den Worten „fou du Nord" bezeichnet hat. Die Stadt Stockholm fand er „feenhaft", sie hatte für ihn ein denkbar stolzes, königs-

liches Aussehen, ihre Paläste, ihre schattigen Plätze, ihre Denkmäler heimelten ihn an, ganz unvergleichlich mehr noch die Umgebung, vor allem die Wässer, die Inseln, die Wälder, die Felsen, die Moosgründe des Mälarsees. Da sein Stockholmer Aufenthalt um die Zeit der längsten Tage begann, so konnte er gleich bis zum späten Abend das Sonnenlicht, um neun oder später die Abendröte, und nach wenigen Stunden dann schon wieder die Morgendämmerung genießen. Es ist klar, wie wesentlich dieser Umstand zur Festlegung der für Gobineaus Stockholmer Zeit bezeichnenden Grundstimmung beitragen mußte.

Im Einklang mit seiner Landschaft erschien ihm das schwedische Volk[1]. Hier ist es besonders zu bemerken, wie sehr ihm durchweg das wohltat, was er in seinem Vaterlande, vollends während der letzten schlimmen Zeiten, vermißt hatte. Er kann sich nicht genug tun, den Grundzug von Besonnenheit und Einsicht, Ordnung und Zucht, den mit vollkommenster Freiheit gepaarten und darum um so höher zu veranschlagenden Konservatismus, die Ruhe, die Duldsamkeit dieses Volkes, seine Immunität gegen die internationalen Gifte der Zeit zu preisen. Wohl in keinem der Länder, welche ihm sein Amtslauf bisher zugewiesen, war ihm noch so etwas von Königstreue begegnet wie hier, wo, als Karl XV. die Augen schloß, kein einziges Landeskind sich von der allgemeinen Trauer ausschloß und wo, Monate später, der imponierende Huldigungszug für dessen Nachfolger ihm gleichsam das aktive, positive Gegenstück der zu Tage drängenden Liebe eines Volkes darbot.

[1] Von den zahlreichen Charakteristiken Schwedens und der Schweden, die uns die Briefe bergen, ist die vielleicht knappste und sprechendste die an Blunt (21 décembre 1872): „Ce pays aussi calme et conservateur que les autres sont troublés, d'ailleurs beau et fin comme un rêve“ (wobei übrigens wohl Norwegen mit einbegriffen zu denken sein dürfte).

Was Gobineaus Herz aber mehr als alles andere erfreute, war das zähe Festhalten dieser selben, bei all ihrer praktischen und vorwiegend nach seiten der Urteilskraft ausgebildeten Veranlagung doch von einem tief poetischen Sinne erfüllten Bevölkerung an ihren alten Überlieferungen, insbesondere an ihrer altgermanischen Sagenkunde. Ein großer Tag war es für ihn, da er bei einem Besuche Upsalas die etwa eine halbe Meile von dort belegenen drei Grabhügel der Götter Odin, Thor und Freyr erklomm und darauf in einem benachbarten Landhause von einer schwedischen Frau aus silberbeschlagenen Trinkhörnern, von Schwedens Königen gespendet, den schäumenden Meth als Festtrunk, wie zur Bannung dauernden Gedenkens dieser erhabenen Stunde, kredenzt erhielt.

Allerdings lernte er mit der Zeit unterscheiden zwischen dem schwedischen Volke und der schwedischen Gesellschaft; und wenn er einem Landsmanne gegenüber die ihm in der letzteren gewordene Aufnahme mit Genugtuung auf ihre bekannte, vom König Karl XV. als erstem zur Schau getragene und geförderte franzosenfreundliche Gesinnung zurückführte, so mag er doch wohl je länger je mehr erkannt haben, daß gewisse Verwandtschaften nicht sowohl der inneren Anlage als der äußeren Lebensgestaltung, welche den Schweden die Bezeichnung der „Franzosen des Nordens" eingetragen haben, auf Eigenschaften sich begründeten, die er an seinen Volksgenossen nicht liebte und somit auch an deren Nachahmern nicht lieben konnte. Fest steht jedenfalls, daß er der eigentlichen Gesellschaft Schwedens später zurückhaltender gegenüberstand und zuletzt nicht ungern von ihr geschieden ist. Aber auch gleich zu Anfang traten ihm gewisse Seiten an derselben entgegen, die ihn abstoßen mußten. Dahin gehörte vor allem die weitverbreitete Sitte der unmäßigen Gastmähler mit ihrer „unmöglichen Esserei und unglaublichen Trinkerei" und ihren ins Endlose ausgebrachten Gesundheiten. Gobineau, der nur kleine Gaste-

reien gab, mußte doch einmal bei einer solchen einundzwanzig Trinksprüche vom Stapel lassen. Im übrigen freilich nahm er sich an einigen Amtsgenossen, die sich mit dieser Lebensweise zu Grunde gerichtet hatten, dermaßen ein abschreckendes Beispiel, daß er vom ersten Augenblick an namentlich gegen den Weinluxus das Banner des Aufruhrs erhob, nur Wasser trinken zu wollen erklärte und selbst als Gastgeber für seine Person die Kosten des ganzen Abends mit einem einzigen Glase Wein bestritt.

Ein Glück war es dabei für ihn, daß er es mit dem diplomatischen Korps wie auch mit den schwedischen Amtskreisen gut traf, sodaß seine gesellschaftlichen Beziehungen nach allen diesen Seiten durchweg die besten gewesen sind. Der einzige ungemütliche Zwischenfall seines Stockholmer Amtslebens ereignete sich im Mai 1873 anläßlich der Krönung Oskars II., zu welcher die französische Republik in der Person des Generals Du Barail einen außerordentlichen Gesandten geschickt hatte. Wir werden es diesem, der später über seine damaligen Begegnungen mit Gobineau öffentlich berichtet hat[1], gerne glauben, „daß der von ihm hier überflügelte ihn ohne Begeisterung habe kommen sehen und auch in der Aussicht auf die Böcke, die er, ein außerhalb der Zunft stehender Militär, unfehlbar werde schießen müssen, kaum genügenden Trost gefunden habe". Selbst mit der Begründung dieser Stimmungen durch den Umstand, daß Gobineau für sich selbst auf die Ehren dieser außerordentlichen Gesandtschaft gehofft haben werde, dürfte er das Richtige getroffen haben: Gobineau hätte ja ein Engel und kein Mensch sein müssen, wenn er derartige Regungen *nicht* empfunden hätte; und wenn er diese im Verlaufe den ihm unbequemen Einschiebling einigermaßen ent-

[1] Général du Barail, „Mes souvenirs", Tome 3, Paris 1896, p. 327 ss.

gelten ließ, wenn er gegen die Höflichkeit durch Nichtabholen desselben am Bahnhofe und gegen den diplomatischen Gebrauch durch den Vorschlag, ihn („wie einen gewöhnlichen Touristen", Du Barail) beim Könige einzuführen, verstieß, so werden wir auch das nicht allzu hart beurteilen. Angenommen selbst, bei Gobineaus Verhalten habe ein gutes Teil verletzter Empfindlichkeit mitgespielt, so lag der wahre Grund für dasselbe doch tiefer. Aus seinen Briefen an seine Gattin geht unzweideutig hervor, daß die beiden Männer sich äußerst fremd blieben, wenn nicht gar abstießen. Und wenn Du Barail sagt, „ihre Beziehungen seien höflich, aber wenig herzlich gewesen, und er habe von Gobineau den Eindruck gewonnen, daß er sich nicht gutwillig zu einem ihm wohlwollenden Führer wandeln werde, der ihm die ‚faux pas' erspare", so dürfen wir dies nach Gobineaus Berichten dahin ergänzen, daß dieser die „faux pas", an denen es dann wirklich nicht gefehlt hat, nicht sowohl auf die Unerfahrenheit als auf die Einbildung und Eitelkeit Du Barails zurückführte, die diesem viel Spott eingetragen habe[1].

Wir haben im übrigen allen Grund, uns Gobineaus

[1] Die Mißstimmung, die bei Du Barail gegen Gobineau zurückblieb, veranlaßte ihn jahrelang später, eine Verdächtigung gegen diesen auszusprechen, die ihn mit dem ersten besten Ränkeschmied auf eine Stufe stellte. Der französische Militärattaché in Stockholm war mit schwedischen Offizieren in einen Wortwechsel geraten, der in einen ernsten Streit ausgeartet war. Gobineau verlangte nach Prüfung des Tatbestandes die Abberufung des Attachés, die Thiers dann auch verfügte, also als im dienstlichen Interesse liegend anerkannte. Du Barails Worte (a. a. O. p. 329): „Je crois que le véritable auteur de sa mésaventure était notre ministre plénipotentiaire à Stockholm, le comte de Gobineau, qui dissimulait soigneusement la part qu'il y avait prise" würden sich allein damit schon erledigen; in jedem Falle verdienen sie, gegen einen Gobineau gerichtet, kein Wort der Widerlegung.

Stockholmer Geſandtentätigkeit als verhältnismäßig beſcheidener Art vorzuſtellen. Denkbar immerhin, daß eines Tages die Archive noch das eine oder andere Bedeutſame daraus zu Tage brächten, wahrſcheinlich iſt dies nicht, ſchon aus dem Grunde nicht, weil er dann, ſeiner Gewohnheit entgegen, in ſeinen Briefen, der durchweg wichtigſten Ergänzung der amtlichen Zeugniſſe, ganz darüber geſchwiegen hätte. Wir erhalten aus dieſen vielmehr den Eindruck, daß Gobineau, wenn er es auch namentlich in der erſten Zeit für angezeigt hielt, nach außen noch den Schein des Weiterſtrebens zur Schau zu tragen, ja wenn er einzelne Male wirklich nach bewegterem Amtsleben zurückverlangte[1], innerlich doch abgeſchloſſen und ſich damit abgefunden hatte, daß es dem Ende entgegen gehe, und daß dies Ende weit weniger glänzend ſein werde, als er ſich zu Zeiten geträumt. Gegen Prokeſch, den allzeit Vertrauteſten, ſpricht er es aus, daß der Dienſt ihm nur noch eine Frage des täglichen Brotes, daß der Stockholmer Poſten, der ihm ohne jede innere Notwendigkeit (im dienſtlichen Sinne geſprochen), lediglich im rouge et noir des allgemeinen Glücksſpielwirbels zugefallen, ihm nun auch nichts weiter bedeute, als „die Felsſpitze in der Sintflut", daß alles in ihm nach Freiheit ſchreie, und daß er den Dienſt in dem Augenblicke verlaſſen würde, wo ſich ihm eine andere Möglichkeit, auskömmlich zu leben, böte.

So mag denn ſein Amtsleben in jenen Jahren eintönig und inhaltsleer genug verlaufen ſein; und die geſellſchaftliche Seite desſelben, die ihn zeitweilig ziemlich ſtark in Anſpruch

[1] Darauf deutet unter anderem ein Brief des Grafen Daru, des bekannten Staatsmannes, in Gobineaus Nachlaß, aus dem wir erſehen, daß letzterer ſich durch deſſen Vermittlung einmal an den Herzog von Decazes um Verſetzung von Stockholm gewandt hat. Der Brief iſt freilich undatiert, ſodaß wir den Zeitpunkt hiervon nicht beſtimmen können.

nahm, hat ihn, den immer mehr von der Außenseite des Lebens nach innen sich Kehrenden, ganz gewiß nicht für das dort Fehlende entschädigt: gar manches Wort der in Stockholm geschriebenen Plejaden belehrt uns vielmehr darüber, wie sich die Hof- und Diplomatenwelt damals in seinem Geiste spiegelte. Zum ersten Male auch fehlte ihm dort, was ihm ziemlich alle seine früheren Gesandtschaftsaufenthalte wie mit einem warmen Sonnenblicke erhellt hatte: eine königliche Gunst oder Freundschaft. Georg V. in Hannover, Georgios I. in Athen, Dom Pedro in Rio, ja selbst der Schah Nasreddin hatten Gobineau, in Würdigung seiner außerordentlichen geistigen Bedeutung, die ihn weit aus dem Kreise landläufiger Diplomaten heraushob, eng an sich herangezogen, ja hatten wohl geradezu den König oder Kaiser abgestreift gegenüber einem so königlichen Geiste. Auch Karl XV. schien in diese Bahn einlenken zu wollen. Nicht nur politisch fühlte sich dieser leidenschaftliche Franzosenfreund und Vorkämpfer der Idee der skandinavischen Union zu dem französischen Gesandten hingezogen, auch der geistvolle Mann, der Dichter, der weit über den Dilettantismus hinaus begabte Maler erkannte auf den ersten Blick, wen ihm hier das Schicksal gesandt habe. So verlief nicht nur die Antrittsaudienz sogleich beziehungsvoll, der König lud auch bald darauf Gobineau auf einen ganzen Nachmittag und Abend zu sich auf sein Schloß Ulriksdal, zeigte ihm seine Sammlungen, seine Malerwerkstätte, durchzog mit ihm plaudernd die Gefilde des Geistes und sodann auf einem blau und goldenen Drachenschiffe, ganz im Stile der alten Wikingerboote, die Meereswogen. Schon mochte Gobineau die ihm fast zur Gewohnheit gewordene Königsfreundschaft auch hier aufdämmern sehen; aber nur zwei Wochen nach jenem schönen Sommertage reiste der König in die Bäder nach Aachen und starb auf der Heimreise zu Malmö (18. September 1872). Sein Bruder, Oskar II., ist

dann seinem Beispiele nicht gefolgt: er ist der einzige der Herrscher, bei denen Gobineau beglaubigt war, der diesen ganz beiseite ließ. Er war bei den offiziellen Gelegenheiten freundlich, ja liebenswürdig gegen ihn, das war aber auch alles. Nicht die leisesten persönlichen Beziehungen haben sich zwischen den beiden herausgebildet — eine Tatsache, die rätselhaft erscheinen kann angesichts der anderen, daß gerade Oskar II. den älteren Bruder, der, nebenbei, ein kräftiger Zechbruder war, an Vielseitigkeit wie vor allem an Feinheit des Geistes entschieden noch überragte. Nicht undenkbar wäre es, daß die Politik hier mitgespielt hätte: Oskar II. war ebenso energisch deutschenfreundlich wie Karl XV. franzosenfreundlich. Dann wäre es aber erst recht eine urironische Fügung, wenn just dieser Zug ihn von Gobineau ferngehalten hätte. Fern aber blieb er ihm in jedem Falle.

Von amtlichen Reisen wäre zunächst die zu den Sitzungen des Generalrats in Beauvais (die letzte der Art) im August 1872 zu erwähnen, welche Gobineau zugleich zur Erledigung einer Reihe von amtlichen und privaten Angelegenheiten in Paris und Trye benutzte. Genau ein Jahr später beabsichtigte er wieder nach Paris zu reisen, um in persönlicher Rücksprache eine Erhöhung der Entschädigung für die sehr beträchtlichen Ausgaben zu erwirken, welche ihm die norwegischen Krönungsfestlichkeiten in Drontheim und Christiania verursacht hatten, überhaupt in Fühlung mit dem Ministerium zu bleiben. Doch unterblieb diese Reise. Gerade die norwegischen Wochen (Juli und August 1873) hatten ihm gesundheitlich stark zugesetzt; des Feierns war in beiden Städten kein Ende, und der amtlichen und gesellschaftlichen Pflichten, die Gobineau dabei zu erfüllen hatte, und bei denen er nicht einmal seine Mäßigkeitsgrundsätze durchzuführen vermochte, ebensowenig. Dafür hielt er sich nun aber schadlos durch ein gründliches Erkunden des norwegischen Landes und Volkes. Hatte schon Schweden so

mächtig zu ihm gesprochen, wieviel mehr noch Norwegen! Waren es dort, bei den entsprechenden Gelegenheiten, den Trauer- und Bestattungsfeiern für Karl XV. und dem Krönungszuge Oskars II., mehr die großen geschichtlichen Erinnerungen, wie sie sich in den prächtigen Aufzügen der Geistlichkeit, der Truppen — die Leibgardisten teilweise in den Originaltrachten aus der Zeit Gustav Adolfs und Karls XII. — und der Studentenschaft ausprägten, welche ihm den stärksten Eindruck machten, so war es bei dem Naturvolke der Norweger, nächst ihrer unvergleichlichen Landschaft, die er über die aller anderen Länder stellte, vielmehr die von allem äußeren Geschehen unberührte Volksart selbst, die ihn aufs innigste anzog. In ihrer Stetigkeit — es erschien ihm als einzigartig in der Welt, daß die Norweger bei der Einweihung des Denkmals Harald Haarfagrs erklären konnten, in den tausend Jahren ihres Bestehens als Volk nicht eine Revolution gemacht zu haben —, ihrer am Busen der Natur bewahrten Unschuld und Harmlosigkeit riß sie ihn zu einer Bewunderung hin, der er den höchsten denkbaren Ausdruck dadurch zu geben glaubte, daß er das Volk für auf der Höhe des Landes stehend erklärte: denn was letzteres anlangt, so stand es für ihn fest, daß es „das Land sei, in welchem die Götter gelebt haben".

Wir gedachten soeben schon der gesundheitlichen Seite dieser Reise, welche leider in den Wirkungen die überwiegende bleiben sollte. Um uns dies zu erklären, müssen wir uns nochmals gegenwärtig halten, daß Gobineau nach der schweren Schädigung, die seine Körperlichkeit in Brasilien erlitten hatte, durch den Krieg und alles, was ihm folgte, um die so nötige Kräftigung und Auffrischung gebracht worden war, und daß daher sein ganzes ferneres Leben ein einziges heldenhaftes Niederkämpfen eines nicht mehr zu beseitigenden, zunehmend an ihm zehrenden Krankheitsübels darstellt. Nur wie gelegent-

lich erfahren wir schon in jenen allerbeschäftigtsten und allerunruhigsten Monaten nach dem Kriege (Juli und September 1871), wie er diesen schleichenden Krankheitszustand selbst in Zeiten mit sich herumschleppte, wo niemand ihn ahnte, und wie sehr derselbe durch Lebensschicksale und -notwendigkeiten gehegt und gesteigert wurde (an Keller, S. 100. 103): „J'ai toujours la fièvre et cela me fatigue . . . Moi, j'ai la fièvre de Grèce perfectionnée par le Brésil depuis trois ans et, pardessus le marché, tous les genres de fièvre que l'impatience, la colère, l'indignation peuvent donner." Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Stockholm muß er schon wieder nach Hause melden, daß das Fieber wiedergekehrt sei. Fast mehr noch als Chinin und Bäder scheinen ihm dann Amt, Eindrücke und Tätigkeit aller Art für längere Zeit die Plagegeister vom Halse gehalten zu haben. Mit der norwegischen Reise aber bricht er zusammen; nach der Heimkehr berichtet er an Delpit mit Galgenhumor: „J'arrive de Norvège où j'ai couru le pays du Nord au Sud. C'est admirable. Je suis malade comme une oie et vous embrasse de même, sans rancune." Die nächsten Jahre bringen dann immer neue Krankheitsberichte, an denselben Delpit (September 1874): „J'ai été fort malade depuis un an. Grâce à un traitement très dur, quinine, douches etc. etc. je commence à aller un peu mieux et me débarrasse de la fièvre qui ne me quittait pas."

Um die Jahreswende 1874/75 mußte er sogar volle fünf Wochen unter heftigen Schmerzen im Bette zubringen. Schwere Schlaflosigkeit verschlimmerte damals und noch geraume Zeit länger seinen Zustand. Ein Leberleiden, das sich ausgebildet hatte, führte er selbst darauf zurück, daß man nicht ungestraft drei fremde Erdteile, Asien, Afrika und Amerika, durchwandere. Zweifellos aber haben dann die furchtbaren seelischen Erschütterungen, die er, wie wir bald sehen werden, in jenen Jahren

durchzumachen hatte, in noch weit höherem Grade zur Ausbildung des Übels beigetragen, in zunehmendem Maße auch das Klima — die rauhen nordischen Winter —, das Gobineau, bei all seiner Begeisterung für den Norden, als seiner Gesundheit durchaus unzuträglich erkennen mußte. Über seine Haltung während dieser Leidenszeit werden wir keinen Augenblick in Zweifel sein. Kaum hat er einigermaßen den Schlaf wiedergefunden, so heißt es (an Caroline, 26 mars 1875): „En somme, je crois que je tiendrai éternellement comme il convient à un fils d'Odin lequel traverse les tempêtes et n'y meurt pas."

Im Sommer 1875 (Anfang August bis Mitte September) versuchte er es auf den Rat der Ärzte mit einer Kur in Karlsbad, die ihn etwas, wenn auch nicht entscheidend, weiter brachte. Die Reise ging hinwärts über Paris, wo er neben Verlegern viel hohes und gleichgültiges Volk, aber auch alte Freunde begrüßte, mit Abstecher nach Solesmes, wo er mit dem Kardinal Pitra zusammentraf, der gewaltigen Eindruck auf ihn machte, rückwärts über Dresden, wo er zum ersten Male die sixtinische Madonna sah, und Berlin. Sie brachte ihm unter anderem auch die seltene Freude eines persönlichen Begegnens mit den Freunden in Tübingen, die ihm freilich dadurch einigermaßen vergällt wurde, daß er gerade während des Aufenthaltes in Kellers gastlichem Hause besonders heftige Anfälle seines Leidens zu bestehen hatte. Wenn dies Unwohlsein im ganzen, und im Hinblick auf das von dem langersehnten Besuch Erhoffte, diesen einigermaßen zu Falle brachte, so scheint Gobineau doch wenigstens zwischendurch sich wieder zur Stimmung ausgelassenster Fröhlichkeit mit den Freunden, namentlich auch mit Holland, hindurchgerungen zu haben. So schwindelten sie unter anderem gemeinsam ein großes Epos, die Chanson de Malbrouk, aus, das sie, nach den Handschriften zu Paris, London, Wien, Bukarest und Konstantinopel,

mit Bibliographie und unter Heranziehung einer merkwürdigen japanischen Bearbeitung, herausgeben wollten, und Gobineau fand bald darauf sogar in Karlsbad einen Unglücklichen, dem er dies für Ernst aufband.

Im folgenden Winter ertönen wieder mehrfach Klagen über mangelnde Kräfte. Gegen das, was Gobineau diesen zumutete, hätte wohl auch kein Karlsbad der Welt gefruchtet, selbst wenn die Kur daselbst strenger und gründlicher nach der Seite der geistigen Enthaltsamkeit durchgeführt worden wäre, als wir bei Gobineau Grund haben anzunehmen. Die Ärzte haben Geistern seiner Art gegenüber einen schweren Stand. Sie haben gut Kuren verschreiben. Was folgt darauf? Wagner entwarf in Marienbad während des Bades die Dichtung seines Lohengrin. Gobineau hielt sich in Karlsbad schon an das Verbot des Briefschreibens nur äußerst bedingt; noch weniger als die Feder aber stellte er den Meißel still. Vielleicht sollte es sein Gewissen beschwichtigen, daß die Bildnisse von Mitkurgästen, die er dort verfertigte, „ganz klein und ganz gelungen" waren. Jedenfalls aber traf er es mit diesen Kurgenossen, von denen unter anderen der Maler Gustav Richter und Gattin (die Tochter Meyerbeers), Lord und Lady Russell genannt werden, sehr nach Wunsch, wenn auch vielleicht für die Wirkung der Kur reichlich anregend.

Was 1875 Karlsbad und die Ärzte dem arg Mitgenommenen nicht zu bringen vermochten, einen gründlicheren Aufschwung wenigstens auf Zeit, sollte ihm 1876 durch eine jener Ablenkungen gebracht werden, wie sie, tollkühn, zweischneidig, nur das Genie, dann aber mit unfehlbarem Gelingen, wagen kann[1]. Der kaiserliche Freund Dom Pedro war es diesmal,

[1] Das in jeder Beziehung Ungewöhnliche dieser Reise mit Dom Pedro empfand Gobineau in „vernünftigen" Augenblicken selbst. So schreibt er an Blunt aus Odessa (24 septembre 1876): „Je fais un

der ihm, ein Stück Doktor Eisenbart, die neue Radikalkur verschrieb. Er war zur Abwechslung einmal wieder in Europa und plante von da aus eine Orientreise. Gobineau, der ihn in Kopenhagen abholte, wurde gleich vom ersten Tage an in die von früheren Gelegenheiten — unter anderen von Paris — her ihm wohlbekannte Tagesordnung dieses Übereifrigen und Übergeschäftigen hineingezogen: „J'y ai pris mon service ordinaire auprès de sa personne, c'est à dire levé à 5 heures, visitant toutes les collections, académies, palais, tours, châteaux, souterrains, ruines, observatoires, savants, etc. Dans les intervalles (généralement de une ou deux minutes) écrire des lettres pour Sa Majesté, le soir au théâtre jusqu'à minuit, voilà pourtant la vie de ces fainéants de courtisans. Il est vrai que mon auguste maître tient beaucoup plus de Théodorik Roi des Goths que d'un prince pommadé." (An Caroline, 26 août 1876.) Ähnlich ging es dann in Stockholm weiter. Da aber dort das Herumlangweilen auf Hofgastereien und das Vordenkopfstoßen von Hofschranzen noch viel unvermeidlicher, das Losreißen von den „Chinesereien" noch viel schwieriger war, und Dom Pedro finden mochte, daß er Gobineaus nun einmal im Rahmen der Etikette nicht so wie er es wünschte froh werden könne, so ersann er den großartigen Plan, ihn kurzer Hand als Reisebegleiter auf seinen Ostfahrten mitzunehmen. Der französischen Republik blieb nicht wohl etwas anderes übrig, als dem immerhin ungewöhnlichen Ansinnen zuzustimmen, und so machte sich Gobineau am 5. September auf den Weg, um in Petersburg mit dem vorangereisten Kaiser zusammenzutreffen. Wie völlig diese Reise, trotz aller mit ihr verbundenen Strapatzen, das Unmögliche möglich gemacht hat, Gobineau aufzufrischen,

voyage prodigieux et en dehors de toutes les règles reçues et pensées. Rien de plus amusant."

lehrt unter anderen das eine vielsagende Wort, das er nach etwa sechs Wochen der Schwester schrieb: „Mon voyage a été un rêve. Ce cher Orient! Je l'aime bien et il est bien malade. *Moi pas. Je me porte à merveille.*"

Und im einzelnen bestätigen dies wunderbare Befinden in immer neuen Wendungen die sehr eingehenden Berichte, welche wir über Gobineaus damalige Fahrten in seinen Briefen an die Gräfin La Tour besitzen, und welche in ihrer sprudelnden Fülle durchweg von der heitersten, vielfach übermütigsten Reiselaune durchtränkt sind. Der Mann, der kurz vor der Ausreise noch einen schlimmen Anfall als Folge der Hetze von Kopenhagen und Stockholm überstanden, der von sich selber sagte, er sei dermaßen abgemagert, daß nichts mehr abzumagern bleibe, tritt daraus als eine jugendfrische Persönlichkeit hervor, der die mächtigen Eindrücke von alle dem, was er sah und erlebte, jede Spur körperlichen Übelbefindens, ja selbst jede Erinnerung daran ausgetrieben zu haben schienen. Was er in jenen Wochen an Dauerfahrten und -ritten, überhaupt an körperlichen Leistungen jeder Art ausgehalten, gemahnt an seine besten Tage. Sollte man denken, daß es ein Sechziger war, der in Odessa dem doch weit jüngeren Reisegefährten es beibrachte, wie man einen Getreideberg erklettert? Dom Pedro fühlte sich zu diesem tollen Streich durch den mächtigen Anblick der in den riesigen Magazinen aufgespeicherten Kornmassen angefeuert. Er gedachte im gemessenen Schritt hinaufzugelangen, sank aber bis über die Knie ein, ohne vorwärtszukommen. Gobineau erkannte, daß man die Höhe im Sturm nehmen müsse: zweimal fiel auch er erst, aber das dritte Mal war er oben!

Dabei hatte der Heißhunger des Kaisers in keiner Weise abgenommen, und das kaleidoskopische Treiben ging im gleichen Umfange und im gleichen Zeitmaße seinen Weg weiter. Und nun Gobineau als Reisemarschall! Hören wir wiederum seine

eigene Beſchreibung, die uns zugleich ahnen läßt, daß und warum die Figur des Kaiſers, die ſelbſt im ärgſten Reiſetrubel nichts von ihrem perſönlichen Zauber verlor, ihm eine ſolche Rolle nicht nur erträglich, ſondern ſogar zu einer angenehmen Abwechſlung geſtalten konnte: „Tout cela, me lever à 6 h., n'avoir pas une minute dans la journée que prise à la pointe de l'épée, être toujours avec Sa Majesté et répondre à chacun, trouver des idées pour tous, être exact et rappeler aux autres de l'être, tout cela me serait insupportable si j'étais forcé de le faire et je sauterais probablement par la fenêtre plutôt que de m'y résoudre. Mais comme cela, et surtout pour Dom Pedro d'Alcantara, j'en suis amusé à l'excès. Il a cela d'admirable qu'il écoute tout, discute sur tout, admet les contradictions et vous laisse dans votre avis. C'est un souverain fait pour moi. Il prétend que je suis capable de tout, ne recule devant rien et aurais pu aller voler les pantoufles d'Ivan le terrible“[1]. Nur ein einziges Mal, bei der Rückkehr von dem kleinaſiatiſchen Ausfluge nach Konſtantinopel, verliert er die Geduld ob dieſer Reiſeweiſe „à l'Américaine, bei der Stunden, Viertelſtunden und Minuten gezählt werden und man ſich beeilt, in möglichſt wenig Zeit nicht ſowohl zu ſehen als geſehen zu haben“; und ein anderes Mal, als ſie ſoeben die Fahrt von Argos nach Korinth in einem Wetter „wie während der zwanzig erſten Tage der Sintflut“ zurückgelegt haben und Dom Pedro es ihm mit dem Geſehenhabenwollen gar zu toll treibt, läßt er Seine Majeſtät allein im Regen nach Akrokorinth, wo nicht die leiſeſte Möglichkeit einer Ausſicht, ſon-

[1] Bis zu welchem Grade und in welcher Vielſeitigkeit Gobineau dieſe allgemeine Mittler- und Vertrauensperſon abgeben mußte, erhellt unter anderem daraus, daß er in Moskau in Gemeinſchaft mit Nikolaus Rubinſtein, dem Leiter des Konſervatoriums, das Programm des für den Kaiſer veranſtalteten Konzertes entwarf.

dern nur neue Wasserfluten winken, hinaufklettern und naß werden.

Von der Reichhaltigkeit der damaligen Erlebnisse kann der knappe Bericht, zu dem wir uns jetzt anschicken, kaum eine entfernte Ahnung geben.

Das Ganze begann mit einem gründlichen Sturm auf der Ostsee, der zwar sehr majestätisch verlief, aber natürlich Seekrankheit hinterließ. Gobineau erholte sich davon während einer halbtägigen Idylle am Strande Finnlands, auf der Endstation Hangö der Bahn nach Petersburg, wo er acht kränkelnde Bäume, einige Häuser zweifelhaften Stiles („genre . . . corinthien? . . . ionien? . . . dorien? Non, chemin de ferrien"), sechs Dauerbewohner und drei junge Hunde zählte, von Zoll-, Post- und Telegraphenbeamten aber auf Händen getragen wurde. In Petersburg schneite er von ungefähr in den dort tagenden internationalen Orientalistenkongreß hinein, wo er sich zu seiner großen Überraschung als berühmter Mann gefeiert und vielseitig gesucht sah. So gewiß dies einerseits den so wenig Verwöhnten gefreut haben mag, so bemerkt er doch anderseits „grâce au ciel, je ne suis pas né pour les langueurs de la vanité, de sorte que l'Empereur aidant, j'ai peu abusé du congrès". Moskau macht auf Gobineau einen überwältigenden Eindruck, der Kreml, die Zimmer des alten Zarenpalastes, vor allem die Kirchen, in denen er Farbenwirkungen wahrnimmt, wie sie Rembrandt nicht geahnt habe. „Tout est ici dans le grand, le très grand, l'imposant et vigoureux . . . C'est prodigieux, prestigieux, aucun mot n'est assez fort." Im Sergiuskloster zu Troitzo empfängt der 83jährige Archimandrit die Reisenden auf seinem Krankenbette und spendet ihnen Heiligenbilder (das Gobineaus befindet sich in Straßburg). Ausflug nach Nischnij-Nowgorod, wo sie den berühmten Jahrmarkt besuchen und Gobineau von einem persischen Juwelenhändler von seinem Teheraner Aufenthalte

her wieder erkannt wird. Bedeutende Menschen lernt er kennen in Gestalt des Unterrichtsministers Grafen Dimitri Tolstoi und des Fürsten Uwarow, der ihm sein Prachtwerk über die griechischen Kolonien am Schwarzen Meere überreicht. Eine Zigeunerweise, deren textliche Unterlage sie sich, von der Vorführung einer berühmten Truppe gepackt, verdollmetschen lassen, ruft ein Wettdichten über das betreffende Thema zwischen Kaiser und Gesandten hervor. In tagelanger Eisenbahnfahrt ging es sodann über Kiew, „durch die unermeßlichen Ebenen, welche seit Herodots Zeit ganz Europa das Korn liefern", und in deren Einwohnern, den slavischen Bauern, Gobineau die echten Nachkommen der landbauenden Skythen (Σκύθαι γεωργοί) erkannte, der Krim zu. Die Gegend von Odessa nennt er ein „südliches Land, wo es sehr kalt, oder auch ein nördliches, wo es sehr warm ist". Die ungeheure Ausdehnung bedingt eine gewaltige Kraft, wie sie sich namentlich in Getreideerzeugung und -handel offenbart. Zu Schiff gelangte man von Odessa nach Sebastopol, wo vor allem die Spuren der großen Belagerung von 1855 verfolgt wurden. In Livadia Aufwartung bei der kaiserlichen Familie von Rußland — im Reiseanzug! („Nous avons vu l'Empereur Alexandre et passé une journée avec lui et *les futurs Mohammeds II. de l'Empire Ottoman*", an Blunt 13 octobre.) Die Südküste der Krim entzückt Gobineau und erinnert ihn an die Cornichestraße von Nizza nach Genua.

Die Stimmung der höchsten Begeisterung erfaßte ihn dann wieder beim Rundblick über Konstantinopel. In der Hagia Sophia, auf deren obere Galerien man die Reisenden durch eine Seitentüre eingelassen, weilen sie während des Abendgebetes. „C'est à ne pas croire de beauté et de majesté." Der Sultan Abdul Hamid gibt ihnen beim Empfang die Hand „wie der erste beste bourgeois", woraus Gobineau schließt, daß es mit der Türkenherrlichkeit vorbei sein müsse.

Bruſſa, Nicäa machen tiefen Eindruck, vornehmlich auf den Amadisdichter in Gobineau, der dort noch die gleichen Mauern und Türme vor ſich ſieht, welche einſt Richard Löwenherz, Philipp Auguſt und die Kreuzfahrer im Sturm genommen haben.

In der Troas wird Gobineau, der ſonſt ſo gerne der Phantaſie das erſte Wort läßt, ſehr im Gegenſatze zu ſeinem Freunde Prokeſch, der in dieſen ſelben Gefilden einſt Stunden weihevollſter Andacht verbracht, plötzlich zum hiſtoriſierenden Skeptiker. Wahrſcheinlich trägt hieran die Schuld ſein Zuſammentreffen mit Schliemann, der ihn perſönlich in hohem Grade abſtieß und den er infolgedeſſen überaus hart und, auch im Betreff ſeiner Forſchungsergebniſſe, völlig ungerecht beurteilt hat[1].

Den Abſchluß ſeines diesmaligen Zuſammenſeins mit Dom Pedro bildete eine gemeinſame Reiſe durch Hellas, bald zu Pferd, bald zu Wagen, bald auf griechiſchen Kanonenbooten, deren eines den für ihn ſo beziehungsvollen Namen Aphroëſſa trug, bewerkſtelligt. Eleuſis, Megara, Korinth, Delphi, Mykenä, Argos, Nauplia, Tiryns: welch ein Wiederauffriſchen ſo vieler geheiligter Erinnerungen! In Mykenä trifft er auf die neueſten Entdeckungen des verwünſchten Schlie-

[1] Nach ſeiner eigenen Schilderung hätte Gobineau an den beiden Tagen, während deren ſie mit Schliemann und einem anderen deutſchen Gelehrten „in einem Gewölk von Pedanterie“ zuſammen reiſten, eine entgegengeſetzte Taktik verfolgt: am erſten Tage ſich völlig ſchweigend verhalten und Schliemann und ſeinen Gefährten einfach reden laſſen, am zweiten ihnen ironiſch ſo lange Widerpart gehalten, bis ſie ihrerſeits zum Schweigen gebracht waren, wobei er die Lacher auf ſeiner Seite gehabt habe. Schliemann war anſcheinend perſönlich ungeſchickt, und auch ſein Äußeres nicht das gewinnendſte und vielverſprechendſte. Das mag mit dazu beigetragen haben, daß ſein denkwürdiges und hervorragendes Schaffen eine Zeitlang weit über die archäologiſchen Fachkreiſe hinaus, die ſich damals mit dem Gegenteil von Ruhm bedeckt haben, verkannt worden iſt.

mann und muß nun doch zugeben, daß „dieſe Bas-Reliefs von außerordentlichſtem Intereſſe ſind und die Anſchauungen vom Urſprunge der Kunſt umwälzen werden".

Anfang November trennten ſich die Freunde: Dom Pedro ſetzte ſeine Reiſe allein nach Syrien, Paläſtina und Ägypten fort, Gobineau blieb noch eine Zeitlang in Athen zurück, teils um verſchiedene Geſchäfte für den Kaiſer zu erledigen, teils um in der Familie der Tochter der Ruhe zu pflegen, deren er nun doch ſchließlich gründlich bedürfen mochte, nachdem ſein unermüdlicher Reiſegefährte mit dem auf der letzten Rundfahrt Geleiſteten allem früheren die Krone aufgeſetzt hatte.

Dieſe Athener Wochen waren für Gobineau eine beſonders glückliche Zeit inſofern, als er, ähnlich wie einſt bei ſeiner Wiederkehr nach Perſien, ſich dort von einer allgemeinen Liebe und Freude des Wiederſehens getragen ſah, wie er ſie ſich nicht hätte träumen laſſen. Mit wahrer Wonne koſtete und verzeichnete er die tauſenderlei Zeichen einer Volkstümlichkeit, welche jetzt noch eine weit ungeſchmälertere und vollſtändigere war als damals während ſeiner Amtstätigkeit, wo er ja mehrfach hatte anſtoßen und verletzen müſſen, während man ihm jetzt ausdrücklich bezeugte, daß ſeine damalige Härte und Entſchiedenheit in der kretiſchen Sache vielmehr Dank verdiene, daß er recht geſehen und wohl geraten habe. Den tiefſten Eindruck machte ihm diesmal das Wiederbegegnen mit dem neunzigjährigen Seehelden Konſtantin Kanaris, welcher während eines langen Beſuches, den er ihm in Geſellſchaft Dom Pedros abſtattete, ſeine Hand nicht einen Augenblick aus der ſeinen ließ.

Anfang Dezember landet er in Brindiſi. Zum erſten Male ſieht er Rom und Florenz, von denen namentlich letzteres ihm einen ſolchen Eindruck macht, daß er daran denkt, ſich dort über kurz oder lang niederzulaſſen. Rom bringt ihm Anknüpfungen, die für ſpäter bedeutſam für ihn werden ſollten,

und eine längere Audienz bei Pius IX. In Mailand trifft er mit dem Herzog von Melzi zusammen, von dem wir noch mehr hören werden. In Wien vernimmt er durch seinen dortigen Kollegen, den Marquis de Vogüé, von dem bedenklichen Winde, der in Paris für ihn wehe. In Berlin findet er, dank Dom Pedros warmen Empfehlungen, nicht nur beim Kronprinzenpaare — der Kronprinz hatte es ihm nicht vergessen, daß er einst für den guten Ruf der deutschen Truppen so mannhaft gegen lügnerische Verleumdungen eingetreten war, die Kronprinzessin war schon damals, nur auf die Plejaden hin, seine Verehrerin —, sondern auch bei dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm die allerherzlichste Aufnahme. Dies und eine Meistersingeraufführung, in welche ihn seine Freundin, die Gräfin Schleinitz, mitnimmt, versetzen ihn in die gehobenste Stimmung. Da trifft ihn, in seinen Gasthof heimkehrend, ein Telegramm seines Vorgesetzten, des Herzogs von Decazes, daß dieser ihn zu sprechen wünsche. Gobineau ahnt, was das bedeutet, und, anstatt nach Stockholm, lenkt er den Kurs nach Paris. Dort werden wir ihm wieder begegnen. Vorerst aber haben wir ihn nochmals in Stockholm aufzusuchen, wo wir von den früheren Jahren her noch ein weniges über sein äußeres und ein vieles über sein inneres Leben nachzuholen haben: von jenen Jahren, da er noch gern in Schwedens Hauptstadt weilte, da ihm dort noch vieles winkte und zu ihm sprach, während jetzt gegen Schluß, da sich ihm noch einmal draußen das Herz gewaltig geweitet — hatte er doch vier Weltausschnitte wie den russischen, den türkischen, den hellenischen und den italischen an sich vorüberziehen lassen und den mächtigsten geistlichen und weltlichen Herrschern der Christenheit wie der Moslemin mehr oder minder nah gegenüber gestanden —, deren Glanz stark verblichen war und, was ihm an amtlichen und gesellschaftlichen Obliegenheiten verblieben, nur noch wie schwere Fesseln auf ihm lag.

Wir hatten die begonnene Betrachtung seiner — zumeist von seiner amtlichen Stellung ausgehenden oder irgendwie damit zusammenhängenden — Beziehungen unterbrochen, um ihn auf den verschiedenen in die Stockholmer Zeit fallenden Reisen zu begleiten. Wie reich und mannigfaltig diese Beziehungen gewesen sind, davon können wir uns, trotz der sehr lückenhaften Überlieferung des Briefwechsels, doch ein sehr anschauliches Bild machen, da für das letzte Jahrzehnt von Gobineaus Leben naturgemäß weit mehr, auch mündliche, Berichte von anderer Seite vorliegen als für die früheren. Man müßte eigentlich staunen, woher er nur allein die Zeit genommen hätte, um, neben unermeßlich reichem geistigen Schaffen, auch noch so viel menschlich und seelisch von sich zu geben, wenn man nicht eben wüßte, daß er Minuten mit dem Inhalt von Stunden auszufüllen verstand und geistig nie anders ausruhte, als um seelisch tätig zu sein. So auch sparte er sich die Kleinen für die Augenblicke auf, wo die Großen seiner nicht bedurften, und wenn das Diplomatengetriebe schwieg, zu der Zeit, da „man keine Katze mehr fand, mit der man hätte miauen können", wußte er der dadurch gewonnenen Zeit um so mehr Gelegenheiten abzugewinnen, um den unscheinbarer seiner Bedürfenden in irgend einer der zahlreichen ihm zu Gebote stehenden Formen wohlzutun. Die mit den Jahren immer zunehmende Gutmütigkeit Gobineaus tritt kaum irgendwo wieder so hervor wie in Stockholm. Daß sie nicht manchmal ausgebeutet und mißbraucht worden wäre, wird man nicht sagen können. Da kommt ihm eine stockkatholische bigotte Dame mit ihren frommen Anliegen und Ergießungen; dann eine Arme, der er aufgeholfen, ein dankbares, rührendes Kindergemüt. Bis ins Praktischste des Lebens hinein geht dies: so hat Gobineau in der schwedischen Zeit eine ganze Anzahl Amtsgenossen und Nichtamtsgenossen durch Vermittlung seines Freundes Delpit mit Bordeauxwein versorgt: wer

weiß, mit welchen Umständen dergleichen noch immer verbunden zu sein pflegt, wird auch den Wert gerade solcher Freundschaftsdienste bei einem Gobineau gebührend einschätzen.

In schneidendem Gegensatz zu der Reichhaltigkeit seiner Beziehungen steht die enge äußere Grundlage, auf die er sie gestellt, die puritanische Einfachheit der Umgebung, die er sich in Stockholm geschaffen hat. Als ein in seinen Mitteln aufs Schwerste Zurückgebrachter kam er dort an, und er hatte den Mut, dem vom ersten Augenblicke an im vollsten Maße Rechnung zu tragen. In einer Gegend, die nicht eben zu den feinsten Stadtteilen der nordischen Hauptstadt zählte, Nybrogatan 13, im zweiten Stock, schlug er seine Wohnung auf. Böse Zungen unter seinen Landsleuten haben ihm ein Hasenpfötchen an einer Schnur als Klingel angedichtet. Tatsache ist, daß er auf große Geselligkeit in keiner Weise eingerichtet war. Da er die meiste Zeit in Stockholm allein, ohne Familie, lebte, sorgte wiederum der treue Honoré als Koch und Allerweltsdiener für seine einfachen Bedürfnisse. Verschiedene Tiere, darunter zwei Papageien, leisteten ihm Gesellschaft. Leute, die nur den französischen Gesandten in Gobineau zu sehen vermochten, rümpften die Nase und spotteten über das, was ihnen wunderlich erscheinen mußte, wozu unter anderem auch die immer größere Rolle gehörte, die er der Bildhauerei in seinem Leben und dementsprechend in seinem Heim einräumte. Aber die, zu ihrer Ehre sei es gesagt, doch auch recht Zahlreichen, welche sich durch ganz andere Seiten und Eigenschaften des freilich in jedem Sinne verwunderlichen Mannes angezogen fühlten, gelangten am Ende dahin, gerade in jenem Heim, das in seiner äußeren Ausstattung die ihm liebsten Erinnerungen, aus dem Orient, aus Griechenland, zusammenfaßte und das er für sie mit der wärmsten Gastlichkeit zu durchstrahlen wußte, das schönste und bestentsprechende Abbild ihres Wirtes und Freundes zu erkennen.

Was brauchte dieser, der eben damals die Renaissance schrieb und einen Seelenprozeß wie den ihres Haupthelden am Schlusse in sich selbst sich vollziehen fühlte, am Ende auch nach dem Urteil der Ewigweltlichen zu fragen? Bewunderung und Verständnis wurde ihm doch, und in so reicher Fülle, daß er, wenn je in seinem Leben, gerade damals nach dieser Seite nichts zu vermissen brauchte. Insbesondere stand der Kultus, den die Frauen zu allen Zeiten mit ihm getrieben haben, in jenen Jahren wohl auf der Höhe.

Im engeren und engsten Amtskreise begannen die Freundschaften. Im Hause des italienischen Gesandten, Grafen de La Tour (französierter piemontesischer Name: die Vorfahren nannten sich noch della Torre), wurde Gobineau sehr bald so vertraut, daß, unter Mittlerschaft Honorés, der als Gärtner wie bei den Mahlzeiten zugleich in der italienischen Gesandtschaft vielfach seine Künste übte, die beiden Haushalte zeitweise fast verschmolzen. Verbanden Gobineau mit dem Kollegen neben geschichtlichen (er plante längere Zeit ernstlich ein Werk über den hervorragenden Vater des Grafen, den letzten Marschall von Savoyen) mehr die dienstlichen Dinge, so mit dessen Gattin die geistigen, künstlerischen und literarischen. In ihrem „blauen Salon" traf er außer ihr regelmäßig noch mit dem österreichischen Geschäftsträger, Grafen Karl Zaluski, zusammen, einem feingebildeten und liebenswürdigen Edelmanne, der als hochbegabter Musiker aus der Liszischen Schule neben den durch Gobineau und die Gräfin vertretenen bildenden auch diese Kunst hervorragend zu Ehren brachte. In der Stockholmer Gesellschaft führten die drei den Beinamen der „3 calenders ou fils de roi", nach einer bekannten Stelle der Plejaden, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Mit einem gewissen Abstand von Vertrautheit schloß sich ihnen noch der Sekretär der spanischen Gesandtschaft, Argais, an, der, wie Zaluski, auch nach der späteren Trennung Gobineau treu

ergeben blieb. Auch manche Angehörige des schwedischen Adels sind ihm in diesem Kreise nahegetreten, so die Baronin Henriette Kremer, die Gräfin Amalie Sinclair, der Gouverneur von Stockholm, Graf Sandels und seine Familie. Zu seinem engeren Bekanntenkreise zählten endlich noch Baron Äkerhjelm und dessen Gattin, auf deren prächtigem, weitausgedehntem Landgute zu Margarethalund an der Ostsee er gerne zu Besuch weilte.

Durch das Haus Sandels wurde die nahe Verbindung mit einem deutschen Adligen herbeigeführt, der mit als erster unter uns Deutschen für Gobineau geworben hat: dem jungen Grafen Eulenburg. Wir hatten seiner überaus wertvollen „Erinnerung" schon früher zu gedenken und werden ihrer noch mehr zu gedenken haben. Kaum ein zweiter Bericht ist so geeignet, Gobineau als geistige Persönlichkeit, wie sie sich im geselligen Verkehre kundgab, als Vorbild und Lehrer der Jugend in seiner eigenen unzerstörbaren Jugendlichkeit, als liebevoll teilnehmenden, pflichtgetreu mahnenden Freund ins Licht zu setzen, wie dieser, bei dem lautere Begeisterung und warme Dankbarkeit die Feder geführt haben.

Daß Gobineau sich das geistige Stockholm, soweit es ihm irgend verwandt und erreichbar war, nicht entgehen ließ, versteht sich von selbst. Von Künstlern war ihm vor anderen der alte Molar, nach seinem Urteil der beste schwedische Bildhauer, sympathisch. Aus der wissenschaftlichen Welt zollte er dem späteren Reichsantiquar Oskar Montelius hohe Achtung und entnahm seinen epochemachenden Forschungen über die Altertümer Schwedens die bedeutsamsten Anregungen. Einer anderen Berühmtheit der schwedischen wissenschaftlichen Welt, Nordenskiöld, stand er dagegen zurückhaltender gegenüber: er fand ihn zu sehr mit der Zeitungswelt verbunden und seinen Ruhm zu sehr auf Preßreklame begründet: in diesem Punkte verstand er nun einmal keinen Spaß.

Seiner Gewohnheit gemäß zog er auch die Fäden, welche ihn mit den auswärtigen Freunden verbanden, aus der Ferne nur immer fester an. So gewann er sich namentlich in der Heimat zu den alten noch einige neue, zum Teil jüngere Freunde, welche auf ihn schworen und welchen er dann für sein Teil und in seiner Weise dies dankte. Bei den meisten der hier in Betracht Kommenden war es nicht sowohl das „geistige Band" als Bande des Herzens, welche sie mit ihm verknüpften: die überaus warme Gesinnung freundschaftlicher Verehrung, die sie ihm entgegenbrachten, überbrückte aufs beste den geistigen Abstand. Des Generals Grafen Clermont-Tonnerre gedachten wir früher schon. An erster Stelle mit ist aber hier das fürstlich Bibescosche Ehepaar zu nennen (er, Georges Bibesco, ein Abkömmling der bekannten rumänischen Hospodarenfamilie, sie eine geborene Prinzessin Valentine de Chimay, dann Fürstin Bauffremont, nach einem langwierigen Scheidungsprozesse Bibescos Gattin). Madame de Bauffremont hatte sich mit unter den Eifrigsten in die Werbetätigkeit für Gobineaus Akademiekandidatur gestürzt, und ihr späterer Gatte verfolgte diesen förmlich mit einer ihn dermaßen rührenden Liebe, daß er von dieser treuen Seele — als einem der ganz wenigen, denen er diesen Vertrauensbeweis gab — sogar zum gelegentlichen Herausreißen aus seinen Geldnöten sich die Hand reichen ließ, wofür denn nun er wieder jenem gleichfalls einen Freundesdienst intimster Art erwies, indem er ihm bei einem Ehrenhandel, der mit einem Zweikampf endete, als Zeuge zur Seite trat. Auch das Brüderpaar Philippe und Horace Delaroche-Vernet muß hier seine Stelle finden, junge, anscheinend eines gewissen Schwunges nicht entbehrende Genossen vom diplomatischen Handwerk, welche, wie Sorel, ihren Meister in Gobineau verehrten und mit dem letztgenannten schon während seines längeren Pariser Aufenthaltes nach dem Kriege sich zu einer Art Leibwache für ihn ausgebildet hatten.

Jetzt, da er fern weilte, hielten sie für ihn die Fühlung mit dem Ministerium wie mit den Großwürdenträgern der vornehmen Welt, soweit er dieser bedurfte, aufrecht, wirkten auch für die Verbreitung seiner wissenschaftlichen und literarischen Werke. Daß einer der Brüder mit dem Haupte des Hauses Plon-Nourrit engbefreundet war, war ihm dabei besonders erwünscht und hat dazu beigetragen, daß seine eigenen Beziehungen zu dem alten Plon, die sich schon nach der Übernahme des Perserbuches erfreulich gestaltet hatten, immer die besten geblieben sind — ein Umstand, den wir um so lieber hervorheben, als er leider mit anderen Verlegern die bittersten Erfahrungen entgegengesetzter Art machen sollte.

Eines Mannes muß gerade von Stockholm aus noch einmal besonders gedacht werden, des Patriarchen unter Gobineaus Freunden: Prokesch-Ostens. Wir verließen diesen in unserem ersten Bande im Jahre 1855, sind ihm dann einzelne Male wieder begegnet, haben unter anderem seinem Wiedersehen mit Gobineau in Konstantinopel beigewohnt und uns wieder und wieder überzeugen können, wie innig nah er dem Freunde mit Geist und Herzen stets geblieben. Sechzehn Jahre lang hat er den österreichischen, später österreich-ungarischen Kaiserstaat noch in größter körperlicher und geistiger Vollkraft bei der hohen Pforte vertreten. Im Jahre 1871 beendete er seine dortige Tätigkeit und damit überhaupt seine fast sechzig Jahre lang dem Vaterlande auf den verschiedensten Gebieten geleisteten treuen Dienste, von seinem Kaiser mit Ehren überhäuft, von der österreichischen Kolonie am Bosporus mit einer überwältigenden Dankeshuldigung und Vertrauenskundgebung verabschiedet. Seinen Ruhesitz nahm er von da ab in Graz, wo er einen seiner ungebrochenen geistigen Bedeutung angemessenen kleineren Kreis um sich versammelte, übrigens diese Zeit der ihm ungewohnten Muße bis zuletzt durch reichliche und längere Reisen unterbrechend, wonach sich ihm das

Bedürfnis um so mehr einstellen mochte, als er gegen Ende seines Lebens (1872) noch das herbe Los erfuhr, seine treue Gefährtin vor sich hinscheiden zu sehen.

Über diesen Schicksalswandlungen, denen, wie wir wissen, auf Gobineaus Seite mindestens gleich einschneidende und aufreibende Erlebnisse gegenüberstanden, hatten sich die Freunde in den ersten siebziger Jahren einigermaßen aus dem Auge verloren. Aber mit dem Augenblicke, in welchem Gobineau in Stockholm sich selbst wiederzufinden begann und welcher mit dem schweren Verluste Prokeschs nahezu zusammenfiel, gehörten sie sich wie von selbst verdoppelt wieder einander an. Die alten Zeiten schienen aufgelebt, Erinnerungen tauchen auf, erquickend und belebend. Aber Männer von der Jugendkraft dieser beiden pflegen sich auch die Gegenwart am letzten entgehen zu lassen. Mußte auch Gobineau seine heiße Sehnsucht, nach Graz zu eilen und den Freund noch einmal persönlich zu begrüßen, unterdrücken, weil, eintönig wie immer, das alte Lied „Geld, Geld!" dazwischenklang, so waren sie dafür im Geiste mehr denn je beisammen. Auf diese Weise nahm Gobineau teil an den südlichen Reisen des Freundes, an dem Katalog seiner Münzsammlung, an seinen Denkwürdigkeiten: die letzten Briefe handeln von dem Plan, daß Gobineau diese dereinst in seine Muttersprache übersetzen solle[1]. Und Prokesch hinwiederum labte und erfreute sich an den Novellen, an den Plejaden; er wirbt dem Freunde warme tiefbegreifende Verehrerinnen in seiner Tochter Irene (Baronin Reyer), in der Gräfin Erdödy (Tochter des Grafen Raczynski, des Besitzers der bekannten Gemäldegalerie in Berlin)[2]. Er erhält

[1] Schmählicherweise haben Publikum und Verlegerschaft der heutigen deutsch-österreichischen Welt noch nicht einmal dem deutschen Urtext dieser Denkwürdigkeiten ein Anslichttreten ermöglicht.

[2] Ob auch eine andere weibliche Gestalt der österreichischen Aristokratie, die Prinzessin Marzelline Czartoriska, ihm durch Prokesch

noch den Plan der Renaissance mitgeteilt und erlebt in Wirklichkeit noch den ersten Teil des Amadis. Das Wort innersten Verständnisses, das er dem Freunde hierüber sagt, ist die letzte Freude, die er diesem bereitet, und gleichsam sein Abschiedsgruß. „Rien de plus doux que d'être compris et vous sentez l'Amadis comme personne . . . Ce que vous m'avez dit d'Amadis m'est de plus en plus devant les yeux et au cœur. Merci mille fois de me lire si bien et de me comprendre si à fond." (Gobineau, 7 août, 5 septembre 1876.) So durfte er sich denn also versichert halten, diesen treuesten Berater auch bei der Lösung der letzten ihm noch gestellten großen Aufgabe auf seiner Seite zu haben. „Je vous embrasse de toute mon âme", lauten seine letzten Worte.

Wenige Wochen darauf schloß Prokesch die Augen. Nach dem Zeugnisse seiner vertrautesten Freunde und Kenner gehörte er zu jenen Naturen, die bis zuletzt unaufhörlich geistig und seelisch wachsen. Und so konnte denn, nachdem er ohne jeden Todeskampf, einundachtzigjährig, geendet und nun dalag mit dem ehrwürdigen Haupte, dessen Züge etwas Monumentales, Übermenschliches angenommen hatten und das an einen alten Imperatorenkopf zu gemahnen schien, mit Recht dem in voller Frische Verblichenen nachgerufen werden, daß hier ein Lebenslauf von allerseltenster Kraft der Beglückung seinen Abschluß gefunden habe.

Wenn einer, hat unser Gobineau diese Beglückung an sich erfahren. Denn, noch einmal sei es gesagt, „keiner seiner Freunde hat ihn so in der ganzen reichen Entwicklung seines Wirkens verfolgt, so andauernd aus der gleichen Fülle eigenen, verwandten Wertes und dem entsprechenden Verstehens heraus

zugeführt worden ist, vermag ich nicht bestimmt zu sagen. Jedenfalls wird sie unter den ihm wirklich und innerlich Nahestehenden aufgeführt.

gewürdigt. Die Ermutigung zum Schaffen, die Gobineau aus dem steten Zuspruch dieses vom Mentor immer mehr zum Bewunderer gewordenen Freundes erwachsen ist, kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Kein Zweiter hat für Gobineau wieder so den verkörperten Maßstab seines Wertes als Forscher und Schriftsteller bedeutet, auf keines Zweiten Urteil hat er so viel gegeben."

Aber auch menschlich war und blieb das Freundschaftsverhältnis mit das schönste und innerlichste, das ihm je geworden, und wenn er in eben jenen Jahren als seiner Weisheit letzten Schluß sich den gewann, daß Arbeit und Liebe im Leben alles, und alles andere nichts sei[1], so war er sich zweifellos dabei bewußt, einen wie überragenden Anteil der ihm jetzt entrissene Freund an der Gewinnung wie an dem Inhalt dieser Erkenntnis für sich in Anspruch nehmen dürfe.

In dem gleichen Briefe an einen jüngeren Freund, welcher diesen Denkspruch, als die Errungenschaft langer schwerer Jahre, ausspricht, zieht Gobineau auch die praktische Folgerung daraus in den Worten: „Lehnen wir uns fest an die Herzen, die uns lieben, und sagen wir uns eins: wenn wir viel leiden, so gibt man uns auch viel Liebe, und das läßt uns wohl so manche Last ertragen. Geliebt zu werden ist so viel!"

Diese Worte hatten für ihn seit der Stockholmer Zeit eine veränderte Bedeutung, insoweit die zur Liebe vom Leben Allernächstberufenen dabei in Frage kamen. Fällt doch in jene Jahre die einschneidendste Veränderung seines inneren und äußeren Daseins: der Bruch mit seiner Gattin, im weiteren überhaupt mit seiner Familie, und die Begründung seines Freundschaftsbundes mit der Gräfin Mathilde de La Tour.

---

[1] Wörtlich: „Die Liebe geht allem vor — dann kommt die Arbeit — und weiter gibt es nichts!" (An Eulenburg, S. 23.)

Der Umstand, daß diese beiden Vorgänge weder äußerlich (zeitlich) noch innerlich (seelisch) auseinanderzuhalten sind, hat — nicht nur dem Übelwollen — Anlaß zu irrigen, für Gobineau und vollends für die Gräfin La Tour ungünstigen Deutungen gegeben. Um für diese Wirrnisse und ihre Lösungen die rechten Gesichtspunkte zu gewinnen, müssen wir tief in der Beteiligten Seelenleben hineinleuchten. Vor allem haben wir auf Gobineaus Eheleben hier einen gründlich zusammenfassenden Rückblick zu werfen.

Wir haben früher zur Genüge betont, eine wie praktische, geschmack- und eindrucksvolle, begabte und kluge Gefährtin im Lebenskampfe Gobineau in Gestalt seiner Gattin an seiner Seite gehabt habe, die auch manch eine der ihm beschiedenen Fährnisse tapfer mit ihm geteilt und die beiden gemeinsam gestellten Aufgaben, soviel an ihr war, mit vieler Hingabe, mit Geschick und Glück angefaßt und bewältigt hat. Nicht erwähnt haben wir bisher, was dennoch von sicherster Seite bezeugt ist und nunmehr mit herangezogen werden muß, weil es für den ferneren Verlauf bedeutsam erscheint, daß die schöne und geistvolle Frau, bei urkräftiger Veranlagung (sie hat ein Alter von 94 Jahren erreicht), von einer außerordentlichen, stellenweise bis zum Krankhaften gehenden Empfindsamkeit und Reizbarkeit, dabei zu Eifersucht geneigt war. Vor allem aber, und das ist die Hauptsache, war sie von Anfang an bestrebt, einen möglichst ausschließlichen Einfluß auf ihren Gatten zu gewinnen und auszuüben. Lange hat sich Gobineau diesem in den Grenzen, die ihm sein Instinkt vorschrieb, willig hingegeben. Er überließ ihr die wirtschaftliche Seite des Daseins fast völlig, um seinem geistigen Berufe ungestört leben zu können, und auch zu Gunsten seiner amtlichen Laufbahn ließ er ihre bedeutenden gesellschaftlichen Gaben und Erfolge, wie auch gelegentlich ihren erfinderischen Geist, gerne mitwirken, wenn auch hier bereits die Grenze lag, wo ihm andere Male

ein Zurückweisen und Sichlosmachen geraten schien. Aber alles in allem wird man sagen müssen, daß er in diesen früheren Jahren große Stücke auf seine Gattin hielt, und zwar nicht nur auf ihr Urteil viel gab, sondern auch ihre menschlichen Eigenschaften so nahm, daß wenigstens der äußere Einklang ein ungetrübter blieb, eine Ungetrübtheit, die freilich wohl nicht am wenigsten ihm selber zu verdanken sein dürfte, der, was er bei dem anderen Teile nicht fand, ergänzend in ihn hineintrug.

Ob auch in seinem Inneren dieser Einklang wirklich immer geherrscht hat oder zeitweise nur durch seinen eigenen starken Willen erzwungen oder vorgetäuscht worden ist, das ist eine Frage, die wohl nie ein Mensch mit Sicherheit beantworten dürfte. Nach außen traten die ersten ernstlicheren Spannungszeichen während der Athener Jahre hervor.

Madame de Gobineau, von der ihr Gatte schon früher einmal gesagt hatte, sie liebe „das Rosige grau und das Graue denkbar schwarz zu sehen", und von der er jetzt (beides an Prokesch) sagte, „sie suche im Leben, was dieses nicht enthalte, und entrüste sich dann darüber, es nicht zu finden", vermochte es anscheinend immer weniger, diese Stimmungen in sich zu verschließen. Sie wurde schwer zu behandeln, wunderlich und launisch. Da sich gleichzeitig — wenn auch in stärkerem Maße erst in den Folgejahren — ein Umschwung in Gobineaus Art nach seiten der Reizbarkeit und einer nicht leicht Widerspruch duldenden schroffen Entschiedenheit vollzog, so mußte es schon damals zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden kommen, sobald sich Schwierigkeiten auftaten, in deren Behandlung eine Einigkeit nicht oder nur mit Zurücklassung eines Stachels zu erzielen war. Und die blieben jetzt nicht aus. Die Rolle, die der Verwöhnten in der Gesellschaft zu spielen geglückt war, hatte sie berauscht, Instinkte der Eitelkeit verhängnisvoll in ihr entwickelt, ein Verlangen nach über-

triebenem Aufwand in der, wie versichert wird, früher haushälterischen und einfach gewöhnten Frau wachgerufen. Schon die üppige Ausstattung und Einrichtung der Athener Gesandtschaft zeugte davon. Gobineau aber trat dem damals noch nicht bestimmt genug entgegen. Eben in Athen auch war es, wo ihn die Gattin zum ersten Male (gegen sein besseres Wissen und Gewissen, aber so, daß er den betreffenden Akt als einen solchen edler Selbstentäußerung sich abrang) bestimmte, sich bei einer wichtigen Wendung seines Familienlebens mit einer weit über seine Mittel gehenden Summe einzusetzen.

Die nächsten Jahre, während deren die Ehegatten vielfach, wie während der Aufenthalte Gobineaus in Rio und Versailles, getrennt, oder, wie während des Krieges, unter Eindrücken lebten, die alles Persönliche weit zurückdrängten, wurde eben hierdurch eine Entfremdung äußerlich überbrückt, die dennoch innerlich stetig weiterging. Gegen die Politik, die damals Gobineau fast ausschließlich in Beschlag nahm, war seine Gattin gleichgültig: sie begriff nicht, wie er sie sich so zu Herzen nehmen könne, und vermochte sich zu irgendwelcher Würdigung, zu irgendwelchem Anteil an seinem gerechten Zorn nicht aufzuschwingen. Aber auch sein geistiges Schaffen ließ sie mehr und mehr kalt, oder stieß gar auf ihren Widerspruch. Vom Dichten, zu dem er um das Jahr 1872 eifriger denn je zurückkehrte, hatte sie schon seit dem Alexander nichts wissen wollen, und fortan mußte er sich mit der schmerzlichen Erkenntnis abfinden, daß solches von seiner Familie als eine im besten Falle ihm nachzusehende Liebhaberei betrachtet werde, während vollends seine Bildhauertätigkeit, als unstandesgemäß, als seinem Ansehen als Weltmann und seiner Stellung in der Gesellschaft abträglich, geradeswegs bekämpft und verabscheut wurde.

Man wird es begreifen, daß Gobineau, der während

längeren Alleinlebens gerade nach der Schaffensseite, wie auch im Ausströmen seines Gefühlslebens, vollste Freiheit genossen und dementsprechend auch für weiterhin ein hochgradiges Freiheitsbedürfnis eingesogen hatte, die Wiederkehr des Zusammenlebens in mehr als einer Beziehung als Fessel empfinden mußte. Dennoch steht es fest, daß er in jener Zeit, da er innerlich das mannigfach Trennende schon aufs lebhafteste empfand, seine Bemühungen verdoppelt hat, um den alten Stand der Dinge aufrecht zu halten[1]. Ja, man gewinnt aus Briefen und Berichten fast den Eindruck, als habe er die Formen der Zusammengehörigkeit noch stärker als früher betont und hervorgekehrt, je weniger er an deren Wesen mehr glauben konnte.

Nicht so von der anderen Seite, wo vielmehr während des Winters 1872 auf 1873 (dem letzten, den Gobineau mit seiner Familie verlebt hat: die nächsten Jahre bis zum völligen Bruche verbrachte Madame de Gobineau mit ihrer jüngeren Tochter teils in Trye, teils bei ihrer Mutter in Paris, wo sie dieser, mit der Gobineau stets die besten Beziehungen unterhalten hatte, Ausgang Winters 1873/74 die Augen zudrückte, teils in Athen bei der älteren Tochter) alles geschah, um die Gegensätze auf die Spitze zu treiben. Weit entfernt, dem Wandel, der in ihnen beiden vorgegangen, irgend Rechnung zu tragen, suchte Madame de Gobineau, die ihre

[1] So hat er auch dem angeborenen Mitteilungsbedürfnis, das ihn allen Nahestehenden, auch seinen Freunden, gegenüber erfüllte, noch lange brieflich gegen seine Gattin den gleichen, unveränderten und unverminderten, Ausdruck gegeben: ein Zug, der für die richtige Beurteilung seines damaligen Verhaltens sehr wesentlich ist. Eine minder naiv urwüchsige, rückhaltlos offene Natur würde sich dadurch dem Verdachte der Hinterhaltigkeit und Zweizüngigkeit ausgesetzt haben. Für Gobineau aber hätte, in den ihn nächstberührenden Beziehungen, vielmehr Zurückhaltung das Unwahrhaftige bedeutet: wo er sich nicht mehr mitteilen konnte, da war es eben aus.

einſtigen Triumphe nicht vergeſſen konnte, die Stellung und den Einfluß, auf die ſie Anſpruch zu haben glaubte, durch die gleichen Mittel wie ehedem, denen aber nicht mehr, wie ehedem, die Vorzüge der Jugend, Anmut und Schönheit, zur Seite ſtanden, zu behaupten oder wiederzugewinnen, um alsdann, als dies begreiflicherweiſe mißlang, ihrem Unmut, ihrem Zorn, ihrer Verbitterung in der leidenſchaftlichſten Weiſe Luft zu machen. Wir haben die verſchiedenſten Zeugen dafür, wie ſehr ſich in jener Zeit ihr Charakter zur Unerträglichkeit entwickelt hatte, wie ſehr ihre Gewaltſamkeit, ihre Herrſchſucht, ihre Unliebenswürdigkeit, ihre ſtürmiſche Gemütsart ſie, in Stockholm wie anderwärts, unmöglich machten: eine unglückſelige Natur, die nur noch ſich und ihre Umgebung quälen konnte. Gobineau bezeichnet noch ein paar Jahre ſpäter jene ſechs Monate, da ſie alles, was er tat oder was von ihm ausging, heruntergeriſſen habe, als eine beſtändige Hölle. (An Caroline, 27. April 1875.)

Inzwiſchen war die wirtſchaftliche Frage, die ſchon länger als eine höchſt bedenkliche am Horizont geſtanden hatte, mit dem Herannahen des Endes von Gobineaus amtlicher Laufbahn geradezu zur kritiſchen geworden. Dieſer gab denn auch ſeiner Frau zu verſtehen, daß hier ihrer aller Wohl auf dem Spiel ſtehe, und daß gründlich mit der bisherigen Lebensweiſe zu brechen ſei. Er ſuchte jetzt wieder einzubringen, was er früher vielleicht mitverſchuldet, wenn er, wie es heißt, zu der Zeit, da die Wogen noch hoch gingen, es gern geſehen, daß jene Staat machte und eine Rolle ſpielte, und dementſprechend ſie dazu ſelbſt mit veranlaßt hatte. Aber er ſollte kein Glück damit haben. Ehrgeiz und Hoffahrt hatten von dieſer Frau Beſitz ergriffen, ſodaß ſie in der Erinnerung an die Athener Herrlichkeit jetzt die einfachere Einrichtung und Lebensführung in Stockholm, die Gobineau ſo natürlich wie notwendig erſchien, als eine Zumutung empfand.

Blieb er nun auch im allgemeinen, als sich unter höherer Gewalt fühlend, in diesen Dingen fest, so gab er doch noch einmal, wiewohl aufs äußerste widerstrebend, nach: als es sich nämlich darum handelte, was mit dem Schlosse Trye geschehen solle, dessen Verkauf ihm je länger je mehr als eine Pflicht und eine Notwendigkeit aufgegangen war, nachdem er in ihm, das jährlich Tausende verschlang, ohne irgendetwas einzubringen, die Hauptursache seiner andauernden Geldverlegenheiten, den „ewigen Blutegel" erkannt hatte. Nachdem aber die Frauen erklärt, nicht davon lassen zu wollen, willigte er darein, diese Kette noch einige Jahre weiterzuschleppen.

Und doch bedeutete dies ein Stehen auf schwankendem Grunde, ein Paradieren mit nicht mehr vorhandenen Mitteln und Werten. Letzteres aber war Madame de Gobineau zur anderen Natur geworden, sodaß sie, bei verwandtem Anlasse wie einstens, und wiederum im selben Athen, eine Summe in Aussicht stellte oder vorspiegelte, deren Anerkennung Gobineau rettungslos in den Abgrund, an dessen Rande er seit langem wandelte, hätte stürzen müssen.

Diesmal vollzog er, indem er es weigerte, die unsinnige Verpfändung einzulösen, zugleich den endgiltigen und entscheidenden Bruch, umsomehr, da er sich dadurch, daß ihm das Ganze erst als vollendete Tatsache mitgeteilt wurde, aufs Schwerste bloßgestellt sah.

Gewiß war diesem äußeren Riß längst der innere vorangegangen. Alles, was wir zuletzt zu berichten hatten, kann nur die Bedeutung von Symptomen beanspruchen neben den Seelenvorgängen, welche das wahre Wesen dieser schweren Krankheitskrisis widerspiegelten. Gobineau war innerlich mit seiner Gattin fertig von dem Augenblicke an, da es ihm endgültig klar geworden war, daß es ein Wahn gewesen, wenn er dieser Frau auch mit seinem ewigen Teile sich verbunden geglaubt hatte, während doch nur ein Bund der Sinne und

der Interessen zwischen ihnen obgewaltet habe. Wann ihm diese Erkenntnis gekommen, wer wollte das im einzelnen heute sagen, da es sich um einen langwierigen Vorgang handelt, an dessen Ende erst er mit Schaudern gewahrte, welch ein Meer zwischen ihm und der bisherigen Weggenossin lag! Eher wäre schon eine Erklärung dafür zu suchen, daß er sich überhaupt über den wahren Charakter dieser Lebensverbindung so lange hatte täuschen können, da es doch nach allem, was wir heute wissen, allzuklar am Tage liegt, daß wirkliche Liebe auf der anderen Seite in keinem Falle die entscheidende Triebfeder gewesen sein könne.

Da ist denn zweierlei offensichtlich. Erstlich, daß von seiten Gobineaus Pflichttreue, Ritterlichkeit und Standesgefühl viele Jahre lang das eheliche Verhältnis in jenen Grenzen des „Normalen und Korrekten" erhalten haben, welches auch dessen Lobredner, nachdem alles vorbei war, ihm nur als hauptsächlichste Merkmale nachzusagen wußten. Zweitens aber, daß auch Madame de Gobineau, solange ihre eigenen Interessen und Strebungen sie mehr oder minder in der gleichen Richtung mit Gobineau führten, solange dessen persönlicher Zauber ungetrübt und ungebrochen waltete, solange er, der anscheinend nicht selten von ihr Beherrschte, in Wahrheit die Gefährtin beherrschte, insofern er unwillkürlich etwas von dem eigenen Wesen auf sie ein- und überströmen ließ, dermaßen den Eindruck des Aufgehens in ihrem Gatten erweckt haben mag, daß nicht nur ein so naher Freund wie Prokesch ein Muster weiblicher Hingebung, etwas von einer Urwasi, in ihr finden, sondern Gobineau selbst sich in eine ähnliche Täuschung verstricken konnte.

Aber es kamen andere Zeiten. Nach den Schrecknissen des Krieges, nach den der Verzweiflung nahekommenden Eindrücken von seinem Vaterlande, nach dem Zusammenbruch seiner Vermögensverhältnisse, nach den ersten schlimmen Vor-

boten wankender Gesundheit bedurfte er nun seinerseits dessen, das er im früheren Leben so reichlich auszustreuen gewohnt gewesen war. Je weniger die Welt ihm mehr bieten konnte, je mehr er Laufbahn und Gesellschaft auf ihr Nichts erkannte, desto mehr schrie etwas in ihm auf, das nach einem Gegengewicht gegen die Öde und Leere um ihn her verlangte. Alle Wegweiser auf der Lebenswanderung seines letzten Jahrzehntes wiesen nach innen, ins Innerste, wo der Quell seines geistigen Schaffens entsprang. Aber freilich, sollte der ihm wieder sprudelnd fließen, so bedurfte es dafür des Hauches der Liebe, der jetzt mehr denn je das zu ersetzen hatte, was ehedem der Wahn der Jugendbegeisterung und die Fülle der Manneskraft ihm gebracht hatten.

Und wenn er sich darnach bei seiner Gattin umtat, wie sah es da aus? Da wies nach wie vor alles nach außen, wo die Rollen gespielt werden, da kam auch Gobineau immer nur als der Diplomat und Mann der Karriere in Betracht. Von seinen geistigen, seinen menschlichen Bedürfnissen keine Ahnung. Auf sein gesteigertes Liebesverlangen keine Erwiderung! An jenem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens, da es galt, ihm ein Begreifen aus Liebe entgegenzubringen, zu der Zeit, da es sich um sein ganzes geistiges Sein, um Leben oder Tod seines höheren Selbst handelte, hat die, der dies an erster Stelle hätte am Herzen liegen sollen, völlig versagt.

Fern sei es von uns, die ungemeinen Schwierigkeiten zu verkennen, die einem Lebenslaufe an der Seite eines Gobineau von Hause aus und unter allen Umständen auferlegt sein müssen. Denn was will es allein besagen, das Genie wahrhaft zu verstehen und ihm auf allen seinen Wegen und Abwegen, in seinen notgedrungenen Gewaltsamkeiten und nicht seltenen Zersprengungen aller Regeln, vollends aller Konvention, zu folgen! Und gar, wenn dies Genie, wie Gobineau, zugleich im Leben und im Geiste wirkt und wurzelt. War man in

der großen Welt, so mußte stillgehalten werden, wenn alle die schönen Schmetterlinge, die großen Damen, die in reichlicher Zahl für ihn erglüht sind, ihn umflatterten und umwarben; und hinwiederum, war man in der Einsamkeit, wie etwa in Teheran, so versank derselbe Mann, der dort dem oberflächlichen Blicke ganz für die Gesellschaft geboren scheinen konnte, so tief in seine Wissenschaft, daß er die ganze übrige Welt, mit Einschluß seiner Gattin, darüber vergaß. Mehr als einmal hat ihn damals Prokesch warnend daran erinnert, daß die Natur wie die Bedürfnisse der Frau von anderer Art seien als die des Mannes, und daß dieser der fern der Heimat, in einer so außerordentlichen Lage, auf sich selbst Angewiesenen doppelt zu Hilfe zu kommen habe. Auch das bringen wir in Anschlag, daß einem Manne von so reicher Phantasie diese, nachdem einmal das alte Verhältnis durchbrochen und die gegenseitigen Gefühle und Stimmungen verwandelt waren, nun alles ebenso nach der schlimmen, wie früher nach der guten Seite, ausgeschmückt, vergrößert und stark aufgetragen haben werde; wie auch, daß Humor, das ewige Bindeglied, das über alle Hudeleien und Jämmerlichkeiten des Tageslebens, über alle Tücken und Ränke des Geschickes in früheren Jahren, nie versagend, hinweggeholfen hatte, in späteren unter dem untergrabenden, aushöhlenden Einflusse amtlicher Verärgerung, politischer Enttäuschungen und körperlicher Plagen mehr zurückgetreten sein mag, sodaß die Lebensgefährtin mehr als einmal unter leidenschaftlichen Ausbrüchen zu leiden bekam.

Dies alles und noch mehr ließe sich für Madame de Gobineau anführen, höbe aber das andere nicht auf, angesichts dessen es in nichts zerfällt: daß eine wirkliche große Liebe dieser und noch ganz anderer Schwierigkeiten Herr geworden wäre. Dies schönste Vorrecht des Weibes aber hat diese Frau nicht geübt. Es lag nicht in ihrer Natur, die Gobineaus

Geistesgröße wohl verstandesmäßig zu begreifen, nicht aber seiner hohen Art und Sendung auch mit dem Herzen zu huldigen oder gar Opfer, wie sie Ehrfurcht und wahre Hingebung andere Frauen in ihrer Lage gelehrt haben, zu bringen vermochte. Hätten solche Gesinnungen, anstatt der sie erfüllenden, sie geleitet, so wäre es wohl nimmer zu einer Verstoßung gekommen; und selbst diese hätte ein wahrhaft liebendes Weib eher zu einer Einkehr als in den Kampf getrieben — einer Einkehr, die Madame de Gobineau wenigstens in ihren späteren Tagen noch gekommen sein muß, wo sie, wie es heißt, nicht nur die nach der Trennung ihr zugefallene bescheidene und zurückgezogene Lage würdig getragen, sondern auch von ihrem Gemahl stets rühmend und in dankbarer Rückerinnerung gesprochen haben soll, so wenigstens in nachträglicher Sühne noch bekundend, daß sie alles, was sie war, als Gattin Gobineaus gewesen war, deren höhere Pflichten sich anzueignen sie leider in besseren Tagen verschmäht hatte[1].

[1] Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das herbe Urteil, das Gobineau, nachdem er sich einmal die volle Wahrheit klar gemacht und eingestanden, über seine Gattin gefällt und unter anderem gegen seine Jugendfreundin, Madame de St. Martin, in die Worte: „Elle n'est que *vanité*. Nature marmoréenne, ni sentiments ni tempérament" gefaßt hat, nicht nur von den ihm, sondern auch von den ihr Nächststehenden geteilt worden ist. „Froide et vaniteuse, mais très intelligente" nennt sie die genannte Baronin de St. Martin. Ähnlich Madame Marjolin, die namentlich das Liebloſe, den Mangel an Ehrfurcht und Hingebung betont. Auch die Schwester Caroline sieht (2. Februar 1877) in der Schwägerin „die einzige Ursache des Verderbens (ruine) der ganzen Familie". Nach ihr „gehe deren Egoismus bis zur Grausamkeit, und sei es nötig, gegen eine so verzehrende Persönlichkeitssucht (dévorante personnalité) Dämme aufzurichten". Mit am allerschärfsten urteilte über die Schwester der eigene Bruder, Jules Monnerot, der auch in mehreren Stadien des Streites der Ehegatten — beispielsweise im Betreiben des Verkaufes von Trye — energisch mit Gobineau gegen sie Hand in Hand gegangen ist. Es

Damals aber wählte sie den Kampf, einen Kampf, angesichts dessen jedem Freunde Gobineaus das Herz bluten muß: den Kampf des Ewigweltlichen, und damit des Kleinen, mit dem Großen, dessen Einzelheiten darum so unendlich traurig sind, weil letzteres seine unermeßliche moralische Überlegenheit darin nicht immer im gleichen Maße aufrechtzuerhalten vermag, weil es, vollends wenn es seiner Selbsterhaltung gilt, der Wahllosigkeit der Mittel gegenüber, die von der Gegenseite ins Feld geführt werden, auch seinerseits am Ende zu Waffen greift, die, als seiner nicht würdig, ihm von Hause aus widerstreben müssen. Der ganze Gobineau liegt noch in seiner Haltung der ersten Zeit der sich anbahnenden Trennung, da er unter der Last der materiellen Sorgen umzusinken drohte und doch immer nur an Selbstentäußerung und Leistung dachte, ganz Rücksicht, ganz Fürsorge für die Seinen, wie er es immer gewesen war, auch wenn sie fortan die Seinen nicht mehr sein sollten. Erst als von der anderen Seite immer nur das liebe Ich auftauchte, unfähig, ihn in seinen Beweggründen wie in seinen Absichten auch nur zu begreifen, als er durch die Verdächtigungen und Verleumdungen, die gegen ihn ausgestreut, die Kränkungen, ja Beschimpfungen, die ihm angetan wurden, sich aufs Blut gereizt sah, wurde auch er ein anderer. Sein Seelenzustand während dieser Jahre glich

fällt dies ganz besonders stark ins Gewicht, weil Monnerot ein ungewöhnlich rechtlicher, selbstloser und besonnener Mann war, der sich schon früher, vollends aber in der Zeit dieser Wirren, die Achtung und Sympathie *aller* zu erringen verstanden hat. Endlich aber wird man eines Tages, wenn die Siegel von den handschriftlichen Akten dieser Tragödie genommen sein werden, in die Annalen von Gobineaus Geschichte von der Hand einer Persönlichkeit, die der Parteilichkeit zu seinen Gunsten noch weniger verdächtig erscheinen dürfte, eingetragen finden: „Selon moi, elle n'a jamais aimé qu'elle même" — mit welchem Wahrspruch wohl diese ganze traurige Frage endgültig und erschöpfend gelöst sein dürfte.

dem Erwachen aus einem fürchterlichen Traume, das von krampfhaften Zuckungen und leidenschaftlichen Ausbrüchen begleitet war. Nicht alles, was er damals gesagt und getan, würde vor seinem höheren Selbst bestanden haben; in diesem und jenem Akt, den ihm Not und Zorn eingegeben, hat er sich vergriffen, ins Unrecht gesetzt — nur im ganzen, wo Wesenheit gegen Wesenheit stand, nicht im einzelnen, Zug gegen Zug, Schritt gegen Schritt, war hier das innere Müssen wirksam —; und vielleicht ist ihm selbst, der nie edel und hoch genug bewertet werden kann, von allem, was er damals erduldete, dies das Härteste gewesen. Sicher ist, daß er diese gesamten Erlebnisse nie verwunden, daß er daran gewürgt hat, bis selbst ihm, der ein großes Leben wie wenige auszufüllen verstanden hat, der furchtbare Ausdruck sich entrang, er sei das Leben satt („j'en ai assez de la vie").

Aber es half nichts, er mußte durch, durch bis zum bitteren Ende. Kein Ausgleich, keine Verständigung zeigte sich hier, wenigstens für den inneren Menschen, der Gobineau alles bedeutete; und als er diesen in seinem Lebensnerv bedroht sah, als das Geschick ihn vor die Frage stellte, wer hier die Hauptperson, der wichtigere Mensch sei, als es ihm in entsetzlicher Greifbarkeit vor Augen stand, *sie oder ich*, da zauderte er nicht mehr, die Frau, die er sich einst einen Segen gewähnt und die ihm jetzt ein Verhängnis geworden war, von sich zu schleudern, ohne freilich nun auch darnach zu fragen, ob es in die Tiefe sei.

Die schonungslose Art, mit der Gobineau am Ende vorging, ist wohl schon damals manchem nicht begreiflich erschienen und dürfte noch weniger in unserer Zeit begriffen werden, wo Ehescheidungen eine so landläufige, laue und halbe Sache sind. Eine so unwahrhaftige Lösung aber, wie viele dieser modernen Auseinandersetzungen bedeuten und wie sie für die Untiefen dieser Ehebünde, für die bescheidenen Maße dieser Halb- und

Viertelstrauerspiele genügen mögen, hätte für einen Gobineau am letzten ausgereicht. Für ihn gab es nichts halbes, nichts unwahres in der Welt, am wenigsten in seinen intimsten Lebensbeziehungen; und so müssen auch diese unseligsten Vorgänge seines Lebens in ihrer Ganzheit und Wahrheit, aus der Tiefe und von innen heraus, ergründet werden.

Wir entsinnen uns, daß Gobineau einstens seine Gattin im Widerspruch, oder doch unter dem Widerstreben aller Nächstbeteiligten, nicht zum wenigsten der Seinigen, denen er sie nur langsam genehm machen konnte, heimgeführt hatte. Die Umstände, denen er diese Heirat abrang, erforderten einen Aufwand von Ritterlichkeit, daß sie fast einer Rettung gleichkam. Und wie er damals sich selbst und sein Alles für die Unwillkommene eingesetzt, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er, den wir als den gütigsten, hingebendsten, liebevollsten Sohn, Bruder, Vater und Freund genugsam kennen, die gleichen Eigenschaften als Gatte am allerwenigsten habe vermissen lassen. In allen kritischen Lebenslagen zumal kannte seine Aufopferung keine Grenzen und glich stets reichlich aus, was er andere Male — immer an seinen großen Maßen gemessen — etwa hatte fehlen lassen, wenn der Strom der Liebe einmal im Alltagsleben versandete oder der „große Zauberer" Wissenschaft ihn berückte und den Menschen entzog. So hatte er die Gattin, unter stetem weitgehenden Eingehen auf ihre besondere Art, die sich ihm erst sehr allmählich ganz erschloß, dermaßen verwöhnt, daß sie den Kultus ihrer Eitelkeit, die Befriedigung ihrer Herrschgelüste als ihr gutes Recht und den Mann, der ihr zu allem verholfen, nur als Mittel zu ihren Zwecken betrachtete. Um seinen höheren Menschen aus dem mit durch sie herbeigeführten Zusammenbruche seiner äußeren Verhältnisse und aus einer Gemeinschaft, in der kein Schaffen mehr für ihn denkbar gewesen wäre, zu retten, sagte er sich endlich von ihr los, um nun erst recht zu finden, daß sie all

der ritterlichen Aufopferung, der zartſinnigen Liebe, die er an ſie verſchwendet, nicht wert geweſen ſei, daß ſie ſie ihm nur mit Selbſtſucht, mit Liebloſigkeit zu lohnen wiſſe. Und indem er jetzt von der Hand der Leidenſchaft, ja der Gehäſſigkeit ſeinem Herzen tödliche Schläge verſetzt, ſein ganzes Daſein vergiftet ſah, kam ein Gefühl ungeheuerſten Betrogenſeins über ihn, das er nicht anders bannen zu können vermeinte, als indem er nun auch ſeinerſeits die ganze Vergangenheit, welche für ihn jetzt nur noch eine große Lüge barg, ſoweit es anging, austilgte: das beſagen gewiſſe Verfügungen ſeines Teſtamentes, welches unter anderem den geſamten geiſtigen Anteil ſeines Erbes den geſetzlichen Erben entzog und ihnen nur das Allermateriellſte davon beließ.

In was allem ſich Gobineau von ſeiner Gattin betrogen geglaubt hat, das iſt am Ende ſeine Sache, vielleicht auch ſein Geheimnis. Wir täten nicht gut, manchem, das zwiſchen beiden vorgegangen iſt und ſich für uns als unerſchloſſen, vielleicht für immer unerſchließbar darſtellt, unzart nachzuſpüren. Hart war ſein Schickſal in jedem Falle, und hart hat es auch ihn ſelber gemacht, wenn auch der Anſchein hier manches in ein ſchlimmeres Licht rückt als es die Wirklichkeit beſtehen läßt, indem es nach den Zeugniſſen feſtſteht, daß er gewiſſe von ihm vorhergeſehene Härten, ſolange er es noch in der Hand hatte, zu vermeiden redlich bemüht geweſen iſt. Zu dieſen gehört es namentlich, daß die Töchter je länger je mehr in die Gegnerſchaft und ihre Folgen mit hineingezogen wurden, weil ſie ſich nicht, oder für ihn nicht genügend, von der Mutter losſagen konnten oder wollten, und auch für ſeinen Wunſch, namentlich die jüngere einer mehr weiblichen Obhut übergeben zu ſehen, ſich keine Möglichkeit einer Verwirklichung bot.

Die erwähnte Tatſache der geiſtigen Enterbung der Seinigen, als welchen er ſeinen geiſtigen und ſeeliſchen Menſchen

so hoffnungslos ferngerückt fühlte, an sich beklagenswert genug, wird dies noch ganz besonders durch ihre Einkleidung und Begründung, durch jenen Klang von Erbarmungslosigkeit, der auch noch aus anderen Akten und verbürgten Äußerungen seiner letzten Jahre heraustönt. Mit Recht hat man die tiefe seelische Verbitterung, die schweren Körperleiden, die ihn in dieser Zeit heimsuchten, zur Miterklärung dafür herangezogen; aber ausreichen können sie nicht, um uns über diesen Zug aufzuklären, der bis zu einem gewissen Grade immer rätselhaft, wenigstens psychologisch nicht genau deutbar, bleiben muß. Das eine nur steht fest, was die intimste Seelenkennerin seines Alters ausgesprochen hat, daß diejenigen Gobineau Unrecht tun, die ihn hier lediglich kleinlich persönlicher Motive, wie etwa der Rachsucht für die furchtbaren ihm angetanen Leiden, bezichtigen wollten: auch in dieser Unversöhnlichkeit wollte er sicher unpersönlich bleiben, glaubte er ein Richteramt im Dienste der Wahrheit zu vollziehen. Und so ist er denn damit auch zum mindesten ebenso hart gegen sich selber wie gegen die anderen verfahren, wie ja denn auch er zweifellos der am schwersten darunter Leidende gewesen ist. Nie aber ist ihm der leiseste Zweifel gekommen, ob er etwa anders hätte handeln können; und selbst denen, die ihm Unchristlichkeit vorgerückt hätten, würde er erwidert haben, daß doch auch das Christentum eine Sünde feststelle, für die es kein Verzeihen gebe, und daß er angesichts dessen, was er vor dem Weltgeist vertrete und verkörpere, in dem, was seinem geistigen Teile angetan worden, eine solche Sünde habe erkennen müssen.

Immerhin wird man begreifen, daß christliche Gemüter fanden, daß es für ihn und andere besser gewesen sein würde, wenn er hier einmal mit ihnen hätte empfinden können, und es mit dankbarer Ergriffenheit begrüßen, daß die christlichste Gestalt seines Lebenskreises, die Schwester Caroline, jetzt längst

Mère Bénédicte, nachdem sie während des Kampfes unbedingt und tapfer auf seiner Seite gestanden, im Augenblicke ihres Abscheidens (anderthalb Jahre nach Gobineaus Tode) das tat, was ihm nicht möglich gewesen, indem sie gleichsam für ihn mit das Wort sprach, das ihr göttlicher Meister ihr eingab: „Oui, je pardonne tout."

Wenn der Darsteller dieser Erlebnisse sich im vorstehenden genötigt gesehen hat, hart über eine Persönlichkeit zu urteilen, welche die wichtigste und eingreifendste Rolle in Gobineaus Leben gespielt hat, so weiß er sich doch frei von jeder Versuchung, solche Dinge etwa mit dem bürgerlich-sittenrichterlichen Maßstabe zu behandeln. Selbst für die, welche gewohnt sind, diesen zu handhaben, hofft er übrigens keinen Zweifel darüber gelassen zu haben, daß, wie immer bei solchen Zusammenstößen ungleichartiger und zu Unrecht aneinandergeketteter Gestalten, so auch hier die „Schuld" mit nichten ganz auf einer Seite liegt, sondern sich ganz naturgemäß im gleichen Verhältnis mit den Eigenschaften, welche von beiden Seiten zu dem Unheil zusammengewirkt haben, verteilt. Gewiß wird weitaus die Mehrzahl den Stab über Madame de Gobineau brechen, aber auch an Tadlern Gobineaus dürfte es nicht fehlen. Und wir wollen ihnen nicht wehren. Nur — was ist mit einem solchen Standpunkte gewonnen? Eröffnet sich nicht mit der Erkenntnis, daß alle Schuld in großen Lebensdingen nicht im empirischen, sondern im intelligiblen Dasein des Menschen, nicht in seinem Tun, sondern in seinem Sein wurzelt, eine Tragik von ganz anderer Tiefe, als daß eine den Gebieten der landläufigen Moral entstammende Sonde hier je hinabdringen könnte? Wäre das Wort nicht aus der Literaturgeschichte so verrufen, man wäre versucht von Schicksalstragödien zu reden im Hinblick auf die Eheschicksale so vieler der größten Geister, für die es laut Weltgesetz (Ausnahmen wie die Schillers widerlegen die Regel nicht) so gut

wie ausgeschlossen scheint, daß sie in den Ehegenossinnen zugleich die Segenspenderinnen aus dem Borne des Ewigweiblichen finden, deren nun doch wiederum gerade sie hundertfältig vor anderen bedürften. So werden sie die Opfer ihrer höheren Bestimmung, und mit ihnen ihre Gefährtinnen, die man insofern auch geradezu als ihre Opfer betrachten kann, als nun einmal das Menschentum der Großen so wenig von ihren Fehlern als ihre Aufgabe von ihrer Größe ein Jota abdingen läßt und somit am ersten gerade liebende und begreifende Frauen von dieser Aufgabe und diesen Fehlern sich erdrücken lassen, nur damit jene nicht selbst erdrückt werden. Aber auch im anderen Falle wird man immer noch sagen müssen: das Unglück lag in der falschen Verkettung. Selbst eine Clémence Monnerot hätte wohl in einem ganz anderen Lebenskreise, an der Seite eines Mannes, der Ähnliches wie sie verkörpert und Ähnliches wie sie angestrebt hätte, ein anderes Los nicht nur für sich gezogen, sondern auch anderen bereiten helfen, während so das Verhängnis darin beschlossen lag, daß Gobineau gerade diese Frau finden, „lieben" und als Gattin durchsetzen mußte. Was nachher folgte, war das naturnotwendige Ergebnis solcher vorübergehenden Bindung und Betäubung seines inneren Bewußtseins durch den blinden Lebenswillen. Gobineau hat es im Verlaufe schwer gebüßt, daß er ein Edler war, und vor allem, daß er ein Wahrhaftiger bis zum Äußersten war, dem jedes Abdingen und Nachlassen, selbst das des Verzeihens, wo er nicht mehr achten konnte, widerstrebte.

Nochmals: tadle hier, wer mag! Bei Tragödien dieser Art kann es sich allezeit nur darum handeln, wo die höhere Pflicht ruht und, bei deren Vernachlässigung, dementsprechend die höhere Schuld ruhen würde. Die Pflicht aber einmal erfüllt, kann sich alsdann der vom Schicksal zu noch so schwerem Leiden Ausersehene allen Urteilen der Welt gegen-

über in sein inneres Bewußtsein wie in ein schirmendes Heiligtum zurückziehen. „Er leidet, hat gelitten und wird leiden bis an die äußerste Grenze seiner Kraft", aber er leidet, um sich die Fähigkeit zu erhalten, andere zu beglücken.

Gobineau hat in seinem allerpersönlichsten Dasein zweimal das schwerste Seelenweh durchzukosten gehabt, das einem Sterblichen auferlegt werden kann. Im Zwiespalt der Welttragik mußte der ritterlichste der Menschen gegen die zwei im Leben ihm nächstgestellten Frauen, Mutter und Gattin, schonungsloseste Härte üben, mußte der Gütigste erbarmungslos werden. Tiefe Nacht umschattet so den Anfang wie das Ende seines Familienlebens, und doch vermochte er diese Finsternis sieghaft zu durchbrechen und selbst Ungezählten eine Sonne zu werden. Das war nur möglich dadurch, daß er seine Ideale nur umso höher hielt, unter denen, den eigenen Erlebnissen zum Trotz, das weibliche immer eine erste Stelle behauptete. Zum Glück ist ihm ja Frauenwert und Frauenliebe auch in lautester Gestalt im Leben mehrfach nahegetreten, und ist ihm am Ausgange desselben noch eine Frauenfreundschaft von einem Ewigkeitsgehalte zuteil geworden, der alles der Art aus seinen früheren Jahren weit überstrahlen und der auch in seinem Schaffen den gleichen Abglanz hinterlassen sollte.

Marie Mathilde Ruinart de Brimont, Gräfin Sallier de La Tour, war geboren um 1842 aus einer alten wertvollen französischen Familie, in welcher strenge Gesinnung, ehrliche Gläubigkeit, konservativer Sinn herkömmlich waren. Diese Elemente kamen auch in der Erziehung zur Geltung, welche im übrigen, wie so vielfach in den alten Adelskreisen, namentlich nach der geistigen Seite, konventionell, oberflächlich und inhaltsleer verblieb. Durch eine Jugendliebe an den romantisch angeschwärmten Sohn eines der ersten Häuser Piemonts, dessen älterer Bruder mit ihrer älteren Schwester vermählt war, gekettet, hatte sie die Verbindung mit diesem auch dann

noch in treuem Festhalten gegen ihre ganze Familie durchgesetzt, als sich der Herangereiften herausstellte, daß dieser Akt infolge gewisser Eigenschaften und Gewöhnungen des stark verschuldeten, eines festen inneren Haltes entbehrenden Mannes eine starke Gefährdung ihres Vermögens wie ihres Seelenfriedens bedeute. Ihre Hoffnung, einen neuen Menschen aus dem Gatten zu machen, mußte sie im Laufe der Jahre als eitel erkennen, und die Ehe an der Seite eines im letzten Grunde doch Nichtigen wurde ihr so je länger je mehr ein „leeres Grab".

Aber diese Frau war am wenigsten dazu geschaffen, ihr Leben an einem Grabe zu vertrauern. Gleich ihrem großen Freunde von einem unerschöpflichen Tätigkeitsdrange erfüllt, hochstrebend, ideal gerichtet, dabei nicht ohne Phantasie, besaß sie neben diesen Eigenschaften so viel beharrlich-methodischen, einfach natürlich praktischen Sinn, daß sie vor anderen berufen schien, den eigenen wie gegebenen Falles einen fremden Lebenslauf durch die Klippen der Wirklichkeit einem höheren Ziele zuzulenken.

Fast gleichzeitig mit Gobineau traf das Ehepaar de La Tour, nach dreijährigem Aufenthalt in Japan und China und etwa zweijährigem in Italien, im Frühjahr 1872 in Stockholm ein. Ein blühendes, liebliches Töchterchen von vier Jahren, ein Freundeskreis, der bald auch der Gobineaus wurde, und eine Kunst — die Malerei —, der sie bis dahin mehr liebhabermäßig, von jetzt ab mehr berufsmäßig in ernsten Studien sich hingab, bildeten den geistigen und seelischen Besitzstand der etwa dreißigjährigen schönen und anziehenden Frau.

Die Freundschaft mit Gobineau war sozusagen vom ersten Augenblicke an geschlossen, und zwar hatten Mann, Frau und Kind, jedes in seiner Weise, gleichen Anteil daran. Die beiden letztgenannten mußten, wie alle näheren Freunde, namentlich

aber Freundinnen, auch schon sehr bald zu einer Büste sitzen. Das tat Gobineau nun einmal nicht anders.

Aber dies und anderes hätte die Gräfin noch nicht aus einem weiteren Kreise herausgehoben. Eine innerlichere Annäherung fand erst im Sommer 1873 bei jener Drontheimer Reise statt, deren wir schon Erwähnung taten, und welche von den Gesandten Frankreichs, Italiens und Belgiens nebst ihren Sekretären von Christiania aus als gemeinsame Landpartie zu Wagen veranstaltet wurde. In dem italienischen Wagen befand sich auch die Gräfin La Tour mit einer Freundin, und bei einer der Ruhepausen, wie sie von Zeit zu Zeit die Reise unterbrachen, fand in weltentrückter Stille jene denkwürdige Unterredung statt, welche dem ferneren Leben Gobineaus eine neue Grundlage geben sollte. Als Ergebnis derselben bezeichnet die Gräfin selbst „einen Pakt, der ihrer Freundschaft ein ganz besonderes Siegel aufgedrückt habe".

Vergegenwärtigen wir uns nochmals rückschauend Gobineaus äußere Lage und innere Verfassung um jene Zeit. Was er amtlich erstrebt, was er politisch erhofft hatte, zerstoben; sein Versuch eines Neuaufbaus seines Familienlebens traurig gescheitert. Das Gefühl einer grenzenlosen Vereinsamung, durch schwere körperliche Leiden gesteigert, mag bei jener festlichen Veranstaltung, in einem denkbar heiter angeregten Kreise, mit zehnfältiger Wucht über ihn hereingebrochen sein. Genug, er ließ die teilnehmende, durch seine tiefe Blässe und den ungewohnt melancholischen Ausdruck betroffene Freundin erstmalig und jäh in einen solchen Abgrund von Trauer blicken, daß diese es nicht begriff, wie sich solche bisher hinter der nach außen nur zu Tage getretenen Fülle von heiterem, quellendem Leben hatte verbergen können.

Gobineau offenbarte ihr jetzt die rettungslose Verfahrenheit seiner persönlichen Verhältnisse, aus der einzig ein baldiger Tod, den er wünsche, auf den er gefaßt sei und den

sein Gesundheitszustand ihm zu sichern scheine, ihn befreien könne. Einmal, dies eine Mal, hat dieser Mann eine Mutlosigkeit geäußert, die ihm bisher wohl zu verbergen, nicht aber zu besiegen geglückt war.

Vergebens versuchte die Gräfin ihn bei allem zu fassen, was ihn im Leben halten könne, seinem Schaffen, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten, seinen Kindern. Sein Antlitz trug jenen tragischen Ausdruck, welchen die Überzeugung des Unwiderruflichen verleiht.

„Ein großes Mitleid schnürte mir das Herz zusammen", erzählt die Gräfin selbst. „Wie", sagte ich, „so kann nichts Sie ans Leben fesseln?" „Nein, nichts."

„Auch meine Freundschaft nicht, und der Gedanke, daß die Ihrige mir nötig ist?"

„Auch das nicht." Dann, nach einem langen Schweigen, sagte er endlich: „Was ich von Ihnen erbitte, ist, daß Sie mich nicht verlassen, daß Sie mir Ihre Freundschaft allem zum Trotz bis ans Ende erhalten, daß Sie mir helfen sterben. Es wird nicht lange währen. Sie können es sich nicht denken, wie sehr ich einsam bin."

Die Frau, welche in einem Nu eine große Sendung sich offenbart sah und deren Schauer sich durchfluten fühlte, versprach, und das einzige Wort „Dank!" beschloß das Zwiegespräch.

Tatkräftig und energisch, wie sie war, erkannte die Gräfin sehr bald, daß sterben helfen bei einem Gobineau vor allem nur bedeuten könne: leben helfen.

So war denn nach der Heimkehr ihr erstes, daß sie den schon durch die Aussprache bedeutend Erleichterten und von den ferneren Eindrücken der norwegischen Landschaft wohltuend Berührten einem hervorragenden Arzte zuführte, dessen Vorschriften jener treulich zu befolgen versprach. Dann war sie dem Freunde behilflich, in aller Ruhe und Besonnenheit

die Ausheilung der schlimmsten wirtschaftlichen Wunden selbst in die Hand zu nehmen, um mittelst eines Systemes weiser Sparsamkeit allmählich seine Schulden abzuzahlen. Wenn ferner die Erlebnisse der letzten Jahre das ihrige dazu getan hatten, die schroffen und paradoxen Seiten in ihm stärker auszubilden, was vorübergehend sogar seine gesellschaftliche Stellung zu beeinträchtigen drohte, so gelang es ihr jetzt derart mildernd auf ihn einzuwirken, daß er schier allem Hochmut und aller Unduldsamkeit gegenüber dem lieben Nächsten, und wäre er der schwachköpfigste, abschwur. Nicht umsonst endlich rechnete sie darauf, daß eine Inanspruchnahme seiner eigenen tätigen Fürsorge Wunder tun würde, was sich namentlich bei Gelegenheit einer längeren Reise bewährte, die sie in die Heimat zu machen hatte, und während deren sie ihm Mann und Kind gleichsam in Verwahrung gab.

Mehr als alles aber wirkte ein Zaubermittel: sie wußte die Schaffensfreude, die mit der Lebensfreude zu erlöschen gedroht hatte, neu zu entfachen. Der Gedanke, wenn demnächst, im Ruhestande, die bisherigen Unterhaltsquellen versiegten oder doch spärlicher flössen, mittelst der Werke seiner bildenden Hand die Lebensnöte hinter sich zu schleudern, berauschte ihn. Er sprudelt Entwürfe, er arbeitet von früh bis spät, um sie festzuhalten. Aber bei der Bildhauerei bleibt es nicht. Die Fleur d'or, später Renaissance genannt, gewinnt Fleisch und Blut unter seiner Feder. Kaum ein Jahr nach dem Drontheimer Pakt hängt er wieder so leidenschaftlich am Leben, daß er den Tod, den ihm die Erschöpfung der Überarbeitung in erneut ausbrechender Mutlosigkeit vor Augen führt, jetzt nicht mehr als Retter begrüßt, sondern ihm voll Schrecken entgegensieht. „Chaque jour il me semble que je m'éteins davantage, je n'ai plus qu'une âme, une tête, un cœur et mon corps s'en va." (21 juin 1874.)

Da faßt die Freundin die Angst. Zum zweiten Male

sieht sie Gobineau am Rande des Unterganges, wie das erste Mal vom Leben, so dieses Mal vom eigenen Überdrange aufgerieben. Sie hatte es glücklich erreicht, ihm die Freude am Leben wiederzugeben, und nun treibt der übermäßige Gebrauch, den er von diesem macht, ihn von neuem dem Tode entgegen! Welch eine Aufgabe: ein Mäßigungs- und Beruhigungsmittel zu schaffen, damit diese vulkanische Natur sich nicht selbst verzehre; eine zweite Rettung zu ersinnen, weit schwieriger noch, weit gründlicher als die erste!

Der Mann, dem es hier galt, war ihr von der ersten Stunde an, dann wachsend mehr und mehr, vollends aber seit Drontheim, als der erschienen, der ihrem Leben einen Inhalt gegeben hatte. Alles Frühere darin erschien ihr schal und nichtig, auf den Schein hinauslaufend, alles Gute und Große in ihr erst unter dem Zauberstabe seiner Anregung, durch sein mächtiges Beispiel zur Entwicklung gebracht. Wie aus einer anderen Welt erklang ihr sein Wort: „il faut travailler pour se perfectionner.“ Und wie er der hochbegabten Frau nun als Lehrmeister die Gebiete der Geschichte wie der Kunst in ihrer ganzen Fülle erschloß und ihr damit zugleich am besten über die Seelennöte hinweghalf, die auch sie seit Jahr und Tag bedrückten, so konnte sie wohl von sich sagen, daß sie diesem Freunde ihr Glück verdanke, „das Glück inniger Geistesgemeinschaft und sittlichen Haltes, eines Lichtes, das ihr aufgegangen wie ein Leuchtturm in der Nacht“, und daß sie den vielleicht unbewußten aber mächtigen Willen gleich einem Lebensinstinkte hegte, diesen Freund zu retten dadurch, daß sie ihm all das Gute täte, das ihm notwendig war.

Es war klar, daß eine solche Rettung nur aus jenen Gründen heraus, wo, nach Schopenhauers schönem Worte, „Amor und Caritas ganz in der Tiefe eine gemeinschaftliche Wurzel haben“, nur aus den Geheimgründen des Ewigweiblichen denkbar sei.

Es war ihr nicht verborgen, daß von dem, was in Gobineau stürmte, die Liebe zu ihr nicht das kleinste Teil ausmachte. Und sie selbst fühlte Verwandtes, wenn auch ruhiger. Jetzt ward ihr das Geheimnis der Rettung klar. Sie mußte sich lieben lassen und auch ihn lieben, aber in einem so rechten, so zart abgewogenen Maße, daß es dazu und zur Bewahrung des Gleichgewichts in der Ausübung aller Pflichten einer Selbstbeherrschung, einer Seelenmathematik bedurfte, die unendlich schwer zu erringen schien und schließlich in heißem Kampfe doch zu erringen sein sollte. So blieb es dabei, wie die Gräfin selbst sagt: „Ich wollte wohl, daß er mich liebte, aber nicht, daß es ausgesprochen würde; und wenn ich meinerseits ihn liebte, so wollte ich das nicht gestehen, wiewohl meine Besorgnis um ihn es ihm wider meinen Willen verriet."

Mit der Zeit haben, von der Rücksicht auf die Welt ganz abgesehen, die begreiflicherweise in letzter Reihe stand, die reifen Jahre, die körperliche Mühsal, die schweren Sorgen, welche beide Teile bedrückten, diesem Bunde einen immer geistigeren, immer innerlicheren Charakter verliehen. In einer wundervollen Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens lebten diese zwei großen Seelen fortan nebeneinander, so zwar, daß Dankbarkeit der beseelende Grundtrieb auf beiden Seiten blieb. Die Gesinnung der Gräfin gegen Gobineau hat sich nach und nach in jederlei Form ergossen, in der Frauenliebe sich überhaupt zu geben vermag, sie ist ihm Freundin, Tochter, Schwester, Mutter je nach Bedarf gewesen: so unermeßlich waren die Triebe, die sie einst beengt und beängstigt, in ihrer Wandlung gewachsen, und zugleich in ihrer Eindämmung veredelt worden. Gobineau seinerseits, der in seinen Ansprüchen an Liebe so bescheiden geworden war und das „Geliebt zu werden ist so viel" aus eigenem bittersten Erleben heraus wie einen schweren Seufzer der Erinnerung ausgestoßen hatte, lohnte ihr die Fülle ihrer Liebe durch ein Vertrauen ohne

Grenzen. Sein geheimſtes Innere hat er ihr, und nur ihr, die ihm allgemach alles Verlorene, Amt, Vaterland, Familie erſetzen mußte, in allen ſeinen Schattierungen offenbart, und ſein geiſtiger Menſch vollends lebte fortan an erſter Stelle ihr, der er folgerichtig auch ſterbend ſpäter deſſen Pflege und Andenken als Erbe hinterließ. Sie iſt ſo die begeiſternde Muſe für die Renaiſſance und für Amadis geworden, die wir ohne ſie nicht beſitzen würden, wie es Frau von Stein für Iphigenie und Taſſo und Frau Weſendonk für Triſtan und Iſolde geweſen ſind.

Die Renaiſſance insbeſondere iſt in allererſter Linie ihrem Zuſpruch, ihrer Förderung, ihrer tätigen und verſtändnisvollen Teilnahme zu danken. Gobineau hat dies aller Welt durch die öffentliche Widmung des Werkes, außerdem aber der Frau, der dieſe Widmung galt, noch beſonders dadurch bekundet, daß er ihr am Weihnachtsabend 1874 die eben vollendete Urſchrift unter den Chriſtbaum legte und mit dem Scherzworte übergab: „Sie gehöre ſo ganz ihr, daß ſie, wenn ſie wolle, ſie verbrennen könne.“ Neben dieſe Huldigung hat er dann ſpäter in Rom, in ſeinem letzten Winter, eine zweite tiefernſte geſtellt. Eines Abends las er, wie er pflegte, der Gräfin vor und wählte dazu die Schlußſzene ſeiner Renaiſſance. Bei den Worten: „Oui, je suis las, je vais vous quitter“ ꝛc. faßte er ihre Hand und küßte ſie bei der Schlußwendung: „Vous que j'aime tant, je vous bénis du fond de mon âme. Adieu!“ Dann erhob er ſich und verließ ſchweigend, von der Schweigenden geleitet, Gemach und Wohnung.

Ein Weiheakt, der für ſich allein ſchon jeden Verſuch einer Läſterung für immer zum Schweigen bringen ſollte[1].

[1] Neben Kundgebungen wie den hier mitgeteilten haben alle anderen naturgemäß nur nebenſächlichen Wert. Dennoch erſcheint es angemeſſen, um das Verhältnis zur Gräfin La Tour nach allen Seiten zu erſchöpfen, noch je eine Briefſtelle über ihr Äußeres, über ihren

Aber nicht im bloßen Aufnehmen sollte die Beteiligung der Gräfin an Gobineaus geistiger Laufbahn sich erschöpfen. Wir besitzen auch zwei Andenken ihrer eigenen Schöpferhand in Gestalt der beiden Bilder aus der Stockholmer Zeit, welche sie uns als Zeichen der Dankbarkeit für vielfache Förderung, die sie ihrem Meister auch als Künstlerin schuldete, hinterlassen hat: das eine eine Skizze (Bleistiftzeichnung), wiedergegeben zuerst in der Einzelausgabe des ersten Teiles des Amadis, dann diesem Bande beigegeben, das zweite das bekannte, sehr häufig vervielfältigte, große Ölbild Gobineaus[1]. In beiden haben wir ziemlich die einzigen Anhaltspunkte zur Festhaltung seiner leiblichen Züge aus dieser späten Zeit zu erblicken.

Nachdem wir so dem Leser vor Augen geführt, was und wie dieser Freundschaftsbund in Wirklichkeit gewesen ist, haben wir wohl oder übel noch den Entstellungen entgegenzutreten, denen er ausgesetzt gewesen ist. Wie alles Hohe und Edle in der Welt, hat auch er sich erst durch das Dornengestrüpp der Verkennung und Verdächtigung hindurchzuringen gehabt, und insbesondere hat die tapfere Frau, welche Gobineau damals wie eine Retterin im Schiffbruche zur Seite trat, die

Charakter und über Gobineaus Gesinnungen gegen sie anzuführen: (An Prokesch, 11 septembre 1874): „Une physionomie vive, mouvante, irrégulière et avec un beau caractère romain." (An Caroline, 9 novembre 1875): „C'est le meilleur cœur du monde, l'âme la plus droite et la plus probe qu'on puisse imaginer et l'amie la plus sûre. Comme elle est toujours riante et de bonne humeur, ainsi qu'il arrive aux gens occupés, je ne lui ai jamais entendu dire du mal de personne" (und 10 décembre): „Bref, c'est mon amie très réelle et je l'aime beaucoup." Endlich an Frau Cosima Wagner (18 juillet 1881): „La pauvre comtesse de La Tour est toute souffrante, et comme c'est la plus grande, profonde, entière, complète affection que je puisse jamais avoir, je suis plus préoccupé d'elle que de moi."

[1] Von der Gräfin zweimal gemalt, das eine Exemplar in der Gobineausammlung zu Straßburg, das zweite, wie auch die Bleistiftskizze, im Besitz des Verfassers dieser Biographie.

Gobineau in der Stockholmer Zeit.
Nach dem Ölgemälde der Gräfin La Tour.

ſchonungsloſeſten Anklagen über ſich ergehen laſſen müſſen. Sie laſſen ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß ſie Gobineau, um ihn ganz zu beherrſchen, ſeiner Familie abſpenſtig gemacht und ſich dann zu ſeiner Herzensfreundin in dem landläufigen Sinne einer Geliebten aufgeſchwungen habe[1]. So viele Seitenſtücke auch ſelbſt ein ſolcher Fall in den Lebensgeſchichten hervorragender Männer aller Völker haben würde, ſo wenig iſt daran zu denken, daß er hier vorläge. Die Ausgeſtaltung der vertrauten Beziehungen zur Gräfin La Tour iſt weit mehr die Folge als die Urſache der Familientragödie Gobineaus, auf die ſie allerdings noch manches ergänzende und vervollſtändigende Licht wirft.

Daß die Gräfin La Tour ſich bei Gobineau eingeſchmeichelt, daß ſie bewußt und mit Abſicht auf eine Entfremdung von ſeiner Gattin hingearbeitet haben ſollte, erſcheint bei dem Pflichtbewußtſein und der ſtreng religiöſen Gewiſſenhaftigkeit, welche das ganze Leben dieſer Frau durchzieht, ebenſo ausgeſchloſſen, als es naheliegt, daß ſie ohne ihr Zutun und mittelbar zu dieſer Entfremdung beigetragen haben könnte, indem ſchon einfach ihr Gegenbild in dieſem Sinne wirken

[1] Begreiflicherweiſe gingen die Hauptanklagen gegen die Gräfin La Tour von Madame de Gobineau und ihrem engeren Kreiſe aus. Dieſe, die in Gobineaus Losſagung von ihr nur eine Verdrängung durch eine andere Liebe zu erkennen vermochte, hat zuerſt nach der Kataſtrophe, ſtolz wie ſie war, gegen ihren Gatten ſogar eine Verachtung hervorgekehrt und ausgeſprochen, die nicht zum wenigſten in der völligen Unmöglichkeit, der Gräfin irgendwie gerecht zu werden, ihren Grund hatte. Aber auch bei anderen haben jene Anklagen Widerhall gefunden. Gewiſſe herbere Züge, welche der Gräfin, neben urweiblichen, eigneten — wie ſie alle Geſtalten, die etwas Kraftvolles im Leben durchſetzen, beſeſſen haben und beſitzen mußten —, haben ihr manche Gegnerſchaften geweckt und das Urteil über ſie am Ende auch da ſchädigend beeinflußt, wo ſie ganz Aufopferung für ihren großen Freund, ganz Selbſtentäußerung im Dienſte der Wahrheit geweſen iſt.

mußte. Nichts natürlicher, als daß erst im Gegensatz zu den Eigenschaften und dem Verhalten der neuen Freundin Gobineau diejenigen seiner Gattin in ihrer ganzen Unmöglichkeit für ihn aufgegangen sein mögen, daß das unweiblich Selbstische, das bei der letzteren immer unumschränkter durchgebrochen war, erst in seiner Gegenüberstellung gegen die Vorzüge wahrer Weiblichkeit eine Kraft der Abstoßung gewann, die dann zur Abkehr führte. Wenn diese von den davon Nächstbetroffenen als ein plötzlicher Wandel Gobineaus empfunden und gedeutet worden ist, so wäre dies höchstens in dem Sinne berechtigt, daß er, nachdem ihm die Erkenntnis gekommen, daß ihm hier winke, was ihm dort entging, und wessen er zum Fortbestehen und -schaffen bedurfte, eine hingebende Liebe, nun endlich eine Maske abgeworfen habe, hinter welcher er zu ersticken drohte. Wohlgemerkt, ist aber unter dieser Maske nicht sowohl seine Liebe zu verstehen, die er sich — darin hatten die Seinigen Recht — bis zum letzten Augenblicke, wenn auch immer erzwungener und pflichtgemäßer, zu bewahren suchte, als sein Glaube an die Liebe der Gattin. Es erhellt aber, daß das eine für den Bestand eines auf die höchsten Anforderungen der Sittlichkeit begründeten Verhältnisses so unerläßlich ist wie das andere.

Nicht wenig dürfte übrigens Madame de Gobineau selbst die Annäherung nach der Gegenseite durch die Schroffheit ihrer Haltung befördert haben, entsprechend der Tatsache, daß sie, wie zuverlässig verlautet, vom ersten Augenblicke an gegen die Gräfin La Tour eingenommen war — eine Instinktsregung, die von dieser in gleicher Weise erwidert wurde. Gobineau hatte es bei aller eigenen kraftvoll männlichen Veranlagung, oder vielleicht gerade wegen derselben, immer geliebt, sich an echt weibliche Naturen innig anzulehnen und sich das Vorrecht des Genies, vor anderen das „Wandel und Wechsel liebt, was lebt" zu bewähren, auch nach dieser Seite

nicht beschneiden lassen. So waren ihm, neben anderen, die Töchter der Brüder Scheffer, Madame Marjolin und Madame Renan (von Schwester Caroline gar nicht zu reden), immer gleich nah geblieben, was auch von seiten seiner Gattin zu hindern klugerweise anscheinend nie versucht worden ist. Andere, jüngere Lieblinge (wir erinnern uns beispielsweise Madame Posnos) kamen später hinzu, und kurzum, die Zuneigung und das Einverständnis mit der Gräfin La Tour waren wesenhaft nicht verschieden von jenen früheren; die einen wie die anderen waren gleichsam als Naturnotwendigkeit gegeben. Wenn daher Madame de Gobineau in der Gräfin La Tour ahnungsvoll eine Nebenbuhlerin witterte, so erkannte sie damit nur unwillkürlich an, daß Gobineau bei dieser in unvergleichlich höherem Grade das fand, was er in allen jenen Freundschaften suchte. Und wenn sie durch ihr eigenes Gebahren Gobineau gewissermaßen vor eine Wahl stellte, wo sonst vielleicht noch ein Nebeneinander denkbar gewesen wäre, so arbeitete sie damit, ohne es zu wollen, an ihrer Selbstbeseitigung.

Nicht das leiseste Anzeichen liegt dagegen für die Verdächtigung vor, daß die Gräfin in den kritischen Jahren die Familie fern gehalten, und noch weniger dafür, daß sie gegen dieselbe gehetzt habe. Sie hat vielmehr erwiesenermaßen mehr als einmal besänftigend eingegriffen, im übrigen aber lediglich, nachdem sie einmal erkannt, daß alles vorbei, dem Freunde beigestanden, sich selbständig wieder aufzurichten.

Am kläglichsten versagt der Angriff da, wo er sich gegen den Kern des ganzen Verhältnisses richtet und diesem einen unlauteren Charakter anzudichten wagt. Wir haben nicht nur in den Denkwürdigkeiten der Gräfin La Tour, sondern auch in anderen Zeugnissen, welche das Seelenleben der beiden widerspiegeln, die denkbar sichersten Beweisstücke für das Gegenteil. Die herrlichsten Früchte dieser Freundschaft wären

außerdem nach den Grundgesetzen aller Psychologie einfach undenkbar, wenn dieselbe auch nur eine Beimischung von etwas Unerlaubtem enthalten hätte. Ganz gewiß hat es, trotz des großen Altersunterschiedes, an der Versuchung, diesen Seelenbund in ein Liebesverhältnis ausmünden zu lassen, nicht gefehlt, aber alle Regungen des Verlangens sind alsbald von diesen zwei willensstarken Naturen, für welche ihre gesellschaftlichen Pflichten mit ihren sittlichen zusammenfielen und welche in der Reinerhaltung ihrer Beziehungen deren einzige Bestehensmöglichkeit erkannten, zurückgewiesen und dann endgültig unterdrückt worden. Wie immer in dergleichen Lebenslagen, hat auch hier die Frau als erste diesen rettenden Instinkt verraten und ganz unmittelbar dem Manne mitgegeben. Ihr ist dafür aber auch ein Lohn geworden, wie er solchem Tun gebührt und wie ihn die in der Zeit verhallende Stimme der Lästerung am allerwenigsten zu schmälern vermag.

Wenn die Beteiligten diese damals und noch eine geraume Weile später einfach über sich haben ergehen lassen müssen, so werden sie sich darüber in dem Bewußtsein getröstet haben, daß die Masse, und vollends der Ausschnitt derselben, den wir die vornehme Welt nennen, ein solches Verhältnis, das, wie die Erdendinge sind, wirklich eine Begnadung und selbst unter den Großen nur äußerst selten zu finden ist, einfach nicht fassen kann. Der Dämon der Menschennatur will es einmal so, daß die meisten Beziehungen dieser Art auf das hinauslaufen, was die Anstandsmoral als sündig bezeichnet und in der Regel auch bezeichnen muß. Das ist an sich schon leidig genug; schlimmer noch, wenn eine Ausnahme von diesem Frohngesetze der Natur in unseren Zeiten nicht für denkbar gehalten wird, wenn unter dieser Voraussetzung die edelsten Gestalten gerade von den Seiten angeklagt und verleumdet werden, wo eine höhere Sittlichkeit schon gar nicht mehr begriffen, geschweige denn geübt wird, und wenn dann am Ende

gar solche Menschen den Ton für die Beurteilung auch in weiteren Kreisen angeben. Vor zwei Gerichtshöfen aber erhalten diese Ausnahmewesen, eine Mathilde Wesendonk und Mathilde de La Tour, ihre Ehrenzeugnisse für immer ausgestellt, vor dem des eigenen Gewissens und vor dem der Nachwelt.

Der Biograph Gobineaus muß es in jedem Falle als einen besonders dankbaren Teil seiner Aufgabe betrachten, für diese Nachwelt das Licht der Wahrheit über Vorgänge ausbreiten zu dürfen, welche insofern den eigentlichen Kern des letzten Lebensabschnittes seines Helden bedeuten, als sie diesem ein neues Dasein ermöglicht und begründet haben, und welche bisher, teils verschleiert, teils entstellt, selbst dem engeren Kreise der Gemeinde Gobineaus kaum ahnungsweise bekannt gewesen sind.

* * *

Es konnte nicht fehlen, daß der Umschwung in den Familienbeziehungen auch Rückschläge auf gewisse Freundschaftsverhältnisse mit sich führte, indem einzelne Madame de Gobineau besonders nahestehende Persönlichkeiten, wie G. Bohn und d'Avril, eben dadurch, daß sie mit jener gingen und auch die Trennung mit ihren Augen ansahen, in ihren Gesinnungen und ihrer Haltung Gobineau gegenüber notgedrungen eine mindestens zeitweilige Abkühlung erfuhren. Das glich sich aber durch Zuwachs von der anderen Seite reichlich wieder aus; an treuen Seelen fehlt es bedeutenden Gestalten nie, und die Gefolgsleute der Gräfin La Tour, von denen wir einzelnen noch begegnen werden, wurden ganz von selbst auch Treufreunde Gobineaus.

Ein Mann verdient hier noch eine besondere Erwähnung, das ist der Schwager Gobineaus, Jules Monnerot. Wie die Dichter es lieben, in Tragödien, wo das Geschick der Haupt-

perſonen nichts, auch gar nichts Verſöhnendes zum Schluſſe übrig läßt, wenigſtens auf Nebenperſonen einzelne ausgleichend wirkende Züge zu übertragen, ſo ſteht am Schluſſe dieſer Tragödie die genannte Mittlergeſtalt, berufen, die Schreckniſſe der Hauptkataſtrophe mindeſtens leiſe abzudämpfen. In dieſem Sinne berühren uns ſelbſt ſeine ſpärlich erhaltenen Briefe noch heute. Wohl konnte zur ſchlimmſten Zeit eine gewiſſe Verſtimmung und Befangenheit dem Bruder Clémence de Gobineaus nicht erſpart bleiben, aber das ging vorüber. Bald war er wieder ganz der alte treue Bewunderer, ſtets bereite Helfer, feinfühlige, edelgebildete und -geſinnte, uneigennützige Jugendfreund, voll regen Intereſſes und warmer, unbefangener Teilnahme bis ans Ende.

Nur enger an den Bruder gekettet ward durch deſſen Schickſale und durch die eigene mit der neuen Lebensfreundin im Laufe der Jahre immer inniger eingegangene Herzensverbindung die Schweſter Caroline, die ihm, wie wir ſchon ſahen, das Frauenideal nach der höchſten denkbaren, der Seite der Weltüberwindung, verkörperte.

Wie Gobineau richtig vorausgeſehen, hatte unter der Einwirkung der Askeſe deren Liebe, ohne an Wärme einzubüßen, einen Charakter von Größe und Tiefe angenommen, wie er der mit der völligen und letzten Selbſtentäußerung gegebenen Steigerung der Perſönlichkeit entſprach. Selbſt auch mit einem Zuge von Askeſe behaftet, gleichſam abſtrakter, war dieſe Liebe dennoch nur noch vollkommener geworden. (So er ſelbſt in einem Briefe an die Schweſter.) Die hervorragenden Eigenſchaften dieſer Frau, auch die reinmenſchlichen, blieben dabei durch ihren Berufswechſel unangetaſtet, wuchſen aber in ihrer Wirkung auf den Bruder, ſeit ſie von allem Weltlichen losgelöſt. Sie war und blieb Gobineaus in jeder Weiſe würdig, geiſtvoll, hochſtrebend, auch heiter und humorvoll, von vielſeitigen Intereſſen, dem Bruder wahlverwandt. Ihre mannigfachen Berichte und

Schilderungen aus dem Klosterleben haben kultur- und zeitgeschichtliches Interesse. Freilich müssen wir heute durchweg den köstlichen Kern (auch ihrer Briefe) aus der stark frommdogmatisch klösterlichen Hülle herausschälen. Und auch für Gobineau lag hier die Grenze, wo er sich mit der so innig Geliebten und so hoch Verehrten nicht mehr verstand.

Dadurch, daß sie den Maßstab ihrer christlich-kirchlichen Anschauungen auch an weltliche Gebilde, wie unter anderem an die Schöpfungen ihres Bruders, anlegte, entstand gelegentlich ein Fremderbleiben diesem gegenüber, das Gobineau sich nur durch das „la lettre tue et l'esprit vivifie" erklären konnte, indem ihr eben ein an den Buchstaben Gefesseltbleiben, ein Nichtfolgenkönnen in seinem freieren Geistesfluge durch ihr formelhaft gebundenes Denken auferlegt blieb. Empfand er mehr an dieser Stelle, im Geistigen, ihr beiderseitiges Auseinandergehen, so sie dafür an einer anderen, für sie unermeßlich wichtigeren, nämlich in den religiösen Dingen selbst.

Schon früher hatte sie wohl Versuche gemacht, den Bruder nach dieser Seite zu beeinflussen, ihm die für sie feststehenden Glaubenswahrheiten ebenfalls als solche aufzudrängen. Aber erst in der Stockholmer Zeit, als Gobineaus nach der entgegengesetzten Richtung gehende, altgermanisch-heidnische Neigungen auf dem klassischen Boden des germanischen Altertums den höchsten Grad erreichten, nahmen dementsprechend auch diese Versuche einen immer bestimmteren, einen sozusagen planmäßigen Charakter an. War es doch nicht allein mehr Bekehrungseifer, sondern geradezu Gewissensbeunruhigung, was aus dieser frommen Seele sprach, die sich selbst vor Gott verantwortlich fühlte, wenn sie nicht alles aufböte, um des nach ihrer Meinung Verirrten ewiges Seelenheil zu retten. Dazu kam aber auch der Wunsch, die irdischen Leiden des Bruders durch dessen Anlehnung an Christus gelindert zu sehen. So

ſucht ſie ihn denn immer von neuem und unermüdlich in das Paradies ihres Glaubens zurückzuführen, predigt ſie dem tief am Leben Leidenden die Güte ihres Gottes, dem Ringenden, Erkennenden und an ſeinen Erkenntniſſen gewiß oft genug ſchwer Tragenden die Gnaden der Offenbarung.

Gobineau ging von ſeinem durch ſein ganzes Leben ausgebildeten Grundſatze nicht ab, der Schweſter jegliche Teilnahme an ihrem Glauben zu bekunden, an allen ihnen gemeinſam entgegentretenden Dingen nach Möglichkeit die religiöſe Seite hervorzukehren und in ihrem Sinne zu beleuchten, vor allem auch für die Erhaltung des Glaubens anderer aus allen Kräften einzutreten. Nur für ſich ſelber behielt er ſich allen ihren Bekehrungsverſuchen gegenüber immer vollſte Freiheit vor. Mit rührender Geduld hört er ſie an, um ihr dann ſchließlich zu erklären, daß er nun einmal das Paradies ihr überlaſſen müſſe. Selbſt der leichte, harmloſe Spott, den er ſeinem liebevollen Eingehen auf ihre Predigten gelegentlich einflicht, zeugt immer von ſeiner zartſinnigen brüderlichen Freundſchaft. Nur ganz vereinzelt entfährt dem Gereizten, in die Enge Getriebenen einmal eine Äußerung, die die Schweſter etwas zu tief auf den Grund ſeiner Heidenſeele blicken läßt und dann zur Verzweiflung treibt, ſodaß ſie dann wohl kleinlaut zugibt, daß ſie ſich nutzlos im Kreiſe herumdrehten.

Aber doch ſollte auch hier Gobineau mit ſeinem obigen Spruch vom Geiſt und vom Buchſtaben recht behalten. Der Geiſt, der aus dieſer Weltüberwinderin zu ihm ſprach, hat ihn andauernd wie mit heiligem Fittich berührt, und wenn ihm je ein Wort Ernſt war, war es dies: „Tes lettres causent mon bonheur et je ne puis te dire le charme que j'y trouve“ — dieſe Briefe, deren jeder das Wort Pax als ſtändige Überſchrift trug, das Merkwort des Sehnſuchtsrufes ihrer früheren wie das Wahrzeichen der geſtillten Sehnſucht ihrer ſpäteren Jahre, und die damit allein ſchon wenigſtens vorüber-

gehend einen Hauch des Friedens in sein eigenes immerfort so wild bewegtes Dasein trugen. Und vollends war ihm ein Besuch in Solesmes jedesmal eine Wohltat, wo er bei alt und jung äußerst beliebt war, wo alles für ihn betete und ihn mit zarten Aufmerksamkeiten überschüttete[1]. Schied er dann wieder, so war es mit dem Bewußtsein, daß die Abwesenheit die Geschwister nicht trenne, und mit der Bitte, für ihn zu beten; denn, wie er einmal schreibt, „Je te remercie sincèrement de tes prières et te prie de me les continuer. N'auraient-elles à mes yeux que le mérite d'être *une des plus pures manières d'aimer et des plus complètes*, elles me feraient un sincère plaisir en me prouvant ton attachement."

Als das Gesamtergebnis der großen Wandlungen, die die Stockholmer Jahre in sein persönliches Leben gebracht hatten, dürfen wir es somit wohl bezeichnen, daß alles, was wirklich innerlich zu Gobineau gehörte, fortan auch um so treuer zu ihm stand. So durfte er, „fest an die Herzen gelehnt, die ihn liebten", getrosten Mutes nun auch in die letzte Phase seines Lebens schreiten.

Denn diese begann in der Tat mit dem Ereignis, welches seiner Stockholmer, und damit seiner amtlichen Tätigkeit überhaupt, ein Ziel setzte: mit seiner Verabschiedung im Februar 1877.

Dieses Ereignis ist bisher fast ausschließlich von Gobineauscher Seite und aus seinen Gesichtspunkten heraus beleuchtet und demgemäß mit außerordentlicher Härte für die französische Regierung beurteilt worden. Der Biograph hat dagegen die

[1] „Si tu aimes l'abbaye de Ste Cécile, elle te le rend bien, depuis Madame l'abbesse en passant par tous les degrés de la hiérarchie jusqu'aux microscopiques bénédictines. Il est évident que tu es des nôtres", schreibt ihm Caroline einmal. Ein anderes Mal schlägt sie ihm, unter Anspielung auf den Schluß seines Brennus, vor, sich ganz dorthin zurückzuziehen. Gobineau selbst nahm es unter seine Lieblingsträume auf, einmal als Gärtner dort zu enden.

Pflicht, den beiderseitigen Gesichtspunkten und Beweggründen nachzugehen, soweit das mit dem ihm heute schon zugänglichen Material (vollen Aufschluß dürften einst erst die amtlichen Akten geben) möglich ist. Er wird dabei in einzelnen Punkten zu einer etwas anderen Auffassung gelangen, wenn auch des für Gobineau Kränkenden und Widerwärtigen noch immer genug bleibt, um diesen Abschluß einer in jedem Betracht ehrenvollen Laufbahn im höchsten Grade bedauerlich erscheinen zu lassen.

Halten wir uns zunächst einmal an das Tatsächliche.

Schon in Wien hatte ihm Vogüé im Dezember 1876 in großer Bestürzung von einem Sturme berichtet, welchen die Linke der Kammer gegen die Diplomaten entfesselt habe, wie auch von einem Abkommen, welches ein Kamerad Gambettas dem Minister des Auswärtigen, Herzog von Decazes, angetragen habe, ihm alle Gehälter seines Amtsbereiches erhöhen zu lassen, wenn er dafür sein Personal von Grund aus erneuern und den hinter jenen stehenden parlamentarischen Gruppen entsprechend viele Posten ausliefern wolle[1].

In Berlin erhielt dann Gobineau, wie wir schon sahen, ein Telegramm dieses Vorgesetzten, worin er ihm mitteilte, „daß er ihm dankbar sein würde, wenn er nach Paris kommen wolle, um sich mit ihm zu unterhalten".

Dies Telegramm war vom 14ten, und wenige Tage darauf finden wir denn Gobineau auch schon in Paris. Aber erst um die Jahreswende scheint Decazes ihn zu sich entboten zu haben. Dies lange Warten war gewiß nicht dazu angetan, das Unerquickliche der ganzen Lage zu mindern, und auch die wohlgemeinten Ratschläge seiner jungen Freunde, Sorel und Horace Delaroche-Vernet, den Herzog recht „diplomatisch"

[1] Gobineau bemerkt hierzu in dem Briefe, in welchem er es mitteilt, ebenso lakonisch wie treffend: „Le propos est vert, mais au fond c'est l'histoire de France depuis 1789."

zu behandeln, verfingen um so weniger, als sie ihm anderseits so erbauliche Dinge zu berichten hatten, wie: daß zehn verschiedene Anwärter nach seinem Posten verlangten!

Gleich bei der ersten Begegnung rückte denn auch Decazes mit der Erklärung heraus, daß er, um die Herren von der Kammer und andere zu befriedigen, alle Posten brauche[1] und zu diesem Behufe mit den ältesten Inhabern den Anfang machen werde. Gobineau habe sich also bereit zu halten, auf eine in nächster Zeit an ihn ergehende Weisung sein Abschiedsgesuch einzureichen. Um ihm aber die schwere Pille einigermaßen zu versüßen, versprach er ihm seinen Abgang aus dem Amte materiell so günstig wie möglich zu gestalten, ihm seine Reisekosten mit Dom Pedro aus Beständen, die er dafür noch zur Verfügung habe, reichlich zu ersetzen und außerdem noch 2000 Franken jährlich als Mitglied irgendeiner Kommission zuzuwenden.

Als es nun aber an die eigentliche Abwicklung ging, gewannen die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Zunächst wurde Gobineau von seiten der Finanzabteilung des Ministeriums erklärt, daß er für die Zeit der Reise mit Dom Pedro keinen Anspruch auf sein volles Gehalt habe, wogegen Gobineau sich darauf berief, daß ihm dies ausdrücklich zugesichert gewesen sei. Fünf, sechs Tage schlug er sich alsdann mit jener Behörde herum, um schließlich grollend klein beizugeben.

Jetzt wandte er sich brieflich an den Herzog von Decazes, um wenigstens das ihm von dieser Seite in Aussicht Gestellte zu erreichen. Aber auch dieser scheint dann seinen Erwartungen nur in mäßigstem Umfange oder gar nicht entsprochen zu haben. Inwieweit diese Erwartungen berechtigt waren, läßt sich für uns schwer erkennen. Es steht hier Behauptung gegen

[1] So an die Gräfin La Tour, auch an Delpit und andere. Gegen Blunt spricht Gobineau nur von fünf Posten. Der Punkt ist für unseren Fall nicht von wesentlichem Belang.

Behauptung, indem Gobineau den Herzog der Wortbrüchigkeit, dieser jenen des Undanks geziehen hat.

Für die Lösung dieses Widerspruches bieten sich verschiedene Möglichkeiten. Decazes könnte, sanguinisch und in einer Aufwallung des Wohlwollens, mehr versprochen haben, als er hinterher hätte halten können. Er könnte aber auch, gereizt durch ein rücksichtsloses, vielleicht sogar leidenschaftliches Auftreten Gobineaus, das nach seinen Berichten durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, seine Anerbietungen nicht haben aufrechterhalten und verwirklichen wollen. Dies ist indessen darum nicht so wahrscheinlich, weil der Herzog, den Gobineau früher (als es sich um seine Ernennung nach Stockholm handelte) als ihm sehr wohlgesinnt bezeichnet, bis zuletzt dabei blieb, daß er das Möglichste für ihn getan habe. Denkbar wäre endlich auch, daß Gobineau, der in dieser ganzen Zeit äußerst erregt war, den früheren Worten des Ministers eine irrige, für ihn allzu günstige Deutung gegeben hätte.

Genug, letzterer brach nach einer vergeblichen brieflichen Auseinandersetzung jede weitere Erörterung ab und erklärte Gobineau außerdem, wenn er nicht bald abreise, sondern sich von seiner Verabschiedung in Paris ereilen lasse, werde er auch die Entschädigung für die Heimreise, die bereits auf 1876 verrechnet sei, noch verscherzen.

Das war denn wohl genug. Voll Ingrimm, „den Degen im Leibe", wie er sich selbst ausdrückt, trat jetzt Gobineau schleunigst diese Heimreise an. Unterm sechsten Februar erhielt er dann telegraphisch die Aufforderung, um seine Verabschiedung einzukommen und bald darauf die weitere, bis zur Ankunft seines Nachfolgers (etwa Mitte März) in Stockholm auszuharren — eine Zeit schwerster seelischer Leiden für einen Mann von seinem Ehrbegriffe und -gefühle, um so mehr, da die Nadelstiche, wie wir alsbald sehen werden, noch fast bis zuletzt weitergingen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß im ganzen diese Angelegenheit einen für die französische Regierung nicht übermäßig günstigen Eindruck macht. Zwar, was die Einziehung der Posten betrifft, so haben wir hier eben einfach mit allgemeinfranzösischen Verhältnissen, mit einem Stück französischer Geschichte, wie Gobineau sagt, zu rechnen; ja, noch mehr: dieses „gewisse Posten nötig haben" ist ein grausames, aber immer wieder einmal unumgängliches Spiel im Staatsleben aller Völker. Es ist der ewige Kampf der Jungen mit den Alten, dort Vorwärtsdrängen, hier Anklammern. Wir haben in Deutschland ähnliches mit angesehen, nur daß bei uns glücklicherweise das Parlament nicht dreinzureden hat, sondern in erster Linie der Monarch, und daß demzufolge unsere Staatsmänner davon zu erzählen wissen, wie dieser — namentlich wenn er Wilhelm I. hieß und soviel Herzensgüte und -vornehmheit dabei einzusetzen hatte — bei solchen Gelegenheiten eines seiner schönsten Vorrechte, der Milderung an sich leidiger Vorgänge, zur Anwendung bringen konnte.

Nichts von dem in Frankreich, wo damals den Opfern des parlamentarischen Ansturms mit einer gewissen zynischen Sachlichkeit der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde. Über die materiellen Unstimmigkeiten, die sich dabei für Gobineau im besonderen bei den Endesauseinandersetzungen ergaben, wird man, wie schon gesagt, ohne Einsicht der Akten nicht völlig ins Klare kommen können. Gobineau hat sich jedenfalls im höchsten Maße vergewaltigt gefühlt. Doch muß eines in jedem Falle als entlastend für die französische Regierung angeführt werden: daß sie nämlich zuvor (im Juli 1876) Gobineau aufgefordert hatte, bei der bevorstehenden Reise mit Dom Pedro sich angesichts der Beschränktheit der Mittel der denkbar möglichen Sparsamkeit zu befleißigen und daß, nachdem dann diese Mittel, wie nicht zu bezweifeln, erheblich überschritten worden, sie keinerlei Veranlassung hatte, für das, was im

Grunde doch nur ein Einfall des kaiserlichen Reisenden Dom Pedro d'Alcantara und in keiner Weise eine Staatsangelegenheit war, in so weitgehendem Maße aufzukommen[1]. Ausgeschlossen erscheint es sogar nicht, wenn es auch nirgend ausdrücklich gesagt ist, daß diese ganze monatelange Reise, an maßgebender Stelle ungern gesehen, dann auch ungünstig auf die Beurteilung und Behandlung der sich unmittelbar daran anschließenden Verabschiedungsangelegenheit eingewirkt hätte.

Jedenfalls wurde jetzt von Paris aus nicht die leiseste Rücksicht auf Gobineau mehr genommen. Von den „zehn Bewerbern", die Jagd auf seine Stelle gemacht hatten, schlug ein Mann die anderen aus dem Felde, der zur dritten Republik sehr gut passen mochte, von seinem Vorgänger dagegen um so greller abstach. Es war ein Enkel Carriers, jenes berüchtigten Konventsmannes, der im Jahre 1793 in Nantes die Massenertränkungen in der Loire und andere Scheußlichkeiten ersonnen hatte. Und diese erhebende Tatsache mußte er nun noch gar — zu dessen eigenem Befremden — zuerst von dem schwedischen Minister des Äußeren erfahren, dem seine vorgesetzte Behörde sie früher als ihm selber mitgeteilt hatte!

Wenn man zu dem allen gewisse frühere Zurücksetzungen hinzunimmt, vor allem die Tatsache, daß man ihm, einer so vollbürtigen Persönlichkeit und einem nach allgemeinem Urteil ersten Kenner des Orients, Konstantinopel zu Gunsten eines nach seiner Überzeugung Unfähigen vorenthalten hatte[2], so be-

[1] Es wäre dies, genau genommen, Dom Pedros Sache gewesen, und in der Tat erklärte sich dieser, als er erfuhr, was Gobineau begegnet, ohne Zögern bereit, ihn im vollen Umfange zu entschädigen. Gobineau nahm dies indessen nur in der Form an, daß er sich eine Statue (die der Mima) für Rio in Auftrag geben ließ.

[2] „J'ai vu l'ambassadeur de France Mr. de Bourgoing", schreibt er am 7. Oktober 1876 aus Konstantinopel an die Gräfin La Tour, „très poli, très empressé pour moi, mais quelle nullité épouvantable!

greift man die tiefe Verbitterung, welche sich damals vollends in ihm festsetzte und noch lange nachher gewaltsame gelegentliche Entladung suchte[1], und den Ekel, mit dem er seinem ihm so gründlich verleideten Handwerk Lebewohl sagte. Ein anderer als er wäre wohl überhaupt einer solchen Kette von Kränkungen und Schädigungen erlegen; Gobineau dagegen wußte sich, dank seiner allen Fährnissen trotzenden Spannkraft und seiner unversieglichen Jugendfrische, welcher übrigens auch die reichlichen Zeichen der Liebe und Anerkennung aus der schwedischen Welt erquickend nachhalfen, schon nach wenigen Wochen so wieder aufzurichten, daß er als ein völlig Neuer, mit den kühnsten Vorsätzen und ausschweifendsten Hoffnungen, in seinen wie zum Hohn so genannten Ruhestand eintrat.

Nur in einer Beziehung traf ihn seine Entlassung aus dem Dienste schwer: im Punkte der materiellen Versorgung. Bis im Laufe der Zeit Trye verkauft war und wenigstens noch einigen Zuwachs brachte, waren jetzt zehntausend Franken Ruhegehalt sein ganzes Einkommen, von welchem noch große Abzüge für die Seinigen abgingen. Daß er bei dieser Gelegenheit der Nonne von Solesmes ihr Jahrgeld kürzen mußte, war bezeichnenderweise für Gobineau der größte Kummer bei dem Ganzen. Im übrigen aber faßte er fast unmittelbar und gleichzeitig mit diesen Kümmernissen die unschätzbaren Vorteile der neuen Lage so fest ins Auge, daß er schon von Stockholm aus, wo doch noch alles auf ihn drücken mußte, den Jubelruf „frei, frei, frei!" in die Lüfte hinausschmetterte. Die Briefe an die Freunde aus dieser Zeit sind voll davon[2], ja, er konnte

Il n'est préoccupé que d'une idée, c'est que les catastrophes n'arrivent qu'avec son successeur. Le reste lui est égal."

[1] Sie zittert unter anderem nach in Stellen wie „Deux Études sur la Grèce moderne" p. 237. 303. Dichterisch im Connétable und Machiavelli.

[2] Am schönsten bei Eulenburg S. 25—30.

es später nicht mehr begreifen, wie er je in einer anderen Luft als der der Freiheit habe leben können.

Wir werden gut tun, Gobineaus Beispiel zu befolgen und an dem Verlauf und Ausgang seiner amtlichen Laufbahn vor allem das Gute zu sehen. Ganz gewiß ist es in seinem wie im Interesse seines Vaterlandes zu beklagen, daß jene so ins Stocken geriet und seine großen Gaben so ungenutzt blieben. Auch leidet es keinen Zweifel, daß eine erfolgreichere und bedeutendere staatsmännische Tätigkeit seine Rolle als Dichter und Denker an sich nicht hätte zu beeinträchtigen brauchen: zahlreiche Beispiele lehren, wie gut sich beides verträgt. Am beweiskräftigsten ist gerade das seiner nächsten Freunde, Prokesch-Osten und Lord Lytton, auch in dem Sinne, daß der zeitweilige Widerwille gegen alle Politik, nur zu begreiflich bei den alleredelsten Naturen, ihn nicht gehindert haben würde, sich immer wieder in deren Aufgaben zu versenken. Jene beiden waren genau im gleichen Grade und im gleichen Sinne wie Gobineau politisch und unpolitisch, flüchteten sich daher am liebsten von der Politik in das Geistige, und haben dennoch gerade in den bedeutendsten Stellungen ihr Bestes geleistet.

Aber nachdem einmal an dem entscheidenden Wendepunkte (1868) ihm vorzeitig der Aufstieg zu den entsprechenden hohen Stellungen abgeschnitten, war es wohl als ein Glück zu begrüßen, daß nun keine so großen Anforderungen von dieser Seite mehr an ihn gestellt wurden. Das strömend reiche Schaffen seines letzten Jahrzehnts wäre andernfalls nicht denkbar gewesen, die Renaissance in Konstantinopel, selbst in Berlin, wenn überhaupt, schwerlich mit der Leichtigkeit und in der Vollkommenheit entstanden wie in Stockholm. Dieses sollte sich überhaupt, bei allen nur denkbaren Gegenströmungen, schließlich doch als ein wahrhaft idealer Boden für Gobineaus geistigen Menschen bewähren, wie wir alsbald sehen werden.

Drittes Kapitel.

Arbeiten der Stockholmer Zeit.

Hatten das helleniſche Altertum und deſſen neuzeitlich verjüngte Stätten, hatte der Süden dem beginnenden Fünfziger einen gewaltigen Aufſchwung ſeines geiſtigen Menſchen gebracht, ſo folgte nun nach dreieinhalbjähriger Unterbrechung höchſt andersartigen Lebens für den den Sechzigen Zuſchreitenden der Norden, folgte das germaniſche Altertum und ſeine ſkandinaviſchen Ausläufer, was alles ihn noch unvergleichlich tiefer bewegen, fruchtbarer und allſeitiger anregen ſollte. Dazu kam, daß er in der amtlichen Windſtille Stockholms ſeiner gewohnten Arbeitsluſt ganz anders nachleben konnte als unter dem ewig unruhigen Griechenvolke. Kein Wunder daher, wenn die kindliche Freude am eigenen Schaffen und den eigenen Schöpfungen, ſeine den Leſern und Beſchauern gleichſam vorerlebte Begeiſterung kaum je voller ausgeſtrömt iſt als damals, wo er, zumal unter den befeuernden Einwirkungen ſeiner neuen Freundin, ſo jugendlich aufgelebt war. Kein Wunder auch, wenn die Arbeitsbilder, die er ſeinen Freunden regelmäßig zu entrollen pflegte und von denen auch wir gut tun, hie und da eines ins Auge zu faſſen, in jenen Tagen einen beſonderen Reichtum und eine bunte Fülle von Stoffen und Ideen aufweiſen. Man blicke etwa auf das folgende (vom 29. Oktober 1879):

„J'ai suspendu toute création nouvelle pour tâcher d'achever tout ce que j'ai de commencé sous les mains

et ce n'est pas peu. Les Pléiades, l'Italie (die Renaissance), les Nouvelles Asiatiques, le Catalogue de mes pierres gravées, la Suède (ein geplantes größeres Werk über dieses Land), ma Généalogie (Ottar Jarl); d'autre part mes bustes la Reine Mab, Coriolan, la Béatrice, Miranda, un bas relief représentant une Danseuse. Quand je serai sorti de tout cela, que je finis, chacun dans son genre, avec un grand soin, j'aurai une fameuse épine hors du pied."

Auch in seinen mannigfachen Vorstudien aufnehmender Art bewahrte er die alte Beweglichkeit. Waren sie begreiflicherweise in erster Linie der germanischen Welt zugewendet — er las in Stockholm unter anderem wieder die Edda, die Nibelungen und Shakespeare —, aus der er aus Anlaß seiner schwedischen Sprachstudien auch wohl ins weitere indogermanische Gebiet, vornehmlich durch Beschäftigung mit dem Sanskrit, hinübergriff, so führte ihn dazwischen der Renaissanceplan in die reiche Literatur über dieses Geschichtszeitalter, und diese oder jene bedeutsame Neuerscheinung der archäologischen oder Reiseliteratur, wie etwa 1874 die „Travels in Lycia" von Pratt und Forbes, sogar vorübergehend wieder in den Orient.

In der ersten Zeit namentlich blieb aber doch der natürliche Ausgangs- wie Endpunkt seiner Beobachtungen und Forschungen, wie nicht anders denkbar, das Land, das ihn damals beherbergte. Es verstand sich für Gobineau, wo er auch noch für länger geweilt hat, immer ganz von selbst, daß er dem betreffenden Lande und Volke eine möglichst eingehende und allseitige Schilderung und Würdigung, bald in Brief-, bald in Aufsatz-, bald in Buchform, zuteil werden ließ. So war er denn auch kaum einige Monate in Stockholm, als der Plan eines umfangreichen Werkes über die skandinavischen Reiche in ihm auftauchte. Infolge persönlicher Erlebnisse und vor anderen Entwürfen ist er dann zurückgetreten; das einzige Zu-

ſtandegekommene iſt ein Aufſatz in der katholiſch-konſervativen Zeitſchrift „Le Correspondant“[1] über den Elementarunterricht in Schweden. Wenn dieſer auch nur zum ſehr kleinen Teile das für dort ins Auge Gefaßte („histoire, linguistique, statistique, religion et le diable“: eine andere briefliche Aufzählung enthält gar das Dreifache dieſer Dinge) zur Ausführung bringt, ſo iſt er doch ebenſo weit davon entfernt, nur das beſcheidentlich im Titel Angekündigte zu bieten. Er iſt vielmehr ein charakteriſtiſches Beiſpiel dafür, wie ein Geiſt von dem Reichtum Gobineaus gar nicht anders kann als überall mehr geben als er ſich vorſetzt und verſpricht. Und wenn ſo immerhin dieſe kleine Arbeit nur als „eine Skizze, beſtimmt, eine Lage im großen und ganzen darzuſtellen“, eingeführt wird, bei welcher zwar die großen Züge gezeichnet ſeien, aber nicht genügend ins einzelne habe eingegangen werden können, um der Sache auf den Grund zu gehen — wiewohl Gobineau doch mit gewohnter Gründlichkeit eine Reihe von Schulen ſelbſt beſucht, über andere ſich ſorgfältig unterrichtet hatte —, ſo wäre es doch für ihn ausgeſchloſſen geweſen, das Kapitel Unterricht anders als im Zuſammenhange mit den anderen hauptſächlichſten Lebensäußerungen des ſchwediſchen Volkes zu behandeln, auf deſſen Geſchichte daher im Eingang, auf deſſen Pſychologie aller Enden und beſonders gegen Schluß belehrende Ausblicke gerichtet werden.

Die Einleitung geht aus von den durch die Aufklärungszeit herbeigeführten Beſtrebungen nach möglichſt weiter Ausbreitung der Ergebniſſe des Unterrichts und deren Einbürgerung in den nordiſchen Reichen. Es folgt eine kurze Geſchichte des ſchwediſchen Unterrichtsweſens, eine Schilderung der allmählichen Anbahnung des modernen Unterrichts, einige Betrachtungen über deſſen finanzielle Unterlagen und über die

[1] „L'instruction primaire en Suède.“ (Correspondant N. S. T. 54, 1873, p. 659—683.)

Schulverfassung. Die vortrefflichen Methoden, welche in der schwedischen Schule herrschen und sich in der Hauptsache dahin zusammenfassen lassen, daß das Auswendiglernen nach Möglichkeit ausgeschaltet und die Tätigkeit des Verstandes anstelle der des Gedächtnisses gesetzt werde, finden gebührendes Lob, wenn Gobineau auch nicht verschweigt, daß mit ihnen mehr ein Ideal aufgestellt worden, das weit entfernt sei, erreicht zu sein.

Ein statistischer Abschnitt bringt unter anderem Einzelheiten über das Schulwesen der verschiedenen Provinzen.

Ungleich wichtiger als alle diese der eigentlich sachlichen Seite seines Gegenstandes gewidmeten Betrachtungen aber sind für uns die allgemeineren über Bedeutung und Wirkungen der Schule in Schweden, insbesondere über ihre Wechselwirkungen mit dem Volkscharakter und über letzteren selbst.

Die Schule ist, wenn in irgendeinem Lande, in Schweden ein reiner Ausdruck des Volkswillens. Man will den allgemeinen Unterricht mit gleicher Bestimmtheit und Unbedingtheit, wie man die öffentliche Sicherheit für Menschen und Dinge will, und man behandelt dementsprechend auch die Unwissenheit wie ein Laster und tut das Menschenmögliche, um ihren Machtbereich einzuschränken. Der zähen Beharrlichkeit, dem angestrengten Eifer, mit dem die Unterrichtsfragen betrieben werden, liegt der Gedanke zu Grunde, daß eine kraftvolle und vernunftgemäße Volkserziehung im weitesten Sinne für alle Klassen der Gesellschaft zu einer gewaltigen Wohltat werden, daß sie Männer und Bürger heranbilden, daß sie im Sinne einer reichlich so sehr sittlichen wie geistigen Einwirkung mit dem gesunden Menschenverstand wie mit der Gemütsart der Bevölkerung sich gegenseitig befruchten müsse, um diese letztere in die rechten, die ihr angemessenen Bahnen zu leiten. Gobineau zeigt an einer Reihe von Zügen, bis zu welchem Grade ihr dies gelungen ist.

Wiewohl seit Menschengedenken leidenschaftliche Freiheitsfreunde, haben es die Schweden doch zu einem hervorragenden Ordnungssinn, zu einer seltenen Mäßigung gebracht. Nach Anlage und Herkommen ein kriegerisches Volk wie nur eines, und noch heute im ungeschmälerten Besitz ihrer kriegerischen Eigenschaften, zeigen sie bei aller Energie eine solche Milde der Sitten, daß z. B. die Tierschutzgesetze rein auf dem Papier stehen, halten sie im ganzen Lande eine solche Ruhe aufrecht, daß etwas wie eine Gendarmerie nicht existiert. Dem gedankenreichen Wesen, dem Forscherdrang des Nordländers wird vom ersten Augenblicke an durch die Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände reichlich Rechnung getragen, dem Nationalgefühl durch Berücksichtigung der heimischen Dichtung und Sagenkunde — neben der Einweisung in die christlichen Lehren — ein höherer Aufschwung gegeben. Ganz besonders weist Gobineau darauf hin, daß von den Bauern, die in den schwedischen Reichstagen gesessen, sehr viele an Einsicht, Kenntnissen und politischem Verständnis den Vertretern der übrigen Stände in keiner Weise unebenbürtig seien — ein Umstand, der auf den großen geschichtlichen Akt der 30000 schwedischen Bauern aus den letzten Jahren, auf das wuchtige Eintreten dieses lebensvollsten Gliedes am Volksleibe zu Gunsten der Landeswehr gegen die Papierparlamentarier, ein helles Licht wirft.

Noch einer anderen, weniger erquicklichen Erscheinung gedenkt endlich Gobineau, wie in einer Vorahnung, daß sie eines Tages zu einem der dunklen Punkte des skandinavischen Lebens, wie sie es heute zweifellos ist, werden möge: nämlich des überwiegenden Einflusses, den das weibliche Element, wie auf anderen, so auf dem Gebiete der Schule sich schon damals zu erobern begann. Daß letzteres das allerwichtigste, in gewissem Sinne gefährlichste von allen sei, spricht Gobineau nicht ausdrücklich aus, wie er denn überhaupt noch nicht so bestimmt,

wie er es heute tun würde, von jener Erscheinung als einem Übel redet. Immerhin ist es bedeutsam, daß er schon 1872 das in den nördlichen Ländern geräuschvollere, in den südlichen friedlichere und stillere, aber nicht minder entschiedene Auftauchen der Frauenbewegung feststellt.

Indem Gobineau diese Skizze an den Correspondant überließ, kehrte er damit zu der etwa ein Vierteljahrhundert unterbrochenen Veröffentlichungsform seiner Jugendjahre, der in Zeitschriften, zurück. Der unmittelbare Anlaß hierzu war äußerlicher Art: genötigt, in jeder denkbaren Weise seinen zu knappen Mitteln aufzuhelfen, wollte er jetzt auch seine schriftstellerische Tätigkeit in verstärktem Maße mit zu diesem Zwecke heranziehen, und mußten ihm da die meistgelesenen Revuen als ein besonders ergiebiges Feld erscheinen. Er dachte sogar vorübergehend an eine Wiederanknüpfung mit der Revue des Deux Mondes; doch ist diese nicht zustande gekommen, die Wolken der vierziger Jahre hatten sich noch immer nicht verzogen, und der Groll oder die Vorurteile des damaligen Herausgebers schienen sich auf dessen Nachfolger vererbt zu haben. Mit dem Correspondant dagegen blieb Gobineau jetzt eine Reihe von Jahren in den besten Beziehungen: noch mehrere wichtige Arbeiten von ihm sind darin erschienen.

Es ist unverkennbar, daß dieser zunächst rein äußerliche Wandel in seinen schriftstellerischen Kundgebungen auch innerlich seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nach manchen Seiten zugute gekommen ist. Es liegt nun einmal in der Natur der Sache, daß man vor einem festen, gegebenen und mehr oder minder bekannten Publikum sich sachlicher, sorgsamer, bestimmter, angepaßter gibt als vor einem unbekannten, erst zu suchenden, wo man sich, nicht nur nach der Seite der Form, immer ungebundener fühlen wird. Und nehmen wir dazu nun noch die inneren Wandlungen, die in Gobineau in Jahrzehnten sich vollzogen hatten, die mäßigende Einwirkung des Alters,

die Ausreifung des Urteils, die Gewinnung unbedingter Sicherheit in den Grundfragen seines Forschungsgebietes, die ihm jetzt da Ruhe eingab, wo er in jungen Jahren stürmisch bewegt gewesen war, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir von jetzt ab die gleichen Gegenstände wesentlich anders behandelt finden als einstens im Essai sur l'inégalité[1]. Die durchdringende Kraft der Gedanken ist dieselbe geblieben, aber sie wird besonnener gehandhabt, die Phantasie besser gezügelt, das Bedürfnis erfahrungsmäßiger Belege stärker empfunden und reichlicher und gründlicher befriedigt. Die Beobachtung erstreckt sich nach wie vor über ein äußerst weites Gesichtsfeld, aber sie ist objektiver, weniger der Tendenz unterworfen. Der prophetische Zug erscheint zum Schweigen gebracht, er wird fortan dem Dichter überlassen, der sich in dem späteren Gobineau vom Forscher abzweigt, wodurch Dichtung wie Wissenschaft gleichermaßen gewonnen haben[2]. Erst wenn man alle die hierhergehörigen Arbeiten kennt (deren wichtigste uns zum Teil allerdings erst im letzten Lebensabschnitt in Italien beschäftigen werden), wird man die endgültige Stellung Gobineaus in der Wissenschaft überblicken und vor allem die volle Berechtigung seiner Bezeichnung als Haupt der sozial-anthropologischen Schule begreifen.

Für jetzt schrieb er zunächst (1872, und dann wieder 1874) zwei Aufsätze über einen alten Lieblingsgegenstand, über dessen engen Zusammenhang mit den Rassenfragen ihn inzwischen seine Reisen in die fremden Weltteile mit steigender Deutlichkeit belehrt hatten: den der Auswanderung.

---

[1] Das hier Gesagte gilt nicht nur von den wirklich erschienenen, sondern auch von einzelnen Nachlaßschriften, welche höchst wahrscheinlich ebenfalls für Zeitschriften bestimmt waren, aber unvollendet blieben.

[2] Einzelne Ausnahmen hiervon, Rückfälligkeiten des letzten Gobineau, werden an ihrem Orte kenntlich gemacht werden.

Der erste Artikel „L'émigration européenne dans les deux Amériques" findet sich im Correspondant vom 25 octobre 1872. In Anlehnung an die amtlichen Statistiken, gestützt ferner auf einige neuere wissenschaftliche Werke, vor allem aber auch unter Verwertung der mannigfachen Beobachtungen und Erkundigungen, die er selbst auf seinen Dampferfahrten über Meer bei den Auswanderern vorgenommen hatte, durchmustert er alle Länder Europas der Reihe nach: die Beweggründe der Auswanderung, der Charakter der Auswandernden, nach Volksangehörigkeit, Stand und Beruf, auch wohl nach der politischen Richtung, die Rolle, die sie drüben in der Gesellschaft der neuen Welt spielen, ihre Aussichten für die Zukunft werden gründlich erwogen. Wertvolle Beiträge zur Völkerpsychologie laufen hierbei reichlich mit unter, von denen anderwärts[1] einige uns Deutsche besonders interessierende Proben beigebracht sind.

Wesentlich anders ist der zweite Aufsatz „L'émigration au Brésil" (Correspondant, 25 juillet 1874) gehalten, was sich daraus erklärt, daß das Allgemeine und das Statistische des Gegenstandes auch für Brasilien schon im ersten mit abgetan war. So kann sich Gobineau hier nach einer ganz anderen Seite — die ihm durch seinen eigenen einjährigen Aufenthalt in dem Lande nahegelegt war — genugtun: er gibt nämlich in erster Linie eine sorgfältige, aber gedrängte Beschreibung Brasiliens (Geographie, Klima; Zoologisches, Botanisches — eine prachtvolle Schilderung des Urwalds p. 363 — und Mineralogisches; Bevölkerung; Volkswirtschaft, Verfassung und Staatsleben). Nur vereinzelte Fragen, wie die der Sklavenbefreiung, geben ihm Anlaß zu einer eingehenderen Sonderbetrachtung. Wir wissen von früher her, wie mächtigen Eindruck ihm das Land gemacht, wie sehr die Bevölke-

[1] „Gobineaus Rassenwerk" S. 435—438.

rung ihn abgestoßen hatte: so begreift sich der Endesgedanke, in dem diese Arbeit gipfelt: ein so einzigartiges Land, ein Fünfzehntel des gesamten Erdballs, unerschöpflich reich an Schätzen wie an Möglichkeiten jeder Art, aber noch völlig unausgenutzt und seiner eigentlichen Verwertung erst harrend, sei dem Teile der Weißen als Land der Verheißung anzupreisen, der in fruchtbringendem Schaffen aus ihm das zu machen wisse, wozu die Natur es bestimmt hat. Da Gobineau die zurzeit das Land bewohnenden und beherrschenden Völkerstämme für zukunftsreich nicht zu halten vermag, so kann einzig eine europäische Einwanderung im großen Maßstabe und eine damit verbundene Hebung der Rasse nach seiner Ansicht ihm überhaupt Zukunft verbürgen. Diese dürfte aber auch um so eher zu gewärtigen sein, als die unsinnige Überflutung der Vereinigten Staaten sehr bald als wahnvoller Mißgriff erkannt werden und Brasilien dann schon darum die Vorhand vor anderen in Betracht kommenden Gebieten gewinnen wird, weil die dortige Regierung alles Erdenkliche zur Förderung einer solchen Einwanderung tut. Wir Deutsche werden heute auf die Weissagung Gobineaus mit besonderer Genugtuung zurückblicken: haben wir doch jetzt in Brasilien eine ganze Reihe von Siedelungen, auf die wir stolz sein dürfen, und Gobineau selbst hatte seinerzeit eine der ältesten derselben, die aus Tirolern und Bayern gebildete von San Juan, noch besichtigt.

Wenn in diesem letzteren Aufsatze aus Anlaß des üppigen Reichtums der Pflanzenwelt Brasiliens der struggle for life herangezogen wird, den jener der Tierwelt so wesentlich erleichtere, so ist es interessant, aus den Briefen jener Jahre festzustellen, wie der grimme Gegner Darwins überhaupt allmählich immer gemäßigter in seiner Gegnerschaft und immer gerechter gegen den großen Denker wird. Schon am 23. Dezember 1873 schreibt er seiner Schwester: „Le farouche Darwin, avec qui je ne m'entends guères, a cependant des

choses très vraies et très incontestables“ und will vor allem zwischen ihm und denen, die ihn mißbrauchen oder ihm Falsches unterschieben, unterschieden sehen. Ja selbst die Abstammungslehre weist er nicht mehr so gänzlich ab wie früher, wenn auch seine Erklärung, daß gewisse heutige Mischlingsrassen von gewissen Zwischenwesen zwischen Affe und Mensch abstammen sollen und daß auf dieser Grundlage die Lehre haltbar sei, halb scherzhaft zu verstehen ist, wie auch die folgende, wie zum Beleg beigebrachte, Bemerkung, daß ein Marat und ein Gottfried von Bouillon wenig miteinander gemein hätten, beweist.

So erklärt er denn auch in einer späteren Briefstelle, er werde demnächst in einer Vorrede zur Neuausgabe seines Essai Darwin „ein wenig, aber durchaus nicht in allen Punkten, malträtieren“. Weniger entgegenkommend verhielt er sich, leider, müssen wir wohl sagen, nach einer anderen Seite, der der vorgeschichtlichen Altertumskunde oder Vorgeschichte. Die unermeßlichen Zeiträume, mit welchen einzelne Hauptrufer im Streit von dieser Richtung hantierten, hatten ihn dermaßen verdrossen, daß er nun auch gegen die sich anbahnenden besonneneren Feststellungen und Einteilungen vorgeschichtlicher Epochen taub blieb. Und doch hat er selbst durch seine hohe Schätzung des großen Bahnbrechers Montelius und die reiche Anregung, die er seinem Werke über die Altertümer Schwedens für sein eigenes Schaffen wie für seine geschichtliche Weltanschauung entnahm, mittelbar das sprechendste Zeugnis zu Gunsten der Vorgeschichte abgelegt, und es ist lebhaft zu bedauern, daß sich keine Gelegenheit gefunden hat, sich im persönlichen Umgange mit dem genannten glänzendsten Vertreter der neuen Wissenschaft seine Vorurteile ausreden zu lassen[1].

[1] Dem Kongreß für vorgeschichtliche Anthropologie und Altertumskunde zu Stockholm 1874 hat Gobineau beigewohnt. (Kossinna im „Mannus“ Bd. 4 S. 416 ff.)

Im Grunde nämlich ſtand er auch dieſer gar nicht ſo fern, wie er ſich ſelber einreden wollte, wie denn z. B. ſeine Annahme einer ununterbrochenen Fortdauer der Raſſen durch Vorgeſchichte und Geſchichte hindurch, ſeine Weigerung, anthropologiſch überhaupt eine beſtimmte Unterſcheidung zwiſchen beiden anzuerkennen, neuerdings dort immer mehr Beſtätigung gefunden hat.

Wie dem aber auch ſei, in einer Arbeit, die er Ende 1872 in Ausſicht und anſcheinend auch in Angriff nahm, „Sur les populations primitives de l'Europe“, würde der Streit mit Geologen und Prähiſtorikern wohl unzweifelhaft eine ziemliche Rolle geſpielt haben, wie uns die brieflichen Mitteilungen der Zeit, die einzige erhaltene Quelle über dieſen Plan, erkennen laſſen. Wenn nach dieſer Seite deſſen Nichtzuſtandekommen nicht weiter zu bedauern ſcheint, ſo entnehmen wir dagegen den gleichen brieflichen Äußerungen, daß jene Arbeit über die Urvölker Europas in anderer Beziehung doch auch wieder von hoher Wichtigkeit geweſen und ſehr erfreulich ausgefallen ſein würde. Als letzten und bedeutſamſten darin zu beweiſenden Satz bezeichnet er nämlich der Schweſter im November 1872 den folgenden: „Le contact avec les races du Nord n'a pas seulement renouvelé l'Europe politiquement, *il lui a rappelé ou donné ses idées*“, und ziemlich gleichzeitig ſagt er dasſelbe etwas ausführlicher an Keller: „Les invasions des 4e, 5e et 6e siècles ont non seulement renouvelé la société occidentale au point de vue politique, mais aussi au point de vue de *beaucoup d'idées antiques*, déjà à peu près mortes chez les Romains, *rajeunies par les nations germaniques qui en possédaient encore le type très voisin du type arian.*“

Dieſe Worte haben programmatiſche Bedeutung. Sie eröffnen eine neue Entwicklungsſtufe des Gobineauſchen Germanismus, der, wie der ganze Gobineau, in Stockholm eine

Neubelebung und Verjüngung erfahren hat. Jahrelang haben wir ihn uns damals vorzustellen, wie er selber sagt: „Plongé en plein, pardessus la tête, dans les recherches scandinaves: si je ne parle pas runes, sagas et choses semblables, je ne sais que dire“ (Oktober 1875). Der eifrige Besuch der schwedischen Museen, die ihm ungeahnte Schätze aus germanischer Frühzeit erschlossen, das Studium des Monteliusschen Buches, zuletzt und nicht am wenigsten die eigene nie versagende Intuition, die ihm ermöglichte, selbst die den Damaligen noch gezogenen Schranken zweifelhafter Hypothesen wie der von der asiatischen Urheimat der Arier kühnen Fluges zu überspringen[1], das alles trug ihm schon damals im hohen Norden ein Erlebnis ein, das uns unsere deutschen Monteliusse erst geraume Zeit später ermöglicht haben: die Erkenntnis der Früh- und Eigenkultur der germanischen Welt, und er darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, einer der frühesten Verkünder dieser neuen Lehre gewesen zu sein. Manche Sätze, die er damals in Stockholm niedergeschrieben, nehmen sich fast aus wie Leitsätze der späteren Wissenschaft Woltmanns, Muchs, Wilsers und Kossinnas, wie wenn er angesichts der unerschöpflichen Funde ausruft: „Ce monde septentrional est tellement avancé, qu'il ne se borne pas à être ouvrier, pas même à se montrer artisan, il est artiste“, oder wenn er sagt: „Les peuples du Nord possèdent une culture, un développement à eux ... les mœurs, les idées de la plus lointaine humanité blanche s'étaient conservées dans les vallées de Norwège“, und von den Normannen: „Le seul groupe humain qui, en Europe, eût conservé, dans son intégrité, le caractère antique.“[2]

[1] Vgl. „Gobineaus Rassenwerk“ S. 320. Zu den dort angeführten Stellen wäre allenfalls noch Histoire des Perses T. 1 p. 71 hinzuzunehmen.

[2] Diese und andere Sätze finden sich in der älteren, nicht zum

Den Satz seiner Jugend: „Rien de plus glorieux dans les annales humaines que le rôle des peuples du Nord“ ließ er sich also jetzt im Alter angelegen sein möglichst weit nach rückwärts zu beweisen und zu befestigen. Unwillkürlich hatte er damit stark umgelernt gegen die Zeiten, da er noch Assyrien und Ägypten die großen Lehrerinnen des Menschengeschlechts in allem, was zu den Augen spricht, die Quelle aller künstlerischen Eingebung und Hervorbringung genannt hatte. (Histoire des Perses T. I p. 118.) So weit freilich wie die Führer unseres germanistischen Abwehrfeldzuges gegen die orientalistischen Kulturmonopolisten wäre er wohl auch damals noch nicht mitgegangen. Es bleibt doch dabei, daß babylonische und germanische Kultur, jede zu ihrer Zeit und ihres Ortes, ihn zu Ausdrücken höchster Bewunderung hingerissen haben. Der Höhenpunkt der Wirkung der ersteren fällt nach Teheran, der der letzteren nach Stockholm. Das siegreiche Vorrücken unserer deutschen Prähistoriker in unseren Tagen würde er wohl mit Freuden begrüßt haben, ohne es doch so durchaus auf ein Abdingen und Abjagen zu begründen, wie es von manchen Seiten geschieht. Ein Ausgleich, eine Verständigung wäre mehr in seinem Sinne gewesen[1], wie er

Druck gelangten Handschrift des Ottar Jarl, in welche die Entwürfe und Vorarbeiten für die nicht ausgeführte Arbeit über die Urvölker, wie ich fast vermuten möchte, sich aufgelöst haben dürften. (So sind z. B. auch die Belegstellen aus Montelius, gegen die gedruckte Fassung gehalten, dort ausführlicher.) Eine charakteristische, später verkürzte Darlegung über Odin möge hier noch Platz finden: „Le type le plus parfait, le plus accompli que la race germanique ait imaginé de ce qui, suivant elle, constitue la créature par excellence.“

[1] Ich lasse dabei dahingestellt, ob man sich diese Verständigung im Sinne eines von gegenseitiger Achtung getragenen Nach- und Nebeneinander von Orient und Norden, unter Unentschiedenlassung der Entstehung bezw. Zugehörigkeit einzelner strittiger Kulturbestandteile, oder in dem weitergehenden einer Annäherung der beiderseits

selbst sie gewissermaßen an die Hand gibt, indem er in einem und demselben Werke, der Persergeschichte, einerseits den Kulturtaten der Zweistromländler Loblieder singt und dann doch wieder von den Germanen Dinge sagt wie: „Sie hätten die gewaltige Neuerscheinung der Überlegenheit des modernen Europa geschaffen, ein Ereignis, das unser Leben und sozusagen die ganze Geschichte des Planeten auf seinem Höhepunkte ausmache" (T. II p. 502, anderer verwandter Stellen hier zu geschweigen).

Wir wissen es ja, daß diese Anschauung Gobineaus schon weit älter ist, ja daß sie bis fast in seine Jugendjahre zurückgeht. Aber seine Germanenentwicklung hat doch in Stockholm eine Wiederaufnahme und einen Abschluß gefunden in dem Sinne, daß er jene früher mehr spekulativ, als Ganzes, erfaßte Anschauung erst jetzt mit dem ganzen erfahrungsmäßigen Gehalte, dessen sie fähig war und den ihm erst die nordische Welt erschloß, ausgefüllt hat. Dieser Abschluß zwar ist nicht so zu verstehen, daß er nun auch schon in Stockholm wirklich alles ausgeführt hätte, was er fernerhin zu diesen Fragen noch von sich gegeben hat: gar manches vielmehr, wie z. B. die klassisch abschließende Schilderung des Germanentums, die wir an anderer Stelle[1] mitgeteilt haben, und so manches andere sind niedergeschrieben erst später worden, und das geflügelte Wort von der weltordnenden Rasse (race régulatrice)

in Frage kommenden Völkergruppen vorstellen will. Allerletzten Endes läge dann die Entscheidung des Streites zwischen Orient und Europa, ägyptisch-babylonischer und arisch-germanischer Kultur, Eduard Meyer und Kossinna, in der Frage beschlossen, welcher Rasse die kulturschaffenden Menschen Ägyptens und des Zweistromlandes angehören. Ein Woltmann dachte sich deren Beantwortung vielleicht etwas zu einfach. Aber in dem Maße, als sich von Sumerern und Ägyptern eine Brücke zu den Indogermanen schlagen läßt, müßten obige Gegensätze an Schärfe verlieren.

[1] „Gobineaus Rassenwerk", S. 461 ff.

ist gar erst kurz vor seinem Tode bekannt geworden. Aber angebahnt, geklärt hat sich ihm damals alles; von Stockholm erst, aus jenen Himmelsstrichen, von denen die Wellen der germanischen Flut sich jahrtausendelang über alle Welt ergossen hatten, brachte er die Überzeugung heim, daß „das germanische Element ein ewiges Werden bedeute", und die immer neuen Belege für seinen Lieblingssatz, daß die Germanen überall das schaffende, lebendige, positive Element in die modernen Völkermischungen hineingetragen haben, die er der Welt der Geschichte wie der der Wirklichkeit entnimmt, führen ihn ganz von selbst dahin, der „lateinischen" Rasse nur einen Negativcharakter im höheren anthropologisch-kulturgeschichtlichen Sinne zuzusprechen. Wie weit er sich damit abermals von seinem Volke entfernte, erhellte nie deutlicher als in unseren Tagen, wo (Februar 1915) von der Sorbonne aus mit ungewöhnlichem Aufwand von Pathos und in besonders feierlichen Formen eine „Neubelebung der lateinischen Zivilisation", die in diesem Zusammenhange nur als ein Kampfesakt gegen die germanische Kultur gedeutet werden kann, in Aussicht gestellt wird.

Es wäre zu verwundern, wenn nicht auch der Dichter Gobineau von dem großen germanischen Aufschwunge der Stockholmer Jahre etwas mitbekommen hätte. Wir werden das denn auch im Amadis, der ja neben allem anderen immer weiterging, tatsächlich beobachten. Aber auch noch eine kleine Nebendichtung gehört hierher, wenn wir auch über die Entstehungszeit Genaueres und Gewisses nicht zu sagen vermögen: ein prächtiger Wikingersang (oder will man sie als Großballade bezeichnen?): Olaf Tryggvason[1].

Ein kühner nordischer Seeheld zieht mit den Seinen auf

[1] Während des Krieges behindert, die Straßburger Handschrift einzusehen, sehe ich mich leider genötigt, die Inhaltsangabe dieser kleinen Dichtung (zum Glück nur dieser) ganz kurz aus dem Gedächtnis nach vor Jahren stattgehabten Lesungen vorzunehmen.

Kriegsfahrt hinaus, hochgemut und das Herz von den stolzesten Hoffnungen geschwellt. Nur ein Sorgen trübt ihm den Horizont: daß Olaf Tryggvason, der Meerbeherrschende, der allgefürchtete Nebenbuhler, ihm zuvorkommen, ihm Ruhm und Beute streitig machen könne. Ihn gilt es daher zu überflügeln: dieser Gedanke bildet, nebst der eingeborenen Wikingerbegeisterung, die eigentliche Triebkraft der ganzen Unternehmung, befeuert und beschleunigt sie.

Zuerst geht alles herrlich. Die Feinde müssen dran glauben, reicher Lohn wird den Tapferen. Aber der Wind des Geschickes schlägt um. Bei ferneren Zusammenstößen weicht das Glück von ihrer Seite, sie schmelzen zusammen, sie geraten in zunehmende Bedrängnis, endlich gar in Schiffsnot. Unser Wiking scheint verloren, als ein fremdes Schiff dem mit den Wellen Ringenden die Rettung bringt. Mit stolzem Lächeln steht des Schiffes Herr vor ihm, als er mit den Worten

„je t'embrasse, Olaf Tryggvason"

ihm in die Arme sinkt.

Die übrigen von Gobineau noch in Stockholm veröffentlichten dichterischen Werke tragen freilich ein ganz anderes Gepräge, was sich schon daraus erklärt, daß sie (von der Renaissance abgesehen), früher und in anderer Umwelt entworfen und zum Teil ausgeführt, jetzt dort nur zum Abschluß gebracht wurden.

Das gilt zunächst von den Plejaden, die, da Gobineau in Paris keinen Verleger fand, im Frühjahr 1874 bei Josef Müller & Cie. in Stockholm erschienen[1].

[1] „Les Pléjades. Par le Comte de Gobineau." Eine deutsche Übersetzung plante damals Bodenstedt, doch ist daraus nichts geworden, und so ist eine solche erst ein volles Menschenalter später zustande gekommen („Das Siebengestirn", von Agnes Kretzer: Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 5052—5055). Der von französischer Seite (Barbey d'Aurevilly) ausgesprochene Tadel, das Werk habe „La Pléjade"

Begonnen waren sie schon während der Zeit nach dem Kriege in Frankreich, gehen aber auf die noch weit älteren Eindrücke und Erinnerungen aus Hannover und Frankfurt zurück, wie sie ja denn auch in den fünfziger Jahren spielen (p. 134). Das erste Buch wurde im Sommer 1871 unter den denkbar ungünstigsten äußeren Umständen niedergeschrieben, mit einer Begeisterung, die später die Leser angesichts dieses Meisterstückes voll sprudelnden Lebens hundertfältig nacherlebt haben, und die sich damals auch in brieflichen Ausrufen über dessen prachtvolles Gelingen wie „les Pléjades viennent supérieurement", „les Pléjades viennent merveilleusement, ce sera certainement le premier de mes romans" und ähnlichen nach außen Luft machte. Das zweite Buch entstand in Stockholm im Sommer 1872, das dritte und vierte im Sommer 1873.

Bei keinem anderen Werke Gobineaus spielt die Beziehung auf das eigene Leben auch nur annähernd eine solche Rolle wie in den Pléjades. Seine amtliche Stellung brachte ihn unter der Hand in der Gesellschaft mit allen den Typen zusammen, die er hier so meisterlich gezeichnet hat. Es ist uns zuverlässig bezeugt, daß er in fast allen Gestalten dieses Romanes Züge ihm befreundeter oder bekannter Persönlichkeiten festgehalten hat, so in Johann Theodor solche von Dom Pedro (vielleicht auch von Karl XV.), in Nore von mehreren Engländern seiner Freundschaft, in Laudon von Rochechouart, in Conrad Lanz von Bohn (wenn er jenem auch nicht dessen, sondern seine eigene Kunst zugeteilt hat), in Aurore von Zoë Dragumis. Bei der Tonska ist es vollends zweifellos, daß

heißen müssen, scheint durch die Wahl des deutschen Titels gewissermaßen gerechtfertigt werden zu sollen. Dennoch möchte man glauben, daß Gobineau mit Absicht die Mehrzahl gebraucht habe, um damit anzudeuten, daß, wenn er auch in seinem Werke nur ein einzelnes Siebengestirn behandle, der darin veranschaulichte Grundgedanke doch eine allgemeinere Anwendung finde.

sie ihr Urbild in der langen Galerie von Gobineaus weiblichen Bekanntschaften nicht ein-, sondern mehrfach gehabt hat: gerade darum vielleicht ist nicht leicht eine einzelne beizubringen gewesen. Endlich der Marquis de Candeuil (Casimir Bullet) ist, was auch immer Schwester Caroline gegen diese ihr naturgemäß besonders unsympathische Gestalt vorgebracht haben mag, ein gutes Stück Gobineau selbst.

Aber Gobineau ist nicht nur Candeuil. Die Plejaden wimmeln geradezu von Vorgängen wie von Aussprüchen, in denen Eigenerlebtes und -gefühltes durch die Mittlerschaft der verschiedensten Figuren wiedergegeben wird, wenn dies auch nicht überall ebenso deutlich und für jeden faßbar hindurchblickt wie der wilde Groll auf das Vaterland, der asketische, aber dank einem erhabenen Unsterblichkeitsglauben dennoch nicht flügellahme Stoizismus aus den Worten Candeuils. Die Neubegeisterung Lanzens für seine Kunst unter weiblichem Anhauch, die Sehnsuchtsrufe Johann Theodors, der am Ende seines Mannesalters noch ein Herz von zwanzig Jahren besitzt und Herr von dessen Schätzen ist, nach wahrer Liebe, die dankbare Vielgestaltigkeit, mit welcher er dann diese der Frau, die sie ihm endlich darbringt, vergilt, die starke Betonung der Notwendigkeit wie der Segenskraft des Leidens für den höheren Menschen, das alles und mehr findet Erklärung und engste Seitenstücke im damaligen Leben Gobineaus. In noch höherem Grade aber als von den seelischen gilt dies von den geistigen Spiegelungen seines Wesens, dem schon der Grundgedanke des Romans in einem Maße entstiegen ist, daß man diese ganze Dichtungsform als ein reines Mittel zum Zweck, zum Zweck der Veranschaulichung eben dieses Grundgedankens, bezeichnen darf. Hierdurch unterscheiden sich die Plejaden, mit ihrem geringen stofflichen Interesse, ihrer ganzen Art nach von den Romandichtungen früherer Jahre. Die bequemeren Lorbeeren von damals lagen jetzt weit hinter ihm. Ein tiefer

künſtleriſcher Inſtinkt trieb ihn auf ein Dauerwerk hin, und er mußte ſich ſagen, wie gering an ſich die Ausſicht auf ein ſolches bei dem eigentlichen Roman, dieſem „Übergang aus dem wirklichen zum Phantaſieleben" nach Frau von Staëls treffendem Worte [1], nur noch ſei, wie die erneute Verwendung dieſer Form für ſeine dichteriſchen Abſichten jetzt ein Herabſteigen, ein Zugeſtändnis, ſei es an das größere Publikum, ſei es an den minder hochfliegenden Teil der eigenen Perſönlichkeit, bedeuten müſſe, wenn es ihm nicht gelänge, ihr einen Gedankengehalt ganz ungewöhnlicher Art zur Unterlage zu geben. So gelangte er dazu, eine Neuformulierung ſeiner Weltanſchauung, eine Ergänzung und teilweiſe Umgeſtaltung ſeiner früheren wiſſenſchaftlichen Feſtlegung derſelben in Romanform vorzunehmen, ſo zwar, daß er, in Anerkennung der Tatſache, daß Raſſen und Völker, Klaſſen und Stände heute verwiſcht und vermiſcht ſeien, daß die aus ihnen ſich ergebenden charakteriſtiſchen Züge daher auch nicht mehr das urbeſtimmende Element der heutigen Menſchheit bilden, jetzt den individualariſtokratiſchen Gedanken, für den freilich der Stammbaum gleichermaßen eine notwendige Vorausſetzung bleibt, neben den raſſenariſtokratiſchen treten läßt. Das Ganze wird ſo faſt zu einer philoſophiſchen, und zwar vergleichend-pſychologiſchen, Studie, zu einem Urteil, das die höherſtehende Minderheit der Hauptvölker Europas über deſſen heutige Geſellſchaft und ihre Sitten und Ideen fällt, und zugleich zu einem Programm oder Katechismus für eben jene Minderheit ſelbſt.

Der Gedanke, daß dieſe, die Hochgeſinnten, geiſtig Freien, die großen Seelen, die eigentlichen „Königsſöhne" der menſch-

[1] „De l'Allemagne", P. II ch. 28 zu Anfang. Ich möchte nicht unterlaſſen, dem Leſer dieſe ganzen Ausführungen über „die leichteſte aller Dichtungsarten" zur Beachtung zu empfehlen.

lichen Gesellschaft, je mehr die Massen sinken, desto mehr sich zu erheben, desto kräftiger an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten haben, um, was jene nicht mehr leisten können, gewissermaßen für sie mit zu leisten: dieser Gedanke ist, wie wir wissen, an sich im Leben Gobineaus nichts Neues. Die Gruppierung seiner jetzigen Romanhelden zu einem Siebengestirn zeigt gewissermaßen die einstige Bildung des Freundeskreises der Scelti auf erweiterter Grundlage. Diese Erweiterung wiederum beruht vornehmlich auf der Mitheranziehung der Frauen, und das Neue der Plejaden besteht darin, daß die Eigenschaften, durch welche die neuen Scelti aus der Masse hervorragen, vorwiegend durch die Kämpfe und Leiden, welche ihnen die Liebe auferlegt, zur Läuterung und schönsten Ausgestaltung gelangen. Indem somit das Urphänomen alles gesellschaftlichen Daseins, die Geschlechtsliebe, als Hauptgegenstand jener „vergleichend-psychologischen Studie" in den Vordergrund tritt, hat Gobineau zugleich die verlockende Aufgabe gelöst, im dichterischen Bilde die Art der Völker nach der Art, wie sie der Liebe Wesen erfassen, zu beleuchten.

Von den drei jungen Freunden, welche menschlicher Zufall und dichterische Absicht in einem gehobensten Augenblicke am Lago Maggiore zusammenführt, um sich dort „ihre Geschichte erzählen" zu lassen, hat weitaus das beste Los der Engländer, Wilfrid Nore, gezogen. Der ganze Ewigkeitsgehalt der Liebe offenbart sich in der zähen Tiefe, mit welcher der von Glanz und Pracht der großen Welt Umwobene über alle Anfechtungen dieser nicht nur, nein selbst echtester weiblicher Reize jugendlicher Art hinweg an der armen Missionarstochter Harriet Cox festhält, die, älter als er, eigentlicher Schönheit bar, ihm nur die Hingebung eines Herzens voll unermeßlicher Opferkraft zu widmen hat, und in der Naturnotwendigkeit, mit welcher diese in dem Augenblicke zur Vereinigung der beiden Liebenden führt, da sie von seiten Harriets zur Selbst-

opferung zu Gunsten einer vermeintlich bevorzugten Nebenbuhlerin gesteigert werden soll.

Polarisch entgegengesetzt erscheint Laudon, der Franzose, der — den Vertretern der anderen Länder gegenüber, wie in allem, so auch in diesem Punkte entschieden zurückgesetzt — eines vollen Strahles weiblicher Liebe überhaupt nicht teilhaftig wird. Von Liebesabenteuern der bekannten zweifelhaften Gattung hat er sich zu einer Art Kultus der Frau eines Freundes aufgeschwungen, um, nachdem er am Maßstabe der innerlicheren Art der Plejadenmenschen die konventionelle Hohlheit jenes Paares durchschaut, sich angeödet von dem bisher so gern getragenen Gängelbande der Angebeteten loszumachen, nun aber auch auf Frauenliebe überhaupt zu verzichten. Die eigentliche Weihe und Vertiefung, den Ritterschlag gleichsam für das Siebengestirn, erhält Laudon erst im Umgange mit seinem Vetter Candeuil, jenem stolz und finster, in selbstgewählter Einsamkeit und Niedrigkeit lebenden Weltflüchtling, der dem Leben abschwört, weil die Liebe seiner Seele nicht wärmende Glut, sondern nur verzehrenden Eiseshauch gebracht hat, und dessen letzte Tage Laudon durch hingebendste Freundschaft verschönt, um dafür das beste Teil einer reichen und tiefen philosophischen Erfahrung und überlegenen geistigen Durchbildung lehrend mitgeteilt und über den Tod hinaus vererbt zu bekommen.

In die Schlingen der Frau, die ihm diesen Tod gebracht, der polnischen Gräfin Tonska, fällt auch der dritte der drei Freunde vom Lago Maggiore, der junge deutsche Bildhauer Conrad Lanz. Auch ihn berückt dieser weibliche Dämon, ein Vampyr der Männerseelen, eine gleißende Komödiantin mehr noch vor sich selbst als vor anderen, unwahr, unstet, unbefriedigt, die es immer wieder versucht, zu lieben, und es doch immer wieder nur dazu bringt, durch ihr Unvermögen zu wirklicher Liebe den Abgrund ihres inneren Nichts sich selbst

ſchaudernd aufzudecken. Conrad wird ihr Spielball: nachdem er alles, zuletzt auch ſeine Kunſt, um ſie verloren, zerknirſcht, zerrüttet, zerriſſen, voll wahnſinniger Eiferſucht ſich am Ende damit abgefunden hat, ſie nur überhaupt lieben zu dürfen, läßt Gobineau ihr Marmorherz an der Aufgabe erwarmen und erweichen, ihm ſeine Seelenharmonie, ihn ſelbſt ſeiner Kunſt wiederzugeben. Sie lernt die Liebe an ſeiner großen Liebe und bringt dieſem einen ihrer Opfer die Erlöſung zum Leben ſozuſagen im gleichen Augenblicke, da die Nachricht hiervon dem anderen (Candeuil) die Erlöſung zum Tode bringt.

Die „drei Kalender", wie das Freundesdreiblatt nach einer Bezeichnung aus Tauſendundeiner Nacht auch genannt wird — Kalender entſpricht dem „fils de roi" —, finden nächſt dem Zaubereilande Iſola Bella einen zweiten dauernden Vereinigungspunkt in Burbach, der Hauptſtadt eines deutſchen Mittelſtaates, deſſen Herrſcher ſie alle drei, Nore verwandtſchaftlich, Laudon freundſchaftlich, Conrad als ſeinem Landes- und Schutzherrn (der alte Lanz iſt der Leibarzt und zugleich treueſte Freund und Diener des Fürſten), verbunden ſind. Johann Theodor iſt eine Vollfigur, ein rechter Siebengeſtirnler, hochſtrebend, großherzig, warmblütig, aber durch die Staatsraiſon in eine Ehe eingeſchmiedet, die nur die liebe Mittelmäßigkeit, die ödeſte Etikette, die ihm fremdeſte Gleichgültigkeit an ſeine Seite bannt. Dem infolge deſſen ſich verzweifelt aufbäumenden Liebesbedürfnis des Fürſten vermögen weder landläufige Maitreſſenverhältniſſe noch eine Verbindung mit der unſeligen Tonska, die auch ihm einmal den Weg kreuzt und ihn vorübergehend zum Nebenbuhler Conrad Lanzens macht, Befriedigung zu bringen, bis er endlich in ſeiner jugendlichen Baſe Aurore, der morganatiſchen Tochter ſeines Oheims Herzog Wilhelm, das ihm vorbeſtimmte Weib findet, das auch ſeine treue und ſtarke Liebe mit gleicher Inbrunſt und aus gleicher Seelentiefe erwidert. Was dieſer Bund an Prü-

fungen zu bestehen, an Hindernissen zu bewältigen hat, übertrifft alles den Siebengestirnsgenossen Auferlegte in kaum minderem Maße, als Johann Theodor diese an Stellung überragt. An eine Vereinigung der Liebenden ist nicht zu denken, da Aurore die angebotene Scheidung Johann Theodors unweigerlich ablehnt. Aber auch ihren Umgang, ja ihren Anblick entzieht diesem der Vater, indem er um der Ehre der Tochter willen und um Unheil zu verhüten, sich mit ihr in eine entlegene Einsamkeit, fern von Burbach, zurückzieht. Die Trennung bringt dem Fürsten einen völligen leiblichen und seelischen Zusammenbruch. Er entsagt der Krone, seine Getreuen fürchten für sein Leben. Er selbst hat jede Hoffnung aufgegeben, als plötzlich die Meldung vom Tode seiner Gemahlin ihn freimacht. Die Erschütterung bringt eine neue letzte Krisis, aus der er aber dem Leben wieder ersteht, um nun endlich doch noch Aurorens Hand zu gewinnen.

Neben diesen Hauptfiguren bedürfen andere, wie Liliane, Conrad Lanzens Schwester, die einen Augenblick sich von Nore geliebt wähnt, um dann, nachdem sie das Eitle ihres Hoffens erkannt, sich einem treuen Gardeleutnant wieder zuzuwenden — recht und schlecht das Miniaturbild eines deutschen Mädchens — nur nebenher einer kurzen Erwähnung. Es ging eben Gobineau darum, möglichst alle Schattierungen der geschlechtlichen Liebe und ihrer Wirkungen seinem Gemälde einzuverleiben; und so wird denn das landläufige Liebesleben mit seinen kleinen Leiden und Freuden wenigstens streifend ebenfalls vorgeführt. Auch zwischen Nore und Harriet waltet ja, freilich geadelt und gehoben durch beiderseitige Seelengröße, vorwiegend das Einfache und Schlichte, das aber bei einem Gobineau vor jeder Verwechslung mit dem Banalen durch dessen ganze Eigenart bewahrt bleibt. Wo immer er einmal dem Rührstück nahe zu kommen fürchten müßte, greift er gern zu einer leise ironischen Wendung, die ihm und dem Leser

gegenwärtig halten soll, daß es sich hier im Grunde doch um ganz andere Dinge handle. Die Zartheit seines Empfindens, von der wir sonst so reiche Proben haben, kommt so in diesem Werke im ganzen mehr nur nebenher zur Geltung, da er seine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens weit mehr darauf verwendet, die Abwege, die Qualen der Liebe zu schildern, einzelne grelle Lichter in den Abgrund zu werfen, aus welchem diese selig-unselige Macht, des einen Himmel, des andern Hölle, empor-steigt, und zwar ohne daß er zur Deutung oder Beurteilung dieses furchtbaren Glücksspieles, als welches Laudon — und uns mit ihm — das Los der Sterblichen nach dieser Seite mehr als nach irgend einer anderen erscheint, auch nur ein leisestes Wort wagte.

Erfreulich allerdings kann ein derartiges künstlerisches Beginnen nicht durchweg verlaufen, am wenigsten da, wo es das Pathologische mit einbegreift. Und pathologisch ist es doch ganz gewiß, wenn ein alternder Fürst, gleichviel auf Grund welcher menschlichen Erlebnisse, ganz im Liebesleben, oder gar Liebessterben aufgeht[1]; noch weniger schön, wenn ein Mann, und wäre er hundertmal ein Künstler, sich bis zur Aufgabe alles eigenen Wollens an die frevelnden Launen eines Weibes weg-wirft, das von der Buhlerin nur der Verzicht auf die grob-sinnlichen Freuden der Liebe trennt, das sich aber dafür deren übrige Künste umso wirksamer zu eigen gemacht hat.

Bis hierher freilich trifft den Dichter nicht der leiseste Tadel: hat er doch aus dem Geiste seiner Aufgabe heraus die Wirrnisse, welche die Liebe gerade im Kreise der ungewöhn-lichen Naturen schafft, wahllos und ohne Rücksicht darauf, wie sie sich für ethisch hochgesinnte und ästhetisch empfindsame

[1] Gobineau hat zwar, gegen Prokeschs entsprechende Ausstellung, versucht, diese Krankheit als eine solche der Starken hinzustellen und führt zum Belege dafür Marcus Antonius, Philipp August und Goethe an.

Leſer ausnehmen mögen, mit realiſtiſcher Unbekümmertheit bloszulegen. Ein anderes iſt es um die Art, wie Gobineau die Liebesverhältniſſe der beiden Burbacher enden läßt: auch die ehrlichſten Bewunderer der Plejaden haben dieſe mit gutem Fug beanſtandet. Mit Recht bemerkt Lord Lytton, daß die wirkliche Gräfin Tonska, wenn ſie ſich einen Augenblick ſo weit vergeſſen hätte, einen ſchlichten Künſtler ſo landläufig, bis zur Eingehung einer Ehe, zu lieben, dies im nächſten wieder bereut haben würde. Und faſt noch bedenklicher wirkt das Ausklingen ins Idylliſch-Schäferhafte bei Johann Theodor, indem hier noch rein künſtleriſche Umſtände ſchädigend mitſprechen. Erſtlich nämlich ſchwächt es den Geſamteindruck gerade dieſer Einzelgeſchichte, die an ſich ſchon nach manchen Seiten weder die ungewöhnlichſte noch die pſychologiſch tiefſte iſt, entſchieden ab, daß ſich einzelne Motive — namentlich das des Allüberdauerns echter Liebe, das Grundmotiv der „Neuen Héloïſe“ — von den anderen, denen Nores und Lanzens, her, wenn auch in veränderter Schattierung, wiederholen. Dann aber, und vor allem, bleibt es ein beſonders mißlicher Kompoſitionsfehler, daß Gobineau mit einer ſolchen pathologiſchen Schäferei ein Werk von der Schwungkraft und Tragweite der Plejaden beſchließt.

Nach dieſem allen, und wenn wir die Rolle Laudons, der im erſten Teile weit mehr vom Durchſchnitts- als vom Siebengeſtirnsmenſchen an ſich hat, hinzunehmen, werden wir es begreifen, wenn vereinzelt das Bedenken geäußert worden iſt, daß die Helden der Plejaden nicht entſprechend der von ihnen ſelbſt aufgeſtellten Beſtimmung handeln, daß ſie nicht ausreichen, das Maß nicht ausfüllen, das der Dichter nach ihren eigenen Worten für ſie beanſprucht. Und es kann in der Tat nicht geleugnet werden, daß Gobineau das Problem der „Auserleſenen“ hier noch in keiner Weiſe erſchöpft oder auf die Höhe gebracht, daß er zum mindeſten ſtarke Verkürzungen an

seinem dichterischen Vorwurf vorgenommen hat. Er selbst hat dies offenbar auch empfunden, wie dies schon daraus hervorgeht, daß er das gleiche Motiv des die Masse überragenden Menschen in seinen beiden folgenden Werken wieder aufgenommen und in der Renaissance nach seiten der künstlerisch-geistigen Leistung, im Amadis nach seiten der heldischen Tat, in beiden nach seiten des freieren, größeren, urwüchsigeren Charakters gesteigert hat.

Dieser Umstand, daß die Plejaden in der Dreizahl der letzten großen Werke Gobineaus doch den niedrigsten Rang einnehmen, ist ganz gewiß nicht der Kunst und dem guten Willen des Dichters in Anrechnung zu bringen, die gerade hier sich von der stärksten Seite zeigen. Er beruht vielmehr darauf, daß die Plejaden sich weder des großen geschichtlichen Hintergrundes der Renaissance, noch der weiten Perspektive, der urgesunden Luft der Sagenwelt des Amadis erfreuen, sondern durch die Enge der modernen Gesellschaft sich hindurchzuwinden haben, deren schleichendem Siechtum ihre Helden, neben vieler vergeudeter Kraft, nur allenfalls die in sich selbst beruhenden Werte schlichten Menschentums, innigen Gemütslebens entgegenzusetzen haben. Es ist fast, als habe Gobineau sein eigenes Wort (p. 119), daß das moderne Leben dem Tragischen keine geeigneten Formen mehr darbiete, in diesem seinem Werke wie einen Leitspruch belegen wollen.

Nur so erklärt sich auch der Stil der Pléjades, deren Bestandteile, halb Ironie, halb pathetischer, ja tragischer Ernst, so eigentümlich gemischt sind, daß bald die Ironie, bald der Ernst den Unterton abgibt und einzelne Male der endgültige Sinn kaum zu erraten ist. Je nach den Gestalten, die ihm unter seine Bildnerhand geraten, sprechen aus dieser Ironie die allerverschiedensten Stimmungen und Leidenschaften, denn Gobineau ist bei den Plejaden ganz anders persönlich beteiligt als bei der unvergleichlich objektiveren Renaissance:

Mitleid, Liebe, Zorn, Haß und Verachtung. Die Armen am Geiste werden mit zartsinniger Liebe, fast mit einer Art neidischer Rührung behandelt, so der gute alte Missionar Cox, der bei kümmerlichsten Schicksalen doch sozusagen nur aus einer einzigen Regung des Dankes gegen seinen lieben Gott sich zusammensetzt und mit einem Gefühl grenzenlosen Vertrauens die ihm übergebenen Bände seiner Bibelgesellschaft in die weißen, gelben, roten oder schwarzen Hände legt, die sich ihnen öffnen wollen, fest überzeugt, daß dies eine Wohltat für sie sein müsse, und daß „Gott das Übrige tun werde". Daneben halte man etwa den salbungsvoll pedantischen, durch Weihrauchswolken von Allerweltsbeglückung dahinschreitenden Gennevillers (Laudons Freund und Gönner), oder, als äußerstes Gegenstück, die Fürstin und die Seitenprinzen des Hauses Burbach: hier kann sich Gobineau, in der Schilderung der etikettenhaft nichtigen, in alltäglichem Klatsch und langweiliger Korrektheit sich erschöpfenden Gemahlin Johann Theodors, des demokratisch entarteten Prinzen Ernst und des Laffen und Rüpels Prinzen Moriz an saftiger Ironie und gepfeffertem Sarkasmus kaum genugtun.

Andere Male sind nicht einzelne Figuren, sondern große Gesamtgemälde die Gegenstände ironischer Beleuchtung. Bis zu einem gewissen Grade gehört hierher auch jene berühmte oder berüchtigte Stelle (p. 19 sqq.), an welcher das Menschengewimmel, die Massen der Minderwertigen, in die drei Klassen der Schwachköpfe, der Schelme und der Tölpel eingeteilt und den ersteren, bei leidlicher Schonung und Nachsicht für die beiden letzteren, der Vernichtungs- und Vertilgungskrieg zugeschworen wird, als den Haupturhebern alles menschlichen Niederganges, den Haupthemmnissen für alles Gute und Große, das die Führenden, die paar tausend „wohlgebildeten Hirne und richtig schlagenden Herzen", welche das alte Europa etwa bergen mag, ohne sie allenfalls zuwege bringen würden.

Diese Stelle hat, meist mit pedantischem Ernste aufgefaßt, namentlich in der französischen Presse zeitweise einen wahren Entrüstungssturm entfacht. Es war ja klar, daß die dort Angegriffenen ihre Stimmführer finden mußten. Wollte man ihnen ebenfalls im Ernste antworten, so könnte man selbst so Gobineaus Worte halten und verteidigen, in dem Sinne wie etwa Schiller den selben Gedanken ausgesprochen hat:

„Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten! Ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Es wäre nun doch auch mit gar zu ungleichem Maße gemessen, wenn ein Gobineau, der sich privatissime in späteren Jahren immer den Beruhigungsspruch „la bêtise humaine est incommensurable" für die zahllosen sinnreichen Überraschungen des täglichen Lebens bereit hielt, nicht das Recht haben sollte, ein einzelnes Mal auch coram publico in der Weise der „Zahmen Xenien" der Sippe, die für gewöhnlich ihm und seinesgleichen das Dasein erschwert und auf dem Markte des Lebens das große Wort führt, mit aller Deutlichkeit herauszusagen, wie er über sie denke. Haben doch sogar die Narren in jedem Jahre einmal ihren Tag; sollten ihn da nicht am Ende auch die Weisen einmal haben?

Das wäre, wie gesagt, eine Beweisführung, gegen die sich nichts einwenden ließe. Mehr noch im Geiste des Werkes aber erschiene es, vor allem zu bedenken, daß jene Worte dem in mancher Beziehung paradoxesten der drei Freunde in einem Augenblicke des Übermuts und vor begeisterungstrunkenen Kameraden in den Mund gelegt werden. In solcher humoristisch-geistvollen Abschwächung müssen sie das allenfalls Bedenkliche oder Gehässige ihres Inhalts verlieren und durchaus als das erscheinen, als was sie gedacht sind: nämlich zwar als ein toller Einfall, der aber doch zugleich eine tiefe Wahrheit birgt.

Es ist nicht der kleinste Reiz der Plejaden, und vor allen

anderen charakteristisch für sie, dieses Stimmungs-Halbdunkel, diese eigentümliche Mischung, von der wir soeben ein Beispiel gaben, überhaupt die Heranziehung und virtuose Benutzung der gesamten seelischen Tonskala. Hier findet sich alles, tiefeindringende Lebensweisheit und launige Lebensbetrachtung, schalkhafter Humor und beißende Satire, Menschenverachtung und Menschenliebe, Kothurnschritt und Plauderton. Ein kleines Endchen Gobineauschen Doktrinarismus, aber mit so viel Gobineauscher Poesie und Phantasie verbrämt, daß schließlich doch wohl niemand daran Ärgernis nehmen dürfte. Die Erfindung, wie immer bei Gobineau, unerschöpflich, worüber er dann allerdings keine Zeit behält, sich mit Form und Anordnung viel abzugeben. So war es ein leichtes, ihm Uneinheitlichkeit der Handlung nachzuweisen: in der Tat zerbröckelt diese immer mehr in Einzeldarstellungen, ein Paar nach dem anderen wird abgetan, die einzelnen Stücke der Erzählung nach rein äußerlichen Gelegenheitsanknüpfungen, wie die Steine im Dominospiel, aneinandergesetzt. Und dennoch spielt sich das Ganze fließend ab, und über Risse und Sprünge hinweg, durch Episoden hindurch — die große von dem spanischen Ritter Toggenburg, Don Pedro de Luna, p. 241—254, verdient wohl eine besondere Erwähnung — wird seine innere Einheit durch seinen stilistischen Charakter aufrechterhalten.

Fast über kein anderes Werk Gobineaus besitzen wir eine gleiche Fülle bedeutender Urteile wie über die Pléjades. Es ist bezeichnend, daß von den zeitgenössischen Besprechungen, die er selbst aufgesammelt hat, etwa die Hälfte diesem Buche gelten. Es hat offenbar ganz unverhältnismäßig großen Eindruck in der französischen Welt gemacht, ganz anders z. B. als die Renaissance[1]. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß

[1] Zum ersten Male hat sich bei dieser Gelegenheit auch Jules Barbey d'Aurevilly mit Gobineau befaßt. Dieser hervorragende Kritiker und Romanschriftsteller (1808—1889) ist lange Zeit in Frank-

in vielen Beurteilungen, bei allen Ausstellungen, die wir, soweit sie berechtigt und wesentlich erschienen, im vorstehenden berücksichtigt haben, sich ein wirkliches, zum Teil feines und selbst tiefer eindringendes Verständnis kundgibt. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß im großen und ganzen den Plejaden doch reichliches Lob, ja begeisterte Bewunderung zuteil geworden ist, und daß die maßgebenden Beurteiler der Franzosen, mehr freilich noch der Ausländer, in allen Hauptpunkten, vornehmlich aber in dem übereinstimmten: daß der Verfasser, nicht seine Helden, das Hauptverdienst an Erfolg und Wirkung habe, daß dieser, als Geist und Charakter, hier sein Bestes gegeben habe und daß die Plejaden nicht nur als Roman, dank der hohen Kunst der Seelenergründung und -schilderung, sondern auch als kulturphilosophische Leistung, dank den spekulativen Betrachtungen der verschiedensten Art, mit denen sie

---

reich wenig beachtet worden, hat aber neuerdings eine umso gründlichere Neugeburt erlebt: im Laufe der zwei Jahrzehnte seit seinem Tode sind nicht weniger als ein halbes Dutzend Werke über ihn erschienen, von denen wir hier nur auf das vortreffliche Buch von Ernest Seillière: „Barbey d'Aurevilly. Ses idées et son œuvre. Paris 1910“ aufmerksam machen wollen. Auch seine geistvollen Besprechungen sind in einer langen Reihe von über zwanzig Bänden: „les Œuvres et les Hommes“ neu gedruckt worden. Bei Lebzeiten vermochte er als Kritiker gegen seinen älteren und glücklicheren Nebenbuhler Sainte-Beuve nicht aufzukommen — ein Los, das sich zum Teil freilich auch aus der Eigenart seiner Schriften, einem stellenweise wildparadoxen Klopffechtertum, das ihn besonders an herrschenden Größen und geschlossenen Mächten wie Akademieen ꝛc. sich reiben ließ, erklärt. Sein Aufsatz über die Plejaden erschien zuerst im „Constitutionnel“ vom 18. Mai 1874, dann wieder in der Sammlung: „Voyageurs et Romanciers“, 2me Edition. Paris 1908 p. 251 sqq. Weit bedeutsamer sollte später seine Besprechung der Renaissance werden. Persönliche Berührungen zwischen den beiden Männern dürften in den letzten Jahren ebenfalls stattgefunden haben, ich finde solche in Aufsätzen über Barbey erwähnt, vermag aber nichts Näheres darüber beizubringen.

durchsetzt sind, einen ungewöhnlich hohen Rang beanspruchen dürfen.

Eine Erscheinung ist bei der Kritik der Plejaden, namentlich der französischen, in einem Grade und Umfange hervorgetreten, daß wir sie unmöglich übergehen dürfen: das Haschen nach Vergleichen. Insbesondere hat kaum je ein Franzose das Wort Les Pléjades in den Mund genommen, ohne im selben Atem das andere „La Chartreuse de Parme" auszusprechen, um auf die angebliche enge Verwandtschaft des Gobineauschen Romanes mit dem Stendhals (die sich einzelnen dann unwillkürlich zu einer mehr oder minder großen Abhängigkeit des ersteren von dem letzteren gestaltete) hinzuweisen.

Mit dem besten Willen, den zum Teil wertvollen Geistern, die sich diese Gedankengänge zu eigen gemacht haben, hierin zu folgen, wird man doch nicht anders können, als in diesem hundertfältigen Hereinziehen, um nicht zu sagen Hereinzerren Beyle-Stendhals einen jener Ansteckungsprozesse zu sehen, wie sie die Literaturgeschichte mehrfach aufweist. Worauf dieser im vorliegenden Falle zurückzuführen, ist nur allzu klar: Gobineau hat seiner uns schon von früher her bekannten Hochschätzung Beyles im Eingang seines Romanes (p. 3) durch eine übrigens ziemlich an den Haaren herbeigezogene Hindeutung auf dessen Chartreuse erneuten Ausdruck gegeben und jenem durch die Erwähnung seiner Hauptheldin, der Herzogin Sanseverina (p. 16), eine weitere Huldigung dargebracht. Wenn er selbst hiermit wirklich auf Anregungen, auf Ähnlichkeiten hat anspielen wollen, so bleibt es uns angesichts dessen, was die Gesamtheit der französischen Kritik allgemach[1] von „unbestreitbarem und reinstem Beylismus" in sein Werk hineingetragen hat, nicht erspart, den Bereich der wirklichen derartigen

[1] So Paul Souday im Temps, 24 septembre 1913, in einer sonst lesenswerten Aufsatzreihe über Gobineau.

Möglichkeiten durch eine kurze Vergleichung der beiden Romane abgrenzend festzustellen.

Die Chartreuse de Parme ist zweifellos ein bedeutendes Werk. Der Gegensatz zweier Welten, der der Revolution und der der Reaktion, verkörpert in dem Frankreich und Österreich des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts, liefert die geistige Atmosphäre, ein kleiner Hof (der von Parma) den Hauptschauplatz. Die Psychologie, der dies beides zur Unterlage dient, ist scharf, fein, mitunter erbarmungslos, wenn auch nicht immer lückenlos klar. Das Treiben der Höflings- und Diplomatenwelt weckt auch hier die rücksichtslose Wahrheitsliebe und reichliche, manchmal freilich etwas wohlfeile Ironie des Dichters, der übrigens auch einen gewissen aristokratischen Zug verrät und mit seinen Landsleuten gelegentlich nicht mehr Federlesens macht als Gobineau.

Künstlerisch ist Stendhal nicht eben der sorgsamste. Die Anordnung ist mangelhaft, Verstöße an Wiederholungen ꝛc. nicht selten. Die Erzählung trägt einen vielfach zerhackten, sprunghaften, rhapsodischen Charakter. Auch an Wunderlichkeiten fehlt es nicht. Namentlich gegen Schluß watet man förmlich durch Unwahrscheinlichkeiten, freilich auf italienischem Boden, wo sie, mindestens als Möglichkeiten, immmerhin werden gelten gelassen werden müssen, wie Stendhal selbst in seiner Vorrede vorbeugend bemerkt.

Gobineau hat es einmal der Chartreuse nachgerühmt, daß sie eine ganze Epoche gespiegelt habe. Gewiß, nur in starker Einseitigkeit, fast ausschließlich nach der einen Seite der „Liebe". Der Held, Fabrice del Dongo, ist „amoureux de l'amour" (p. 209): aber er steigert damit nur einen im übrigen ziemlich allgemeinen Zustand, in dem männlicher- wie weiblicherseits alles gipfelt. Das Problem der Liebe liegt in dem Italien Beyles verhältnismäßig einfach, indem da eine schöne Frau sehen und ihrer begehren ziemlich zusammenfällt (der

Held leistet Erkleckliches in dieser Beziehung), und auch die schönen Frauen, selbst die besseren, über das Begehren hinaus nur das Ränkeschmieden kennen, das Ewigweibliche aber (wie in Clelia Conti) nur vereinzelt schüchtern und südlich abgetönt sich hervorwagt. Man begreift, wie da das Liebesspiel durchschnittlich ausfallen mußte, in einer Umwelt, die im übrigen nichts bot, nichts enthielt, was sie über die Kleinheit einer abgelebten nur noch zum frivolsten Genußleben ausreichenden Despotenwirtschaft hätte erheben können.

Wie sehr war Gobineau da schon allein nach Zeit, Ort und Menschen vor seinem Vorgänger im Vorteil! Denn zu den gähnenden Nichtigkeiten des damaligen italienischen Lebens, auf die Stendhal sich beschränkt sah, ist doch so leicht keine andere der großen Gesellschaftsgruppen wieder herabgesunken, ganz abgesehen davon, daß Gobineau dadurch, daß er vergleichende Psychologie der Liebe treibt, sich von Hause aus einen unvergleichlich viel weiteren geistigen Horizont und einen entsprechenden sittlichen Höherstand geschaffen hatte. Nun verkündet man zwar heute immer wieder die Kunst um der Kunst willen, und die es tun, mögen, wenn sie das Buch Stendhals und darauf das Gobineaus zuschlagen, vielleicht gar keinen spezifisch verschiedenen Endeseindruck davontragen. Wer aber an eine höhere Bestimmung der Kunst, als entsprechend der höheren Bestimmung des Menschen überhaupt, glaubt, der wird Gobineaus Werke in dem Maße den Vorzug geben, als seine erwählten Helden, gegen die Beyles gehalten, größeren Dingen nachgehen, als sie an dem „besseren Bewußtsein" des Menschen, an seinem Ewigkeitswerte vermehrten Anteil haben. Dabei bleibe die Frage ganz außer acht, wessen Psychologie, namentlich in Bezug auf die Begründung und das aus ihr Hervorgehenlassen der Ereignisse, die wahrere und gesundere ist. Es liegt aber auf der Hand, wie viel Gobineau mit der Vertiefung der Probleme auch nach dieser Seite gewinnen mußte.

Unser Endurteil: die Ähnlichkeiten der beiden Meister sind in der Hauptsache negativer, das, was Gobineau eigenartig unterscheidet, dagegen positiver Art. Ihm war beschieden, was Stendhal versagt war: sich und seine Leser über alles im Stoffe gegebene und durch schärfste Analyse mit mikroskopischer Deutlichkeit zu Tage gelegte Unzulängliche und Herabziehende zur Höhe des eigenen glaubens- und siegessicheren Geistes zu erheben.

Nach dieser letzteren, der Seite der dichterischen Persönlichkeit, erschiene eine andere Vergleichung berechtigter, die ebenfalls mehrfach, vor allem von Gobineau selbst, aber auch von hervorragenden unter seinen Freunden, für die Plejaden angestellt worden ist: die mit Goethes Wilhelm Meister. Es sind in der Tat zwei soziale Romane, deren Gestalten aber nicht nur Typen nach dieser Seite — mehrere sogar Allgemein- und Einzelbildnisse zugleich! —, sondern auch Gefäße für die Weltanschauung der beiderseitigen Dichter sind, womit für einzelne ein gewisser Mangel an Plastizität zusammenfällt. Gemeinsam ferner das in hohem Maße Selbsterlebte, das aus der überlegenen Weltweisheit spricht, das fast durchgängige Vermeiden tragischer Ausgänge, endlich selbst eine scheinbare Äußerlichkeit wie das hinreißend flotte und temperamentvolle Lossegeln im Anfang, und als Rückschlag ein unvermeidliches Stocken der Steigerung, ja ein gewisses Aufsitzen im Verlauf. Starke Einflüsse Goethes wird man in jedem Falle annehmen müssen, wenn auch eigentliche Parallelen immer so mißlich bleiben, wie sie beliebt sind[1].

[1] Sorel, der natürlich die Chartreuse de Parme und den Wilhelm Meister ebenfalls heranzieht, nennt in seiner im Moniteur erschienenen Besprechung als dritten, der nach seiner Auffassung als Anreger für die Plejaden noch in Betracht kommen könne, Marivaux mit seiner „Vie de Marianne“; und zwar denkt er sich Gobineau „également épris de Wilhelm Meister pour la conception d'ensemble, de la Char-

Der große und unbestrittene Erfolg der Plejaden kam ihrem Schöpfer, der nicht wenig stolz auf sie war, vornehmlich durch die Tatsache, daß, und die Art und Weise, wie seine Freunde sich zu Dolmetschern des allgemeinen Eindrucks machten, zum Bewußtsein. Prokesch schrieb ihm schon, nachdem er die erste Hälfte des Buches gelesen, es sei „plein de verve et du noble élan qui vous est propre, d'une noblesse parfaite de langage et de pensée, de tournures heureuses, de sentiments purs et d'une éternelle vérité." Dom Pedro glaubte Gobineau selbst reden zu hören und träumte sich sehnsuchtsvoll in die alten Zeiten zurück. Lord Lytton schrieb eine eingehende Würdigung für die Fortnightly Review und gab brieflich immer von neuem seiner Begeisterung Ausdruck, ähnlich Sorel[1], dessen Äußerung: er finde Gobineau in keinem anderen seiner Werke so wieder, und jeder, der dieses gelesen, müsse ihn lieben, ihn besonders gefreut haben mag. Die Fürstin Wittgenstein fand das Wertvollste an den Plejaden das, daß ein wirklicher Edelmann sie geschrieben; sie betonte außerdem, ähnlich wie wir im vorstehenden gegenüber Stendhal, auch gegenüber Balzac, daß Gobineau Edles, Positives, jener mehr Gemeines, Niederes künstlerisch analysiere.

Die Neueren sind im wesentlichen in der gleichen Tonart verblieben. Sollen wir zum Belege dafür ein deutsches Urteil für viele anführen, so wäre das kürzest zusammenfassende viel-

---

treuse de Parme pour l'analyse des caractères, de Marianne pour le style coulant, abondant et limpide, mais se figurant un Goethe moins symbolique, un Stendhal plus ému, un Marivaux plus coloré." Ich gestehe, nach meinem Eindrucke von dem letzteren Werke mit dieser Bemerkung nichts anfangen zu können. Noch weniger vermag ich die geringste Spur aufzuweisen, die darauf hindeutete, daß jenes im Leben und Geistesgange Gobineaus irgend eine Rolle gespielt hätte.

[1] Wir bringen die Besprechungen beider an anderer Stelle zum Abdruck.

leicht das von Rudolf Schlösser, der die Plejaden „eine merkwürdige Mischung von künstlerischer Gestaltungskraft und tiefer Weisheit, sicherster Beobachtung und kühnster Phantasie" nennt, „an dichterischem Wert den Asiatischen Novellen und den Reiseerinnerungen gleich, an Tiefe des Gedankengehaltes sie bedeutend übertreffend".

Nichts natürlicher, als daß Gobineau nach dem lebhaften und erfreulichen Widerhall der Plejaden eine Zeitlang daran dachte, in der gleichen Richtung des Zeitromanes, des Kampfes gegen die Moderne, fortzufahren. Und zwar wäre die Tendenz, aus deren Hohlheit und Öde sich zur Welt einsamer Wahrhaftigkeit kraftvoll hinüberzuretten, in den nachfolgenden Werken vermutlich noch schärfer, rücksichtsloser durchgeführt worden. Darauf deuten die Bemerkungen gegen Prokesch von den „soufflets qui de livre en livre finiront par être donnés avec des griffes de fer" (20 juin 1874), an Caroline: „Mon prochain roman *les Voiles noirs* sera encore plus quintessencié dans cet ordre d'idées" (das heißt: den „natures prises dans des milieux un peu détachés de la vie ordinaire" zugewandt), und abermals an Prokesch: „Maintenant je vais commencer mon nouveau roman des *Voiles noirs* qui sera d'un octave plus haut que les Plejades." (20 décembre 1874.) Einige Wochen darauf brachte ihm auch ein Brief Prokeschs eine Ermutigung auf der neuen Bahn in den Worten: „Je vous vois avec plaisir occupé de ce que vous appelez vos romans. Vous jouirez en les produisant et une partie de ceux qui vous lisent, jouiront à leur tour. Vous ne changerez pas les mœurs, vous n'arrêterez pas le courant qui entraîne le monde vers les marais, mais vous aurez fait votre devoir et marqué votre place dans le siècle. Ceux qui échangent des phrases à Versailles, ne pourront pas dire autant."

Trotzdem stand er sehr bald von seinem neuen Vorhaben

wieder ab; die Fehde mit seiner Zeit hat er später in anderer Form im Amadis weitergeführt, und an die Stelle der Voiles noirs traten zunächst die Asiatischen Novellen und die Renaissance. Doch hat er auch Jahre später an den „Schwarzen Schleiern" noch wieder gearbeitet, wie ganz unzweifelhaft aus einem Briefe an den Grafen Eulenburg (aus Rom, 18. Dezember 1877) sich ergibt, wo er sie „ein Seitenstück zu den Plejaden, nur düsterer gehalten" nennt, und hinzufügt: „er fürchte sogar, daß sie zu düster ausfallen möchten." Leider ist die Handschrift völlig verloren und verschollen: im Nachlaß hat sich nur eine graue Mappe mit der Aufschrift, ohne eine Zeile Inhalts, von dem Werke vorgefunden.

Das nächste nach den Plejaden der Öffentlichkeit übergebene waren, wie soeben bemerkt, die „Asiatischen Novellen". Sie waren sozusagen mit dem Augenblick der Ankunft in Stockholm begonnen, die „Danseuse de Shamakha" dann sogleich im Juni ausgeführt worden. In den nächsten Monaten folgten der „Illustre magicien" und die „Histoire de Gamber-Ali", im September die „Amants de Kandahar". Dann ruhte die Arbeit längere Zeit, im November 1873 werden „Guerre des Turcomans" und „Vie de voyage" als noch zu schreibend bezeichnet. Wann dies dann geschehen ist, wissen wir nicht genauer. Erschienen ist die Sammlung 1876 [1].

[1] „Comte de Gobineau. Nouvelles Asiatiques." Paris, Didier et Cie. 1876. Neue Ausgabe, mit Vorrede von Tancrède de Visan, erst 1913, ebenda. Deutsch, vom Verfasser dieser Biographie, in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3103/4. (Auf Wunsch des Verlegers mit Ausschluß der Tänzerin von Schemacha und des Reiselebens.) Die Tänzerin von Schemacha dann einzeln von Rudolf Schlösser, ebenda Nr. 4551. Turkmenenkrieg und Gamber Ali einzeln von B. Jolles im Inselverlag zu Leipzig. Gamber Ali russisch in einer Rigaer Zeitung (Rischskij Wjestnik) vom Jahre 1894. Schulausgaben

Die Asiatischen Novellen bedeuten Gobineaus eigentlichen und letzten Abschied von Asien. Die Regungen, welche Caroline beim Lesen empfand, der sie alte glückliche Zeiten ins Gedächtnis zurückzauberten, müssen in verstärktem Maße den Dichter bei der Abfassung bewegt haben. So unauslöschlich hatte sich ihm damals das asiatische Leben eingeprägt, so ganz ihm Geist und Herz eingenommen, daß er noch die späte Erinnerung daran, zu einer Zeit, da er ganz Künstler geworden, ebenfalls zum Kunstwerk zu gestalten sich gedrängt fühlte. Hierhinein, in das Auffrischen persönlichsten Erlebens zum Nutz und Frommen einer Allgemeinheit, möchte man Sinn und Wesen, und vor allem den Entstehungsgrund der Novellen ungleich mehr verlegen als in die Absichten verschiedener Art, die Gobineau brieflich, und noch mehr in der Vorrede zu dem Buche, ihnen untergelegt hat. Darnach wollte er den „Moralisten" beweisen, daß die Menschen nicht überall die gleichen seien, an einer Anzahl Varietäten asiatischen Geistes dessen himmelweite Verschiedenheit von dem unsrigen belegen und insbesondere auch dartun, wie Gut und Böse im Charakter verfallener Völker sich darstellen.

Diese mehr theoretische, ethnologisch-geschichtsphilosophische Seite findet sich namentlich in der erwähnten Vorrede mit fast irreführender Enge betont. Gewiß, dies ist die eine Seite; und diese theoretischen Erwägungen haben, wenn auch bei der Arbeit unbewußt, und erst im Augenblicke der Veröffentlichung bewußt zusammengefaßt, derart mitgespielt, daß wir geradezu sagen können: die Asiatischen Novellen bilden mit den beiden früheren Werken über Neupersien eine unlösliche Dreiheit. Sie ergänzen und, wenn man so will, berichtigen jene in mehrfacher Beziehung. Gobineau mochte wohl

der Amants de Kandahar und der Guerre des Turcomans, von M. F. Mann, in „Diesterwegs neusprachlichen Reformausgaben" Nr. 1 und 4, Frankfurt a. M. 1908.

die Empfindung haben, daß er dort noch nicht alles gesagt habe, daß die Perser mindestens insofern in zu günstigem Lichte erscheinen könnten, als ihre stärkste Seite, die religiöse, vor allem betont, überhaupt vorwiegend die höheren Quellen und Äußerungen persischen Lebens zur Geltung gekommen wären. Diese fehlen nun zwar auch in den Novellen nicht ganz: im Großen Zauberer hat Gobineau noch einmal von jener schwärmerischen Hingabe an die Geheimnisse des Seins, die dem Perser so leicht zur anderen Natur wird, ein tief ergreifendes Gemälde entworfen. Aber die anderen, mindestens ebenso wesenhaften Seiten des neueren Persertums treten doch stärker hervor, die entsetzliche Verlotterung dieser Gesellschaft, die gänzliche Zerrüttung ihres Staats- und Verwaltungslebens, ihre sittliche Fäulnis an Haupt und Gliedern[1].

Da aber Gobineau offenbar von den Stätten, wo er trotz allem so gerne geweilt, denen er so vieles verdankte, nicht mit einem grellen Mißklange scheiden mochte, so griff er zu dem alten Lieblingsmittel Voltaires, ernste Dinge scherzhaft, wenn auch mit scheinbar ernstem Gesicht, zu behandeln und die heillosen Schäden, indem sie als ganz natürlich und in

[1] In dieser Richtung der laxen Moral der Perser bewegt sich vornehmlich auch das von Gobineau in seiner Einleitung zu den Asiatischen Novellen mit Recht und in so beredten Worten gepriesene Buch von James Morier, „The adventures of Hajji Baba of Ispahan." 3 voll. London 1824. Da es in gewissen Grenzen als ein Vorbild, jedenfalls aber als ein Vorläufer der Asiatischen Novellen angesprochen werden darf, so hat es, ganz abgesehen von seinem eigenen Werte, für den Kenner Gobineaus noch heute ein unbestreitbares Interesse. Es ist freilich in Deutschland sehr selten (ein Exemplar findet sich in der Göttinger Universitätsbibliothek), und auch auf eine Neuausgabe besteht wohl kaum viel Aussicht, da Hajji Baba, ein Geistesverwandter Gamber Alis, seine Geniestreiche auf ganze drei Bände verteilt, für die nun doch heutzutage die Zeit sich nicht mehr so leicht finden dürfte.

der Ordnung dargestellt werden, doppelt wirksam zu brandmarken. Kein Zetergeschrei, keine Philippika könnte in der Tat dem Untergang einer solchen Welt wehren, während der sieghafte Humor des Gamber-Ali und des Turkmenenkrieges wenigstens zur rechten Zeit noch für ihre Unsterblichkeit gesorgt hat.

Solches aber vermochte nur der Künstler, und damit sind wir bei der zweiten, und unseres Dafürhaltens der Hauptseite, der Asiatischen Novellen angelangt. Stofflich freilich hängen diese, wie wir sahen, aufs engste mit den 3 ans en Asie und den Religions et philosophies zusammen, so eng, daß sich eine ganze Anzahl Züge daraus in jenen Werken, wie andere in den Briefen aus Teheran, mehr oder minder genau übereinstimmend nachweisen lassen. Aber diesmal ging es Gobineau doch um ganz andere Dinge, um ein wirkliches und lebendiges Erstehenlassen jener fernen Welt auf noch dazu erweitertem Schauplatze — die Tänzerin von Schemacha greift nach Westen, die Liebenden von Kandahar nach Osten über —, um Seelenbilder und -vorgänge von so elementarer allgemeinmenschlicher Durchschlagskraft, daß — wenigstens in den tragischen Erzählungen: von den humoristisch-satirischen gilt dies natürlich entsprechend weniger — das volkskundliche Gewand letzten Endes, was er selbst auch sagen möge, doch als ein mehr oder minder Äußerliches, Hinzutretendes erscheint. Unwillkürlich hat er so, indem er auch uns Abendländer mit unserem ganzen Herzen in den Bannkreis seiner Orientalen hineinzieht, den Beweis erbracht, daß, bei aller Verschiedenheit der menschlichen Arten und ihrer Anlagen, die Hauptprobleme ihres seelischen Lebens doch überall die gleichen sind. Und indem er kein Bedenken trug, von diesen die allen vertrautesten, wenn man will abgenutztesten, wie das von der Weibertreue im Großen Zauberer, das von Romeo und Julia in den Liebenden von Kandahar, das von Reineke Fuchs, auf

die Menschenwelt übertragen (richtiger: rückübertragen), im Gamber-Ali, herauszugreifen, hat er zugleich durch das Maß von künstlerischer Wirkung, das er gerade diesen drei Novellen zu verleihen gewußt hat, ein schönes Beispiel dafür geliefert, mit wie großem Recht die Ästhetiker als eigensten Prüfstein des echten Genies nicht das Neuerfinden, sondern das Neubehandeln alter ewigjunger Vorwürfe, das Neuschaffen bekannter Typen außerhalb des Hergebrachten, als freie Spiegelung des eigenen Genius, bezeichnet haben[1].

Eine kurze Betrachtung der einzelnen Stücke der Sammlung wird uns das Gesagte bestätigen und einige weitere Handhaben für deren Verständnis bieten.

Eröffnet wird das Ganze durch die weitaus längste, vom Dichter selbst als zu lang empfundene, kaukasische Erzählung „Die Tänzerin von Schemacha". Sie freilich behandelt ein verhältnismäßig noch junges, oder doch jüngeres Thema: das der Freuden und Leiden, welche die von unseren europäischen Staatsmännern und Fürsten unaufhörlich im Munde geführte Zivilisation über die ungebrochenen Naturstämme fremder Gebiete bringt. Und zwar sind es diesmal die Russen, welche die Völker des Kaukasus mit den inzwischen ja auch uns einmal wieder bekannt gewordenen entsetzlichen Greueln ihrer Eroberung heimsuchen. Ein ganzes Dorf des Lesghi-Stammes ist im Feuer auf-, seine gesamte Bevölkerung im Blute untergegangen. Einzig ein kleines Mädchen, Omm-Dschehann, und ihr Vetter Hassan sind dem allgemeinen Morden und Sengen entronnen. Letzterer wird von den Russen fortgeschleppt und auf einer ihrer Militärschulen ausgebildet. Aus dem wilden Tataren Hassan wird der zivilisierte russische Ingenieuroffizier Assanoff, der aber von der europäischen Bildung, nächst dem

[1] Man vergleiche die vortrefflichen Ausführungen Taines in seiner „Philosophie de l'art", T. II p. 226 ss.

point d'honneur, vor allem die Laster: Ausschweifungen, Trinken, Renommieren, angenommen hat. Dem heimischen Leben ist er völlig untreu geworden, während seine heranwachsende Muhme, erst unter russischem Schutze, dann um des Lebensunterhaltes willen zur Tänzerin geworden, eine echte Lesghi geblieben ist, die keinen Augenblick die Schrecknisse ihrer Jugendtage, die Austilgung ihres Heimatdorfes, die Ermordung der Ihrigen vergessen hat, nur den einen Gedanken der Rache brütet und als letzte, einzige Hoffnung das Wiedersehen mit Hassan festhält, der ihr Gatte werden, sie der Haft der Russen entführen und unter den aufständischen Kaukasusstämmen dem alten Leben zurückgeben soll. Und sie findet ihn, findet einen elenden Mischling von Russen und Tataren, ein verächtliches Halbgebilde, das, einen Augenblick von ihren Schmeichelworten, ihren heimischen Gesängen und Tänzen, von dem ganzen überwältigenden Zauber der Erinnerung berauscht, ihr alles verspricht, um im nächsten, im vertrauteren Rausche der geistigen Getränke, alles zu verleugnen. So wäre ihr Lebenszweck dahin, auch wenn das Schicksal ihr nicht noch ein eigenes Trauerspiel vorbehalten hätte, das gleichfalls in der Berührung mit dem unseligen Europa seine Wurzel hat. An der Ausführung ihres Planes, Hassan zur Desertion zu verleiten, hat sie nicht nur dessen eigenes Versagen, sondern auch ein Freund und Kamerad, ein junger in russische Dienste getretener Spanier, Moreno, gehindert. Die leidenschaftliche Lesghi hat den Dolch auf ihn gezückt, ihn verwundet; Moreno entwaffnet und bewältigt sie. In diesen Augenblicken schauen sie einander tief in die Augen und in die Seelen. Omm-Dschehann findet in Moreno den ganzen Mann, den überlegenen, den edlen Europäer. Der Blitz der Liebe durchzuckt sie. Sie vernimmt, daß Moreno in der Heimat gebunden sei. Sie segnet seine ferne Geliebte und wankt davon. Fortan siecht sie dahin. Nach Jahr und Tag, da sie den Tod herannahen fühlt, läßt sie sich

von einem treuergebenen fürsorglichen Freunde nach Baku führen, um auf Morenos Türschwelle zu sterben. Den herbeieilenden Geliebten umschlingt sie mit letzter Kraft, um in dieser einzigen Umarmung ihm verendend ihr Lebewohl zuzurufen.

So etwa läßt sich das Wesentliche der tragischen Vorgänge zusammenfassen, die freilich nichts weniger als in dramatischer Konzentration, vielmehr durchaus in epischer Breite entwickelt werden. Eine Reihe von Nebenfiguren dienen fast mehr der Ausschmückung der Umwelt als dem Bedürfnis der Handlung, wiewohl man diese im Ganzen als vortrefflich angeordnet und sehr klar und sicher durchgeführt bezeichnen darf. Mancherlei Gespräche, Schilderungen und Betrachtungen sind mit philosophischer Ruhe eingestreut, wie um das Leidenschaftliche, das Gegenstand und Heldin ausstrahlen, zu verteilen und zu mildern. Wenn Gobineau trotzdem selbst hiermit nicht zufrieden war, und insofern die Tänzerin noch mehr ein Suchen des rechten Stiles für diese Novellen bedeutet, so zeigt gleich die nächste ihn nach dieser Seite auf der vollen Höhe.

Der „Große Zauberer" wird wohl mindestens dem deutschen Empfinden immer als die Krone des Ganzen gelten. Das alte hohe Lied von der Frauenliebe wird diesmal auf eine nicht minder alte Märchenweise gesungen: die von einem Zauberer, der das letzte Geheimnis der Dinge auf dem Wege der Alchymie ergründen will. Freilich hat Gobineau das letztere Motiv ganz außerordentlich veredelt und das schlicht Symbolisch-Leibliche der Legenden und Märchen durch Tiefen der Seelenschilderung ersetzt.

Ein junger wohlhabender Perser, Kassem, eine beschauliche Natur von viel Phantasie und Herz, begegnet eines Tages einem Derwisch, der durch sein ernstes Wesen, seine majestätische Haltung, seine gedankenschweren Züge gewaltigen Ein-

druck auf ihn macht und, von ihm zu Gast gebeten, ihm alsbald übermenschliche Proben seiner Herrschaft über sich selbst, über die Materie und über alle Sterblichen gibt. Er ist einst der allmächtige Minister eines indischen Fürsten gewesen und hat als solcher alle Höhen dieser Welt genugsam beschritten, um sie auf ihr ganzes Nichts zu durchschauen. Jetzt durchwandert er als freiwilliger Büßer die Lande, um alle seine Kräfte einer anderen Welt zuzuwenden und sich eine gleiche Herrscherstellung darin zu bereiten.

Am frühen Morgen nach der Nacht, welche Kassem diese sein ganzes inneres Sein umstürzenden Offenbarungen brachte, ist der Derwisch seines Weges weitergezogen. Um Kassems Ruhe aber ist es geschehen. Er hat den Worten des Derwisch als letzte Deutung die gegeben, daß er dessen Weisheit und Forscherdrang die Unsterblichkeit als bewußten, greifbaren, wirklichen Besitz zu verdanken bekommen solle. Mit magnetischen Banden zieht ihn der Derwisch hinter sich her: er muß der Auserkorene sein, der diesem bisher gefehlt hat, der ihm der Helfer werden soll, das große, das letzte Geheimnis zu ergründen, zu erringen. Auch er will sich jetzt von allem losreißen, von Hab und Gut, von allem, was ihm teuer, um dem großen Meister durch die weite Welt zu folgen.

Aber unter dem, was er lassen will, ist eines, das sich nicht läßt wie alles andere: ein liebendes Weib, Amyneh. Das Herz krampft sich ihm zusammen über dem Abschied, denn auch er liebt sie mit seinem ganzen Menschen, und fast hätte ihn diese Liebe wankend machen können. Aber er muß, er hat keine Wahl. Er glaubt es wenigstens. Anfangs wundert er sich selbst, wie leicht, wie schnell er die Trennung verwunden habe über dem Sehnsuchtsdrange nach dem Ewigen. Aber gar bald, wie er so einsam seine Straße zieht, muß er die Qualen dessen kosten, der zwei Seelendinge an verschiedenen Enden mit gleicher Gewalt will. Denn seine Liebe ist

mit nichten erloschen, wie er wähnte, sie wächst und wächst vielmehr zu einer Größe der Sehnsucht, welche die nach der Erkenntnis noch übertrifft und übertäubt. Leise, ganz leise ist erst der Ruf Amyneh! aus einem verborgenen Winkel seines Herzens erklungen, lauter und immer lauter erschallt er, sodaß, als der Verwaiste, in Seelenöde Verschmachtende endlich, endlich nach langem Umherirren den Gesuchten findet, ein Tiefunglücklicher, Zerrissener, Verzagender es ist, der vor den großen Zauberer hintritt. Noch einmal belebt dessen Anblick Kassem wie mit dem Mute der Verzweiflung. Aber der alles Durchschauende, der eben vor dem Ziele steht, erkennt aus untrüglichen Zeichen, daß Kassems Herz nicht ganz und ungeteilt bei dem gemeinsamen Werke sei, wie es doch für dessen Gelingen notwendig wäre. Kassem bekennt ihm seine Liebe zu Amyneh. Der Magier sieht seine Sache verloren, aber es gibt für ihn kein Zurück. Unter den Beschwörungsformeln, die ihm das Tor der Ewigkeit erschließen sollen, stürzt die Grotte, die er zum Schauplatz seiner letzten Tat erkoren, als sein Grab über ihm zusammen, indeß Kassem, von seinem Führer wie in einer Anwandlung von Mitleid an einer sicheren Stätte geborgen, dem Wesen in die Arme sinkt, dessen urgetreuer Brust in dem Augenblicke, da er in die Höhle des Todes schreiten wollte, der Ruf des Lebens: Komm, Kassem, komm! sich entrungen hatte: Amyneh, die bleich und atemlos ihm die Arme entgegenstreckt. „Er schaute sie an; ja, sie war es. Sie hatte es nicht übers Herz bringen können, ihn zu erwarten. Sie war ihm nachgegangen, sie war ihm gefolgt; sie fand ihn wieder, sie behielt ihn."

Keine Nachschilderung erschöpfte wohl je die Seelentiefen dieses Bildes menschlicher Kämpfe und Leiden, wohl eines der schönsten, die je der Kunst eines Dichters geglückt sind. Weniger noch als anderwärts kommen hier die paar Nebenzüge und -figuren in Betracht, der Kampf im Inneren Kassems ist alles.

Es erhellt ohne weiteres, wieviel vom eigenen Schicksal des Dichters, ja von dem tragischen Lose aller großen Seelen und Lichtbringer darein verwoben ist, um wievieles ergreifender er sich dadurch gestaltet, daß der Magier an sich durchaus nicht etwa als der Vertreter irgend eines bösen oder auch nur dämonischen Prinzipes, vielmehr als eine rein ideale Figur, als ein erhabenes Opfer seines Übermenschendranges erscheint und desgleichen Kassem ihm im idealsten Sinne nachstrebt. Aber der Weg zum Übernatürlichen, insofern wir dieses nicht lediglich auf dem Wege metaphysischer Gedankenarbeit, sondern gleichsam leibhaftig hier auf Erden suchen, geht einmal nur durch das Unnatürliche. Der dämonische Drang, wenn auch nach einem Ideale, führt zum Verderben, vor dem nur die Liebe retten kann. Kassem sieht nur seine Erhebung zum Ideale, sein Weib nur seinen leiblichen Untergang vor Augen. Das Leben aber, das Ewignatürliche, verkörpert im Weibe, zugleich der gottgesandten Vertreterin der Liebe, die nimmer aufhört, wird am Ende selbst zum Ideale mit der Kraft der Erlösung. Kassem, bar alles Hoffens, nur noch von einem dunklen Glaubensdrange getrieben, wird gerettet durch das diesen überstrahlende Licht der Liebe.

Etwas herkömmlicher mutet neben dieser außerordentlichen Leistung die dritte der Novellen, „Die Liebenden von Kandahar", an. Das blutjunge blühende Liebespaar, Kinder feindlicher Brüder, dank einer wundersamen Fügung unter den Schutz eines wiederum diesen gemeinsam feindlichen Geschlechtes geführt, durch das Dazwischentreten des Fürsten von Kandahar diesem entrissen, durch das übermächtige Zusammenwirken der Staatsräson, der Geschlechterfehde und des Familienzwistes dem Untergange geweiht, in den sie den heldenhaft sie schirmenden ritterlichen Sproß des gegnerischen Hauses mit hineinziehen: damit hätten wir die Hauptzüge dieser Tragödie, deren besondere Note allerdings — hier dürfte unser Empfinden

vollauf mit dem des Dichters übereinstimmen — stark mit nach der völkerkundlichen Seite liegt. Das Wilde, Grausige, das der afghanische Boden mit sich bringt, hebt sie merklich ab von den persischen Novellen, in denen im ganzen das Milde, ja das Heitere vorwaltet. Die Verbindung von Mut und Kraft in ihrer rücksichtslosesten Form mit echt asiatischer List und Tücke kommt charakteristisch in den Alten zum Ausdruck, während die Jungen mehr die edlen, ritterlichen Seiten des Afghanentums hervorkehren. Motive wie Darstellung sind von schlichter, eindringlicher Art, die Farbengebung frisch, ja glänzend.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Gobineau, wohl mit bewußter Absicht, mit dieser Novelle zugleich ein Belegstück für die alte Spruchweisheit aller Völker vom menschlichen Denken und göttlichen Lenken hat liefern wollen. Denn mit welchen Aussichten tritt der jugendliche Ahmedzyn Mohsen ins Leben? Er will zuerst seinen Vetter Elem töten, dann Abdullah-Khan, das Haupt der feindlichen Muradzyns; dann dem Fürsten seine Dienste anbieten und sein Glück verdanken. Und wie kommt es nun? Aus Elems, des von der Schwester Geretteten, Hause wird ihm Dschemyleh, sein Lebensstern, der er sich bis in den Tod vereinigt. Abdullahs Sohn rettet ihm das Leben, Abdullah selbst gewährt den Liebenden Schutz und Schirm, denen dagegen der Fürst — als ahnungsloser diabolus ex machina, wenn auch das Wirksamwerden seines Dazwischentretens, die Vorbereitung des tragischen Endes durch dasselbe, wieder ganz aus dem Inneren Abdullahs hergeleitet wird — das Verderben bereitet.

Die „Geschichte Gamber-Alis" ist, im Gewande einer von einem Astrologen erzählten „wahren Geschichte", vor allem eine Satire auf das Treiben der großen Welt. Sie zeigt, aus welchem Holze (natürlich nur in Persien!) die Männer

geschnitzt sind, die dort den Vogel abschießen. Wie sein großer Ahn aus der Tierfabel, hält auch dieser Musterknabe von den zehn Geboten sich mit Vorliebe an das elfte, sich nicht erwischen zu lassen, erklimmt auch er mit all seinen Listen und Schandtaten nicht unangefochten die Höhe, nein, er steht einmal sogar am Rande des Unterganges, um gerade von da sich wieder zuhöchst zu erheben. Und wie dort das Schlußwort vom Siege der Tugend und Weisheit ertönt, so wird auch hier als Moral der Geschichte verkündet, daß „das wahre Verdienst am Ende immer seine Belohnung erhält."

Die erste Hälfte dieser Erzählung, die köstliche Schilderung von Gamber-Alis Elternpaar, dem verkannten Genie Mirza-Hassan-Khan und dem Hausdrachen Bibi-Dschanem, und von Gamber-Alis ersten moralischen Bocksprüngen, auch die Verspottung des Hoflebens, sind von unerreichter Komik. Der zweite Teil bleibt nicht ganz auf der Höhe. Gamber-Alis Zufluchtsaufenthalt in der Moschee und Rettungsabenteuer (beiläufig bemerkt, aus 3 ans Nouv. Édit. p. 412—415 stammend) sind etwas breit ausgesponnen, was aber dem Behagen des Dichters an seiner eigenen Schöpfung wohl zugute gehalten werden darf.

Ähnliches gilt von gewissen Teilen der „Guerre des Turcomans", eines scherzhaften Heldengedichts auf die Taten und Leiden der im Frieden tagediebelnden, als Dulder in den Krieg geschleppten Stiefsöhne des Mars, genannt persische Soldaten. Bei manchen Schilderungen, wie der des Lebens auf Wache, vor allem aber der europäischen Lehrmeister in asiatischer Beleuchtung, muß jedem, der in einer europäischen, vollends der preußischen Armee gedient hat, das Herz im Leibe lachen. Natürlich darf in einem solchen Kulturbilde auch das weibliche Element nicht fehlen, vertreten allerdings nur durch die einzige Leïla, dafür aber auch ein ebenso einziges Kapitalfrauenzimmer, die es fertig bringt, was so leicht keine

zweite: eine gewisse Form der Vielmännerei auch dem Prüdesten als salonfähig erscheinen zu lassen. Wenigstens möchte man den sehen, der gegen die überzeugende Kraft ihrer Rede noch etwas einwenden könnte, mit der sie dem Helden der Geschichte, dem von ihr abgedankten armen Schlucker Ghulam-Hussein, einleuchtend macht, daß, da man aus ihren vier Vettern nun einmal nicht einen einzigen Mann machen könne, den sie dann leidenschaftlich und für immer lieben würde, ihr gar nichts anderes übrig geblieben sei, als sie alle vier zugleich zu lieben und nacheinander zu heiraten, wobei der letzte glückliche Besitzer natürlich der mit Glücksgütern vom Schicksal Bestbedachte bleibt. Und so fügt sich denn auch Ghulam-Hussein in die ihm zugefallene Rolle als Exehemann mit der gleichen Geduld und Ergebung wie er alle anderen Schäden und Mangelhaftigkeiten des Welttreibens hinnimmt, die ihm immer nur wieder den Ausruf entlocken: die weise Weltleitung müsse wohl wissen, warum ihr dies so als das Beste erscheine — Ausrufe, die, ihrer satirischen Verkappung entkleidet, in jedes Pessimistenbrevier hineinpassen würden.

Die Geschichte Gamber-Alis und der Turkmenenkrieg gehören eng zusammen. Sich ergänzend, entrollen sie mit beißendem Spott ein Bild der Fäulnis in der persischen Zivil- und Militärverwaltung, mit urwüchsigem Humor ein solches des persischen Volkscharakters. Gobineaus komische Kunst steht wohl hier auf der Höhe, und nicht minder die Objektivität seines Genies, die Art, wie er sich in diese großen Kinder, diese der unbedingten Tyrannei der ersten Regung unterliegenden Stimmungsmenschen zu versetzen gewußt hat. Und was soll man gar von der Meisterschaft im Lügen durch einen fremden Mund bei einem Manne sagen, der selbst nie eine Lüge über die Lippen brachte?

Einer der Triumphe solcher künstlerischer Objektivität ist es von je gewesen, wenn wir Taugenichtse liebgewinnen. Auch

für Gobineau mußte ein solcher Vorwurf um so verlockender sein, als unter den Asiaten keine so schroffen Grenzen wie bei uns zwischen den offenen und geheimen Spitzbuben gezogen sind. Die asiatischen sind bevorrechtetere, weniger verlarvte, vollkommen unbefangene und naive Spitzbuben. Die schillernde Pracht der Verführungsrede, die tausendfältigen Kunststücke der Nasführung, die vollendete Grazie, mit der das Dein zum Mein gemacht wird, das alles strahlt in buntem Wirklichkeitsbilde aus dem Spiegel Gobineauschen Humors zurück. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß, während er diese liebenswürdigen Spitzbuben und scharmanten Schwerenöter schuf, ein Übermut ihn geplagt haben muß, wie in seinem ganzen schriftstellerischen Dasein nicht wieder. Und doch zuckt er nicht mit einer Wimper, um irgend eine Regung der Art zu verraten, sein Gesicht bleibt immer ernst, gewissenhaft, pedantisch ernst, als wolle er zu seinen Lesern sagen: das Lachen könnt ihr für mich mitbesorgen.

Die Schlußnovelle „La vie de voyage“ ist ein wenig Aschenbrödel, vielleicht dem Verleger zu verdanken, der sechs Stücke wünschte, wie umgekehrt ein Machtspruch des deutschen Verlegers sie — wohl für immer — von der Verdeutschung ausgeschlossen hat. Dies alles begreift sich aus dem Charakter des Werkchens, das eigentlich nur eine Halbnovelle, ja fast etwas von einem „Potpourri“ genannt werden kann. Eine Reihe von Reisebildern und -betrachtungen, ohne eigentliche Handlung; wenigstens ist, was der Art als äußerer Rahmen dient, dermaßen landläufig gehalten, daß es kaum ernstlich mitrechnet. Dagegen bietet Gobineau in dem Volksmäßig-philosophischen, Rassenpsychologischen und Geographischen vielfach von seinem Eigensten. Das Meisterstück, der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Erzählung, aber ist die große Schilderung der Karawane, dieser „Stadt in Bewegung“, welche denn unter anderem auch in den Lebensberichten einiger merk-

würdiger Gestalten des Karawanenlagers eine Reihe kleiner Unter- oder Zwischennovellen in sich begreift, sodaß das Ganze diese Betitelung bis zu einem gewissen Grade doch immerhin rechtfertigt.

Von den Asiatischen Novellen im allgemeinen wäre noch zu sagen — und ist von den verschiedensten Seiten gesagt worden —, daß Gobineau seine Absicht, Muster der volksmäßigen Novelle — wie sie etwa Mérimée für Spanien und Korsika geliefert hatte — für die Gebiete Westasiens aufzustellen, glänzend erreicht hat; daß sie dem Gelehrten wie dem Gebildeten gleich vieles bieten, ersterem durch die reichen Schätze von völkerkundlicher Belehrung, die sie enthalten, letzterem dadurch, daß in ihnen eine Fülle von Gestalten, aus dem Herzen Asiens herausgegriffen, derart leibhaftig in unsere Welt hineingestellt worden ist, daß sie seitdem gleichsam unter uns wandeln und leben. Die Lebendigkeit der Darstellung, die Anschaulichkeit der Schilderungen, besonders auch der Naturschilderungen, ist dabei eine kaum zu überbietende. Auch kompositorisch genügen wenigstens die tragischen Novellen hohen Anforderungen, während die komischen nach dieser Seite wieder genügsamer, mehr sorglos und zwanglos aneinandergefügt sind.

Das literarische Schicksal der Asiatischen Novellen war wunderlich genug. Es muß einmal festgestellt werden, daß sich die Franzosen selbst dieses ihrer Eigenart doch verhältnismäßig sehr naheliegende Werk jahrzehntelang fast ganz haben entgehen lassen. Die Revue des Deux Mondes, bei der sich Sorel und Delaroche-Vernet für Gobineau um die Aufnahme bemühten, hat diese Kleinode abgelehnt. Von keiner irgendwie bedeutenderen oder gar maßgebenden öffentlichen Beurteilung haben wir aus dieser älteren Zeit Kunde. Erst als spätes Echo der deutschen Begeisterung wurde siebenunddreißig Jahre nach dem ersten Erscheinen ein Neudruck

möglich, der dann freilich ſtarken Erfolg hatte, in kaum einem Jahre vergriffen war und in allen Tonarten gefeiert wurde.

In Deutſchland ſind dieſe kleinen Kunſtwerke vom erſten Augenblicke an mit einmütiger Freude aufgenommen und ebenſo geliebt wie bewundert worden. Wagner gab gewiſſermaßen das Zeichen, als er ausrief, er verſchlinge ſie nur darum nicht, weil er ſie koſten wolle, und ſeine Gattin, als ſie ihnen treffend die Anmut und den Humor von Tauſendundeiner Nacht nachrühmte. Ein untrüglicher Inſtinkt empfand und bezeichnete ſeitdem die Novellen als klaſſiſch und ließ ſie ſchnell volkstümlich werden, ſoweit man irgend auf eine Geſtalt wie Gobineau dieſes Wort anwenden darf. Es leidet auch keinen Zweifel, daß das in alle Zukunft ſo bleiben und eher noch zunehmen wird[1].

Seiner Gewohnheit entſprechend, immer mehrere Arbeiten zugleich, oder doch abwechſelnd, vorzunehmen, ſehen wir Gobineau auch zwiſchen die Aſiatiſchen Novellen ſchon die Anfänge ſeiner „Renaiſſance" einſchieben. Er hatte, wie faſt immer, wenn er an ein neues Werk ging, auch dieſen Plan ſchon längere Zeit mit ſich herumgetragen, 1872 ſich ernſtlich dafür entſchieden, dann aber unter der Einwirkung tiefer ſeeliſcher Niedergedrücktheit ihn wieder fallen laſſen. 1873 gelang es der Gräfin La Tour, ihn zur Wiederaufnahme zu beſtimmen, und ſchon im Laufe dieſes Jahres kam er ſo glücklich damit in Zug, daß das Werk bereits mit Ende des nächſten vollſtändig abgeſchloſſen vorlag[2].

[1] Hier ſei auch erwähnt, daß die Liebenden von Kandahar bereits als Oper über die deutſche Bühne gegangen ſind, während auf den Großen Zauberer zwei hervorragende zeitgenöſſiſche Muſiker im Sinne muſikdramatiſcher Behandlung ein Auge geworfen haben.

[2] Die erſte Ausgabe der Renaiſſance erſchien in Paris bei Plon 1877: „La Renaissance. Savonarole. César Borgia. Jules II. Léon X. Michelange. Scènes historiques par le comte de Gobineau", dann mehrfach neu aufgelegt. Deutſch zuerſt von L. Schemann in den

Seit wir, zu den brieflichen Äußerungen gegen Schwester und Freunde, jetzt auch die gegen die Gräfin La Tour getanen[1] kennen, sind uns wertvolle Einblicke in die Entstehung der Renaissance vergönnt, um so wertvoller, als sie zugleich bedeutsame Aufschlüsse über Gobineaus eigene Auffassung seines Werkes enthalten.

Die erste öffentliche Aussprache über dieses erfolgte im April 1873 gegen Prokesch. Es ist die bekannte ausführliche und vielerorten im Wortlaute abgedruckte Stelle, in welcher Gobineau zum ersten Male die Bezeichnung einer großen Mauerfreske gebraucht und zugleich ankündigt, sein Werk solle zwar Geschichte, aber nicht deren unwesentliche Einzelheiten, nicht das, was veralte, sondern ihren allgemein menschlichen Dauergehalt, solle, mit einem Wort, das Mark der Geschichte bringen.

Einige Tage darauf spricht er Keller ebenfalls von dieser „fresque aussi vivante que possible“: er glaubt das gewaltige

---

Bayreuther Blättern, Jahrgang 1892 ff., dann in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3511—15. Seit 1903 auch bei Trübner in Straßburg; die neueste Ausgabe (1913) mit den aus der Handschrift erstmalig übertragenen Originaleinleitungen Gobineaus. — Große illustrierte Ausgabe — übertragen von Bernhard Jolles — Leipzig, im Inselverlag 1912. Kleinere Ausgabe, ebendaselbst. — Deutsch von Adalbert Luntowski, Berlin, Felix Lehmann, o. J. Übersetzt und herausgegeben von Hans Floerke, Berlin, Deutsche Bibliothek, o. J. Deutsch von Maria Ewers aus'm Weerth (mit Illustrationen), Berlin, Globus-Verlag, o. J. Ungarisch von István Székely, Budapest 1904. Italienisch von G. Vannicola, Rom 1911. Schwedisch von Ernst Lundquist, Stockholm 1913. Englisch von Paul V. Cohn, London 1913.

[1] Im Wortlaut in den „Quellen und Untersuchungen“, Bd. II. Leider stehen die Einblicke in gewisse Vorgänge des Schaffens vereinzelt da, weil nur das Allerwenigste, bei gelegentlichen Abwesenheiten, brieflich festgelegt wurde, während die Hauptbesprechungen alle mündlich erfolgten.

Werk jetzt bereits voll zu überschauen, und zwar in einem Lichte, das ihm auch nach seiten der Form die rechte Gestaltung an die Hand geben werde. Hier, und noch eingehender bald darauf gegen Caroline, betont er ferner, daß nicht nur die hervorragenden Gestalten des öffentlichen Lebens, Fürsten, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte, Dichter und Künstler, ihre Stelle darin finden, sondern auch das eigentliche Volk, die Gefühle und Stimmungen der Massen, reichlich zu Worte kommen sollen. Geraume Zeit später faßt er dies gegen Caroline nochmals zusammen in die Worte: „J'espère que j'aurai donné *l'idée la plus complète possible de la Renaissance* et que je l'aurai bien montrée comme je la vois."

Als Titel des Ganzen war ursprünglich „La Fleur d'or" in Aussicht genommen, was damit begründet wurde, daß „das sechzehnte Jahrhundert die glänzendste Blüte der Pflanze des menschlichen Geistes gewesen sei". Das Werk sollte in vier Teile zerfallen, Savonarola, Cesare Borgia, Raffael und Michelangelo. Raffael wurde dann umgetauft und in die beiden Papstdramen auseinandergezogen, weil, wie Gobineau grundsätzlich feststellte, die einzelnen Stücke nach politischen Persönlichkeiten benannt werden müßten, als welche die eigentliche Handlung hervorriefen und bestimmten. Wenn er darnach dennoch Michelangelo als Namengeber des Schlußstückes bestehen ließ, so war dies also eine Huldigung, durch welche er diesen Heros aus allen seinesgleichen als ein Wesen höherer Art heraushob.

Daß die Renaissance eines seiner größten, daß sie sein schönstes Werk werden müsse, stand ihm bei seiner Begeisterung für den Stoff von vornherein so fest, daß auch die Freunde dies bald zu hören bekamen. Durch welche Schwierigkeiten, Kämpfe und Zweifel er sich aber hindurchgerungen, das hat wohl damals einzig die Gräfin La Tour vernommen, die ihm zugleich treulich darüber hinweghalf und überhaupt an der

Abfassung einen über die bloße Beratung hinaus vielfach zu einer Art idealer Mitarbeit sich steigernden Anteil nahm.

Die größte jener Schwierigkeiten war wohl die, sich in der unermeßlichen Masse von Erscheinungen zurechtzufinden, um nun auch wirklich das Wesentliche, die Haupt- und Höhenpunkte herauszugreifen und festzuhalten. (Juni 1874.) Sie erschien Gobineau zeitweise so übergroß, daß er daran verzweifelte, sie zu bewältigen. „La Fleur d'or fait et fera le malheur de ma vie", ruft er aus (11 juin 1874). „C'est trop, trop grand. Mais pour cette raison même cela fait aussi mon bonheur." Und wenige Tage zuvor ähnlich wie dies letzte: „Il est agréable de se sentir dans les mains une chose énorme."

Die Freundin hatte ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die darin läge, wenn die übrigen Länder Europas zu stark mit hineingezogen würden. Er beruhigt sie: es dürfe dies nur so weit geschehen, als ihr Verhältnis zu Italien in Betracht komme. „Ils serviront singulièrement à rehausser et à faire ressortir la couleur italienne et ne serviront pas à autre chose. Ce seront purement des contours très ombrés comme il en faut dans la fresque."

Die ganze Weite der geistigen Möglichkeiten, die sich ihm hier boten, erschloß sich ihm erst allmählich während der Arbeit: „Que de choses on peut faire entrer dans ce cadre immense dont je ne me doutais pas! Jugements sur l'histoire, sur la politique, sur les arts, sur la vie et sur les hommes" (22 juin). Und als die eigentliche Dichtung fertig ist, da ist es erst recht keine kleine Sache, nun noch einen allgemeingeschichtlichen Rahmen um das Ganze zu legen (4. August 1874).

Kein Wunder, wenn er sehr bald schon selbst fürchtete, daß über dem mächtigen Eindrucke des Gesamtstoffes die dramatische Gestaltung des einzelnen leicht zu kurz kommen könne.

Aber je sicherer er sich mit der Zeit des Gedankengehaltes seiner Schöpfung fühlte, desto weniger focht ihn dies Bedenken an: „Je me préoccupe beaucoup moins du drame que de la philosophie des tableaux“, schreibt er (2 juin 1874). Als die Hauptsache auch nach der dramatischen Seite erkennt er zudem mit sicherem Instinkte das rechte Schauen und Erfassen der Gestalten, die ihn dermaßen bewegen, daß er ihre möglichst vollkommene Herausarbeitung sogar den Rücksichten auf das Ganze voranstellt, was dann in einzelnen Fällen zu nachträglichen Einschüben und größeren Umänderungen geführt hat. So erfahren wir z. B., daß die Gestalt der Lucrezia Borgia, wie sie Gobineau aufgegangen war, „ni scélérate ni immaculée, mais fort grande“, als Ganzes erst entworfen worden ist, nachdem die verschiedenen Stücke, in die sie dann verteilt wurde, bereits fertig vorlagen.

Das wäre es etwa, was uns zum Werdegang der Renaissance mit Sicherheit vorliegt, von dem wir indessen ein einigermaßen zutreffendes Bild uns nur gewinnen können, wenn wir noch die äußeren Tatsachen hinzunehmen, daß Gobineau während der Abfassung fast andauernd über seine körperliche und seelische Verfassung zu klagen hatte, und daß es ihm, nach einem Briefworte gegen die Freundin, nicht möglich war, mehr als zwei Stunden täglich für die Arbeit zu erübrigen. („C'est le bout du monde quand j'arrive à travailler deux heures et encore il s'en faut que ce soit tous les jours.“ 25 juillet 1874.) Arbeiten will in diesem Falle freilich nur so viel besagen wie Ausgestalten, In-die-richtige-Form-bringen, Niederschreiben; denn ein Werk wie die Renaissance entsteht nicht, ohne daß sein Schöpfer es sozusagen in jedem Augenblicke seines Lebens, bei Tage wie bei Nacht, in Kopf und Herzen mit sich herumträgt.

Was dieses ihn damals so ganz erfüllende innere Schauen, die erneute Bewährung jener „kühnen Schauens-

kraft", welche schon dem Essai nachgerühmt worden ist, erst ins volle Licht setzt, ist ein Umstand, der wohl noch von keinem Leser der Renaissance bisher beachtet worden ist, weil er ihn nicht auch nur für denkbar gehalten hätte: daß nämlich Gobineau die Stätten der Renaissanceherrlichkeit, die ganze Wunderwelt politischer, gesellschaftlicher, geistiger und künstlerischer Gebilde, die er in seinem Werke mit einer Anschaulichkeit, hinter welcher jedermann das leibliche Auge vermuten sollte, geschildert hat, zuvor nur mit den Augen des Geistes erblickt hatte. Erst einige Jahre später hat er Italien wirklich kennen gelernt. Wir haben hier also für sein künstlerisches Hauptwerk die gleiche Erscheinung wie für sein wissenschaftliches: in beiden Fällen hat Gobineau die hauptsächlichsten Schauplätze und Menschen, denen seine wissenschaftliche und dichterische Behandlung galt, erst nachträglich aufgesucht und mit eigenen Augen betrachtet. Bis dahin hat er sich aus der Ferne derart heimisch in den beiderseitigen Gebieten zu machen vermocht, daß dieser später hinzutretende Augenschein nur noch die Bedeutung einer Bestätigung in allen Teilen haben konnte.

Freilich war, wie der Gegenstand des Essai, so ähnlich der der Renaissance ein solcher, der ihm im Grunde sein ganzes Leben nahegeblieben ist und auf dessen Bearbeitung er daher schon in der mannigfachsten Weise vorbereitet war. Schon der Zweiundzwanzigjährige hatte uns einst verraten, wie innig er in und mit den Renaissancekünstlern lebe, wie sie ihm sein Höchstes seien (vgl. Bd. I S. 110 ff.); wenige Jahre nachher hatte er mit dem Alviano die geplante Reihe der Lebensbilder italienischer Feldhauptleute des sechzehnten Jahrhunderts, welche nach einer anderen Seite sein Ideal bildeten, begonnen (ebenda S. 196). So dürfen wir denn auch von Hause aus erwarten, daß, wenn er nun daran ging, jenem gesamten Zeitalter, das ihn in Gestalt so vieler seiner Vertreter wesensverwandt angemutet hatte, Leben zu verleihen,

ganz von selbst jenes Heimatliche, Verwandte, das ihm die Aufgabe so wesentlich erleichterte, reichlichen Ausdruck gefunden haben werde. Und so ist es in der Tat. In dem verzehrenden Tatendrange Julius' II. findet und gibt Gobineau sich selbst — und alle großen Naturen — so gut wieder wie in der erhabenen Kunstauffassung Michelangelos, dieses „homme essentiellement pieux" seiner Einleitung, oder in der Vielgestaltigkeit der Arbeiten und Interessen Lionardos[1]; und selbst die Kehrseiten eigenen Lebens und Leidens fehlen hier nicht, wofür wir nur die Namen Machiavellis und des Connétable von Bourbon, der von ihrem Vaterlande mit Undank Belohnten, anzuführen brauchen.

Wenn somit in den hier gegebenen Beispielen, die sich noch vermehren ließen, ein im Laufe vieler Jahre aufgesammeltes Erleben sich widerspiegelt, so dürfen wir nicht zweifeln, daß desgleichen die allgemeingeistige und insbesondere literarische Vorbereitung, auf die Gobineau sich vorwiegend angewiesen sah, langsam und allmählich im Laufe der Jahre vor sich gegangen ist. Es ist klar, daß er ganz außerordentlich viel für seine Renaissance gelesen haben muß, aber in keinem Falle anzunehmen, daß dies etwa nur im letzten Augenblicke und auf einmal geschehen sei. Vielmehr werden ihm eine Anzahl der wichtigsten allgemeineren Werke, wie bei seiner ungeheuren Belesenheit ganz natürlich, längst vertraut gewesen sein und er in Stockholm dann vorzugsweise die ebenfalls noch sehr wichtigen Spezialstudien aus den Quellen[2] betrieben haben.

---

[1] Man vergleiche etwa seine Selbstschilderung an Keller aus Athen vom 15. Februar 1868, in der sogar einzelne Wendungen unmittelbar an die Lionardo-Szene der Renaissance anklingen.

[2] Daß ihm als solche neben den Büchern ebenbürtig die Gemälde galten, wer wollte das bezweifeln? Ein Blick auf Raffaels Bildnis Julius' II. lehrt, wieviel er diesem für dessen Charakteristik verdankt.

Hierüber Vermutungen im einzelnen aufzustellen, erscheint an dieser Stelle um so weniger angebracht, als ja Gobineau durch die Erklärungen, in welchen er seine Aufgabe in die Wiedergabe nicht geschichtlicher Einzelheiten, sondern des gesamten Geistes der Zeit verlegt, die Entdeckung aller möglichen Übereinstimmungen mit älteren und neueren Schriftstellern von vornherein mit einer gewissen Unfruchtbarkeit geschlagen hat. Für eigentliche Kenner der Renaissancegeschichte mag es immerhin von Interesse sein, solche aufzuspüren, und werden diese sich das wohl auch zweifellos später nicht entgehen lassen. Uns genügt für jetzt ein Blick ganz allgemeiner Art auf die zu Gobineaus Zeit herrschende wissenschaftliche und literarische Behandlung der Renaissance, der uns Aufschluß darüber verschaffen soll, wie jenes Wichtigere, eben der gesamte Geist des Zeitalters, von den berufensten Köpfen damals aufgefaßt wurde, wie diese Auffassung auf Gobineau gewirkt haben mag und wie seine eigene sich dazu stellt und verhält.

Wenn wir uns hier vornehmlich auf Jakob Burckhardt beschränken, so wird dies jeder begreifen und billigen, der sich gegenwärtig hält, in welch seltenem Grade dieser Meister mit seinem Werke „Die Kultur der Renaissance in Italien" jahrzehntelang den ersten Rang auf diesem Felde behauptet und alle Forschung, alle Urteile innerhalb desselben maßgebend beeinflußt hat[1], sodaß er namentlich auch noch zur Zeit Go-

[1] Wem es um nähere Bekanntschaft mit der neueren Renaissanceliteratur zu tun ist, den verweisen wir eindringlich auf die schöne Darstellung von Franz Xaver Kraus in seiner „Geschichte der christlichen Kunst", Bd. II, Abt. 2, deren ganzes 21tes Buch „Begriff, Natur und konstitutiven Elementen der Renaissance" gewidmet und in welcher auch Literatur jeder Art reichlich herangezogen ist. Neuerdings wäre dann noch hinzuzunehmen das Buch von Adolf Philippi: „Der Begriff der Renaissance. Daten zu seiner Geschichte," Leipzig 1912, in welchem die hauptsächlichsten Denker, welche den Renaissancebegriff bei den verschiedenen Völkern Europas zur Entwicklung und zur Dar-

bineaus geradezu als Alleinherrscher bezeichnet werden kann. Sagen wir es gleich heraus, daß nach wiederholter Lesung dieses klassischen Buches es uns nicht zweifelhaft erscheint, daß eine ähnliche Einwirkung auch auf Gobineau erfolgt ist, zum mindesten in dem Sinne, daß eine bei ihm schon vorhandene, seit langem organisch erwachsene, der Burckhardts verwandte Anschauung, von der Neugestaltung unserer gesamten Kultur durch die Renaissance — welchen Begriff Burckhardt als erster über die Gebiete der Kunst und der Literatur hinaus ausgedehnt hat —, durch dies Musterbeispiel wissenschaftlicher Analyse ihm gestärkt, gewissermaßen erst bewußt gemacht, und er so in den Stand gesetzt worden ist, ihr mit Ausdrucksmitteln, die nun unvergleichlich weit über die Burckhardts hinausgingen, Gestalt zu verleihen. Als einen Grundzug der Darstellung des letzteren, als seine Grundstimmung gewissermaßen, darf man wohl die ruhige, gehaltene, mit der ganzen Nüchternheit des Schweizers objektivierte Freude an gewissen Höhenleistungen menschlichen Genies, als zugleich Ausstrahlungen höchstgesteigerten Lebensgefühles, bezeichnen, eine Freude, die freilich im Kampfe mit sehr entgegengesetzten Regungen, wie sie die vielfach grauenvollen Auswüchse der Lebenskraft der Renaissancemenschen, zumal in ihren politischen und sozialen Gestaltungen, hervorriefen, zu erringen und zu behaupten war. Es ist klar, daß die Endesauffassung dieser Dinge von dem Maße abhängen wird, in welchem der moderne Mensch der widerwärtigen Eindrücke jener Greuel Herr zu werden und sie durch die philosophische Erwägung abzudämpfen vermögen wird, daß eine Kluft zwischen den Äußerungen der Geister und der Herzen, zwischen dem ästhetischen und dem ethischen Menschen immer geklafft hat und wohl immer klaffen,

stellung gebracht haben, quellenmäßig an uns vorübergeführt werden, und allenfalls Karl Brandi, „Die Renaissance in Florenz und Rom" 4te Auflage. Leipzig 1913.

daß mindeſtens eine volle Harmonie zwiſchen beiden nie zu erreichen ſein wird. Wem das nicht möglich, wer der neuen dem Mittelalter entwachſenen Welt nicht mit zuzujubeln, den überwältigenden Zauber der Renaiſſanceſchöpfungen nicht als ein Gegengewicht gegen ihre Schreckniſſe feſtzuhalten vermag, der mag leicht zu den allerſchärfſten Verdammungsurteilen kommen, wie ſie etwa Renan[1] in die Worte gefaßt hat: „l'instinct de l'art, porté aux plus grandes délicatesses, mais sans honnêteté, fit de l'Italie de la Renaissance un coupe-gorge, un mauvais lieu“, und wie ſie bei uns vornehmlich Wagner vertrat, der der Renaiſſance ſogar in Shakeſpeare einen eigenen Richter beſtallen und ſo auch in Gobineaus Werke einen Ausfluß ſeines eigenen, jenem Zeitalter feindlichen Geiſtes erkennen wollte — eine Deutung, die vielfach weitergewirkt und ſo die richtige Beurteilung Gobineaus lange hintangehalten hat. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß letzterer, und zwar im Einklang mit dem objektiven Befund geſchichtlicher Wahrheit, an jener ſtark ſubjektiven Auffaſſung Wagners keinen Teil gehabt hat.

Nicht als ob jene Kluft von Schein und Sein, jener Mangel an Seele, der namentlich die Kunſt der Renaiſſancezeit vielen nur als einen glorreichen Schimmer, als ein höfiſch feines, kunſtreiches äußeres Koſtüm erſcheinen läßt, nicht auch von Gobineau voll erkannt wäre. In welcher Vielgeſtaltigkeit hat er vielmehr jene ſchönheitslüſterne und blutdürſtige, geiſtrunkene und gottvergeſſene Welt, die ihrer zumeiſt ſo elenden, brüchigen und faulen Moral einen um ſo ſtattlicheren äſthetiſchen Faltenwurf zu verleihen liebt, in den geriebenen Diplomatenkniffen eines Ludovico Moro wie dem brutalen Kriegertreiben der Condottieri, in den ſchamloſen Sophismen eines Alexander VI. wie der entſetzlichen Verbrecherweisheit ſeines Sohnes,

[1] „Les Apôtres“ p. LXIV.

in des letzteren Bubenstück wider seine Heerführer und wiederum dem sühnenden Verrat Gonsalvos de Cordova an ihm selber, und in wievielem sonst noch, zur Anschauung gebracht! Auch zeigt er, wie diese ganze Renaissanceherrlichkeit schon zu ihrer Zeit unerbittliche Richter fand, in Savonarola, in Karl V. Aber er offenbart zugleich deren ganze Einseitigkeit, indem sie, der eine als Fanatiker der Moral, der andere als Fanatiker des Glaubens und der Zucht, mit den vielen Schäden zugleich viel Großes und Herrliches, das sie einfach nur nicht begriffen, austilgen wollten. Und er stellt ihnen siegreich jene erhabenen Geister, einen Michelangelo, einen Julius II., gegenüber, in welchen die Herrlichkeit voll lebte, zu der vor allem die Kunst in dieser Welt berufen ist. Sie lehrten, daß diese mit nichten in ihrer Wurzel verwerflich, daß sie, die Gott als ein Heilkraut habe wachsen lassen, nur fälschlich in den Gifttrank mit hineingemischt worden, den sich jenes Geschlecht gebraut hatte; sie kündeten von ihrem ewigen Berufe; sie zeigten in ihrem vereinten Wirken, wie sie in ihren höchsten Schöpfungen und Vertretern selbst religiöse oder doch den religiösen verwandte Wirkungen zu erreichen vermöge. Und weniger bewußt, aber mit ahnungsvoller Siegesgewißheit, stimmt recht im Mittelpunkte des ganzen Werkes Raffael seinen wundervollen Lobgesang auf sein Zeitalter an, mit welchem er all die mannigfaltigen Mißklänge von Schuld und Unheil so glaubensfreudig übertönt, daß man am Ende doch in seine Worte: „Vergebens lasten alle Nöte der Erde wie der Hölle auf dem Menschen, die Freude, das Leben, das Fruchtbringen tragen uns empor!“ den letzten Sinn, den eigentlichen Wahrspruch des Renaissancewerkes verlegen, an etwas wie ein historisches Strafgericht aber nicht mehr denken möchte, so wenig gerade Raffael ein Hehl daraus macht, daß auf den Italienern seiner Zeit jene allgemeinen Nöte des Menschentumes doppelt schwer lasteten, und so schwer es daher auch Gobineau hatte, die erquickenden

Gegenbilder aus den verschiedensten Gebieten der Bürger-, der Krieger-, der Künstler- wie der großen Welt zur Geltung zu bringen.

Zuzugeben ist immerhin, daß Gobineau sein eigentliches Hauptwerk mit Bewußtsein und als echter Künstler so vollkommen objektiv zu halten verstanden hat, daß, wie aus der wirklichen Welt, die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Auffassungen daraus heraus- oder darein hineinzulesen sind. Aber schon seine neuerdings bekannt gewordenen Einleitungen, zumal aber der ursprünglich geplante Titel „La Fleur d'or" geben für die seinige sehr deutliche Winke; und wenn noch die leiseste Unsicherheit in Betreff der beherrschenden Grundstimmung, in welcher er die Renaissance geschaffen hat, bestehen sollte, so würden sie durch die brieflichen Mitteilungen an die Gräfin La Tour aus dem Juni 1874 beseitigt, in welcher als solche *„un sentiment de sympathie si fort et si général"* (nämlich: daß dem einzelnen leicht Gefahr dadurch drohen könne) bezeichnet wird.

Vielleicht wäre diese Sympathie auch in dem Werke selbst noch unzweideutiger hervorgetreten, wenn Gobineau sich nicht auf die Hochrenaissance, in welcher das Zeitalter geistig, und speziell künstlerisch, gipfelte, beschränkt, sondern die in Glauben und Sitte unendlich viel höher stehenden Jahrhunderte der Frührenaissance mit herangezogen hätte[1]. Wer in dieser Beschränkung einen Mangel, eine Lücke erkennen will, dem wird man dies nicht bestreiten können[2]. Dagegen hält es schwerer, zuzugeben, daß nun auch Gobineaus Gemälde der Hochrenais-

[1] Man vergleiche hierzu die schöne Studie von Henry Thode, „Die Renaissance", Bayreuther Blätter 1899, besonders S. 215. 217 ff. und dann weiter bis zum Schluß, wie auch desselben Verfassers Werk über Franz von Assisi.

[2] So, in treffender Begründung, Friedrich, „Studien über Gobineau" S. 294 ff.

sance selbst eine Lücke, in Gestalt des Fehlens der literarischen Seite, aufweisen solle[1]. Die Dichter und Schriftsteller spuken doch, von der Moroszene im ersten bis zur Tizian-Aretino-Szene im letzten Stücke, mannigfach genug in das Ganze hinein; und wenn der Dichter ihnen einen breiteren Raum, neben den Künstlern, vorenthalten hat, so hat dies seinen guten Grund darin, daß ihr Treiben und Schaffen, an dem dieser letzteren gemessen, für die Welt doch ohne nachhaltige Wirkung geblieben und heute nur noch für den Gelehrten von Wert ist.

Unvergleichlich wichtiger als diese Fragen des Umfangs bleibt natürlich die entscheidende Eigenschaftsfrage, wie nun Gobineau den vielberufenen Geist der Zeiten jener Hochrenaissance wiedergegeben habe. Und da darf man wohl sagen, er habe diese durch sein Werk selbst in einer Weise beantwortet, daß kein unbefangener Leser je auf eine andere Antwort verfallen dürfte. Und auch der auf Schritt und Tritt mit Vergleichungen an Gobineau Herantretende wird als Endergebnis seiner Prüfung nur immer das Lob höchster geschichtlicher Treue im großen und ganzen gewinnen können[2]. Für die

[1] So ebenfalls Friedrich a. a. O. S. 293 ff. Ich glaube diesem einen Dienst zu erweisen, wenn ich hier mitteile, daß er auf Grund meiner Gegenvorstellungen die obige Fassung in die andere, daß Gobineau das Treiben der humanistischen Schriftsteller nicht genügend zur Anschauung gebracht habe, gemildert, auch die mindere Bedeutung derselben (namentlich) derjenigen der Hochrenaissance) für die Nachwelt ausdrücklich anerkannt hat.

[2] So Friedrich in seinen dankenswerten Einzeluntersuchungen a. a. O. S. 278—287 (insbesondere wird es für Savonarola und Machiavelli dargetan). Das „im großen und ganzen" und die für den Dichter unter allen Umständen in Anspruch zu nehmende Freiheit dem einzelnen gegenüber wolle man sich freilich immer gegenwärtig halten und in diesem Lichte die „starken Verzeichnungen" sehen, die Philippi (in dem vorerwähnten Werke S. 164) in der Renaissance finden will.

politiſchen Perſönlichkeiten ſteht dies wohl ohne weiteres feſt; ſelbſt in einzelnen Fällen, in denen Gobineau der Auffaſſung namentlich der Zeitgenoſſen entgegenzutreten, dieſe gleichſam zu maßregeln, ihre Urteile zu kaſſieren ſcheint, iſt ein ſolches Verfahren wohl gewagt, aber nie ganz ungedeckt. Seine Rettung des Connétable von Bourbon z. B. findet in der Schilderung von deſſen tragiſchem Konflikt durch andere neuere Denker ſchlagende Seitenſtücke [1]. Aber auch für die Künſtler iſt tiefſtes intuitives Eindringen in ihr innerſtes Weſen gerade von den beſten Kennern wieder und wieder bezeugt worden. Wohl mag dieſer und jener an ſeinen Lieblingsgeſtalten immer noch einige Züge vermiſſen: Michelangelo wäre, nach Leopold von Schefflers lichtvollen Forſchungen, durch einzelne menſchlich-künſtleriſche, nach den Sonetten des Meiſters durch einzelne chriſtliche leicht zu vervollſtändigen; Lionardo namentlich ſcheint nach der Gemütsſeite ſtark zu kurz gekommen, der Mann, der bei all ſeinem unermeßlichen Wiſſen doch als Selbſtbekenntnis die vier Worte handſchriftlich hinterlaſſen hat: più sentimento, più martirio; die reizende Humoreske von Correggio, für welche Vaſaris Märlein von der Kupfermünze ſo glücklich verwandt iſt, gibt kaum mehr als eine entfernte Ahnung von ſeiner künſtleriſchen Bedeutung; bei Tizian findet mancher die Schwächen zu ſtark aufgetragen — es reizte Gobineau wohl, gerade durch dieſe die Größe des Mannes ſo ſiegreich hindurchbrechen zu laſſen —, und ſo fort [2]. Aber es iſt dies

[1] Genau wie Gobineau beurteilt dieſen Voltaire im „Esprit et mœurs des nations“ chap. 123, und ähnlich Sismondi, „Histoire des Français“ T. XV p. 269.

[2] Natürlich war es überhaupt nicht möglich, alle Meiſter von bedeutendem Range perſönlich vorzuführen. Aber wenn denn einmal eine ſolch überreiche Zeit doch nie ganz auszuſchöpfen iſt, ſo bleibt es doppelt zu bewundern, wie Gobineau die Reichhaltigkeit ſeiner Charakteriſtiken gelegentlich mit einigen wenigen Worten zu vermehren

dann nicht anders, wie bei der wirklichen, leiblichen Bildniskunst, wo ja auch verschiedenerlei Auffassungen und Wiedergaben immer denkbar bleiben, die alle dem Urbilde gerecht werden können, die letzte, volle, untrügliche Sicherheit der Ähnlichkeit aber nur dieses selber bietet.

Eines hat dabei Gobineau vor allen Mitbewerbern von Hause aus voraus, das ist die geistige und moralische Ebenbürtigkeit mit den großen Meistern der Renaissance. Nur ein Ebenbürtiger konnte deren stolze Reihe so, um keinen Zollbreit verkürzt, lebendig erstehen lassen, wie er's getan; nur ein Mann ihrer Art die ganze Gewähr der Echtheit seiner Schilderungen aus der Fülle des eigenen Schauens und Schaffens, Fühlens und Denkens heraus bieten. Es war ihr Geist, der aus ihm redete, der in ihm verjüngt wiedergeboren wurde.

Die Form, in der dies geschehen, hat anfangs manchen beirrt, ist aber je länger je mehr als die denkbar wirksamste, als die dem Riesenstoffe einzig angemessene erkannt und anerkannt worden. Wir werden sie nachher noch in ihren kunstgeschichtlichen Zusammenhängen von einer anderen Seite zu betrachten haben. Hier haben wir vorerst die Tatsache festzustellen, daß Gobineau auf die Wahl dieser Form durch die Anregung eines von ihm sehr hochgestellten Geistes[1], durch

verstanden hat. Hierfür nur ein besonders schönes Beispiel. Er mochte es wohl nicht verantworten, Andrea del Sarto eine eigene Szene anzuweisen; aber in den beiden bedeutsamen Erwähnungen, die er ihm aus dem Munde Michelangelos zuteil werden läßt, bekennt er sich mit einer Unumwundenheit, die keine breite Beredsamkeit überbieten könnte, zu der ganzen, neuerdings sehr zu Unrecht angefochtenen Größe dieses Meisters.

[1] Vgl. Bd. I S. 228 ff. dieser Biographie und die Proben aus Gobineaus Aufsatz über Vitet in den „Quellen und Untersuchungen ꝛc.", Bd. I S. 265 ff. Daß einige Schriftsteller auch noch sonstige Anklänge, an Vigny, an Victor Hugo, an Musset u. a. in der Renaissance haben

ein fremdes, von ihm als solches anerkanntes Vorbild geführt worden ist. Es war dies Louis Vitet in seinem großen Werke: „La Ligue, précédée des Etats d'Orléans. Scènes historiques", 2 Bände, 1826. (Zahlreiche Ausgaben. Auch deutsch unter den Einzeltiteln „Die Stände von Blois" und „Die Barrikaden" von A. H. von Weyrauch, Leipzig 1828 und 1829.) Nicht nur den Titel, auch das Wesen der „Scènes historiques", der „Reihe geschichtlich wahrer Handlungen", wie der deutsche Übersetzer diese treffend in seinem Titel wiedergibt, hat Gobineau von Vitet übernommen. Er hatte schon in jungen Jahren aus dessen Werke den Eindruck gewonnen, daß diese Weise für die Wiedergabe eines ganzen geschichtlichen Zeitalters vor allen anderen geeignet sei, und Vitets außerordentlich klare und eindrucksvolle Ausführungen in seinen Vorreden mußten ihn darin bestärken. Er sagt dort unter anderem, daß die Form des Dialogs, die „historische Silhouette", ein Mittelding zwischen Drama und Geschichte, wie geschaffen sei für die Festhaltung von Gestalten, die Zeichnung von Charakteren, aus denen sich doch in erster Linie eine geschichtliche Epoche zusammensetze. Er will also zunächst nur eine neue Art Geschichte zu schreiben zur Anwendung bringen: „Die szenenartigen Wirkungen beweisen uns, daß die Geschichte eine innere Poesie birgt, die sie nur sich selbst verdankt, sie bezeugen die dramatische Kraft der Geschichte." Und wenn wir auch das eigentliche Drama an die zweite Stelle verweisen und der Geschichte die erste belassen, so dürfen wir gerade dadurch hoffen, das einzige für uns denkbare Ziel, die geschichtliche Wahrscheinlichkeit (denn solche bleibt immer, was wir geschichtliche Wahrheit nennen: „ein Gemisch von

finden wollen, erscheint uns belanglos angesichts der Tatsache, daß Gobineau, nach eigener verbürgter Aussage, bewußter- und anerkanntermaßen nur Vitet vor Augen gehabt hat.

Wahrscheinlichkeit und Gewißheit, wie es sich aus der allgemeinen Kenntnis einer Zeit ergibt") zu erreichen.

Soweit Vitet, dem man es lassen muß, daß er seine Absicht in dem Werke selber in hervorragender Weise verwirklicht hat. Die Anlage ist bedeutend, die Szenen sind vielfach höchst wirkungsvoll, wenn auch alle eigentliche Poesie als aktive Mitgift des Verfassers so gut wie ganz ausgeschaltet ist und wirklich nur eben die Geschichte selber zu Worte kommt.

Schade nur, daß die so tiefeindringende Kraft des Blickes und die so bedeutende Gabe der Darstellung sich nicht besser zu verdichten vermochten, sondern fesselos ins einzelne verlieren — breit würde hier noch nicht genug besagen, umständlich träfe die Sache schon eher —, sodaß die „Ligue" dem großen Publikum, selbst Frankreichs, wohl kaum dauernd erhalten bleiben dürfte[1].

Aber eine Vergleichung mit der Renaissance wird immer interessant und lehrreich bleiben, nach der Seite des Gemeinsamen wie des Gegensätzlichen. Die allgemeine Atmosphäre von Ränken, List und Verrat war im Frankreich des ausgehenden kaum viel anders als im Italien des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts, zumal seit Katharina von Medici als Bindeglied der beiden Länder dort den Ton angab. Das ergab reichliche Verwandtschaft nach der geistigen Seite. Fast mehr noch aber hat Gobineau nach der technischen von Vitet gelernt. Insbesondere ist aus den Volksszenen, die auch hier vielfach Saft und Kraft aufweisen, manches zum Muster genommen. Die Beschreibung von Szenen draußen durch von drinnen sie Betrachtende, die Einflechtung von Einzelgesprächen in Massenvorgänge, namentlich öffentliche Feiern, finden sich

[1] Das Vitetsche Buch ist doppelt so umfangreich als die Renaissance und umfaßt dabei nur dreißig Jahre französischer Geschichte, ja genau genommen nur zwei, wenn wir von dem Vorspiel „Les États d'Orléans" absehen.

bei Vitet wie bei Gobineau. In Vitets Montaigne hatte Gobineau ein vortreffliches Vorbild für seine Geisteshelden. Viel bedeutender aber ist die Anregung Vitets natürlich bei den politischen Gesprächen; einzelne Situationen, der Zuschnitt gewisser Szenen, z. B. im Borgia, die Art von Rede und Gegenrede erinnern gelegentlich an den Meister[1]. Freilich braucht man nur einmal solche Stellen, wo die beiderseitigen Situationen sich näher berühren, zusammenzuhalten, um alsbald zu erkennen, wie sehr, fast möchte man sagen toto genere, der Jünger den Meister überragt: wenn die Guisen die Prinzen des Hauses Bourbon in die als ihnen tödlich gedachte Falle nach Orléans locken, so ist Vitets Bestreben vor allem darauf gerichtet, möglichst keinen Zug der wirklichen Vorgänge in seiner Schilderung auszulassen. Wir kennen diese so schließlich aufs allergenaueste. Aber die Wirkung?! Und nun Gobineaus entsprechendes Bild, wie Cesare Borgia seine Condottieri in seine Gewalt bekommt. Ihm genügen die Hauptzüge, aber er ballt sie zusammen, Schlag auf Schlag, und im Handumdrehen hat er so einen der erschütterndsten Akte seiner großen Renaissancetragödie geschaffen. Wie unvergleichlich weiter der allgemeine Gesichtskreis des Gobineauschen Werkes gezogen ist, braucht dabei kaum berührt zu werden: hat er doch die Kühnheit besessen, eine ganz anders große Geschichtsepoche, eine der einschneidendsten, glänzendsten, folgenreichsten,

[1] Selbst ganz unmittelbare Anklänge fehlen nicht. Man vergleiche z. B. Vitet T. I p. 434 („Les Barricades", Scène 5): „Guise. J'ai mes plans, et j'entends qu'on me laisse les exécuter à ma fantaisie. Bussy. Soit, Monseigneur; mais nous aussi, nous avons nos plans. Guise. Et quels sont-ils, s'il vous plait?" mit Renaissance p. 166: „Oliverotto. Nous ferons bien de ne pas renoncer à nos plans! Vitellozzo. Quels sont-ils, vos plans? Pagolo. Eh bien, nos plans . . . ce sont toujours nos plans", oder Vitet T. I p. 497: „En voilà toujours un de moins" mit Renaissance p. 467: „En voilà toujours un par terre" und ähnliches.

die die Menschheit gesehen, in allen ihren Ideen und geistigen Spiegelungen, ihren treibenden Kräften wie ihren menschlichen Hauptgestalten aller Kreise und Stände dramatisch zu verkörpern.

Auf Vitets Beispiel, der in den erwähnten Vorreden nicht nur, wie angedeutet, wertvolle methodologische Betrachtungen anstellt, sondern auch reichliche geschichtliche Ausführungen zur Ergänzung und Erklärung seines dialogisierten Textes daran anschließt, ist es zweifellos auch zurückzuführen, daß Gobineau sich gleichfalls veranlaßt gesehen hat, in den fünf „Expositions" seinen fünf Stücken eine gewissermaßen theoretische Ergänzung zur Seite zu stellen[1].

Diese Einleitungen, welche berufene Kenner Gobineaus (und der Verfasser mit ihnen) auf der Höhe des Hauptwerkes finden, liefern einerseits eine Art Vorgeschichte der Renaissance, eine knappe, lichtvolle kulturgeschichtliche Übersicht über das Mittelalter, als die eigentliche Grundlage und Voraussetzung derselben, und insofern wenigstens bis zu einem gewissen Grade einen Ersatz für das Fehlen dieser früheren Zeiten in den historischen Szenen selbst, anderseits Einzelcharakteristiken von Personen und Ereignissen, welche die des Hauptwerkes zum Teil zusammenfassen, zum Teil ergänzen und durch neue Züge bereichern; endlich noch einzelne besondere geschichtsphilosophische Ausblicke und Erörterungen.

Was ein strenger Methodiker diesen Einführungen allenfalls vorwerfen könnte, ist, daß sie teilweise im Tone von dem

[1] Sie sind französisch noch unveröffentlicht, deutsch in der neuesten Trübnerschen Ausgabe als Einleitung des Ganzen. Wie eng sie sich Gobineau mit der Renaissance verbunden dachte, erhellt daraus, daß sie in der Urhandschrift mit den Szenen in einer Seitenzählung zusammengefaßt sind; wie sehr sie ihm am Herzen gelegen, wie ernst er's damit genommen, daraus, daß sie die stärkst verbesserte aller seiner Niederschriften sind.

Hauptwerke zu wenig unterschieden sind. Die bei der Schaffung des letzteren herrschende begeisterte Grundstimmung zittert in ihnen vielfach stark nach, und manche Stellen darin sind dichterischer gehalten als manche der historischen Szenen. Wir berühren hiermit das einzige, was in diesen letzteren auch der liebevollsten und eingehendsten Betrachtung als eine gewisse Schwäche sich darstellen dürfte: das gelegentliche reichlich starke Inseinzelnegehen, die hie und da schleppende Entfaltung des geschichtlichen Kleinkrams, wie z. B. die ewigen Umgruppierungen der Parteien im italienischen Wirrwarr, die ungleich störender noch in den pathetischen und tragischen Szenen sich anlassen, wo sie eine große dichterische Gesamtwirkung kreuzen, als in den eigentlich exponierenden, wo eine mehr verstandesmäßige Wirkung angestrebt wird. Man wird immerhin zugestehen müssen, daß ein solcher Mangel, wenn es einer ist, im Gattungscharakter des Kunstwerks gegeben ist, als welchen Gobineau, wie man wohl sagen darf, bewußt episch gehalten hat.

„Ein Epos in dramatischer Form" ist die Renaissance mit Recht genannt worden[1]. Eine geistige Ilias möchten

[1] Von Max Diez, „Die Wahrheit", 1896 Bd. VI S. 253. Ganz ähnlich spricht Bunsen (Gott in der Geschichte, Bd. III S. 247) von Shakespeares Königsdramen, in Worten, die mutatis mutandis fast wörtlich auf Gobineaus Werk Anwendung finden: „Shakespeares Historien sind ein weltliches Epos in dramatischer Form. Die Gesänge, in welche dieses Epos abgeteilt ist, sind gegeben durch die Persönlichkeit und die Schicksale der Könige . . . Betrachtet man die einzelnen Abteilungen, ihrem Namen wie ihrer Absicht zuwider, als Dramen, so ermangeln sie jener Lösung, welche Shakespeare, wie die großen Tragiker des Altertums, nie aus den Augen verlor. Als Gesänge eines nationalen Epos sind sie untadelhaft und werden vollkommen verständlich; die Lösung liegt im Ende des Epos, die Form aber ist die dem damaligen [und vollends dem heutigen] Weltbewußtsein entsprechende, die dramatische."

auch wir sie nennen, nach der Fülle der Helden, die sie der Nachwelt festgehalten hat. Daß jene Form die der Prosa, ändert nicht das mindeste an der Berechtigung dieser Bezeichnungen; hat doch Gobineau seinen Helden eine dichterische Sprache verliehen, in der er mit manchem Versepiker wetteifern könnte; wie er auch weder Plastik noch ein Drama geliefert hat, und doch nie plastischere Gestalten geschaffen worden sind und das Ganze im allerhöchsten Sinne und Maße dramatisch wirkt. Das gilt von dem Gesamtaufbau, der dramatischen Zusammenfassung, wie von einzelnen Szenen und Szenengruppen. Bei allem Rhapsodischen der Gliederung wird doch einerseits immer eine Verkettung der Hauptereignisse, eine Wechsel- und Ergänzungsbeziehung der organisch wichtigeren Szenen im Auge behalten, und anderseits die epische Freiheit nicht selten zur Erzielung gerade der höchsten dramatischen Wirkungen benutzt. Im engsten Rahmen versteht es da Gobineau, wuchtig verdichtet, ganze kleine Tragödien hinzustellen, man denke etwa an die Connétableszene, an den Abschied Karls V. und andere[1].

Jede Einzelheit lehrt denn so überhaupt, was das Ganze

[1] Einer von den meisten Lesern der Renaissance wohl bei Seite gelassenen Szene dieser — freilich unscheinbarerer — Art möchte ich von denen dieses Buches doch ein kurzes Wort vergönnt wissen. Es gilt der Properzia-Szene des letzten Stückes, die, mit ihren einfach menschlichen Vorgängen in bescheiden bürgerlicher Umgebung in ein gewisses geheimnisvolles Halbdunkel gehüllt, sich dem näher prüfenden Blick doch als ein kleines Meisterwerk offenbart. Aus lauter kleinsten Zügen nämlich wird hier eine Tragödie aufgebaut, mit wunderbarer Zurückhaltung, indem das Hauptmoment, der Selbstmord der Properzia, durchweg nur angedeutet wird. Das letzte kurze Zwiegespräch mit dem Beichtiger läßt in die ewig unausfüllbaren Tiefen des Gegensatzes von geistigem Reichtum und seelischem Notstand, Künstlergröße und Menschenelend blicken. Die Szene war eine der Lieblingsszenen Wagners.

lehrt: daß Gobineau für dieses Werk, wie wohl für kein zweites wieder, sein ganzes Wesen zusammengerafft, seine künstlerischen Absichten und Fähigkeiten auf die Höhe seiner Leistungskraft gebracht hat. Mehr als einmal ist es ausgesprochen worden, daß nicht leicht ein Kunstwerk zu finden sei, in dem so wie hier die Eigenschaften des Weltweisen und des Geschichtsforschers, des Dichters und des Bildners vereint wären. Philosophischer Gehalt und geschichtlicher Tiefblick, überlegene Menschenkenntnis, dichterische Kraft, höchste Wahrheit der Erkenntnis wie der Schilderung, und das alles durchleuchtet von der Wärme, verklärt von der Hoheit einer Persönlichkeit von reinster menschlicher Größe und seltenem Seelenadel: so konnte es kommen, daß die Renaissance, wie kein anderes Gobineausches Werk, zu allen sprach. Kaum je aber auch liegt die Lösung für eine solche Wirkung so nahe, so unzweideutig klar vor aller Augen. Wir können sie mit einem einzigen Worte geben, wenn wir den Grundzug des Renaissancewerkes darein verlegen, daß in ihm ein höchstes Beispiel von künstlerischem Realidealismus aufgestellt sei.

In seiner real-idealen Doppelnatur hatte einst Gobineau selbst, im Essai, das eigenste Wesen des Germanen erschlossen. Jetzt hat er selbst, idealistisch gesinnt, realistisch beobachtend, als Künstler das belegt, was er als Denker ergründet. Der Realismus, in dem er selbst vielfach Großes geleistet hat, blieb ihm doch immer nur ein Mittel im Dienste des Idealismus. Er richtete seinen durchdringenden Wirklichkeitssinn, den er wie jedes echte Genie in reichstem Maße besaß, auf das Hohe, Gewaltige, Ewige der Menschennatur und -geschichte reichlich so sehr wie auf das Einfache und Kleine, und so schuf er in geschlossener Fülle die ewigen Typen und doch vollen Menschen, nicht Schemen, an denen er die tragischen Probleme alles Menschentumes durchführte. Den besten Prüfstein für deren Wahrheit haben wir in der unbedingten Ob-

jektivität zu erkennen, die über dem Ganzen waltet. So gewiß es ist, daß uns diejenigen unter den Gobineauschen Gestalten näher stehen werden, in welchen er seiner eigenen innersten Natur nur freien Lauf zu lassen brauchte, so gewiß ist es anderseits, daß sie, künstlerisch betrachtet, zum mindesten nicht höher stehen als die ihm wesensfremden. Ein Cesare Borgia, und vollends ein Machiavelli sind Meisterschöpfungen trotz einem Julius II. und Michelangelo. So auch ist von der Sprache zu sagen, daß sie da, wo sie, so wunderbar edel und vornehm, das Hohe und Ewige ausspricht, immerhin mehr die eigene Sprache Gobineaus sein mag und insofern uns besonders wohltun wird, daß sie aber ganz gewiß das Urvolkstümliche und Weltliche vom Naiv-Unschuldigsten bis zum Niederträchtig-Gemeinsten nicht minder vollendet zur Verkörperung bringt, und daß ihr für das Tragische wie für das Komische stets die gleichen unfehlbar sicheren Mittel zu Gebote stehen. Ihre größten Triumphe feiert diese Objektivität da, wo sie sich recht eigentlich als Unparteilichkeit kundzugeben hat, dergestalt, daß in einem Redekampfe immer der Letztsprechende für den Hörenden recht behalten muß. Man denke etwa an die Szene zwischen Clemens VII. und Moncada im Michelangelo. Aber auch sonst ist es durchweg Grundsatz, Freund und Feind mit gleicher Beredsamkeit, gleicher Wahrheit, gleicher Berechtigung auszustatten; keiner vielleicht redet überzeugender als Karl V.

Unwillkürlich gedenken wir bei diesem Zuge des höchsten Musters, Shakespeare, der auch sonst, namentlich in deutschen Besprechungen der Renaissance, oft genug zur Vergleichung herangezogen worden ist[1]. Nicht ohne Grund, wie wir wohl

[1] Für den Literarhistoriker dürfte es interessant sein, daß ein Mann, der schon lange vor Vitet, diesem unbewußt, „historische Szenen" geschrieben hatte, der Präsident Hénault, gewissermaßen also auch ein, wenn auch von ihm nicht gekannter, Ahn Gobineaus, nach seinem

sagen dürfen. Gestalten wie Machiavelli, die Borgia und andere haben wohl nur bei ihm ihresgleichen, und Volksszenen wie die der Renaissance dürften seit Shakespeare nicht allzuviele wieder geschrieben sein[1]. Aber natürlich kann sich's hier nur um Verwandtschaften ganz allgemeiner Art handeln, wie sie eben zwischen den hervorragendsten Vertretern einer Dichtgattung immer vorkommen und nach anderen Seiten auch mit unseren großen Weimarer Klassikern leicht festzustellen sein dürften. Die Hauptsache freilich, das was einem Werke seinen eigentlichen Geschmack und Charakter gibt, was seinen Rang unter den Dauerwerken der Weltliteratur bedingt und bestimmt, ist und bleibt jenes Eigenste seines Schöpfers, in dem er nur sich selber gleicht. Wie reich dieses bei Gobineau vertreten, wie unbedingt es alle etwaigen Anklänge übertönt, wird wohl keinem Leser der Renaissance entgangen sein. Wir wollen wenigstens in einigen Haupterscheinungen hier nochmals darauf hinweisen.

Nur einer Natur von so harmonischer Größe wie die Gobineaus konnte eine Darstellung entquellen, die bei den ungewöhnlich vielen und großen Schrecknissen, die sie notgedrungen birgt, doch nie und nirgends unerquicklich oder gar widerwärtig wirkt. Mit Sorgsamkeit werden kleine und große Ruhe- und Lichtbilder in dem Gesamtgemälde verteilt: da scheint ein Lämplein des guten Menschen, doppelt rührend, in die allgemeine tiefe Schreckensnacht hinein, da werden die Todesschatten durch ein Herüberleuchten des ewigen Lichtes durchbrochen und gebannt. Der über alles herrlichen Szene

eigenen Zeugnisse durch die Lesung der Königsdramen, auf die wir oben schon einmal hinzuweisen hatten, hierauf gebracht worden ist. Vitet, La Ligue, nouv. édit. 1878, T. I p. 256 ss.

[1] Was Schiller an Goethe (7. April 1797) über die Volksszenen des Julius Cäsar schreibt, paßt Wort für Wort auf diejenigen der Renaissance.

zwischen dem Dominikanermönch und den beiden Frauen, den Hinterbliebenen des Herzogs von Gandia, im Cesare Borgia ist es zu verdanken, daß die Schlußwirkung dieses an sich im Punkte des Grauens die stärksten Zumutungen stellenden Stückes dennoch nicht sittlicher Abscheu, sondern sittliche Erhebung ist. Bei der widerspruchsvollen Anlage dieser Welt, bei der wundersamen Mischung der Eigenschaften und Motive im Menschentreiben, liegt es in der Natur der Sache, daß die tragischen Katastrophen, die Seelenerlebnisse der Großen, zumeist ihr Ausgleichendes, und wenn man will Versöhnendes, in sich selbst tragen. Für die ästhetische Näherrückung einiger uns sittlich allzu fern stehender Gestalten, wie übrigens auch für die künstlerische Abdämpfung greller und schreiender Vorgänge aus dem Alltagsleben, bedient sich dagegen Gobineau eines Mittels, das in der Hand des echten Meisters auch in den allerschwierigsten Fällen nie versagt: des Humors. Daher denn auch seinen komischen und humoristischen Szenen mit ihrer packenden Naturwahrheit und kecken Drastik stets eine besonders dankbare und schöne Erinnerung bewahrt werden dürfte. Welch eine Stufenleiter von den Schilderungen der Pfahlbürger und Philister, von den Volks- und Lagerszenen aller Art, mit ihren Wortergüssen und Aufschneidereien, bis zu den höheren Aufgaben, wo Gobineau an sich mit tragischem Ernste über und über angefüllte und dementsprechend auch aufgefaßte Vorgänge im Munde ihrer vielfach schamlos mit den Wendungen Edler, ja Großer sich brüstenden Anstifter und Vertreter sich selbst ironisieren läßt! Die Meisterleistung nach dieser Seite ist wohl der grauenhafte Verbrecherhumor Cesare Borgias, neben welchem Gestalten wie Ludovico Moro von Mailand fast wie armselige Ableger erscheinen. Auch das Entsetzlichste, das Treiben der Bravi und der Henker, wird auf diesem Wege noch gemildert, und dabei hat es Gobineau auch hier wieder wunderbar verstanden, den Humor immer

und überall aus den Tatsachen selbst reden zu lassen. Das Shakespearesche „The humour *of it*“ kommt so zu schönster Geltung, unbeschadet der Tatsache, daß Gobineaus Humor an sich aus den Tiefen seines menschlichen reichlich so sehr wie aus denen seines künstlerischen Wesens quillt, ja, wie wir wissen, einen der wohltuendsten wie der am meisten charakteristischen Züge des Menschen Gobineau bildet.

Wollen wir nunmehr noch einzelne Gestalten des Renaissancewerkes etwas näher ins Auge fassen, so wird uns dies in seltenem Maße erleichtert durch den Umstand, daß Gobineau seiner nahezu drei menschliche Generationen umspannenden Schöpfung dennoch einen einzigen Helden, Michelangelo, zu verleihen vermochte, dessen Betrachtung die fast sämtlicher Hauptgestalten notwendig mit einbegreift, indem wir nicht nur von der Höhe aus, die er erklommen, wie von dem stolzen, herrlichen Gipfel einer Bergeskette, auf alles Umliegende hinabblicken, sondern auch durch die Weise, wie er sich, mehr oder minder gegensätzlich, von allen andern abhebt, letztere erst ins volle Licht gerückt erscheinen.

Da ist zunächst Savonarola — neben Michelangelo der Hauptvertreter des Guten in der Welt der Renaissance. Er hat das erste, wie Michelangelo das letzte Wort in Gobineaus Werke. Beide ergänzen sich, aber Michelangelo durfte sich des Sieges freuen, auch da seine Ideale zertreten vor ihm lagen, während Savonarola den Untergang im Busen trug, auch da er äußerlich noch Herrscher war. Zu einseitig moralisches Genie inmitten einseitig ästhetischer Umgebung, sah er sich dennoch gezwungen, die Herrschaft seiner Moral und seines Glaubens auf eine weltliche Herrschaft zu begründen, Religion und Politik zu verquicken; und Michelangelo selbst, der doch bekennt, seiner Belehrung die besten Keime des Guten zu verdanken, spricht ihm das Urteil in jenen Worten, die zugleich die Moral aus der Politik verweisen: „Ich liebe es nicht,

daß er, anstatt wie bisher uns Tugend zu predigen, sich in die öffentlichen Dinge mischt." Hier ist in der Tat kein verbindender Steg zwischen den zweien Welten möglich, während Savonarola die Brücke zwischen seiner Welt und der der Kunst nur gewaltsam zerschlagen hat — wie denn derselbe Michelangelo es wieder ist, der als Vertreter und Schöpfer ästhetischer Dinge zu ungeheuerster sittlicher Größe emporwächst. Und so versinkt Savonarola in den Sturmfluten der Renaissancekämpfe, da Michelangelo den Regenbogen des Friedens im Sonnenscheine der Kunst schauen darf.

In anderer Weise wieder und noch unmittelbarer als Savonarola, erliegt Julius II. dem Fluche einer politischen Sendung bei dem innersten Drange, das Gute auszubreiten. Davon sogleich noch ein Mehreres. Aber ein anderer Fluch, ein aktiver, seiner Individualität entstammender, kommt zu jenem passiven seiner Aufgabe hinzu, um seine Tragödie, die Tragödie der heroischen Ungeduld, zu vollenden. Mit aller Großheit seines Wollens, allen seinen erhabenen Zielen muß er tragisch daran scheitern, daß er der Geduld geflucht hatte, ihr, die doch nun einmal nicht minder der rettende Kompaß auch auf den kühnsten Meerfahrten Geistes gewaltiger, wie der Stern über der öden Brutstätte der Schmerzen ist.

Auch Michelangelo wollte eine Zeitlang, wie er. Aber die rettende Geduld kehrte ihm wieder: Geduld mit sich selbst gab ihm jenen hohen Glauben an sein Werk, der in seinen triumphierenden Abschiedsworten an Vittoria Colonna wie ein majestätischer Schlußakkord austönt, nachdem er zuvor so manches Mal die Harmonie in das Chaos von Verwirrung und Zerrissenheit zurückgeführt, das auch sein Inneres zuzeiten darstellen mußte; Geduld mit den Mitlebenden flößte ihm das tiefe innige Mitleid mit seinem Jahrhundert ein, welches ihm den Ekel davor immer wieder fernzuhalten vermochte; Geduld gegenüber dem Weltenlaufe brachte ihm die Krone des Lebens,

die wir wie einen Heiligenschein schon das Haupt des scheidenden Erdenwallers umspielen sehen. Ein weltgeschichtlicher Gigant, hatte auch er einst in seiner Jugend den Himmel stürmen wollen; ein Weltüberwinder, geht er am Ende im höchsten Alter im tiefsten Herzensfrieden darin ein.

Höllenqualen birgt dagegen dies selbe Leben, in dem ein Michelangelo sich Himmelsfrieden gewinnen durfte, seinem großen Gegenfüßler Machiavelli. Wohl hatte auch er Geduld gelernt; aber er erstickt daran. Wohl hatte auch er Ideale; aber sie wurzelten nicht im Ewigen, sondern im Zeitlichen. Darum sind sie totgeweiht, noch ehe sie geboren. Das Gute, dem auch er dienen möchte, er will es in die Politik hineintragen, darinnen es nun einmal, wie anderseits gerade er schärfer als irgend ein Sterblicher erkannt hat, von je, und vollends damals, so schwer eine Stätte fand: so muß er sich am Ende zum Lohn für all sein unsägliches Mühen von Michelangelo sagen lassen, daß er doch nur ein dürftiger Politikus sei, und sich selber sagen, daß er all sein Leben lang nur ein Gedankensichter und ein Träumer gewesen. Dieser schärfestblickende aller Sterblichen, der alle Vergangenheit und Zukunft der Weltgeschichte durchklügelt, gleichsam die verkörperte Historie, die es aber doch nie fertig bringt, mit allen ihren Erfahrungen und Schlüssen auch nur ein wirklich Werdendes, ein einziges geschichtliches Ereignis zu bestimmen; der ebenbürtige theoretische Partner des fürchterlichen Praktikers Cesare Borgia, der bis zu seinem letzten Stündlein das Weissagen so wenig lassen kann, wie dieser das Ränkeschmieden: er verrechnet sich immer nur um ein kleines, um einen geringfügigen Punkt, der aber dann gerade der ausschlaggebende ist, um den Dingen die himmelweit (oder hier für Machiavelli höllenweit) andere Gestaltung zu geben, gleichwie, wer nur um ein Haarbreit an einem jähen Bergesrande sich versieht, in einen unendlichen Abgrund stürzen kann. So steht Machiavelli

am Ende gleich einem Verzweifelnden bei der Ebbe am Meeresstrande, da ihm die Flut alles entrissen hat: seinen Glauben, sein Hoffen, sein Vaterland und seinen Gott tragen die Wogen dahin, und er flucht sich und dem Leben tief aus dem Grunde seines zerrissenen Herzens. In keiner Szene fast atmet die stille Majestät Michelangelos so ihre heilige Weihe, wie bei seiner letzten traurigen Begegnung mit Machiavelli: er sieht den Freund leiden, er fühlt mit ihm, wie bitterlich ungerecht er leidet, er selbst hat Verwandtes durchlitten, aber er durfte der Sieger werden, weil er von einer Welt sich loszulösen vermochte, mit deren vergänglichen Losen Machiavelli sein eigenes dermaßen verquickt hatte, daß es über sie hinaus keine Hoffnung und keine Rettung mehr für ihn gab. Bei Michelangelo hingegen, welch eine Entrücktheit! Welch eine Ruhe im Sturme! Wohl erkennt auch er die Abgründe der Schmach und des Elends, denen sein armes Vaterland sich zubewegt, aber nur zum Mitleid, nicht zum grollenden Fluchen stimmt ihn diese Erkenntnis. Wohl leidet auch er — als Christ wie als tiefblickender Genius — an dem Problem der Weltenschöpfung als eines angeblichen Ausflusses der Gottesgüte; ja es offenbart sich gerade in diesem seinem Leiden der tragisch tiefe Urgrund der Zerrissenheit, der unsagbaren Trauer, von der noch nach Jahrhunderten sein Bildnis zu uns redet und aus der sich emporzuwinden er der ganzen Vollkraft seines einzigen Lebens bedurfte. „Die Welt ist grauenvoll", sagt er zu Granacci, und vermag Machiavelli nichts zu erwidern, da dieser ihm vorhält, daß Gottvater ohne Erröten Heliogabalus habe regieren sehen und Tag für Tag dem Regimente der Schurken und Lumpen in seiner Welt zusehe. Aber was ist ihm diese Welt? Einem Schaffen muß am Ende doch auch sein Schaffen, seine Herrlichkeit entstammen: mag daher der Fürst dieser Welt noch so unheilvoll eifrig am Werke sein, auch der Gott des Guten schafft fortwährend an einer Gegen-

welt, seine Werkmeister sind die Genien von der Art eines Michelangelo, und seinem Werke gilt es, wenn auch nicht für die Zeitlichkeit, doch für die Ewigkeit den Sieg zu erringen. Damit verliert denn auch der ganze rätselhafte Gegensatz zwischen der ihn umgebenden Scheinherrlichkeit und Wesensverwerflichkeit, jener dunkle Anblick bis in schwindelhafte Abgründe hinab untergrabener Riesengipfel menschheitlicher Entwicklung, seine beängstigende Gewalt über ihn: hat er einmal erkannt, daß die Naturgesetze am Ewigen sich brechen, daß alles wirklich Große und Gute nicht von dieser Welt, so darf er nun auch an das letzte und größte seiner Lebenswerke mutig herantreten: die Kunst aus dem Banne des Scheines zu befreien, sie zu entsühnen von dem Fluche, den seine Genossen ihr nicht haben fernhalten können und wollen.

Hier liegt der Sinn des tiefen Gegensatzes, in den Gobineau seinen Michelangelo auch zu *seinen Mitkünstlern* gebracht hat. Alle machten sie ihren Frieden mit dem bösen Genius der Zeit, der, ein Würgengel, in jeder Stadt eine andere, immer aber verführerische Maske anlegte. Sogar ein Lionardo war auf eine gewissermaßen vornehme, ein Tizian gar auf eine recht gemeine Weise in sein Treiben verflochten. Ja, *Raffael* selbst, dessen herrliche Lichtgestalt doch in Gobineaus Darstellung weithin aus all diesen Schreckknissen hinausleuchtet, er war, bei aller Versenkung in das Schauen seines künstlerischen Ideales, doch zugleich zu tief in das süßeste Genießen des Lebens versunken, als daß er mehr wie mit einem, freilich als Blitz des Genies grell die Szene erhellenden, Streifblicke jenes Treiben hätte treffen können (vgl. seine Worte zu Bibbiena über Sankt Paulus und Sankt Petrus). Raffael vertritt gleichsam die Kindesunschuld der Kunst; aber ein Kind kann hier die Rettung nicht bringen, es bedarf eines Mannes. Der einzige Michelangelo hatte jenem Verderber tief auf den Grund seines Auges und Herzens geblickt, ihn erkannt und

entlarvt; so konnte er zum guten Genius seines Landes und seiner Zeit werden als der erbarmungslos Wahrhaftige und leuchtend Reine, mochten ihn auch sein Land und seine Zeit zunächst am wenigsten dafür erkennen. Denn in seiner zeitlichen Erscheinung muß ja ein solcher allein Wahrhaftiger vielfach düster, gequält, abstoßend dastehen, ja stellenweise klein und ungerecht erscheinen um seiner höheren Gerechtigkeit und Größe willen: er trifft mit jenem allen nur die einzelnen Erscheinungen und Persönlichkeiten, mit dieser das Wesen der Dinge. Dafür aber erlebt er, der hohe Märtyrer seiner Kunst, am Ende noch deren Verklärung in seiner eigenen. Welch eine Erhabenheit, mit der Gobineau diese künstlerische Apotheose in der Schlußszene des Werkes dargestellt hat! Gleich der wandelnden Verkörperung einer bei allem doch großen Zeit, tritt er in den Sabbat der Epigonen hinein: vor dem Riesen fahren die Zwerge auseinander, vor der Sonne zerstieben Spuk und Gespenster der Nacht. Und nun verkündet der wahrhaftigste Künstler der reinsten Frau (ein Wunder sie beide!) die machtvolle Endeslehre des Renaissancewerkes: daß Gott nicht den Menschen, sondern nur den großen Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, daß das Göttliche im Menschen nur durch die Helden und durch die Beispiele, die sie allen Menschen guten Willens darbieten, fortlaufend lebendig erhalten wird.

Möge es so gelungen sein, möglichst ungezwungen und im Geiste des Dichters seine größte Gestalt aus den Gegensätzen heraus, als andere beleuchtend und von ihnen beleuchtet, zu deuten. Wir können uns dann um so mehr einer ausführlicheren Besprechung der übrigen Figuren für überhoben halten und mit einer kurzen Hindeutung auf einige besonders meisterlich gelungene begnügen: Lucrezia, das blühend geistvolle Kind der Sünde, das in schöner Wandlung der Verinnerlichung, ja am Ende dem Heile sich zubewegt; der Conné-

table von Bourbon; der großsprecherische Schreier Cellini. Überaus fein, fast zu fein für ein Durchschnittspublikum ist die Zeichnung Leos X. und seiner Leibkardinäle; während nun wieder die der beiden jugendlichen Hauptherrscher seiner Epoche einer ganz besonderen Wirkung gewiß sein darf. In plastischem und zugleich grellem Farben-Gegensatze treten sie einander gegenüber, der königliche Leichtfink Franz I. und der schwerblütige kaiserliche Asket Karl V., der heitere Vollblutfranzose von der Kavaliersparole, dem sich alles in lauter Wohlgefallen auflöst, und der spanisch-flamländisch-burgundisch-österreichische Mischling und Weltherrscher, der in höchster Pflichttreue gegen einen unselig mißverstandenen Gott — sein an sich großartiges asketisches Ideal erscheint traurig verzerrt, weil das eine: das Heilandsvermächtnis der Liebe, daraus ausgeschlossen ist — hier auf Erden alles niedertritt und knechtet. Und wiederum, wie menschlich tragisch steht er am Ende da in seinem dumpfen Fanatismus, den er dem Sohne vererben zu müssen glaubt; wie wunderbar ergreifend ist auch die Figur Philipps II. mit wenigen Strichen mit hineingebracht in jener Szene, die aus dem von Platen und Löwe einstmals in tönenden Marmor gefaßten Lebewohl des Weltenherrschers an seine Welten ein erschütterndstes dichterisches Gemälde geschaffen hat!

Genug — alles weitere Beschauen sei getrost dem Leser überlassen. Vielleicht findet der eine oder andere, daß in der starken und immerwiederkehrenden Betonung der italienischen Einheitsbestrebungen ein wenig der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts zu erkennen ist, vielleicht auch liegt manchem etwas wie Tendenz in der Weise, wie die Landsleute des Dichters bei den verschiedensten Gelegenheiten — übrigens auf die ungezwungenste und natürlichste Weise — Lektionen abbekommen. Doch dies alles nur nebenbei; insofern dagegen das ganze Werk eine „Tendenz" verfolgt, kann damit nur jener eine große Gedanke gemeint sein, welchen Gobineau nicht

erst in die Renaissance hineingelegt, sondern nur daraus herausgelesen und in seiner Weise zum Ausdruck gebracht hat: der vom Triumph der Kunst über die Politik, der ewigen über die vergänglichen Mächte. Wir konnten diese bereits bei der Betrachtung der Gestalt Michelangelos, in dessen Gegenüberstellung gegen die Vertreter der Politik, zu Tage treten sehen; nicht minder deutlich aber spricht sie nochmals aus einer einzigen Gestalt ganz für sich, aus jener in vielem Betracht größten und zugleich tragischsten Gestalt der ganzen Renaissancezeit, die daher Gobineau auch machtvoll in den Mittelpunkt seines Werkes gerückt hat: Julius II. In ihm erscheint gewissermaßen das ganze Zeitalter nach allen Seiten leibhaftig vor uns: die personifizierten Genien der Geschichte, als Politik, und der Kunst vollziehen in ihm ihr gewaltiges Ringen. Sein titanischer Drang ist ohne Zweifel auf das Höchste, Edelste, auf reines Wirken gerichtet, aber all sein Tun hat erst die Filter der Geschichte zu passieren, und darüber geht das beste Teil seiner Kraft verloren. Wie erschütternd klingen seine Worte, wie lange es nur überhaupt gedauert habe, ehe er erst ans Wirken kam! Und nun kann er nicht wirken, wie er es sich gedacht: er muß als Politiker schaffen, gegen die Mächte der ihn umgebenden Welt an und mit ihren Mitteln, d. h. mit Lug und Trug, allerlei Ränken und Schlichen, ja mit mindestens geduldeten Gewalttaten und Verbrechen, die gebührend zu ahnden selbst er nicht vermag! Und doch alles vergebens: am Ende sinkt er unter den Trümmern seiner politischen Zwangs- und Sorgenbauten zusammen, um nun aber von ganz anderer Seite seinem Namen das schönste Ehrenmal errichtet zu sehen. Diesem Gewaltigen nämlich schlug zugleich ein Herz für die Kunst im Busen: sie ging ihm über alle Geschichte. Er sah — und betätigte diese Einsicht —, daß man mit ihr vor allem dem ewigen Gotte echt und rein dienen könne, wie ihm denn auch der Künstler,

gleich einem schaffenden Gott auf Erden, hoch über allen anderen Menschen, und zumal auch über seinen eigenen höchsten Würdenträgern stand: dafür denn nun wieder der größte aller Künstler, und recht eigentlich *sein* Künstler, Michelangelo, ihm (in Leo X.) den majestätischen Dankeshymnus gesungen hat, derselbe Michelangelo, der dann ganz im Geiste seines erhabenen Beschützers in der Schlußszene einen der Grundgedanken des Renaissancewerkes dahin faßt, daß, *wie es nichts Höheres hienieden gebe, als das Beispiel des Helden, so zumal auch der Künstler kraft seiner Beispiele ein ebenso großer Bekehrer sei als der Weltweise und der Heilige.*

Je mehr wir so in den Geist des Werkes eindringen, desto mehr wird sich endlich auch, gerade aus ihm, eine eigene, wenn auch durchaus ungewöhnliche, Form erschließen, werden sich uns zumal im einzelnen die ungemeinsten, oft unbewußt tiefsinnigen Bezüge im künstlerischen Bau offenbaren.

Ich erinnere hier zunächst an die *durchgehenden Figuren* (die beiden Gegenfüßler Machiavelli und Michelangelo in allen fünf, Lucrezia Borgia in vier, mehrere andere in zwei bis drei Stücken auftretend), welche die ideelle Einheit des ganzen Werkes verkörpern und zwischen seinen einzelnen Teilen organisch überleiten. Vor allem ist es Machiavelli, der mit seinen zahlreichen prächtigen Charakteristiken nicht nur sich selber charakterisiert, sondern zugleich, fast in der Weise eines antiken Chorführers, alle Hauptereignisse mit bedeutsamen Betrachtungen begleitet, von den wichtigsten Gestalten des Werkes aufs ungezwungenste lebensvolle Bilder entwirft, den Helden des zweiten Stückes in den Schlußworten des ersten als aus dem Chaos auftauchend ankündigt, und beispielsweise in Leo X. uns den Gegensatz der beiden jugendlichen Fürsten der Zukunft von ferne schon ahnen läßt, ehe sie noch selbst leibhaftig vor uns hintreten.

Wie die allgemeine Idee in der Form sich spiegelt, indem zugleich in der Sprache das einzelne der dichterischen Absicht widertönt, dafür bietet Julius II. ein wundervolles Beispiel dar. Die Eingangsszene leidenschaftlich hinausstürmend, die Sprache bald jäh abgerissen, bald in einer alles Satzgefüge sprengenden Häufung nach Ausdruck für diesen wilden Überdrang ringend; in der Schlußszene der babylonische Turm zusammengestürzt, wirre Brocken, die das ungeheure Genie des versinkenden Großen noch einmal aus Trümmern aufleuchten lassen: ein erschütterndes Memento für die Hinfälligkeit *weltlichen Schaffens*! Und dagegen im Herzen des Stückes die Raffaelszenen, breit und voll ausklingend, von glückseliger Ruhe durchsättigt, aus Frieden und Wonne geboren, Frieden und Wonne erzeugend: ein leuchtendes Wahrzeichen der ewig beglückenden Kraft *künstlerischen Schaffens*.

Das letzte Stück — um damit abzuschließen — wird, wie um eine feierliche Abschiedsstimmung zu erzeugen, in der Hauptsache gebildet aus *vier gewaltigen Abschiedsszenen* (Abschied des Connétable von Pescara, Machiavellis von Michelangelo, Karl V. von Philipp II. als dem zukünftigen Vertreter seiner Reiche, endlich Michelangelos von Vittoria Colonna), zwischen denen die übrigen, in der Mehrzahl volksmäßigen und humoristischen, sich hindurchranken, wie um zum Ausruhen von den Erschütterungen jener gewaltigen Vorgänge zu verhelfen. Möge es jeder an sich selbst erleben, wie eine solche *innere Form*, wenn man so sagen darf, jeder vollkommen geschlossenen äußeren an seelisch-ästhetischer Wirkung reichlich gleichkommt.

Diese wenigen Beispiele mögen hier genügen. Sollte die Renaissance je einmal einen eigentlichen Ausleger finden, so wird es diesem ein leichtes sein, noch manches der Art ins Licht zu setzen.

Die einstmals aufgeworfene Frage, ob und inwieweit der

Schöpfer des Essai auch in der Renaissance wiederzufinden sei, kann seit dem Bekanntwerden der Einleitungen, die über so vieles Licht verbreiten, wohl kaum ernstlich wieder aufgenommen werden. Es ist klar, daß der Anthropologe sich hier gänzliches Schweigen auferlegt, daß einzig der Mensch, der Dichter und allenfalls der Kulturgeschichtsschreiber hat reden wollen. Das geht so weit, daß man sogar dem Einwande, den ein hervorragender Landsmann Gobineaus gegen diesen erhoben hat, daß er dem spezifisch italienischen Charakter der Renaissancemenschen nicht gebührend Rechnung getragen habe, eine gewisse Berechtigung nicht wird absprechen können.

Ein ganz anderes Ding ist es natürlich, inwieweit das eigene Geblüt des Dichters sich in seinem Werke spiegele. Und da dürfte wohl unsere ganze bisherige Darstellung unzweideutig ergeben haben, und braucht hier nur noch einmal kurz zusammenfassend festgestellt zu werden, daß die Renaissance nach Geist und Form kein französisches, kein romanisches (im Sinne Gobineaus selbst sollten wir lieber sagen: kein lateinisches), daß sie ein durch und durch germanisches Werk ist. Germanisch ist das ganze Empfindungsleben, die reiche Entfaltung des den Franzosen bis auf die Bezeichnung unbekannten Gemütsmomentes, die Verlegung der Form von außen nach innen, nicht zum wenigsten endlich die Ausdrucksweise, die Sprache[1]. Wir haben hier die merkwürdige Tatsache zu

[1] Noch einen höchst wesentlichen Zug der Renaissance möchte ich gerne in diesen Zusammenhang einreihen, wage es aber nicht, wenigstens nicht unbedingt, da er zwar sehr wenig französisch, aber auch nicht eigentlich deutsch ist. Ich meine das so gut wie gänzliche Zurücktretenlassen der Geschlechtsliebe, eines Motives, das im übrigen in der gesamten modernen Literatur mehr und mehr zu Tode gehetzt worden ist. Indem Gobineau, nachdem er sich in den Plejaden damit abgefunden, dieser Seite des menschlichen Wesens in seiner Dichtung nicht mehr Raum gestattet als in der Natur der Dinge selbst, tritt er in rühmlicher Weise unmittelbar neben die Alten und Shakespeare.

verzeichnen, daß nicht etwa nur Deutsche, nein mehrfach mit deutschem Leben und Wesen, deutscher Sprache und Schrifttum vertraute Franzosen die Renaissance in Deutsch unvergleichlich wirksamer gefunden haben als in Französisch. Es ist eben alles schon vom Dichter so durchaus germanisch, fast möchte man sagen deutsch, gedacht und empfunden, es waltet zwischen dem Geiste unserer Sprache, welcher eben doch der germanische Geist ist, und demjenigen Gobineaus eine derartige bis ins Innerste gehende Verwandtschaft ob, daß, wenn nur sein Dolmetscher die rechten deutschen Worte für jenes sein Denken und Empfinden gefunden, die Übersetzung fast wie eine Rückübersetzung in eine diesem heimischere Mundart erscheinen kann.

Dem allen entspricht denn auch die Aufnahme, welche das Renaissancewerk in den Hauptländern, an die es sich wandte, gefunden hat.

Spärlich genug sind die Zeichen, die auf eine ernstlichere Beachtung in Frankreich lange Zeit hindeuten (noch heute, nach fast vier Jahrzehnten, ist man dort über sieben Auflagen nicht hinausgekommen, und es steht fest, daß selbst an diesen das Ausland, vor allem Deutschland, einen überwiegenden Anteil hat). Nur eine bemerkenswerte Ausnahme lieferte bald nach dem Erscheinen des Werkes wiederum jenes Original Barbey d'Aurevilly in einer Besprechung, die völlig unserer deutschen Auffassung entspricht, eben darum aber auch in Frankreich wirkungslos verhallte[1].

Man vergleiche über diesen Punkt die vortrefflichen Bemerkungen von Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung" Bd. IV S. 291 ff. und ganz besonders Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker" S. 366 ff.

[1] Erschienen zuerst im Constitutionnel vom 16 septembre 1878, dann, mit einem nach Gobineaus Tode angefügten Schlusse, in die Sammlung „Les œuvres et les hommes", 11e série, les Historiens, vol. 10 p. 67—82, übergegangen. Wiewohl auch hier wieder Barbeys

Freilich, einen Preis der Akademie — den Prix Bordin — erhielt Gobineau für seine Renaissance; aber schon die Worte, die deren beständiger Sekretär, Camille Doucet, ihr in seinem Bericht über den Wettbewerb des Jahres 1878 widmete: „Avec des noms et des personnages historiques, M. de Gobineau a composé une série de tableaux qui ont leur mérite, leur grâce et leur charme et dont l'ensemble constitue une lecture agréable et intéressante" deuten genügend darauf hin, auf welche Art von Verständnis sie bei der großen Mehrheit der Franzosen im besten Falle zu rechnen habe. Die einzige uns aus jener Zeit, neben der Barbeyschen, erhaltene einigermaßen bedeutendere Besprechung, von Victor Fournel, in der Gazette de France 14 und 15 avril 1879, läßt zwar die Kraft, die Meisterschaft der Psychologie und Charakteristik durchweg zu Ehren kommen, bringt es aber fertig, Vitet dank seiner größeren Einheitlichkeit (richtiger sollte man sagen: Eintönigkeit!) über Gobineau zu stellen und das Ganze in Betrachtungen ausklingen zu lassen wie: „man frage sich, was die Renaissance wolle, der Skeptizismus behalte das letzte Wort", u. dgl. m. (!).

Es folgt das bekannte zwei Jahrzehnte lange Schweigen, dann endlich die notgedrungene Neubefassung mit Gobineau als Echo der deutschen Schilderhebung, welche nun aber ein noch ausgesprocheneres Versagen des kritischen Frankreich der Renaissance gegenüber zeitigen sollte. Wo uns eine unerschöpfliche Gestaltungskraft, eine urwüchsige Naturwahrheit entgegen-

---

Wunderlichkeiten ihr Wesen treiben, ist doch dieser Aufsatz durch seine für damals durchaus paradoxe Mannhaftigkeit, übrigens aber auch durch die kernige und treffende Art, wie das innerste Wesen des Gobineauschen Werkes erfaßt und ins Licht gesetzt wird, so hervorragend, daß wir uns vorgesetzt haben, ihn, schon als das erste bedeutendere Wort, das in der Öffentlichkeit über die Renaissance erklungen ist, im Beibande ziemlich im vollen Wortlaute zum Abdruck zu bringen.

zutreten schien, redeten die Wortführer dieser neuen Generation — Namen tun hier nichts zur Sache — von trübem, mattem Kolorit, nannten Gobineaus Fresken ein Grau in Grau, seine Seelensprache Rhetorik, ja wollten durch die Renaissance an Schulexerzitien erinnert werden! Der einzige Schuré (der Gesinnung, nicht dem Blute nach Franzose) hat damals für diese warme Worte des Verständnisses aufgebracht in seinem schönen Aufsatze: „Le génie de la Renaissance, d'après Gobineau.“ [1] Indem er es aussprach und in geistvollen Ausführungen belegte: „Si ce livre n'est pas un drame selon les lois du théâtre, c'est une œuvre unique en son genre, le tableau complet et vivant d'une des plus grandes périodes de l'histoire, le miracle d'un devin et d'un poète — en un mot, une création de génie“ („Précurseurs et Révoltés“ p. 287), hat er durch sein Beispiel zu ernsterem Befassen mit dem gar zu kläglich verkannten Werke angefeuert und so bewirkt, daß wenigstens allmählich mehr Stimmen des Beifalls und Verständnisses erschollen, wenn diese auch nach wie vor nur einer sehr bescheidenen Minderheit angehörten [2]. Dem französischen Gesamtvolke blieb die Renaissance toter Buchstabe.

---

[1] Zuerst in der „Revue politique et littéraire“ 13/20 juin 1903, dann in seine Sammlung „Précurseurs et Révoltés“, Paris 1904, aufgenommen.

[2] Ich nenne hier vor allem Dreyfus, in seinem mehrerwähnten Buche. Auch Seillière hat seine zuerst wahrhaft unmögliche Haltung der Renaissance gegenüber in einem späteren, sehr ausführlichen Aufsatze der „Revue Germanique“ (1908 p. 15—39), der manches Gute enthält, einigermaßen geändert. Sehr richtig urteilt er über die Doppelverkörperung Gobineaus in Michelangelo und Machiavelli, nur hat er anscheinend gar keine Auffassung für die weitergehende allseitige Objektivierung zu einem Gesamtbilde, dem doch auch die genannten Figuren sich in vollkommener Gleichartigkeit nur einordnen. Neuestenbings verdient allenfalls Erwähnung noch Paul Souday (Temps vom 1 octobre 1913).

Ein grellerer Gegenſatz, als wie er ſich in dem Verhalten von Gobineaus Geburts- und Adoptivvaterlande zu ſeinem künſtleriſchen Hauptwerke offenbart, wäre wohl nicht leicht denkbar. Vom erſten Tage ſeines Bekanntwerdens an hat dieſes bei uns eine Fülle der Begeiſterung erweckt, wie ſie wohl nur ganz ſelten einem Werke des Genius zuteil wird. Die Einmütigkeit dieſer Begeiſterung, das faſt Stürmiſche des Vorgangs, der ſie zum Lieblingswerke ſo vieler Deutſchen erhob, erſtickten wie im Keime alle jene Widerſtände, durch welche ſich die Schöpfungen des höheren Stiles gemeiniglich hindurchzuringen haben. Was nur irgend eines geläuterteren Urteilens und Empfindens fähig war, erkannte in ihr eines von den Werken, welche die Jahrhunderte durchleuchten und durchwärmen, und welchen, als ſolchen Ewigkeitswerken, daher auch ein Sonder- und Ehrenplatz anzuweiſen ſei. Zur ſelben Zeit etwa, da von Frankreich die vorbezeichneten Mißklänge herübertönten, konnte in der Deutſchen Rundſchau das Ergebnis feſtgeſtellt werden, daß die Renaiſſance — in etwa einem Jahrzehnt — zum Gemeingut des deutſchen Publikums geworden ſei, konnte eine Zuſammenſtellung von Stimmen aus der Öffentlichkeit veranſtaltet werden, die ſich wie ein großer Hochgeſang auf Gobineaus Meiſterſchöpfung ausnahmen und deren Einzigartigkeit in den verſchiedenſten Tonarten feierten. Man hätte dieſe Stimmenſammlungen ſeitdem ſchon öfter erneuern können und wäre immer zu dem gleichen Endſpruche gekommen, wie ihn etwa das Literariſche Zentralblatt (durch Friedrichs Mund) in die Worte faßt: „Über dieſes Werk ſind wohl die Akten bereits geſchloſſen. Sein Ruhm ſteht feſt und wird nie wieder vergehen“ [1].

[1] Als eine Merkwürdigkeit verdient feſtgehalten zu werden, daß die beiden Einzigen, die in Deutſchland als Andersdenkende aufgetreten und der Renaiſſance, der eine ſcharf kritiſch, der andere gar unmittelbar gegneriſch zu Leibe gegangen ſind, zwei Dänen — ein

Wie alle epochemachenden Schöpfungen, hat die Renaissance unter jüngeren Dichtern sehr bald Schule gemacht. Auch hier wieder eröffnete Heinrich von Stein die Reihe, der sich

---

Nationaldäne und ein jüdischer — waren: Carl Gjellerup in einem Artikel der Beilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 22. Januar 1901 und Georg Brandes im „Tag" vom 5. März 1904. Ersterer, der sich damals nur gegen vermeinte Überschätzungen des Werkes als reinen Dichtwerkes gewandt hatte, ist diesem seitdem immer näher und von seinem, wie er selbst sagt, „zu formellen Standpunkte" zurückgekommen. Letzterer dagegen redet von „historischen Fälschungen", von „Änderungen in Bezug auf die Denkweise und die Verhältnisse der historischen Persönlichkeiten, die Gobineaus Werk für den, der sie wirklich kennt, abstoßend machen". Aus deutschem Munde ist meines Wissens irgend ein ernstlicherer Widerspruch gegen die Renaissance in der Öffentlichkeit nicht erfolgt. Die eigentliche Literatur über die Renaissance hier aufzuzählen, schließt sich schon aus dem Grunde unbedingt aus, weil sehr viele von den zahllosen Kundgebungen und Urteilen, und nicht die am wenigsten charakteristischen, sich nicht in Sonderarbeiten über dieses Einzelwerk, sondern in allgemeineren Auslassungen über Gobineau finden. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß die Hauptgedankengänge und -gesichtspunkte, wie sie in dem vorliegenden Kapitel unseres Textes zu vereinigen der Versuch gemacht wird, immer wiederkehren. Unter diesen Umständen schien es das Richtigste, uns in der Hauptsache auf einige wenige Arbeiten der allerersten Zeit zu beschränken, nicht nur weil den ersten Wortführern die Ehre zukommt, vor anderen, die es später leichter hatten, beachtet zu werden, sondern auch, weil diese anderen in Auffassung und Deutung, in dem, worauf es ankommt, im wesentlichen nicht über sie hinaus gekommen sind. Der Erste, der in Deutschland über die Renaissance das Wort ergriffen hat, war Heinrich von Stein (Bayreuther Blätter 1881 S. 13 ff.). Sein Aufsatz war weniger auf ein systematisches Verständniswecken für Gobineaus Werk als auf ein allgemeines Erfassen des Geistes der Renaissancezeit gerichtet und bewegte sich in dieser Hinsicht stark in den Bahnen seines Meisters Wagner. Immerhin hat Stein auch in ersterer Richtung manchen dankenswerten Wink eingeflochten: einen solchen möchten wir hier, in seiner schönen Fassung, dem Leser nicht vorenthalten: „Wie nimmt in der ergreifenden Schlußszene des Buches die Tragödie

an den „Hiſtoriſchen Szenen" zu ſeinen den verſchiedenſten Gebieten der Geſchichte entnommenen dramatiſchen Bildern „Helden und Welt" begeiſterte. Die Späteren haben ſich

der Renaiſſance in ihrer vollen Würde und Größe Abſchied von uns, wenn dem Greiſe die dienende Zartheit und geiſtige Schönheit einer Frau ein erſtes Liebeswort als letzten Segensſpruch entlockt! Gar viel anders, als eine unſelige Properzia mit einem tonloſen ‚Ich weiß es nicht' von dem nun verwüſteten Heimatlande der Kunſt ſcheiden mußte; viel anders auch, als eine Beatrice von Eſte das Überſtrömen der allliebenden, alles beglückenden Seele Raffaels in ſich aufnehmen durfte." 1894 erſchienen, gleichfalls zuerſt in den Bayreuther Blättern, dann oft neu gedruckt, die einführenden Betrachtungen des Verfaſſers dieſer Biographie: inſoweit ſie ebenfalls dem renaiſſancefeindlichen Geiſte Wagners huldigten, heute geopfert, inſoweit ſie in Gobineaus Sinne nach wie vor haltbar erſchienen, als Grundlage der Betrachtung in den obigen Text herübergenommen. 1896 brachte Frommanns „Wahrheit" (Bd. VI S. 251 ff.) einen vortrefflichen Artikel von Profeſſor Max Diez, der den Vorzug hat, auf wenigen Seiten die für das Verſtändnis der Renaiſſance für immer maßgebenden Geſichtspunkte — die innige Verwandtſchaft Gobineaus mit den großen Renaiſſancegeiſtern, ſeinen Univerſalismus, den Realidealismus des Werkes, das Neue in Form und Geiſt, die Shakeſpeareſchen Züge darin — klar und treffend hervorzuheben. Friedrichs gründlicher und verdienſtvoller Unterſuchungen wurde wiederholt gedacht. Bei den verſchiedenſten Gelegenheiten haben ferner Männer wie Fritz Lienhard, Rudolf Schlöſſer, Hans von Wolzogen und andere dem Verſtändnis wirkſam vorgearbeitet. Unerwähnt bleiben ſollte endlich nicht die Beſprechung Georg Witkowskis, der aus Anlaß der Leipziger Aufführungen eindringlich auf die Renaiſſance hinwies (Januar 1908, zuerſt im Leipziger Tagblatt, von da in die Nationalzeitung vom 26. Januar übergegangen) und dabei namentlich eine ſonſt durchweg weniger beachtete Seite derſelben zu gebührender Geltung brachte: den „Reichtum des Details der Zwiſchenſtücke, der, indem alle Schichten der Geſellſchaft durch zahlloſe, aber faſt überall ſcharf gezeichnete Köpfe vertreten, ebenſo bewundernswert ſei wie die Größe des Stiles, die imponierende Kraft in den mächtigen Gemälden, die den Blick des Beſchauers am ſtärkſten auf ſich lenken. Überall dieſelbe überzeugende Lebenswahrheit, dieſelbe mit fabelhafter Sicherheit geſehene und wieder-

dann unmittelbarer an Gobineaus Vorbild gehalten, indem sie, teilweise ebenfalls in zyklischer Form, Stoffe aus der Zeit der Renaissance zu dramatischer Bearbeitung sich ausersahen. So unter anderen Wilhelm Weigand, Arthur Schnitzler, Emil Ludwig, Thomas Mann, Rudolf Herzog[1].

Sie alle schufen unmittelbar für die Bühne, an welche Gobineau selbst zunächst nicht gedacht hatte. Vielmehr schwebte ihm als nächste Verlebendigungsform die Vorlesung vor, die er, seiner Gewohnheit gemäß, schon während der Entstehung des Werkes zur Anwendung brachte. Wagner, der seiner vertrauten Umgebung mit Begeisterung Renaissanceszenen vorlas, ist ihm dann darin gefolgt, und seitdem ist diese Form der Vorführung eine in den verschiedensten öffentlichen und privaten Kreisen — ganz besonders auch in der deutschen Schule und in der deutschen Familie — oft und gern geübte geworden. Ebenso bemächtigten sich begabte Bühnenkünstler des Werkes zu Vorträgen; es genügt, hier zwei zu nennen, die sich jahrelang dieser Aufgabe mit vorbildlicher Hingebung gewidmet haben: Paul Prina, heute Dramaturg des Leipziger Stadttheaters, und Karl Bender, seinem Wirken vorzeitig entrissen im Jahre 1910.

Man darf wohl sagen, daß diese Männer vornehmlich

---

gegebene Fülle von charakteristischen Stellungen, Bewegungen, Gesten, dieselbe scharfe Kontrastierung der Gegensätze". Am spätesten hat Gobineau in unseren französischen Literaturgeschichten Berücksichtigung gefunden. Doch kann man sich jetzt auch da (z. B. in Suchiers und Birch-Hirschfelds „Geschichte der französischen Literatur" Bd. II S. 442) seine Überzeugung bestätigen lassen, daß wohl keine Dichtung tiefer in das Wesen der Renaissance einführe als die Gobineaus.

[1] Man vergleiche Professor Max Kochs Aufsatz über des letzteren „Condottieri" in der „Schlesischen Zeitung" Nr. 226 vom 31. März 1907, wo zugleich auf „die eine Quelle, das unerreichbare Vorbild aller jener Renaissancedramen, Gobineaus gar nicht genug zu bewunderndes Meisterwerk" kräftig hingewiesen wird.

dazu beigetragen haben, den Renaiſſanceſzenen den Weg auf die Bühne, der ihnen zwar nicht ausdrücklich vorgezeichnet, aber unausbleiblich vorbeſtimmt war, zu ebnen. Es iſt eine Freude, zu ſehen, wie einer nach dem anderen von unſeren hervorragenden Bühnenleitern und Dramaturgen, von der inneren Dramatik dieſer Geſchichtsbilder unwiderſtehlich ergriffen, dem Problem ihrer auch äußeren Anpaſſung an die Bühne mit tiefem Ernſte und nicht erlahmender Zähigkeit nachgegangen iſt. In ihnen allen lebte das Bewußtſein, das ſtelle ſich dar, ehe es nur eine Bühne betreten habe, das ſei zu gewaltig, als daß es nicht auch ihnen angehören ſollte.

Die Löſung war mit dem Augenblicke gefunden, da man ſich darüber klar war, daß hier nicht die Geſchäfts- und Abonnementsbühne in Betracht komme, ſondern einzig jene Feiertagsbühne, nach welcher ſeit einem halben Jahrhundert die beſten Deutſchen ringen und rufen, und für welche gerade Gobineau eine neue, und eine der ſchönſten Verwirklichungsmöglichkeiten mit hinzuzubringen ſchien.

Es iſt das unvergängliche Verdienſt Ferdinand Gregoris, der Renaiſſance dieſe Bühne erobert zu haben[1]. Nicht nur als Träger der Hauptrolle, vielmehr als Anreger und Leiter, ja recht eigentlich als Seele der ganzen Veranſtaltung hat er mit fortreißender Begeiſterung ein dann von anderen nachgeahmtes Vorbild hingeſtellt und ein vom ſchönſten Gelingen gekröntes Beiſpiel dafür gegeben, daß der Idealismus, die lebendigen Kräfte aus der Zeit unſerer großen Klaſſiker auch in der Bühnenwelt von heute mit nichten abgeſtorben ſind. Die Feſtvorſtellungen ſeines „Michelangelo" in Wien im Jahre 1904 haben bahnbrechend gewirkt. Leipzig, Stutt-

[1] Seine Bearbeitung iſt auch im Buchhandel erſchienen: „Michelangelo. Neun Szenen aus Gobineaus Renaiſſance. Nach Ludwig Schemanns Verdeutſchung als Feſtſpiel für eine vereinfachte Bühne eingerichtet von Ferdinand Gregori." Straßburg 1909.

gart, Hamburg, Zürich und andere Städte sind später — teilweise mit anderen Bearbeitungen und Ausschnitten — dem Beispiele gefolgt, und indem überall in irgend einer Weise der Charakter des Ausnahmsweisen, Festlichen, gewahrt wurde, hat man Wirkungen erzielt, die nun gleichfalls als außerordentlich, als von der höchsten Art bezeichnet werden dürfen. Wem es vergönnt war, einer dieser Darstellungen beizuwohnen, der weiß, was in den Schachten dieser tiefen und gewaltigen Seelendramatik für die Zukunft noch geborgen ruht, ja ihm erscheint angesichts der Tatsache, daß dergleichen in einer Zeit der Herrschaft des Naturalismus möglich war, selbst das Hoffen derjenigen nicht allzukühn, die für Tage, in denen einmal wieder idealere Strömungen zur Herrschaft gelangt wären, auf Grund einer geeigneten Bühnenbearbeitung eine zyklische Vorführung des ganzen Riesendramas für möglich halten[1].

Genug, es ist zur Tatsache geworden, daß Gobineaus Werk, ohne mit Überlegung für die Bühne geschaffen zu sein, sich derselben dennoch bemächtigt hat. Wieder einmal zeigt sich Gobineau hier von einem jener großen Instinkte geleitet, die sein Wirken nach verschiedenen Richtungen hin charakterisieren, und wieder einmal hat er sich damit einer Entwicklungsreihe eingegliedert, die vorwiegend auf germanischem Boden sich ausgewirkt hat. Wenn der einzelne immer und immer wieder durch die Renaissance bald an die Königsdramen, bald an Götz, bald an Wallensteins Lager „erinnert" wird, wenn er, mit anderen Worten, es an sich erfährt, wie hier einmal wieder der alte germanische Geist in neuer Verkörperung zu ihm redet, so mag es gestattet sein, zur Erklärung dessen die Tatsache heranzuziehen, daß die genannten Werke,

[1] An dem Tage, fast in dem Augenblicke, da dies niedergeschrieben wurde, erhielt der Verfasser die Nachricht von dem Abscheiden eines Meisters, der mit am wärmsten und begeistertsten für diesen Gedanken eingetreten ist: J. Savits.

denen neben anderen noch Ibsens „Kaiser und Galiläer“ hinzuzufügen wäre, eine eigene spezifisch germanische Gattung des Dramas ausmachen, in welcher neben das für gewöhnlich herrschende straff gefügte und sozusagen motivisch aufgebaute das des freieren Gefüges, das mehr epische, in lockerer Folge zeitgeschichtliche Bilder aneinanderreihende tritt. Dieses „bilderreiche germanische Drama“[1] hat in der Renaissance einen neuen Höhenpunkt erlebt. Die mannigfachen Versuche, die unser Bühnenleben der letzten Jahrzehnte — in der stilisierten oder vereinfachten, in der Drehbühne, in der Neubelebung der Shakespearebühne, in der Begründung des Naturtheaters — aufweist, diesem Bilderreichtum technisch mehr als bisher Rechnung zu tragen, sie bedeuten ebenso viele Möglichkeiten zu Gunsten Gobineaus. Technische Schwierigkeiten dürfte es bald für die Wiedergabe seiner Renaissance nicht mehr geben, und die Begeisterung der Darsteller für das Werk, dem sie — im Gegensatze zu den Durchschnittserscheinungen ihres Tagesberufes — mit einer wahren Pietät, einer fast heiligen Scheu nahen, wächst, wie die Erfahrung lehrt, von Jahr zu Jahr.

Aber freilich, die plastischen Gestalten dieser Renaissance werden vor allem in den Herzen der Deutschen immer leben, gleichviel inwieweit die szenische Darstellung auch für das Auge verstärkend hinzutritt. Schon früh, im Elternhause, im Unterricht, auch wohl im Kolleg werden unsere jungen Deutschen auf das Werk hingewiesen, das gar vielen von ihnen dann ein Erlebnis wird. Wie manche hat Gobineau als geistiger Führer auf ihren italienischen Reisen, wieviel mehrere noch als Seelenberater, stärkend, tröstend, erhebend, auf ihrer Lebensreise begleitet! Es ist nur schwer in Worte zu fassen, wie er auf das beste Teil der deutschen Volksseele mit seiner Renaissance eingewirkt, was er dafür an Liebe und Dankbar-

[1] Bezeichnung Max Martersteigs, „Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert“, Leipzig 1904, S. 123.

keit geerntet hat. Es läßt sich darum so schwer zusammenfassen, weil es in hundert- und tausendfältigen Abstufungen sich abgespielt hat. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich (an Geist wie an Glücksgütern), Gläubige und Ungläubige (Gläubige der alten wie der neuen Kirche), Fröhliche und Traurige, alles hat sich hier die gleiche Herz- und Seelenstärkung geholt. Das meiste derartige verklingt, weil es bestenfalls einmal mündlich „verlautet", gemeiniglich aber ganz im Inneren und in der Stille vor sich geht. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil spiegelt sich brieflich oder literarisch. Noch viel weniger vermögen wir die Wirkungen des Werkes in den übrigen Ländern, denen Übersetzungen es zugetragen haben, im einzelnen zu verfolgen. Aber schon was uns bis heute an allen solchen Widerklängen vorliegt, dürfte genügen, um als letztes Wort dies auszusprechen: die Renaissance ist eine jener Schöpfungen, deren Schätzung kein Wandel der Jahrhunderte beirren, deren Wirkung nur mit dem Untergang oder dem völligen Sinken des menschlichen Geschlechts enden kann. Der Mann aber, der ein solches Werk geschaffen, lebt für uns unter den großen Wohltätern der Menschheit für immer.

* * *

Die Renaissance war, unter anderem, auch durch ihre plastischen und malerischen Vorzüge mittelbar eine derartig überragende Leistung im Dienste der bildenden Künste, daß daneben Gobineaus bildnerische Leistungen im eigentlichen, engeren Sinne nur bescheiden ins Gewicht fallen. Und doch dürfen wir an ihnen auch diesmal um so weniger vorbeigehen, als wir, so wollte es seine fortschreitende Entwicklung, vom rein Künstlerischen ganz abgesehen, in jedem Falle immer größere biographische und Seelenwerte in ihnen zu erblicken haben.

Das erste Werk seines Meißels, das er bereits wenige Tage nach seiner Ankunft in Stockholm in Angriff nahm,

war ihm von dankbarer Pietät eingegeben: es war eine Büste der kleinen Paulette de Rémusat, Enkelin seiner Treufreunde, von deren Mutter er schon vor genau einem Jahre inmitten der Unruhen des Pariser Sommers ein Rundbild angefertigt hatte. Das Kind, das er sehr liebte, war kurz vor seiner Abreise nach Schweden gestorben, und Gobineau ließ sich gern bestimmen, seine Züge den tiefbekümmerten Angehörigen mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst lebendig gegenwärtig zu erhalten. Daß ihm dies, trotzdem er sich anscheinend in dessen Alter vergriff, gut gelungen, bezeugt der erhaltene Dankbrief der Großmutter, seiner Gönnerin.

Von Bildnissen brachten dann die nächsten Jahre noch die Büsten der Gräfin La Tour (Marmororiginal in der Straßburger Sammlung) und ihrer Tochter Jeanne, sowie der Gräfin Eulenburg (entstanden bei einem Besuche in Wulkow, Frühjahr 1877).

Von den zwei geschichtlichen oder halbgeschichtlichen Persönlichkeiten, die sich Gobineau in dieser Zeit zur Behandlung ausersah, ist uns sein Coriolan völlig verloren. Er sandte im März 1875 die Photographie des Gipsentwurfes an Caroline mit der Bemerkung, der Held sei darauf viel zu biedermännisch ausgefallen, in Wirklichkeit sehe er sehr gereizt (agacé) aus. Nur der Eichenkranz sei gut gelungen. Dies, und daß — eine Versicherung, deren es kaum bedurfte — Coriolan ein alter Liebling von ihm sei, ist alles, was wir hierüber erfahren.

Wesensverwandt, wie Coriolan, wenigstens in manchen Stücken, bei greller Abweichung in anderen, war Gobineau auch die zweite Gestalt, die er in Stockholm gemeißelt hat: Lord Byron (Statuette in Gips in der Straßburger Sammlung). Den äußeren Anlaß gab 1876 ein Londoner Preisausschreiben für ein Denkmal des Dichters. Gobineaus Beteiligung an dem Wettbewerb hatte keinen Erfolg, aber er war doch glücklich, seinen Entwurf — ganz für sich, wie er

ſagte, ohne Rückſicht auf Gefallen oder Nichtgefallen — geſchaffen zu haben. Als begleitenden Spruch wählte er die Worte aus dem erſten Geſang der Prophecy of Dante:

„For mine is not a nature to be bent
By tyrannous faction and the brawling crowd . . .
They have not yet
Quench'd the old exile's spirit, stern and high."

Entgegen ſeines Freundes Blunt Vorſchlag, der die ſpäteren Jahre feſtgehalten wünſchte, griff Gobineau ohne Zaudern nach dem jungen Byron („votre idée est plus philosophique et plus littéraire, mais Byron jeune est plus sculptural"), dem Byron des erſten Geſanges des Childe Harold. Die Buchhandlungen werden nach Bildniſſen durchſucht, die königliche Bibliothek liefert das Modejournal der Zeit, nach welchem der Anzug aufs genaueſte zuſammengeſtellt wird. Nun aber die Hauptſache, das Geiſtige. Etwas vom Antinous, etwas vom Apollo muß hinein, vor allem aber der Mann jenes Spruches, der ſich auflehnende Held und Kämpe. So ſteht denn Gobineaus Byron da, „die linke Hand auf einem Lorbeerbüſchel, die rechte etwas zuſammengezogen, die Fauſt geſchloſſen, die Miene hochfahrend" (an Blunt), oder, wie er es gegen die Gräfin La Tour ausdrückt, „ſehr ruhig und ſehr verachtungsvoll". Doch wirken dieſe Züge in keiner Weiſe herausfordernd auf den Beſchauer, vielmehr iſt der Eindruck des kleinen Denkmals ein ſehr wohltuender, und wir dürfen es als eine glückliche Fügung preiſen, daß wenigſtens dieſer Entwurf erhalten iſt.

Der weitaus überwiegende Teil der Stockholmer Tätigkeit galt Schöpfungen der reinen Phantaſie. Hier ſind vor allem drei Frauengeſtalten anzuführen, welche Gobineau der Welt dreier allergrößter Meiſter entnahm: die Queen Mab, die Beatrice und die Sonata appassionata. (Sämtlich im Marmororiginal in Straßburg.)

Die Feenkönigin Mab oder Titania, die Beſucherin der Schläfer, in welcher Gobineau, nach ſeinen eigenen Worten, nicht ſowohl den Traum als die Phantaſie hat zeichnen wollen, verſinnbildlicht gleichſam, wie er ſelbſt auch den ſchwerſten Drangſalen des Lebens auf den Fittichen ſeiner reichen Phantaſie ſich zu entwinden vermochte. Halb Kind, halb ernſt, und dabei doch heiter, ätheriſch, launig, phantaſtiſch, blickt dies liebliche Gebilde in die Welt. Die Windesſchnelle, mit der es den Menſchen naht und entſchwindet, deutet Gobineau dadurch an, daß er ihm die Haare ſchwalbenflügelartig auf das kleine Haupt legt: ein ſinnig poetiſcher Einfall, der ſich neben jenem anderen ſehen laſſen kann, welcher es ihm eingab, das Haar der Valkyrie zum ſprießenden Lorbeer zu geſtalten. Das Kunſtſtück dieſes Kopfſchmucks hat namentlich von weiblicher Seite Bewunderung gefunden, das ganze Kunſtwerk aber das Entzücken aller Freunde Gobineaus erregt[1], dem namentlich der alte Prokeſch beredten Ausdruck verlieh. Gobineau ſelbſt war ſo in ſeine kleine Mab vernarrt, daß, als der Arbeiter ſie, in ein Papier wie in einen kleinen Schal gehüllt, in ſeinen Armen wegtrug, ihm der Abſchied ſchwer wurde: „Elle était jolie comme un cœur et j'ai failli l'embrasser.“

Neben dieſem Götterkinde hat die nächſte Tochter ſeiner Muſe, die Beatrice, einen etwas ſchweren Stand. Er betont auch ſelber, welche Mühe ſie ihm bereitet, während die Mab ſich gleichſam von ſelber geſchaffen habe. Er hat großen Wert darauf gelegt, ſeine Freunde dahin zu verſtändigen, daß ſeine Beatrice nicht die Beauftragte des Himmels ſei, welche Dante im Muſeum des Paradieſes von Bildern zu Bildern

[1] „Cette Reine Mab fait mes délices, elle me représente bien la reine des fées, elle a des traits d'une délicatesse exquise, quelquechose de rêveur et en même temps de mutin, et ses ailes d'hirondelles indiquent bien sa nature aérienne“, ſchreibt Schweſter Caroline darüber.

führe, sondern Beatrice Portinari, ein Kind des Lebens und selbst in allen ihren Zügen Leben ausstrahlend. Dom Pedro, der kurz zuvor in Florenz altitalienische Bildnisse in Fülle studiert hatte, fand sie zu wenig italienisch. Man wird weiter gehen und sagen dürfen, daß sie überhaupt für eine Gobineausche Skulptur zu wenig charakteristisch, zu wenig ausgeprägt sei, zu wenig besage. Vollends dürfte dies der Eindruck des unbelehrten Beschauers sein, der die obige Erklärung Gobineaus nicht kennt, und dem daher unwillkürlich die Beatrice der Divina Commedia vorschwebt.

Zum ersten Male spricht es Gobineau anläßlich dieser Büste (gegen Prokesch) aus, daß ihm die Renaissancemeister — er nennt in diesem Falle besonders Da Vinci — als Vorbilder vorgeschwebt hätten. In Athen war er naturgemäß von der Antike ausgegangen, die selbst die Schaffung der Viktoria-Walküre noch beeinflußte. Jetzt wandte er sich, mit der allgemeinen Versenkung in die Renaissance, unwillkürlich auch als Bildhauer deren Kunstweisen und -zielen zu und suchte in ihrer Schule die größere seelische Ausdrucksfähigkeit gegenüber den alten Meistern sich anzueignen. Er ist auf diesem Wege, wie wir bald sehen werden, vielleicht nicht ohne Einwirkung Carpeaux', gelegentlich bis zu Kühnheiten, die kaum ein Meister der Renaissance gewagt hätte, vorgeschritten. Einstweilen freilich bezeichnet seine Beatrice nur erst einen ersten Versuch in dieser ganzen Richtung; einen Höhenpunkt dagegen, wann sie auch entstanden sein mag, die Sonata appassionata, das nach der gefestigten Überzeugung des Verfassers schönste bildnerische Seelengemälde, das wir von Gobineau überhaupt besitzen. Die einzigartige Sonate scheint vor allen ihren Schwestern dazu berufen, zu großen Menschen zu sprechen[1]. Gobineau, dem sie Zaluski oft und, wie es

[1] Sie war unter anderen ein Lieblingswerk Bismarcks, von dem wir zwei verbürgte Aussprüche darüber besitzen: einmal, „sie sei

heißt, meisterlich vorgespielt, entnahm ihr „eine tiefinnerliche, aber gebändigte Leidenschaft", die er in dem allem Gemeinen entrückten edlen Frauenkopfe in ergreifender Symbolik dargestellt hat. Wagner, der nur die — ungenügende — photographische Wiedergabe kannte, fand schon diese prächtig.

Zum mythologischen Gebiete übergehend, hätten wir dem Leser zunächst den Abendstern vorzuführen, der ursprünglich als Gruppenstück eines Basreliefs gedacht war (Dezember 1872 spricht Gobineau gegen Blunt von einem solchen „Hesperus und Selene", kurz darauf sogar gegen Caroline von einer Dreiergruppe Hesperus-Nox-Amor), während das Bronzemedaillon, das einzig fertig geworden ist, sich auf die genannte Hauptfigur beschränkt. Nach der Photographie zu urteilen, die wir noch besitzen, zählte es wohl auch zu Gobineaus schönsten Bildwerken. Er schreibt darüber am 11. Januar 1873 an Prokesch: „J'espère qu'il ne manque pas d'élégance; c'est une œuvre de la Renaissance et je la daterais volontiers de 1512."

Zeitlich folgt hierauf (1874, vollendet bezw. umgearbeitet erst 1877 in Italien) die Büste der „Verwundeten Liebe" (Amore ferito), zwischen der und den eben damals erschienenen Plejaden Gobineau eine so enge Zusammengehörigkeit empfand, daß er sie geradezu „die Plejaden im Bilde" nannte. Die nach seiner eigenen Angabe mangelhafte Photographie gibt kaum einen rechten Begriff von dieser Schöpfung, die bei einer Ausstellung in Stockholm die Klassizisten durch ihre realistischen Übergriffe (Gobineau hatte sogar die Augen des Liebesgottes sinnfällig in Tränen gebadet) entsetzte.

Eine Fauna aus dem Jahre 1875, Personifikation der „harten, boshaften, fruchtbaren und gleichgültigen Natur", ist uns im Gipsentwurf erhalten.

wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens", und sodann: „wenn er diese Musik hörte, würde er immer sehr tapfer sein."

Endlich hat Gobineau wenigstens einmal in Stockholm auch aus den Schätzen der germanischen Sage sich befruchtet, indem er ein Werk der Goldschmiedekunst, einen Pokal, mit Bildern aus derselben zu schmücken beabsichtigte. Wir haben nicht nur die durchaus großartig anmutenden Photographien dieser Gestalten, sondern auch ein handschriftliches Blatt, in welchem die gesamte geplante Verzierung des Kunstwerks genau beschrieben wird und aus welchem wir unter anderem ersehen, daß der Deckel Wikingerschiffe im Kampf, sowie den Kopf eines Meerungeheuers, der Pokal selbst dagegen Ägir, den Gott des Ozeans, und seine Töchter, als Personifikationen der Wellen, enthalten sollte. Ob die Arbeit, und für wen, ausgeführt worden ist, wissen wir nicht.

Daß der Rastlose neben allen diesen Werken her noch eine Reihe weiterer im Schilde führte, würden wir, wie wir ihn kennen gelernt haben, unbegrenzt im Entwerfen wie im Schaffen, ohne weiteres vermuten dürfen. In der Tat tauchen in den Briefen auf eine Anna Boleyn, eine Miranda (aus Shakespeares Sturm), eine Tänzerin, eine ganz junge Märtyrerin, tot im Sande einer Arena ausgestreckt, ein ungeheurer Löwe auf ihr, ein Berserker, der sich soeben entkleidet hat, um sich, trunken von Begeisterung, in den Kampf zu stürzen. Auch auf den Plan der Agapen oder christlichen Liebesmahle kam Gobineau damals zurück. Über erste Entwürfe ist aber wohl von dem allen nichts hinausgekommen.

Mehrmals hatte Gobineau einzelne seiner Kunstwerke auf Ausstellungen gesandt, so 1872 den Abendstern nach London, 1875 diesen, die Valkyrie und die Queen Mab nach Paris, wo namentlich die Walkürenbüste Erfolg gehabt zu haben scheint, 1877 nach Philadelphia.

Im Jahre 1875 erhielt er den Auftrag eines Grabmonumentes für die Herzogin von Melzi, die Tochter des

sur le couvercle. les fonds des dentelures dorés.
le reste argent bruni ou blanc.
les vagues dorées, les vaisseaux
argent bruni, le fond blanc ou un
ribon [illegible] le parti mis pour
le bouton.

—

sur la coupe. fond des dentelures doré.
perles dorées.
fond doré au dessous du listel; figures
argent bruni.
coquilles y clous argent blanc fond argent
bruni; listels argent blanc
cordages dorés.
listel argent blanc
fond doré, algues argent blanc
listel argent blanc.
pied doré.

anse. la figurine argent bruni.

Entwurf eines Pokalschmuckes
(Stockholm.)

Conversée.

Ornements de style scandinave ; vaisseaux de pirates norvégiens faisant la joute. Tête de monstre de la mer

—

Comp.

La tête d'Aegir, Duc de l'Océan ; les filles d'Aegir (les Vagues.)

—

Marcheſe Brignole, in der Villa Melzi am Comerſee[1], und während der beiden letzten Stockholmer Jahre hat er an den Vorarbeiten hierfür rüſtig geſchafft. Der Umſtand, daß die endgültige Hauptarbeit einen längeren Aufenthalt an Ort und Stelle, oder doch in der Nähe, erforderlich machte, hat, neben dem anderen, daß die Familie de La Tour ſeit kurzem ihr Heim in Italien aufgeſchlagen, die Entſcheidung herbeigeführt, daß, als es nun beim Abſchiede von Stockholm galt, wohin ſich zu wenden, Gobineau auch ſeinerſeits ſeine Schritte nach dieſem Lande lenkte.

Den Monat März 1877 verbrachte er bei ſeinen Freunden Eulenburg in Wulkow (Mark), bei deren zweitem Sohne er eine Patenſtelle angenommen hatte[2]. Im April traf er mit Dom Pedro in Paris zuſammen, wo die Abwicklung ſeiner Angelegenheiten ihm viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten bereitete, die auch Dom Pedros freundſchaftliche Bemühungen beim Miniſterium nicht zu glätten vermochten. Im Juni beſuchte er die beiden Jugendgefährtinnen, die Baronin de St. Martin in der Bretagne und die Schweſter Nonne in Soleſmes. Ende Juni verließ er Frankreich; Anfang Juli finden wir ihn in Mailand, Hotel Manin, wo ein neues Leben für ihn beginnen ſollte.

[1] Nach mündlichen Mitteilungen italieniſcher Freunde Gobineaus wie auch nach der Angabe der Eulenburgſchen „Erinnerung" hätte Gobineau bei einem Wettbewerb den Preis gewonnen. Irgend etwas Aktenmäßiges habe ich hierüber nicht finden können. Gobineau ſchreibt (13. Auguſt 1875) an Profeſch: „Ce qui m'a fait plaisir c'est que toute cette affaire s'est arrangée sans que le duc sût qu'il s'agissait de moi." Die Gräfin La Tour, welche ihm den Auftrag urſprünglich vermittelte, hat alſo offenbar ſeinen Namen und Rang damals nicht genannt. Der Herzog hat lediglich auf den Entwurf hin, der ihm ſehr gefiel, lebhaft zugegriffen.

[2] Näheres über dieſen Beſuch in der „Erinnerung" des Fürſten S. 7. 8.

Achtes Buch.

Letzte Lebenszeit.

1877—1882.

Erſtes Kapitel.

Mailand und Rom.

Gobineau hatte ſich beim Abſchied aus dem Amt und aus dem Norden über die Fülle der Widerwärtigkeiten, die er hinter ſich ließ, in dem berauſchenden Gefühl der Freude erhoben, daß er jetzt das Leben gleichſam von neuem anfangen werde. „Félicitez-moi de tout votre cœur“, ſchreibt er (1. März 1877) an Blunt, . . . „je suis libre comme l'air et respirerai un bon coup. J'ai des tressaillements de joie et l'inconnu qui remplit tout l'horizon n'a pas de petits charmes.“

Was ihm dieſe Stimmung vor allem anderen eintrug, war das Gefühl, jetzt erſt, da er einen ihm völlig verleideten Beruf, dem nur noch ſein äußerer Menſch angehört hatte, wenn auch unter Wehen und Zuckungen, abgeſchüttelt hatte, jenen anderen, an den er ſich mit ſeinem ganzen inneren Sein anklammerte, ſich um ſo feſter zu eigen machen zu können. Jetzt erſt gelangte das anch'io son pittore voll in ihm zum Ausklang, und zugleich beſchwingte die Ausſicht, von ſeiner künſtleriſchen Arbeit zu leben und ſeiner materiellen Schwierigkeiten mit ihrer Hilfe Herr zu werden, ihm Mut und Hoffnung. Es ſchien ja auch wirklich, als trete er im denkbar günſtigſten Augenblicke in die neue Laufbahn über. Der Himmel häufte die guten Vorzeichen. Auf der Ausſtellung in Philadelphia war er für ſeine drei Bildwerke mit einer Medaille ausgezeichnet worden. Dom Pedro hatte ihm, da er

sich auf keine andere Weise für die ihm zugefügten Benachteiligungen hatte entschädigen, noch auch an seinen Dienst fesseln lassen wollen, eine große Statue für Rio bestellt und vorausbezahlt. Vor allem aber verhieß das Melzi-Denkmal, wenn es in den vorgesehenen Maßen zur Ausführung kam, so künstlerische Triumphe wie goldene Berge.

Begreiflich, wenn die Freunde zunächst in diese ungewöhnliche Verwandlung eines alten Gesandten in einen jungen Bildhauer sich weniger zu finden wußten. Mit dem ganzen Freimut des wahren Ehrenmannes klärt Gobineau sie auf. „Vous êtes bien aimable et affectueux", schreibt er an Delpit (24 janvier 1878), „de me demander comment je suis sculpteur. C'est parceque n'ayant pas assez d'argent pour les obligations qui me sont sur les épaules et ayant reçu des commandes, je les exécute. *D'après mes idées, j'aime mieux cela que de jouer à la bourse.*" Daß aber dieser Gesichtspunkt des äußeren Gewinnes auch in seiner größten Geldnot, zu einer Zeit, da er vor jeder Reise zurückscheute und selbst die bis dahin gezahlten Beiträge zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu kündigen sich genötigt sah, immer nur ein nebensächlicher blieb, lehrt uns eine andere Briefstelle vom 4. November 1877: „Je ne fais pas de la sculpture parceque je n'ai pas d'argent. C'est la plus grande erreur du monde. J'aurais 600 000 livres de rentes que je ferais exactement ce que je fais. La nuance est seulement que n'ayant pas d'argent, il me faut absolument en gagner pour vivre d'abord, ensuite payer les marbres et les praticiens qui sont très chers et, enfin, pour refaire ma fortune, ce que je suis bien fermement résolu à faire."

Er verhehlte sich dabei keineswegs, daß, wenn sein literarischer Name und seine gesellschaftliche Stellung ihm an manchen Stellen vielleicht von Nutzen auch für seine Zukunft als Bildhauer sein würden, — eine Aussicht, die sich in der

Folge ebenfalls als zweifelhaft erweiſen ſollte —, die Berufskünſtler dagegen nicht verfehlen würden, eine Waffe im umgekehrten Sinne gegen ihn daraus zu ſchmieden und den von falſchem Ehrgeiz getriebenen unberufenen Eindringling abzulehnen[1]. Aber das konnte ihm doch nur ein Grund mehr werden, geſtützt auf das kleine Häuflein ſeiner Getreuen, mit verdoppeltem Eifer alles daranzuſetzen, um ſein Ziel zu erreichen. Der leidenſchaftliche Drang, mit dem er ſich in die Arena wirft, ſcheint einen Zwanziger oder Dreißiger, nicht einen Sechziger zu verraten. Man glaubt ſich in die Zeiten der Revue provinciale zurückverſetzt, wenn man z. B. den Anruf an Caroline lieſt (22 juin 1877): „L'affaire de Sablé ou la mort! Je t'en prie! Vaincre ou mourir! Une commande!“

Gerade dieſe „Affaire de Sablé“ freilich, an der ſich ſeine feurige Arbeitsſtimmung und Erfolgshoffnung am lebhafteſten entzündete („nul travail ne me trouve ni me trouvera mou ni hésitant“, rief er damals aus), ſollte ihm die erſte große Enttäuſchung bringen, an die ſich dann in der Folge eine lange Kette anderer gereiht hat.

Die Herzogin von Chevreuſe und ihr Sohn, der Herzog von Chaulnes, beabſichtigten umfaſſende Verſchönerungen ihres Schloſſes, bei denen namentlich die Skulptur eine große Rolle ſpielen ſollte. Caroline, die dem Hauſe naheſtand, verſäumte nicht, alle Segel für den Bruder aufzuſpannen. Aber eine ernſtliche Erkrankung des jungen Herzogs lenkte die beiden von ihren Plänen ab[2]. Außerdem zeigte es ſich auch, daß Gobineau und die Herzogin, eine bigotte Erzlegitimiſtin, gar zu wenig zueinander paßten.

[1] Erwägungen dieſer Art gaben ihm ſogar den ſpäter nicht feſtgehaltenen Gedanken ein, unter einem erdichteten Namen (Fingal oder Fingal Ottarſon) hervorzutreten.

[2] Unter anderem iſt damals auch das Vorhaben einer Statue der Jungfrau von Orléans geſcheitert.

Eine andere Aussicht schien sich bald darauf aus Anlaß eines von dem Abt von St. Pierre zu Solesmes ausgeschriebenen Wettbewerbs um ein Grabmal Dom Guérangers, früheren Abtes und Neubegründers von Solesmes, zu eröffnen. Gobineau begeisterte sich an dem Plane zu einer großen Huldigung für den Benediktinerorden und hatte schon einen Entwurf in diesem Sinne nach Solesmes eingesandt, als im entscheidenden Augenblicke reiche Gönner der Abtei, die nun aber ihre Bildhauer an der Hand hatten, die ganze Sache an sich rissen, und der Gobineau wohlgesinnte, aber geldarme Abt ihn fallen ließ. Und ähnlich zeigte sich bei einer anderen Gelegenheit der Bischof von Laval an seinen Architekten gebunden, so daß die Mère Bénédicte, wenn es ihr auch den Schlaf der Nächte kostete, dem Bruder doch immer wieder nur melden konnte, daß er das Nachsehen habe.

Und wenn so die Treueste der Treuen versagte, konnte er sich da von anderer Seite eines Besseren versehen? Gewiß, etwas besser ist es der anderen Unermüdlichen, die jetzt in Rom weilte, geglückt. Aber gerade sie hat uns doch auch davon berichten müssen, wie schwer sie und ihr großer Freund es gehabt, diesen in seiner Eigenschaft als Bildhauer über Wasser zu halten. Nur vereinzelt traf er auf Menschen, die ihn nach dieser Seite mit voller Unbefangenheit würdigten und mit all den Rücksichten behandelten, die man in der Gesellschaft einem hochstehenden Künstler von Fach sonst zubilligt. Die meisten Weltmenschen wollten oder konnten eben einen solchen in ihm nicht erkennen. Sie beuteten sein Talent aus unter dem Vorwande, daß er's ja für den Broterwerb nicht nötig habe, und mehr als einmal kamen sie nicht einmal auf den Gedanken, ihn nicht etwa nur für seine Mühen, nein selbst für seine Auslagen zu entschädigen.

Die großen Hoffnungen, mit denen er in die Künstlerlaufbahn eingetreten war, zerstoben so allmählich. Aus dem

glorreichen Traum, der ihn umſchmeichelt hatte, von ſeiner Arbeit zu leben, mußte er wohl oder übel erwachen. Ende Januar 1879 finden wir dies Eingeſtändnis zuerſt gegen die Schweſter ausgeſprochen. Seine Werkſtätte verödete, der „praticien“ mußte verabſchiedet, endlich, indem auch die körperliche Unfähigkeit zur Arbeit mehr und mehr hinzutrat, ſeine ganze künſtleriſche Einrichtung, ſeine Bildhauerbeſtände aufgelöſt werden. Das war wohl der traurigſte Tag ſeines Lebens.

Die herbſte aller Erfahrungen ſollte er gleich zu Anfang machen, und von ihr müſſen wir etwas eingehender berichten, weil ſie zugleich ſeine ganze ſpätere Stellung zur italieniſchen Geſellſchaft entſcheidend mit beeinflußt hat.

Wir ſahen, daß Gobineau an dem Melzi-Denkmale, das von ſeinem Beſteller wie von ſeinem Schöpfer von Hauſe aus im größten Maßſtabe gedacht war, ſeit Jahr und Tag gearbeitet hatte. Auf einem von vier Engelköpfen getragenen Fußgeſtell ſollten zwei Figuren in Lebensgröße, ein Engel und die vor ihm hingeſunkene Herzogin, den Eintritt dieſer letzteren in die Ewigkeit verſinnbildlichen. („L'ange et l'âme“ lautet die wohl auf Gobineau ſelbſt zurückgehende Bezeichnung dieſes Kunſtwerkes in dem Verzeichnis des Grafen Sanvitale.) Während eines glühend heißen Sommers und Herbſtes förderte jetzt Gobineau in Mailand das Denkmal in oft ſieben- bis achtſtündiger Arbeit hoch oben auf einem Gerüſte, von dem ihn der Schwindel zuzeiten hinabreißen zu wollen ſchien, und nicht ſelten unter körperlichen Qualen, der Vollendung entgegen. Kaum aber war er einige Wochen am Werke, als ihm der Herzog die unliebſamſten Überraſchungen bereitete. Unter allerlei Winkelzügen ſuchte er ſich ſeinen eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Unter anderem erklärte er jetzt nur noch die Hälfte der Gruppe, nur die eine Figur, ausführen und dieſe nicht, wie verabredet, in Bellaggio, ſondern

in einer Winkelkapelle in Genua aufstellen lassen zu wollen. Was ihn zu diesem Vertragsbruche trieb, wurde Gobineau namentlich aus dem letztgenannten Zuge sehr bald klar. Er hatte sich im letzten Jahre wieder verheiratet, und die neue Herzogin, die schon zu Lebzeiten ihrer Vorgängerin deren Nebenbuhlerin gewesen war, ließ es sich jetzt angelegen sein, ihre Spuren möglichst auszutilgen. So sollte auch das Denkmal, wenn es denn nicht ganz aus der Welt zu schaffen war, wenigstens nicht da, wo männiglich, sondern nur da, wo niemand es sehen würde, seine Stelle finden. Aber Gobineau blieb dem schwachen Edelmann gegenüber fest, er erklärte ihm, daß ein Kunstwerk dieses Stiles sich nicht ohne weiteres entzwei schneiden lasse, daß die Frauengestalt, deren Haltung durch die Gegenwart des Engels bedingt sei, vereinzelt nichts mehr bedeuten würde, und bestand auf der Einhaltung aller Bedingungen. Indem er nun aber die Arbeit gewissermaßen auf eigene Gefahr fortführte, geriet er durch die Weigerung des Herzogs, zu zahlen, in die größte Verlegenheit. Er mußte die Vorschußsumme Dom Pedros opfern, um Material- und Arbeitskosten zu bestreiten. Nach längeren, äußerst unerquicklichen Verhandlungen schien endlich nur ein Prozeß den leidigen Handel zum guten oder schlechten Ende bringen zu können, den Gobineau auch zuerst durchzufechten entschlossen war. Aber von befreundeter Seite wurde er dringend hiervor gewarnt, und die Erfahrungen, die er mit anderen in die Angelegenheit verwickelten Personen machte, waren ebenfalls nicht geeignet, ihm Mut zu machen. Ein Freund des Herzogs, Edelmann und Bildhauer gleich Gobineau, und zuerst dessen eifriger Befürworter und Förderer, erwies sich im Verlauf als doppelzüngig, Gobineaus Rechtsbeistand vollends, wenn nicht gar als geheimer Parteigänger des Herzogs, doch wenig beflissen, die Sache eines Fremden gegen einen so reichen und einflußreichen Mitbürger wirksam zu vertreten. Und da er ihn über-

dies durch die Rechnung für die erſten einleitenden Schritte nicht wenig in Schrecken jagte, ſo willigte Gobineau ſchließlich ſchweren Herzens in den ihm angebotenen Vergleich, wonach der Herzog ihm 8000 Francs Schadenerſatz zahlte und das Denkmal beließ[1]. In einem Abſchiedsbriefe, der an Deutlichkeit nichts zu wünſchen gelaſſen zu haben ſcheint, verſicherte er den Wortbrüchigen ſeiner vorzüglichen Verachtung, um dann, nachdem auch dieſe bittere Pille, nach ſo vielen anderen, hinuntergeſchluckt, ſich dem Leben und ſeinen Aufgaben wieder zuzuwenden.

Freilich ſollte doch von dieſen Erlebniſſen ein bitterer Stachel in ſeiner Bruſt zurückbleiben. Wohl vermochte er es über ſich, die 5000 Francs Schaden, die ihm nach den erſetzten 8000 noch blieben, „zu dem übrigen zu ſchreiben", wohl tröſtete er ſich über die ihm entgangenen künſtleriſchen Erfolge mit neuen Plänen und Hoffnungen; aber über die menſchlichen Eindrücke iſt er nicht in gleicher Weiſe hinweggekommen. Auf der Höhe der Kriſis mag ihm wohl kaum viel anders zumute geweſen ſein als ſeinem Karl VIII., da er die Ver-

[1] Wir bringen am beſten gleich hier deſſen weitere Schickſale zur Sprache. Leider war das Nachſpiel nicht erfreulicher als das Hauptdrama. Gobineau vollendete das Denkmal „malgré tout" in Rom, einmal um den gegen die Werkleute eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, und ſodann, weil er immer noch hoffte, daß ſich ein anderer Abnehmer finden würde. Auch hierin ſollte er ſich freilich täuſchen. Die Herzogin von Galliera, die Schweſter der verſtorbenen Herzogin von Melzi, der er den Ankauf nahelegte, erwiderte ihm, er möge es nur bei ihrem Schwager nochmals verſuchen, der werde ſich dann wohl auf ein anſtändigeres Verhalten beſinnen. Der reine Hohn, wie die Dinge lagen! Jahr und Tag hat dann das Denkmal als vorzeitige Ruine in der Werkſtatt eines römiſchen Bildhauers herumgelegen. In deſſen Konkurs irrig mit hineingezogen, wurde es von Gobineaus Teſtamentsvollſtrecker wieder daraus befreit, um dann an anderer — nicht bekannter — Stelle neuer, dauernder Nichtbeachtung und endlich gänzlichem Verſchollenſein zu verfallen.

giftung Galeazzo Sforzas erfährt („Ich weiß nicht, warum ich in Italien bleibe" ꝛc.), und trotz seines redlichen Bemühens, der italienischen Gesellschaft gerecht zu werden und gute Seiten abzugewinnen, das er namentlich auch in Rom längere Zeit bewiesen hat, sind ihm doch seitdem die Italiener mehr oder minder verleidet geblieben, eine Gesinnung, der er namentlich in den letzten Jahren mehrfach den stärksten Ausdruck verliehen hat.

Um so wertvoller war es für ihn, daß er damals just um die Zeit seines Eintritts in Italien und in dem selben Mailand, das im übrigen ihm eine so unliebsame Erinnerung schaffen sollte, einer Anzahl Menschen begegnete, die, wie sie einerseits die besten Seiten des italienischen Wesens verkörperten, so auch bald ihm innigst nahetraten. Es war eine Gruppe junger Künstler und Schriftsteller, die, unter sich eng zusammenhängend, ihm im Hause einer gemeinsamen Gönnerin, Donna Vittoria Cima, zuerst begegnete, was dann zu einem lebhaften und regelmäßigen Verkehr des älteren Meisters mit dieser Jugend führte, einem Verkehr, bei welchem indessen der Unterschied der Jahre kaum eine Rolle spielte, es sei denn in der Art der Hingebung, welche diese neuesten Scelti ihrem belebenden und begeisternden Mittelpunkte widmeten und welche im Vergleich zu der der einstigen Pariser naturgemäß eine Schattierung von Ehrfurcht aufwies.

Einige dieser Freunde, wie der Maler Graf Gola, der Dichter und Schriftsteller Gualdo und andere, sind uns heute kaum mehr als Namen; zwei andere dagegen waren Gobineau derart ans Herz gewachsen, daß auch wir sie wohl etwas näher betrachten müssen: der eine, der Maler Carlo Mancini, menschlich, der andere, Maestro Arrigo Boito, geistig, seine Lieblinge.

Mancini, auch selbst als Maler hoch geschätzt und erfolgreich, ist Gobineau damals vornehmlich für alle seine An-

liegen als bildender Künſtler bedeutſam hilfreich geworden. Er brachte ganze Tage bei ihm in der Werkſtätte zu, beriet ihn, namentlich in der Melzi-Angelegenheit, und tauſchte unermüdlich Anſichten und Anſchauungen aus dem gemeinſamen Kunſtgebiete mit ihm aus. Die reiche Belehrung, die er Gobineaus tiefem, gefeſtigtem Urteile zu danken bekam, hat er bis an ſein Ende in ſich fortwirken laſſen; ein gemeinſames Band idealiſtiſcher Geſinnung verband die beiden, was für Gobineau um ſo mehr wert war, als er im übrigen von den Mailänder, wie überhaupt von den meiſten modernen, Künſtlern durch eine ſchroffe Kluft ſich getrennt fühlte[1]. Vor allem aber war Mancini, an deſſen kindlichem, lauterem, vornehmem Weſen ſich Gobineau immer wieder erfreute, ſein ſtändiger Begleiter auf ſeinen Gängen in die Mailänder Sammlungen, der einzigen Ausſpannung, die er ſich damals vergönnte, indem er zugleich im Anſchauen der Meiſterwerke ſich die eigene Schaffenskraft neu belebte. Sant' Ambrogio und die Brera entlockten ihm (in ſeinen Briefen) Äußerungen höchſter Bewunderung, ſo ein Fresko von Borgognone, Tintorettos Chriſt im Grabe, und vor allem einige Luini. Letzterer war überhaupt damals ſein faſt leidenſchaftlich bevorzugter Liebling: wohl vierzigmal ſeien ſie zuſammen in der Brera geweſen, um ſeine Bilder zu ſehen, erzählte ſpäter Mancini.

Die glücklichſte Ergänzung nach ſeiten der Muſik brachte Mancinis Freund Boito, wiewohl dies nicht ſo zu verſtehen iſt, als habe ſich Gobineau den einzelnen gegenüber auf ihre beſondere Kunſt beſchränkt; vielmehr war es gerade die Weitherzigkeit, mit der ſie alle die Kunſt ſchlechthin und in ihren

[1] An die Gräfin La Tour ſchrieb er damals (12 août 1877): „Ils ne font que des étoffes . . . Beaucoup d'épaules! C'est toute la femme. Ils n'en voient et n'en veulent voir que cela. Quelle différence avec ce que nous pensons, croyons, que nos Dieux sont différents de leurs Dieux!“

verschiedenen Ausstrahlungen umfaßten, was ihn zu diesen seltenen Menschen so sympathisch hinzog, wie ja denn gerade der allseitig gebildete Boito als Dichter wie als Musiker gleich begabt war[1].

Immerhin spielte die Tonkunst die Hauptrolle, und Boito weihte den verehrten Freund, mit dem er — auch als Tischgenosse — täglich zusammen war, dessen ganzer Art er begeistert huldigte, nicht nur in Veröffentlichtes (Mefistofele) und Unveröffentlichtes (Nerone) aus der eigenen Kunst ein, er spielte ihm auch Bach und Beethoven „bis zur Bewußtlosigkeit" vor, unter anderem seine geliebte Appassionata, daneben Psalmen von Marcello. Gobineau las ihm zum Danke aus seinem Amadis, den Boito, wie auch später Aphroëssa, als einer der ersten auf seinen ganzen Wert erkannt hat[2].

Bis zu Gobineaus Tode sind die Beziehungen zu Boito die allerherzlichsten geblieben. Er war entzückt von dessen Dichtung „Ero e Leandro" und bemühte sich unter anderem 1880, dem „Mefistofele" in Frankreich (Orléans) Eingang zu verschaffen, freilich ohne nachhaltigen Erfolg; das Werk enthalte zu wenig Zugeständnisse an das Gemeine, meinte er. Und in der Tat, wer Boitos urariſtokratische Art auch aus dem

[1] Bei uns in Deutschland, wo sein „Mefistofele" nicht recht hat Boden fassen können, ist er hauptsächlich als Verfasser der Dichtungen zu seines väterlichen Freundes Verdi letzten Musikdramen, Othello und Fallstaff, bekannt geworden.

[2] Den obigen in der Hauptsache auf Gobineaus eigene Mitteilungen zurückgehenden Bericht scheint es geraten, noch durch einen Zug zu ergänzen, den wir Boito verdanken. Er erzählte dem Verfasser im April 1899 das Folgende: „In meinem Schwankenslaufe zwischen Bewunderung für und Abneigung gegen Wagner, der jetzt längst im ersteren Sinne entschieden ist, befand ich mich damals eben in einer Phase der letzteren Art. Da war der Umgang mit Gobineau, mit dem ich ja überhaupt als Künstler die gleichen Ideale hatte, ein rechtes Glück für mich."

genannten Werke, das ihn nach dieſer Seite freilich nicht völlig wiedergibt, herauszuleſen vermag, der muß ſich ſchier wundern, daß es wenigſtens in Italien mit der Zeit ſo großen Beifall hat finden können.

Die Mailänder Monate hat Gobineau, wie es ſcheint, nur einmal auf acht Tage unterbrochen, um in Antignano bei Livorno ſeiner damals mit beſonders ſchweren Sorgen belaſteten römiſchen Freundin Geſellſchaft zu leiſten[1].

Im Oktober ſiedelte er nach Rom über, wo ihn nach allen Seiten Größeres erwartete, was aber nicht hinderte, daß der Name Mailand fortan immer als ein beſonders willkommener an ſein Ohr ſchlug, weil er ihm die Stätte vergegenwärtigte, wo eine kleine hochgeſinnte Schar ſein Andenken wie eine heilige Flamme lebendig hielt.

Unterwegs beſuchte er Piſa, deſſen Kathedrale er „das Wunder der Wunder", deſſen ſchiefen Turm er dagegen „Futter für bourgeois" fand, Siena, das ihn berauſchte, und Volterra.

Die ewige Stadt hat den großen Weltwanderer, mit ſtarken Unterbrechungen freilich, noch etwa fünf Jahre zu feſſeln vermocht[2]. Alle gegneriſche Stimmung gegen die alten Römer hinderte ihn nicht, ſich die großartigen Überreſte des kaiſerlichen und vollends die rings umher entfalteten und aufgeſpeicherten Herrlichkeiten des päpſtlichen Roms gründlich zu Gemüte zu führen und geiſtig zu eigen zu machen[3]. Nur das neueſte Rom, das Rom des Hauſes Savoyen und der mo-

[1] Von dort iſt das Manuſkript der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Essai datiert.

[2] Gobineau hat in Rom öfter die Wohnung gewechſelt. 1877 finden wir ihn Via Cavour 18, 1878 Via Goito, dann Via Solferino, 1879 Via Montebello, zuletzt wieder Via Solferino (9).

[3] Man vergleiche ſeine begeiſterte Schilderung zu Anfang ſeines römiſchen Aufenthaltes in dem Briefe an Eulenburg vom 24. November 1877.

dernen Italiener, erfüllte ihn schon geraume Zeit, bevor er es nur überhaupt betrat, mit tiefem Mißtrauen: „J'ai peur", schrieb er bereits 1873 an Prokesch, „qu'avec tous ses trésors la ville immortelle devenue une ville administrative, parlementaire, *busy* comme disent les Anglais et les Américains, soit désormais riche à sa façon, mais non plus l'enchanteresse qu'elle était." Und während seiner römischen Jahre hat er dann manchen Kampf in Schrift und Rede im Interesse des Heimatschutzes und der höheren Kultur gegen Neuerungs- und Gewinnsucht und ihre Pietätslosigkeiten geführt[1].

Das Volk von Rom wollte ihm zuerst sympathischer erscheinen als das Pariser. Mit der Zeit aber stieß er sich dort an gar manchem, vor allem begreiflicherweise an den herzlosen Roheiten der Tierwelt gegenüber, die so manchem Nordländer das Leben in Italien verleidet haben. Er ließ sich sogar eines Tages durch Empörung und Mitleid verleiten, einem Eseltreiber, trotz mangelhaftesten Standes seiner Börse, den Gegenstand seiner Peinigung abzukaufen, für dessen bessere Unterbringung dann Sorge getragen wurde.

Ganz und gar schlecht bekam ihm das römische Klima. „Depuis que je suis arrivé dans la ville éternelle, j'ai l'air d'aller à tous les diables", schreibt er an Boito (8 novembre 1880). Der unselige Scirocco hat ihm, wie so manchen empfindlichen Naturen, grausam mitgespielt und ihn mehrfach zu — wohl gar jäher — Flucht aus Rom veranlaßt[2].

[1] Eine Probe, Brief und Denkschrift über die Farnesina, bringen wir im zweiten Bande der „Quellen und Untersuchungen".

[2] Mit Ausnahme des Jahres 1879, in welchem er sich mit einem kürzeren herbstlichen Erholungsaufenthalte im Sabinergebirge (Olevano) begnügte, ist Gobineau jedes Jahr im Sommer längere Zeit — meist in Frankreich — abwesend gewesen. 1878 reiste er im Juli über Siena, Genua, Beinette nach Paris, den August brachte er in Trye zu, das er endlich verkauft hatte und dessen Bestände er nun auflöste. Besuche der Schwester, der Familie Clermont-Tonnerre in Achy und der Ba-

Wie aber ſtellte ſich Gobineau zu der großen Welt Roms, und wie ſtellte ſich dieſe römiſche Geſellſchaft zu ihm? Durch Vermittlung Zaluskis, der Fürſtin Wittgenſtein und der Marcheſa di Rudini (der Tochter ſeines Freundes de Barral) hatte er bald ſo viele Bekanntſchaften, daß er ſich kaum davor retten konnte, und nach den uns vorliegenden Berichten dürfen wir nicht zweifeln, daß in jenen Kreiſen, wo hervorragende Menſchen aller Gebiete, Fürſtlichkeiten, Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler erſten Ranges, die ja fort und fort wie in einem Maſſenpilgerzuge in Rom zuſammenſtrömen, ſich in engerer Auswahl zu begegnen pflegten, in jenen berühmten Salons der Fürſtin Wittgenſtein, der Donna Laura Minghetti, der Marcheſa Roccagiovine Bonaparte, im Palazzo Caetani und wo noch ſonſt, jene ſprühende und funkelnde Unterhaltungskunſt, die ſelbſt in dem verwöhnten Paris Triumphe gefeiert hatte, namentlich in der erſten Zeit als etwas Außerordentliches geſucht und gefeiert worden iſt. „Si seulement je n'étais pas si à la mode! Le monde me fatigue horriblement“ ſchreibt Gobineau der Schweſter Ende April 1878, und ähnlich mag es ihm noch manches ſpätere Mal ergangen ſein, wenn auch dieſe Flut naturgemäß mit der Zeit ſchwächer wurde und vor allem eine Änderung in dem inneren Charakter der Beziehungen zu jener Geſellſchaft ſich immer ſtärker ausprägte. Eine zuerſt nur oberflächlich verdeckte Gegnerſchaft

ronin St. Martin in St. Truchaud ſchloſſen ſich an. Auf der Rückreiſe verbrachte er einige Tage in Orio bei Turin bei einer Schweſter der Gräfin La Tour und in Parma, wo er Correggio kennen lernen wollte. 1880, Juni bis Juli, wiederum Siena, Piſa, Turin, Paris, dann Karlsbad, im September Sterzing in Tirol, über Venedig heim. 1881 und 1882 endlich je eine längere Reiſe nach Bayreuth und Chaméane, über welche noch beſonders und eingehender berichtet werden wird. Herbſt 1881 noch einmal kurz Paris, wogegen England (Blunt) und diesmal ſelbſt Soleſmes aus Geſundheitsrückſichten aufgegeben werden mußten.

brach in dem Maße mehr hervor, als Gobineau mit seinen innersten Überzeugungen von der wahren Beschaffenheit unseres als so fortgeschritten vielgefeierten Zeitalters immer unverhohlener herausrückte. Ein Beigeschmack von Paradoxie haftete ihm so allmählich an, jene Wendung von dem „guten Gobineau" tauchte im Munde dieses und jenes gewiß selbst sehr „Guten" auf, und es kam zu Begegnungen wie jener mit Bonghi, der ihm in einer großen Gesellschaft zu hören gab: „Herr von Gobineau, der uns ins Mittelalter zurückführen möchte", worauf ihm Gobineau schlagfertig erwiderte: „Nicht Sie, Herr Bonghi — mich, das ist etwas anderes." Übrigens aber waren es keineswegs etwa nur Italiener, denen damals von der wahren Bedeutung und Art Gobineaus keine Ahnung kam: selbst ein Mann wie Graf Schack ist trotz vielfachen Begegnens kaum viel besser über ihn belehrt gewesen. Gesellschaft bleibt doch nun einmal Gesellschaft und kann Geistern wie Gobineau in der Hauptsache kaum viel mehr einbringen als Verkennungen und Mißverständnisse, soweit sie eben nicht nur auf den bloßen Zeitvertreib hinausläuft, was dann freilich eine Art Erholung und allenfalls Anregung oder doch Anfrischung bedeuten mag. Manchmal ließ Gobineau übrigens sein berühmtes Konversationsfeuerwerk nur los, um sich geradezu vor Langeweile zu retten: das war, wenn er es mit solchen Leuten zu tun hatte, die, wie jener junge Diplomat in einem der römischen Salons, sich darüber beklagten, „daß Gobineaus Unterhaltung zu sehr zum Denken zwinge" (Gräfin La Tour in der Vorrede zum Amadis p. XII).

Gern gesehene Freunde, bei denen wohl auch etwas von ehrlicher Verehrung mit unterlief, waren von der Aristokratie Roms Baron und Baronin Kremer, Prinz Mathias Radziwill, Fürst und Fürstin Teano, Graf und Gräfin Strogonoff, Fürstin Massimi, eine Halbschwester des Grafen Chambord, und andere. Aber im ganzen überwog doch bei dem Verkehr

mit allen diesen Herrschaften das Zeitraubende und Angreifende um so mehr, als Gobineau auch in der Erfüllung seiner gesellschaftlichen Pflichten äußerst gewissenhaft war und außerdem, wie wir wissen, eine starke Mitgabe Gutherzigkeit besaß, die ihn mancherlei Ausnutzung preisgab. Zu den Obliegenheiten des persönlichen Verkehres kamen dann noch die entsprechenden des auswärtigen Briefwechsels, der nicht selten auch Anliegen brachte, sei es, daß er einem französischen Verehrer zu einem griechischen Orden verhelfen soll, oder dem Abt von Solesmes das Herz durch tiefmitfühlenden Trostzuspruch nach der Austreibung durch Gambetta erquickt, oder was sonst noch. Daß Gobineau gegen Freunde aus der Ferne, die ihn in Rom aufsuchten, der liebevollste Gastgeber war, braucht schon gar nicht gesagt zu werden. „Freund Holland kann nicht genug rühmen, mit wie unerschöpflicher Güte Sie sich seiner angenommen haben", schreibt Keller (Oktober 1879), und das reiche Beschenken hatte damals der Verarmte so wenig verlernt als früher der vom Glück Emporgetragene.

Es konnte nicht anders sein, als daß wenigstens eine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten auch aus dem Wirbel des Gesellschaftslebens sich zu stillerem und dann unfehlbar ergiebigem Austausch mit Gobineau zusammenfanden. Zu ihnen gehörten vor allem der Kardinal Hohenlohe und Franz Liszt, der Gobineau noch vor seinem großen Bayreuther Freunde gekannt und bewundert hat. Gobineau seinerseits war beiden Männern vornehmlich für die Gaben, die sie ihm aus dem Borne der Musik (insbesondere der geistlichen) zukommen ließen, innig dankbar. Von Liszt ist die Fürstin Wittgenstein nicht zu trennen, welche eine geradezu schwärmerische Bewunderung für Gobineau hegte und auch ihn wie die Gräfin La Tour mit viel sorgsamer und liebevoller Freundschaft überhäuft hat, die beiden nur dadurch bis zu völliger Entfremdung

verleidet wurde, daß die Fürstin (und gerade sie!) höchst überflüssigerweise etwas von Fürsorge für den guten Ruf der Gräfin mit hineinzumischen sich bemüßigt fand. Übrigens aber ist kein Zweifel, daß sie Gobineau vielfaches Verständnis entgegengebracht und seine reichen Belehrungen aller Art dankbar in sich aufgenommen hat, wie ihre Briefe, auch ihre Äußerungen nach dem Tode Gobineaus beweisen[1].

Hier muß auch einer Bekanntschaft erneut gedacht werden, die in ihren Anfängen weiter zurückreicht, aber erst in Rom voll zur Entfaltung kam: mit der deutschen Kronprinzessin Viktoria. Sie war, wie wir sahen, seine Verehrerin schon früher gewesen und ist es immer geblieben, wie sie es auch gewesen ist, die ihrem kaiserlichen Sohne die Bekanntschaft mit der Renaissance vermittelt hat. Im April 1880 weilte sie in Rom und traf dort zunächst mit Gobineau in einer größeren Gesellschaft zusammen, in welcher dieser seine Lieblingsthese von der Minderwertigkeit des Zeitalters gegen die anwesende „Blüte des konservativen Liberalismus", Minghetti und Bonghi an der Spitze, und gegen die Prinzessin selbst in heißer Schlacht verteidigte. Schon fürchtete er durch seine „Verwegenheiten" bei ihr Anstoß erregt zu haben, als sie zu seinem Erstaunen, am nächsten Tage ihm begegnend, ihren Wagen halten und ihn bitten ließ, in der deutschen Botschaft mit ihr das Mittagsmahl einzunehmen, wo alsdann eine eingehende intime Aussprache zwischen beiden stattfand. Die Äußerung der Kronprinzessin: „Man muß gegen die Zeiten, die keinen Geist und kein Genie besitzen, nachsichtig sein (pardonner)", lehrte Gobi-

[1] Letztere (an Adelheid von Schorn) mitgeteilt bei Dreyfus p. 340. 341. Sie gibt unter anderem einmal in einem Briefe an Gobineau eine gute Charakteristik von dessen vielberufener Unterhaltungsweise: „. . . votre manière de parler tellement bonne société comme il faut, tout en étant émouvante, passionnante, foudroyante etc. etc. au besoin."

neau, daß ſie doch ſeinen Anſchauungen nicht ſo fern ſtand, wie es erſt geſchienen. Auch bat ſie ihn um eine Einzeichnung in ein Album, das ihr ihr Vater, der Prinzgemahl, geſtiftet und ſelbſt mit Gedankenſpänen eingeweiht hatte, und Gobineau ſchrieb, in Erinnerung an die frühere Unterredung, die Worte hinein: „Croire à ce qui mérite d'être cru pour ne pas croire le reste.“ [1]

Je mehr Gobineau von den meiſten Hauptvertretern der römiſchen Wiſſenſchaft politiſche und Weltanſchauungsabſtände trennten, wie wir dies ſoeben für den bedeutendſten derſelben, Bonghi, feſtzuſtellen hatten, deſto erwünſchter war es ihm, jetzt endlich mit einem Manne in perſönliche Berührung zu treten, den er lange aus der Ferne als das Muſter eines Gelehrten verehrt hatte: dem Kardinal Pitra[2]. Mit dieſem großen Benediktiner hat er unter anderem zuerſt den Plan ſeiner Schrift über die dritte franzöſiſche Republik durchgeſprochen und ſich ſeines lebhaften Beifalles rühmen dürfen.

Auch der Direktor der franzöſiſchen Kunſtſchule in Rom, Guillaume, hat einmal bedeutſam ſeine Wege gekreuzt. Deſſen äußerſt günſtiges Urteil über ſeine plaſtiſchen Arbeiten war Gobineau eine um ſo größere Freude, als Guillaume im übrigen wegen der Freimütigkeit und Strenge ſeiner Urteile bekannt war; und er hat ihm ſo die vielleicht letzte größere Genugtuung als Bildhauer eingetragen.

Unwillkürlich ſtutzen wir hier über die auffallende Tat-

[1] Nach Gobineaus brieflichem Bericht an Caroline. Sein Urteil über die Kronprinzeſſin an Keller, 13. April 1880.

[2] Dieſer als Archäolog, Patriſtiker und Kirchenhiſtoriker gleich hervorragende Mann war aus der Schule Dom Guérangers hervorgegangen und hatte ſeine Laufbahn in Solesmes begonnen. Ein Beiſpiel des gewaltigen Umfanges ſeines Schaffens liegt unter anderem darin vor, daß er es war, der den Plan zu dem Rieſenunternehmen Mignes, der Patrologia Graeca et Latina, ausgearbeitet hat. In Rom wurde er Nachfolger Angelo Mais an der Vaticana.

ſache, daß die kurzen vorübergehenden Begegnungen mit dieſen beiden Männern nahezu das einzige von Berührungen mit Landsleuten waren, was wir für die römiſche Zeit zu verzeichnen haben; und wenn wir daneben die andere halten, daß auch ſchon in Stockholm das franzöſiſche Element in Gobineaus Kreiſe faſt ganz zurücktrat, ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß er es in ſeinem letzten Jahrzehnt, als mehr und mehr fremdartig von ihm empfunden, planmäßig gemieden hat. Das hat freilich nicht gehindert, daß eine Anzahl einzelner ihm in ſeinem Vaterlande treu verbunden und in Verehrung ergeben blieb; und gerade zur Zeit des erſten Beſuches, den er von Rom aus dorthin abſtattete, ſchien dieſe Schar derart gewachſen, mehrten ſich die Zeichen verſtändnisvoller Aufnahme dermaßen, daß es faſt ſcheinen konnte, als ſolle dennoch ein Verhältnis zwiſchen Gobineau und ſeinen Franzoſen ſich noch herausbilden, bis es, nur zu bald, klar wurde, daß dies alles doch nur ein letztes Aufflackern vor dem endgültigen Erlöſchen ſeiner Ruhmesflamme bedeuten und dann jene Ungerechtigkeit des Ruhmes und des Todes, die er in ſeinem Chouan beſungen (Bd. I S. 253), für ihn ſelbſt in Frankreich in Kraft treten ſollte.

Aber, wie geſagt, damals, im Jahre 1878, ſchienen die Dinge ſehr günſtig für ihn zu liegen. Seine Renaiſſance war kurz zuvor preisgekrönt worden, ſeine Arbeit über Neugriechenland im Correspondant erregte günſtiges Aufſehen. So vermochte er denn auch mit Didier, nach einigem Feilſchen in Betreff des Umfanges des Buches, für den Ottar Jarl abzuſchließen, womit die Schmach, daß die Plejaden nicht in Frankreich hatten verlegt werden können, als wenigſtens einigermaßen ausgetilgt gelten mochte. Mancherlei Hände ſtreckten ſich Gobineau bewillkommnend und hilfsbereit entgegen. Selbſt Renan war einmal wieder beſten Willens und machte ſich unter anderem anheiſchig, den Druck des Kusch Nameh auf

Koſten der Société Asiatique zuſtande zu bringen, Saint René Taillandier ſtellte einen Artikel über Gobineaus Werke in der Revue des Deux Mondes in Ausſicht, war überhaupt voller Eifer, und ähnlich kamen ihm andere literariſche Größen entgegen.

Was hiervon ernſt und ehrlich gemeint war, vermögen wir heute ſchwer zu ſagen. Aber auch an Ernſten und Ehrlichen fehlte es Gobineau nicht. Zu Jüngern und Freunden im beſten Sinne durfte er Männer rechnen wie den jungen Boisjoslin, der eben damals in ſeinem Buche „Les peuples de la France“ erneuert nachdrücklich auf die Bedeutung des Essai hinwies, oder wie d'Héricault, den Begründer und Herausgeber der „Revue de la Révolution“, der, nachdem er ſich, beſonders in ſeiner „Origine de l'épopée française et son histoire au moyen âge“, vielfach mit Gobineau berührt, dem er auch politiſch naheſtand, ſeiner Perſergeſchichte in der „Presse“ eine eingehende Würdigung hatte zuteil werden laſſen. Vor allem aber bedeutete die Begrüßung der Renaiſſance durch Barbey d'Aurevilly, den Gobineau jetzt auch perſönlich kennen lernte, wohl die einzige großen Stiles, die in Frankreich überhaupt erfolgt iſt, doch immerhin ein literaturgeſchichtliches Ereignis. Und faſt noch wärmer flogen jüngere Herzen den Anfängen des Amadis zu: ſo Léon Bloy, ein Jünger Barbeys, und, was weit mehr wiegt, Théodore de Banville. Endlich iſt damals auch Paul Bourget Gobineau genaht, der ſich dann ſo gründlich mit ſeinem Raſſengedanken befruchtet, es aber ſpäter vorgezogen hat, ſeiner Dankbarkeit in jedem entſcheidenden Augenblicke und an jeder entſcheidenden Stelle nur durch ebenſo gründliches Schweigen Ausdruck zu geben[1].

[1] Nur nach Gobineaus Tode hat er einmal in einem unbedeutenden Artikel des „Parlement“ (27 octobre 1882) über ihn das Wort ergriffen, aus dem allenfalls nur eine Äußerung hier wiederzugeben

Dieſes Schweigen eines der Hätſchelkinder der Zeit hat dann wie ein Signal weitergewirkt und jenes tiefe Vergeſſen herbeigeführt, das Gobineau faſt ſchon vor ſeinem Tode umſchattete. „Calmez-vous, Amadis n'a jamais existé“ hieß es jetzt auch für ihn. Der Bruch mit ſeinem Vaterlande war vollzogen. Er erwies ſich in der Folge als unheilbar[1]. Die Verleger zogen die nötigen Schlüſſe daraus. Gobineau mußte mit dem Amadis in England und Deutſchland förmlich hauſieren gehen; nur mit Mühe und Not kam wenigſtens eine zweite Ausgabe des Essai nach ſeinem Tode zuſtande.

Für die hermetiſche Abſperrung von ſeinem Volke, der Gobineau ſo am Ende verfallen iſt, mag man eine ganze Reihe äußerer Gründe anführen. Man mag daran erinnern, daß die von ihm ſo leidenſchaftlich bekämpfte Zentraliſation in gewiſſem Sinne auch ſein Verhängnis geworden iſt, indem einzig in dem allmächtigen Paris einer ſich für die franzöſiſche Welt durchſetzen, und dies wiederum nur derjenige kann, der dort unwandelbar am Platze bleibt und entweder ſelbſt ein Stück Macher iſt oder von regſamen Vorkämpfern auf der Tagesordnung erhalten wird — was alles bei Gobineau nicht der Fall war, der in der Hauptſtadt immer nur zeitweiſe auftauchte, zeitlebens aller Reklame abhold blieb und bei ſeiner für einen Diplomaten doppelt undiplomatiſchen Ehrlichkeit auch in keiner Clique Fuß zu faſſen vermochte. Man mag immerhin einzelne Führende, wie Sainte Beuve und Renan, anklagen, daß ſie ihm gegenüber ihre Pflicht verſäumt haben,

wäre: „Il se préparait à gagner Rome, où il voulait achever de vieillir ou plutôt — comme il le disait en souriant — de mourir.“ Vereinzelte kurze Erwähnungen in den Romanen Bourgets zählen vollends nicht, ſondern lehren nur, was er Gobineau ſchuldig geblieben iſt.

[1] Es kam ſogar ſo weit, daß Gobineau ſich Landsleuten (wie Emile Ollivier) gegenüber als Verfaſſer der Renaiſſance verleugnete. Glaſenapp, Das Leben Richard Wagners Bd. VI S. 561.

und wird damit doch nicht mehr gewonnen haben als ein paar Sündenböcke, die für eine ganze ihm nicht gewachsene Gesellschaft einstehen müßten. Und ebenso wäre es, wollte man endlich seinen Verlegern eine Mitschuld aufbürden, für die ja freilich auch vieles zu sprechen scheint. Gewiß, der lodernde Zorn, die Empörung, die gegen diese in seinen Briefen der letzten Jahre zu Tage tritt, hat zweifellos guten Grund gehabt: einzelne derselben mögen nicht nur durch ihr Geschäftsgebaren das bekannte Los, das Goethe dem ganzen Stande angewünscht haben soll, reichlich um ihn verdient, sondern auch durch die Art, wie sie ihn sich schließlich ganz vom Halse hielten, seinen schlimmsten Schilderungen vom bourgeois recht gegeben haben. Im letzten Grunde aber waren doch sie alle, Verleger, Kritiker und sonstige Stimmführer der Zeit, selbst Seine Majestät der Zufall, den man mit gutem Fug Gobineaus Gegnern beizählen darf, wieder nur Werkzeuge, nur Symptome feindlicher Mächte und Strömungen. Die wahren Gründe, warum ein Gobineau in seinem Lande und zu seiner Zeit nicht aufkommen konnte, lagen tiefer, es war seine ganze unmoderne Art, die seine Zeitgenossen in dem Maße mehr und mehr nur als Romantik zu fassen vermochten, als er selbst sich vergangenen Zeitaltern als den besseren und überlegenen zuwandte. Seinen Gegensatz zu dem seinigen kann man, in Anlehnung an seine eigenen Betrachtungen (Histoire des Perses T. II p. 517), am einfachsten dahin fassen, daß er, gleich Griechen und Orientalen ganz von Ideen erfüllt, sich vorwiegend praktischen Völkern gegenübersah. Und wenn nun vollends seinem heimischen Volke weder seine beherrschenden wissenschaftlichen Ideen noch seine künstlerische Art noch die Prophetien, zu welchen er beides als Weltanschauungsergebnis zusammenzog, nach dem Sinne waren, und nur allenfalls einige Nebenwerke von ihm als gut französisch gelten gelassen wurden, so war damit jener Bann geschaffen, den auch die

wohlmeinendsten Einzelnen in der Folge um so weniger zu durchbrechen vermochten, als die ursprünglich mehr geistigen Gegensätze sich mehr und mehr auch zu politischen und nationalen gestalteten.

Gobineau selbst, der seine Bitterkeit gegenüber seinen Landsleuten immer weniger zu bemeistern vermochte und diesen seinen Ausbrüchen die wie es scheint von Barbey d'Aurevilly aufgebrachte Bezeichnung des „Alceste du patriotisme" (nach dem Helden des Molièreschen Misanthrope) verdankte, hat doch in ruhigen Augenblicken, wenn er nicht gerade unter dem Druck des einzelnen Erlebnisses stand, jene sachliche Auffassung geteilt und ausdrücklich davon abgesehen, irgend jemanden anzuklagen. So schreibt er einmal (undatiert) von seinem letzten Pariser Aufenthalte an Frau Wagner über seine Isolierung: „Ce n'est la faute de personne mais du temps où l'on est. Il n'y a rien à faire ni même à essayer." Und nur wie in einer leisen Vorahnung, daß dennoch auch seine Zeit einmal kommen müsse, fügt er hinzu: „Il faut attendre un peu. . . . Il faut laisser le temps passer."

Freilich, gelitten hat Gobineau unter dieser geistigen Verlassenheit, unter diesem literarischen Schicksal seiner letzten Jahre um so mehr, als eine gewisse menschliche Heimatlosigkeit damit Hand in Hand ging. Der Verkauf von Trye, über den er erst, so ungünstig er auch war (70000 Franken einschließlich Hausgerät!), aufatmete, ja jubelte, insofern er ihn von einer schweren Last befreite, war dennoch zunächst nur ein negativer Akt. Er löste ihn von einer Scholle, die ihm keine Heimat mehr war, aber er schuf ihm noch keine neue Heimat. Und eine solche ist ihm denn auch Rom, ist ihm Italien nicht geworden. Das spiegelt sich schon gleich in der Unstetigkeit und Wandelbarkeit seiner dortigen Einrichtungen und Lebensformen.

Zuerst ein Unterschlupf allerbescheidenster Art, mit einer

zwar ſtattlichen Werkſtatt, aber einer Privatwohnung faſt wie der eines Studenten. Dann, nachdem Trye veräußert und Honoré, der dort längere Zeit, beſonders als Landwirt und Gartenzüchter, die Angelegenheiten ſeines Herrn hochgehalten hatte, wieder frei geworden, ein letztes Mal die Errichtung eines eigenen Haushaltes in einer fünfzimmerigen Wohnung der Via Montebello, mit dem Genannten als Univerſalverſorger und einem Teil der Tryer Beſtände an Büchern, Kunſtwerken und Mobiliar als Ausſtattung. Auch zwei Hunde, Lili und Tollo, brachte Honoré mit. Aber die alten Zeiten wollten nicht wiederkommen, der brave Burgunder ſelbſt war wohl vor allem nicht mehr der frühere. Er hatte entſchieden gealtert und ſich außerdem in Trye wieder ſo an das Landleben, dem er entſtammte, gewöhnt, daß er ſich dem Leben der Großſtadt nicht mehr anzupaſſen vermochte. So fehlte oder verſagte ſein einſt ſo allhilfreiches Genie an allen Ecken und Enden; er fand Schwierigkeiten, wo er ſonſt gewohnt war ſolche zu ebnen. Die Bücher nahmen ihm zu viel Platz weg. Gobineau, dem auch die zunehmende Zerrüttung ſeiner Vermögensverhältniſſe einen derartigen Entſchluß nahelegen mochte, verſtand ſich dazu, Berge von Büchern, darunter ſolche von hohem Wert, dem Antiquar für die bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Schleuderpreiſe zu opfern. Kurz darauf ereilte ſeine Bronzen ihr Schickſal, mit ähnlichem Ergebnis[1]. Viel-

[1] Hier wäre wohl auch der Ort für ein kurzes Wort über Gobineaus ſonſtige Sammlungen, insbeſondere die ſeiner Handſchriften und geſchnittenen Steine. Deren Anfänge gehen offenbar in ſeine früheſten Zeiten zurück. Schon 1840 erwähnt er griechiſche Medaillen als in ſeinem Beſitz befindlich, 1851 ſchreibt er an Delpit: „Le désir de collectionneur est un feu qui dévore.“ Wie dies Feuer durch die Luft des Orients zu lichterloher Glut angefacht wurde, ſahen wir im erſten Bande. Später, als die Sammlungen ihren wiſſenſchaftlichen Zweck für ihn ſelbſt erfüllt hatten und materielle Gründe es ihm nahelegten, ſich von ihnen zu trennen, hat er viele Jahre lang (von 1869 bis zu

leicht wäre noch alles andere bis auf den letzten Rest gefolgt — denn es war klar, daß die Verhältnisse auf eine Auflösung des Haushaltes hindrängten —, wenn nicht den unschuldigen Urheber des Unglücks jetzt ein Schrecken gefaßt und Honoré die Gräfin La Tour zu Hilfe gerufen hätte. Diese legte sich denn auch ins Mittel und sorgte, daß Überdruß und Apathie nicht an einem Zerstörungswerke weiter arbeiteten, das letzten Endes nicht seinen Urheber allein, sondern die ganze Nachwelt mit hätte treffen müssen: sie kaufte vor allem den Hausrat und einige Schmuckstücke seines Arbeitszimmers dem Namen nach selbst auf, das heißt, sie sicherte und verwahrte es, wie

---

seinem Tode) vergebliche Versuche gemacht, sie zu verkaufen. Er wünschte sie womöglich als Ganzes in staatlichen, fürstlichen oder den Besitz eines großen Herrn übergehen zu sehen. Trotzdem wohl kaum einer seiner näheren Freunde, ja selbst fernerer Bekannter, war, den er nicht hierfür herangezogen hätte, gelang ihm dies dennoch nicht, und so ist leider nach seinem Tode das eingetreten, was er um alles hatte vermeiden wollen: daß diese Schätze auf dem Wege öffentlicher Versteigerung in alle Winde verflattert sind. Wissenschaftliche Kataloge hatte Gobineau noch selbst angefertigt. Den der geschnittenen Steine besprachen wir früher (oben S. 200 ff.). Der der Handschriften erschien als Privatdruck bei Plon in Paris 1870 („Collection d'ouvrages recueillis en Perse sur l'histoire, la poésie, la philosophie, les sciences occultes, etc."), und dann später, für die Öffentlichkeit erweitert — das heißt um eine Anzahl europäischer Druckwerke verschiedener Gebiete vermehrt —, bei Ernest Leroux in Paris 1884 unter dem Titel: „Catalogue d'une précieuse collection de manuscrits persans et d'ouvrages recueillis en Perse provenant de la bibliothèque de M. le comte de Gobineau dont la vente aura lieu le mardi 6 mai 1884." Über den Verbleib des einzelnen beider Sammlungen wissen wir nur, daß Handschriften über den Bâbismus damals von der Pariser Nationalbibliothek erstanden wurden — vgl. E. Blochet, Catalogue des manuscrits persans de la Bibliothèque Nationale Tome I p. 129, unter Nr. 164 —, und daß anderes, darunter das Kusch-Nameh, dem Britischen Museum zufiel (Rieu, Catalogue of the Persian Manuscripts of the British Museum, Supplement, London 1895, p. 136).

in einer Vorahnung, daß dieſe Dinge nicht verloren gehen dürften, ſondern eines Tages ein Dauerheim finden müßten, wie es dann ja in der Tat in der Straßburger Sammlung ſpäter verwirklicht worden iſt.

Für jetzt freilich ging in Rom der Prozeß der Räumung, der „Liquidation" von Gobineaus irdiſchen Beſitztümern weiter. Die Bildwerke kamen teils in eine fremde Werkſtatt, teils zur Gräfin La Tour. Schließlich war auch für Honoré ſelber kein Halten mehr. Leidend, mißmutig, reizbar, beſtand er darauf, ſich in ſeine burgundiſche Heimat zurückzuziehen, wohin er, außer einigen Möbeln, mit denen ihn ſein Herr zum Andenken ausſtattete, auch die beiden Hunde mitnahm, und wo er um 1896 oder 1897 geſtorben iſt.

Dem einſam Zurückbleibenden aber blieb nun für die kurze Friſt, die ihm noch gegeben — der letzte Verſuch, den er mit Honoré gemacht, dauerte im ganzen von 1879 bis 1881 —, nur wiederum die Rückkehr zu einer Einrichtung, die man als eine Art weltlichen Benediktinertums bezeichnen könnte. Zwiſchen den Wohnungen ſeiner Anfänge in Paris und ſeines Endes in Rom war kein großer Unterſchied — nur daß damals noch alles vor ihm und jetzt alles hinter ihm lag. Ein kleiner Ausſchnitt aus ſeinem vergangenen Leben, und zwar aus deſſen ſchönſter, ſorgloſeſter Zeit, umgab ihn in Geſtalt ſeines Seſſels, Arbeitstiſches und einiger anderer Erinnerungen aus Perſien — eben der gleichen, welche die liebevolle Fürſorge der Freundin ihm aus dem ſelbſtgewollten Zuſammenbruch gerettet hatte. Übrigens hat Gobineau dieſes ſein letztes kleines Heim nur den Winter 1881/82 — und auch da nur ſozuſagen mit dem einen Fuß im Hauſe La Tour — bewohnt, da er die ganzen beiden Sommer von Rom abweſend war.

Man wird nach dem allen ſich vergegenwärtigen können, wie wenig dieſer Mann, wenn überhaupt je, in dieſen letzten

Zeiten etwas wie eine Heimat auf Erden gehabt hat, oder doch, daß alles von Heimat für ihn nur in den Herzen derer, die ihn liebten, zu finden war. Daran freilich hat es ihm zu keiner Zeit seines Lebens gefehlt, und auch gegen Ende desselben, als er äußerlich am verlassensten dastand, hätte er immer noch einen reichen Schatz an Liebe, Treue und Dankbarkeit aus Nähen und Fernen sich zusammenbringen können, wie selbst wir noch ermessen, wiewohl wir uns dafür nur an einzelne Trümmer mündlicher oder brieflicher Überlieferung halten können. Da sind nicht nur seine Bewunderer in den verschiedensten Ländern, die ihm geistig ihr Bestes danken, da erschallt aus dem fernen Tauris die Stimme des dortigen Konsuls (Bernay), der es Gobineau nicht vergessen kann, daß er es ist, der seine Laufbahn geschaffen, und nun durch die schlimmen Nachrichten von seiner Gesundheit in schmerzlichste Sorgen versetzt ist und ihn flehentlich bittet, sich nicht zu überarbeiten. Da schüttet eine rätselhafte Verbannte (anscheinend eine der zahlreichen adligen Frauen, die Gobineau geliebt haben) ihm aus Sebastopol ihr Herz aus: er werde nie begreifen können, wie stark sie für ihn fühle und wünsche, dem sie die besten Erinnerungen ihres Lebens verdanke. Ihre höchste Sehnsucht sei, daß er einmal einer großen Hingebung bedürfen möge, wie die ihrige ihm sicher sei: bis dahin wolle sie nur für ihn beten. Der aus dem Jahre 1877 stammende Brief schließt mit den Worten: „Ce n'est qu'avec vous que je puis parler ainsi, aussi, *l'univers pour moi, c'est vous.*“ Auch Gobineaus alte Leibgarde erfuhr in diesen letzten Jahren eine Verstärkung, richtiger vielleicht: eine Ablösung, indem neue Freunde im Dienst an die Stelle der alten traten, zwei insbesondere, die die Gräfin La Tour ihm zuführte: der edle, ebenso feinfühlige wie feingeistige Graf Basterot, dem er die Hinüberrettung des Essai in eine zweite Auflage und, in der musterhaften biographischen Einleitung dazu, eine erste allseitig

eindringende Skizzierung und Verdolmetſchung ſeines wahren Weſens zu verdanken bekommen ſollte[1], und ein zweiter, den wir noch als ſeinen allereigentlichſten Leibwächter erfinden werden: der ehemalige Reiteroberſt Graf Ugo Sanvitale, ein Kavalier von hyperromantiſcher Vergangenheit, alter Haudegen, dem elf Pferde unter dem Leibe erſchoſſen waren, und deſſen größter Kummer es war, daß er es nicht auf zwölf gebracht. Er ſtand Gobineau geiſtig ziemlich fern, beſaß aber eine Eigenſchaft, die um ſo näher bringt: er war „treu wie ein Neufundländer" und übertrug dieſe Treue ſtillſchweigend und vom erſten Augenblicke an von der wie eine Herrin verehrten Gräfin auf deren Freund.

Ein Blick bleibt uns noch zu tun auf diejenigen, welche die Natur unſerem Helden zunächſt geſtellt hatte: wie klang das Verhältnis zu den Blutsverwandten aus? Das zu Caroline, wie nicht anders zu erwarten: in dem gleichen Tone ſchönſter Harmonie, den beider ganzes Leben ergeben hatte. Sie waren ſich längſt darüber klar, worin ſie nicht zuſammengingen, und zweifelten doch nicht daran, daß ſie auf verſchiedenen Wegen das gleiche ſuchten. Bei Gobineaus wiederholten Beſuchen wie auch in ihren Briefen bemühte ſich die Nonne wieder und wieder, ihn zum Chriſtentume, zu *ihrem* lieben Gott und Heiland zu führen: er ließ es geſchehen und ſah und fühlte ihr, die ihm wie eine Heilige war, das nach, was ihn von anderen Seiten, wo er andere Beweggründe als bei ihr vorausſetzen zu müſſen glaubte, verdrießen und in Harniſch bringen konnte[2]. Übrigens aber ließ er es nicht an immer

[1] Näheres über ihn in „Gobineaus Raſſenwerk" S. 100 ff.

[2] In ſeiner römiſchen Zeit ſcheint ein wahres Keſſeltreiben in dieſer Richtung auf Gobineau, mit und ohne Beteiligung der Abtei Sainte Cécile, ſtattgefunden zu haben. Einmal fährt er gegen Caroline heraus: „Quand je me convertirai, si tant est que j'aie à me convertir, ce que je trouve un peu fort, il n'y aura que toi qui en

neuen Versicherungen und Beweisen fehlen, daß, wenn er auch dem Sachlichen des Glaubensinhaltes ihrer Kirche und ihres Ordens nicht durchweg beistimmen könne, er dennoch beiden sich immer nah verbunden fühle. Ganz besonders galt dies dem Benediktinerorden gegenüber, wie denn z. B. Gobineau in den letzten Jahren immer eine Medaille mit dem heiligen Benedikt bei sich trug und, als er die von Caroline ihm gewidmete verloren hatte, sich eine neue von ihr ausbat.

Im Jahre 1878 trug sich ein Ereignis zu, das Gobineau tief erschütterte und, als Anfangsglied einer Kette weiterer, für die Geschichte seiner Familie von trauriger Bedeutung werden sollte. Sein ältester Enkel Willy starb, nur zehnjährig, und riß später, nach einem dunklen Verhängnis, seine sämtlichen Geschwister in das gleiche Geschick mit hinab. Wo blieben die stolzen Träume, die der glückliche Großvater einst an ihre Geburt und ersten Lebensjahre geknüpft, da er aus Willy einen Meerkönig hatte machen wollen, da er ihn und seinen Bruder Arthur als „die denkbar schönsten Nibelungen, die reine Nordlandsrasse, die der Herren", gefeiert hatte? Zwar hat er den Tod des jüngeren Enkels, der das jugend-

---

auras l'honneur, tu peux compter là-dessus, mais des abbés B., mais des œuvres et de celles qui les font, j'en suis saoul", und ein anderes Mal: „L'abbé St. est déjà très assuré de m'avoir pour pénitent, mais je ne suis pas encore en pénitence," und in noch wieder anderen Briefen bekommen jene manchmal etwas zweifelhaften Frommen drastische Wahrheiten von ihm zu hören. Freilich waren die Bekehrungsversuche sehr verschieden, nach der Art der sich an ihm versuchenden Frauen bald stürmischer, bald bescheiden entsagender, bald plumper, bald zarter. Die rücksichtsvollsten, weil mit tiefstem Verständnis für ihn gepaarten, waren wohl die seiner letzten Freundin, und gerade darum hat er diesen wenigstens insoweit nachgegeben, daß er ihr im Sommer 1882 versprach, mit ihr und ihrem Töchterchen zu Weihnachten in St. Peter zur Kommunion zu gehen. Er ist freilich darüber hingestorben, ehe er das Versprechen einlösen konnte.

liche Mannesalter noch erreichen sollte, nicht mehr erlebt, und gerade dieser sollte sich als besonders unheilvoll erweisen, insofern damit für die Gräfin La Tour die Möglichkeit erlosch, wie sie beabsichtigte, durch Übertragung von Gobineaus Nachlaß und literarischen Rechten auf diesen Jüngling, der durch seine ungewöhnlichen Geistesgaben durchaus an den Großvater erinnerte, dessen geistiges Erbe wieder in seine Familie zurückzuverlegen, wodurch die unselige Familientragödie, wenn auch nicht einen befriedigenden Abschluß, doch ein sühnendes Nachspiel erhalten haben würde. Jetzt nun konnte schon der Tod des ältesten Enkels und Stammhalters, und vollends zwei Jahre darauf der Guldencrones, des allezeit als so ehrenhaft und taktvoll wie treuergeben erprobten, nur im Sinne der Lockerung eines weiteren Bandes, das ihn mit seiner Familie noch verknüpfte, wirken. Nicht zwar unmittelbar, aber in den Folgen. Für den Augenblick mußte vielmehr ein Mann wie Gobineau sich der schwergeprüften Tochter mehr denn je verbunden fühlen. „Je ne t'ai jamais tant aimé que dans ces temps-ci" schreibt er ihr, etwa einen Monat nach dem traurigen Ereignis, und unmittelbar nach demselben sucht er ihr in ergreifenden Worten vor die Seele zu führen, wie wenig ein Werdender wie dieser Knabe, so schön, so brav, so stolz, in einer Welt wie der heutigen eine Stätte gehabt hätte, mahnt sie zu tapferem Tragen und Ergebung in den göttlichen Willen und benutzt bald darauf eine Audienz bei Leo XIII., um ein Wort von diesem für sie zu erhaschen, das ihr den Mut beleben könne.

Gedauert hat freilich auch diese Annäherung nicht, da Madame de Guldencrone im Verlauf mehr und mehr auch ihrerseits in die Wirrnisse einer unheilbaren Entfremdung mit hineingerissen wurde. Es versteht sich, daß hier, zwischen Vater und Tochter, etwas wie eine Schuldfrage noch weit weniger aufzuwerfen ist als früher zwischen den Ehegatten:

das Verhängnis ging hier einfach seinen Weg weiter, grausam wie so oft, in Erfüllung der Gesetze der Schwerkraft einerseits, der Anziehung und Abstoßung anderseits, die in der sittlichen Welt so gut in Kraft sind wie in der sinnlichen. So raubte das Leben einander zwei Menschen, die sich nach manchen Seiten geistig sehr nahe gestanden hatten, und der von Hause aus gewiß redliche Wille der Tochter, treu zum Vater zu halten, soweit das ihr gegebene Maß der Fähigkeit des Eindringens in dessen Wesen und Aufgabe und Rücksichten auf andere ihr Nahestehende es ihr gestatteten, vermochte sich gegen übermächtige Gegeneinflüsse des Schicksals wie der beiderseitigen Veranlagung nicht durchzusetzen und für jenen fruchtbar zu werden.

Freilich war der Bruch mit der Familie, wenn auch vielleicht die schwerste, doch immer nur eine der zahlreichen Wunden, aus denen Gobineau damals blutete. Wir sahen früher schon, wie ihm sein Vaterland mehr und mehr verloren ging: wie hätte das gegen Ende seines Lebens anders werden sollen, wo Gambettas demagogische Künste, seine immer stärkere Zurückdrängung des alten Frankreich, seine rohe Vergewaltigung der katholischen Kirche, die beginnende Verbörsung alles politischen Lebens ihn anwiderten und zu den schimpflichsten geschichtlichen Vergleichen anreizten? In seinen Landsleuten sah er jetzt nur noch die leichtfertigen Kinder des Tages, die den ernsten Problemen grundsätzlich auswichen und so vortrefflich in die geist- und seelenlose, materialistische Epoche paßten, deren erstes Jahrzehnt er, deren letztes wir noch erlebt haben. In dem vorübergehenden Auftauchen des Grafen Chambord am politischen Horizont sah er kaum mehr als einen Phantasiespuk. Die modernen Herrscher, meinte er, seien überhaupt nur noch dazu da, „Phrasen zu machen und Haltungen anzunehmen". Und der Adel? Wenn er von ungefähr einmal wieder in sein altes Faubourg St. Germain kam, fand er bei

Gaſtmählern deſſen älteſte Sproſſen ſeinen jüngſten Vertretern, etwa eine Herzogin von Uzès einer Madame de Rothſchild, nachgeſetzt, und der Gedanke, welch ein Wandel der Geſinnungen in ſolchem Wandel der Rangordnung ſich ſpiegele, fraß an ſeiner Seele wie ein zehrendes Gift.

Und dann kamen die perſönlichen Erinnerungen, wie das ihm feindlich Geſinnte, das Kleine, das Ewiggemeine, das im Welttreiben ſo vielfach das große Wort führt, in jeder Weiſe den Sieg über ihn davongetragen, die goldene Mittelmäßigkeit ihn mundtot gemacht habe. Er dachte dabei gleichermaßen an ſeine amtliche wie an ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Schon in Stockholm waren ihm Haß- und Racheſtimmungen angekommen, wie er ſie gegen Caroline (Juni 1874) ſich austoben ließ: „Grâces au Ciel, le jour de la vengeance arrivera, et, comme le Seigneur, je me la suis réservée . . . Comment peux-tu penser que je voie les gens que je voulais servir, me préférer constamment tous les pieds plats de la terre, me tenir loin, m'oublier, me négliger, et ne pas m'irriter? Cela n'est guère vraisemblable et le Viking est trop vivant en moi pour que cela passe ainsi“, hatte er (Februar 1874) ſeine Lebensſchickſale rückſchauend zu einem ſo furchtbaren Seelengemälde zuſammengeballt wie dieſes: „Un de mes amis me racontait que sur les bords du La Plata s'étendent des plages de boue profondes qui longent les deux rives à de longues distances; les bœufs sauvages ou à demi, dévorés par la soif, se risquent sur ces fondrières, ils s'y enfoncent; ils ne peuvent s'en dépêtrer, le soleil sèche la boue autour d'eux; ils sont incrustés vivants dans une route de pierre et ils meurent de soif et de faim en vue de l'eau d'un côté et des prairies de l'autre. Eh bien! Voilà un peu ce que nous sommes. Toute la théologie du monde n'empêchera pas que j'ai aimé des gens qui me l'ont mal rendu; que j'ai dix fois plus de talent et de

valeur que la plus grande partie des hommes considérables de ma génération et que, malgré efforts, courage, patience, travail, je ne serai arrivé à rien. Je suis comme le bœuf du La Plata et quand je considère cela, je t'avoue qu'il me devient assez égal de savoir si le Jehovah du Premier Testament s'est amendé avec le temps de manière à devenir le Dieu du second. J'ai trouvé autrefois tout cela très intéressant. Aujourd'hui, cela a beaucoup perdu et je me sens profondément lésé, injustement traité et tournant non pas au captif demandant grâce, mais au titan indigné. Tu peux être sûre de ce que je te dis là."

Wieviel mehr mußte das alles noch auf ihm lasten zu einer Zeit, da die unseligen Folgen in wirtschaftlicher wie in gesundheitlicher Beziehung erst im vollen Umfange über ihn hereingebrochen waren! Da er, auf das bescheidene Teil seines Ruhegehaltes angewiesen, in seinen künstlerischen Hoffnungen betrogen, aus seinen schriftstellerischen Werken, mochten sie gehen oder nicht, keinen Sou gewinnend, als Bitterstes seiner Verarmung die Unmöglichkeit, wie einstens geben zu können, hinnehmen mußte. Man höre den Bericht aus Parma (September 1878): In der Kathedrale hat ihn ein Bildhauer angebettelt, der mit seinen vier Kindern Hungers sterben wollte. „Cela m'a fait une peur de dogue, par un retour sur moi-même, et je lui ai donné une lire de peur de mourir de faim moi-même."

Nehmen wir endlich hinzu, daß seine Gesundheit zuletzt so vollkommen erschüttert war, daß er sich oft mit aller Willenskraft kaum auf den Beinen halten konnte, daß er damals sogar das noch kennen lernen mußte, was ihm zuvor lebenslang ferngelegen hatte: die Verschärfung und Vergällung seiner körperlichen Leiden durch Nervenqualen, einschließlich Schlaflosigkeit, und ihre seelischen Rückschläge, ja daß es ihm, dem Tapfersten, nicht erspart blieb, diese schlimmsten Zustände von

ſeiten einzelner ihm hoch- und naheſtehender Befreundeter als „eingebildet" aufgefaßt, als hypochondriſch bezeichnet zu ſehen, ſo ermeſſen wir die hoffnungsloſe Traurigkeit, den ganzen Lebensüberdruß, der aus den Worten des Verlaſſenen, Schiffbrüchigen, dem Frankreich und Italien gleich verleidet waren, zu dieſer Zeit manchmal ſpricht.

Ein derartiges Stimmungsbild, aus Gobineaus letztem Jahre, findet ſich auf der Rückſeite eines nicht abgeſandten Briefentwurfes an Plon d. d. 25 janvier 1882:

„C'est fini. L'univers se déflore et s'étiole.
Il s'éteint, il s'efface, il s'effleure au hasard;
Chaque pétale meurt, se détache et s'envole.
Chaque lueur périt. Je suis vieux. Il est tard,
Tout périt."

In dem richtigen Gefühl, daß derartigen Stimmungen einzig „Arbeit und Liebe" ihn zu entreißen vermöge, hat er zur erſteren ſich immer wieder, zuletzt aus Zuſtänden heraus, wo er kaum noch eine Feder zu halten, kaum noch eine Zeile zu leſen vermochte, gezwungen, und an die letztere mit verdoppelter Empfänglichkeit und verdoppelter Dankbarkeit ſich angeklammert. Damals war es, daß ſeine treue Freundin letztes Licht in das Dunkel ſeiner Lebenstragödie brachte, den Leidenden mütterlich umſorgte und immer aufs neue Tropfen der Linderung in den furchtbaren Trank der Verbitterung träufelte, daran er ſonſt unfehlbar ſich hätte vergiften müſſen; damals auch, daß ſie ihn beruhigte durch das ſo treu gehaltene Gelöbnis, daß die Pflege ſeines Andenkens bei ihr in guter Hut ſein werde, und daß er all ſeinen geiſtigen Nachlaß, vor allem den Amadis, ruhig in ihre Hand legen könne. Und noch eines brachte ihm die Gräfin, einen Troſt von beſonderer Art, den holdeſten, den der Arme ſich träumen konnte und der ihm wenigſtens auf Zeiten ſchmeichleriſch ein Vergeſſen zuzufächeln ſchien, in der Geſtalt ihres lieblichen Töchterchens.

Vier Jahre war die kleine Jeanne alt, als Gobineau sie kennen lernte, vierzehn, als er von ihr schied. Während dieses Jahrzehnts ist sie sein Liebling, er ihr Abgott gewesen. Den ganzen reichen Schatz seiner Phantasie wie seiner Herzensgüte hat er aufgeboten, um diesem Kinde Gutes zu erweisen, Heilsames beizubringen, Freude zu bereiten, mochte es nun gelten, ihr Geschichten zu erzählen, Scharaden zu ersinnen, einen Maskenanzug zu entwerfen, ja selbst an ihrer gesundheitlichen Hut und Pflege teilzunehmen. Einmal, da sie an Diphtherie erkrankt, und die Mutter nach langer Nachtwache einige Stunden der Ruhe just in dem Augenblicke bedurfte, da ein Schweißausbruch für das Kind unbedingt erforderlich war, hat Gobineau diesen dadurch ermöglicht, daß er fünf Stunden lang an dem Bette der Kleinen saß und diese durch ununterbrochenes Erzählen — nachdem Tausendundeine Nacht durcherzählt, kam eigene Erfindung an die Reihe — bei Geduld und guter Laune erhielt. Sie hat ihm das, wie seine ganze unbegrenzte Zärtlichkeit, reichlich gelohnt. Fünf Jahre später als Gobineau ist sie als junge Blüte dem Leben entrissen worden und ruht heute, wie ihr vielgeliebter „oncle", auf dem Turiner Friedhofe.

Keine Macht der Welt hätte nun zwar verhindern können, daß Gobineau sein Geschick erfülle, das dahin lautete, an Gram und Grimm zu verenden. Aber der hier unter dem Übermaß der Qualen Leibes und der Seele zusammenbrach, das war doch nicht der wahre, der ewige Gobineau. Den hatte er selbst, wie in einer Vorahnung, gezeichnet am Schlusse seines Cartulaire de St. Avit: aller Freuden, aller Hoffnungen beraubt, im einzigen Besitze eines Glaubens, der ihm nun aber um so heller erstrahlte, da er um alles Verlorene reicher geworden war. Diesem Gobineau erscholl, eben als der andere versinken zu wollen schien, das „Her zu mir" von einer Seite, von der er es wohl kaum erwartet haben mochte, und von

der der Ruf doch einzig kommen konnte: aus Deutſchland, und von dem größten Deutſchen, den damals, neben Bismarck, die deutſche Erde beherbergte.

Ehe wir uns aber dem erhabenen Schlußbilde zuwenden, das dieſer Ruf im Gefolge hatte, müſſen wir zuvor noch zuſehen, durch was und zu was allem Gobineau ſich in jener Zeit, da ſeine Kräfte ſchwanden und der Abbau ſeines Körpers ſich vollzog, noch in das Reich des Geiſtes hinübergerettet hat.

* * *

Zunächſt haben wir unſere Aufmerkſamkeit einer Gruppe politiſcher oder doch vorwiegend politiſcher Schriften zuzuwenden, deren erſte, 1877 entſtandene, die über die dritte Republik, unmittelbar an die frühere über den Krieg von 1870/71 anknüpft[1].

Gobineau geht aus von der eigentümlichen Tatſache, daß von der Republik in Frankreich niemand etwas wiſſen wolle und doch alle Welt daran feſthalte. Der neuen Oberſchicht, einem unverdaulichen Gemiſch der allerungleichartigſten Beſtandteile, die ſich als die gebildete Klaſſe („classe éclairée“) gebe, ſei ſie zu wenig dauerhaft, während umgekehrt die eigentlichen Republikaner, denen ſie überhaupt nicht ſowohl eine wirkliche Republik als eine parlamentariſche Monarchie bedeute,

[1] „La troisième République française et ce qu'elle vaut.“ Als erſter Band der nachgelaſſenen Proſaſchriften herausgegeben, Straßburg 1907; zugleich in franzöſiſcher Ausgabe bei Plon in Paris. Die gebildeten Klaſſen, mit deren Charakteriſtik Gobineau das Werk eröffnet, ragen offenbar aus der Kriegsſchrift, in welcher ſie nicht mehr zur Behandlung gelangt waren, — als Ausgangspunkt etwas auffallend — hier hinein. Faſt möchte man vermuten, daß Gobineau noch Vorrat an Niederſchriften von dort vorgelegen habe. Auch die Abrechnung mit der Regierung der nationalen Verteidigung (Kap. 27. 28) ſowie allerlei Nachträge vom Kriege und der Kommune im Kapitel 32 ff. ſtammen daher.

sie gerade wegen dessen, was unbeständig an ihr sei, schätzten. Frankreich sei so in der Hauptsache eine Republik ohne Republikaner, eine Henne, die Entenküchlein führt. Die richtige Vorstellung von einer Republik — wie die großen Beispiele der Geschichte sie lehren — ist noch nie in einem französischen Haupte aufgetaucht. Das Hirngespinst Gleichheit hat hier alles verdorben. Man wähnte mit dieser zugleich das allgemeine Verdienst erjagt zu haben, und siehe da, die Gleichheit beseitigt vielmehr das Verdienst, ein seiner Natur nach so seltenes, aristokratisches Ding; „Verdienst ist — im Gleichheitsstaat — der Name der Münze, nicht ihr Metall". In Wahrheit läuft hier alles auf Verdienen, auf bezahlte Stellen hinaus. Die Sitten und Triebfedern der Beamtenschaft haben auf alle anderen Stände, auch wo sie am wenigsten hingehören, abgefärbt: auch in der ärztlichen, der wissenschaftlichen, der künstlerischen Welt ist heute alles Handwerk, Streberei, Karriere. Diese Scharen hungriger Nützlichkeitsmenschen, diese Beamtenmassen, die einzig dem Kultus der Beförderung frönen, diese gierigen Bewerber sind so wenig geeignet, den rechten Grundstock eines republikanischen wie eines monarchischen Gemeinwesens zu bilden, da die idealen Urkräfte beider — die Tugend dort, die Ehre hier — ihnen gleichermaßen fremd sind; sie sind weit eher dazu veranlagt, den Despotismus, die Diktatur heraufzubeschwören. Und vollends drückt der Sozialismus, der ja in den modernen Staatswesen überall ein gewichtiges Wort mitredet, mit seiner Unterdrückung der Religion und seiner Kastrierung der Wissenschaft, die er nur noch in den bescheidensten praktischen Anwendungen gelten läßt, das Niveau der Staatsbürger auf jene tiefste Stufe herab, die der Despotismus sich wünschen muß. Das Häuflein der Notrepublikaner, dieser „geborenen Deserteure", kann die Republik auch nicht festigen, die so am Ende kein Haus, nicht einmal eine Hütte, nein, nur ein Notdach ist.

Wenn denn aber nicht Republik, was dann? Die alte Monarchie? Ganz gewiß nicht! Die Royalisten haben schon allein dadurch, daß sie sich, von Talleyrand übel beraten, Legitimisten nannten und damit aus der Lichtsphäre der Wirklichkeiten in das Nebelgebiet der Abstraktionen hinübertraten, sich ihrer festesten Grundlage beraubt. Sie haben ohnehin kein eigenes Programm mehr, da sie von allen auf die Zeit ihrer Herrschaft gefolgten Verfassungen einiges haben annehmen müssen; und da sie sich hierüber im einzelnen nicht haben einigen können, so herrschen Verwirrung und Spaltungen in ihren Reihen. So ist gerade diejenige Gruppe lahmgelegt, die unter anderen Umständen die sicherste Stütze des Staates bilden könnte. Denn die Royalisten sind doch nun einmal das Mark, die verkörperte Überlieferung des französischen Volkstums, die lebendigen Pflanzen, die in allen Teilen des französischen Bodens verwurzelt sind, die beständige Vertretung des Gestern, des Vorgestern, ja der ganzen Vergangenheit: im Royalismus gibt sich die Lebensidee des französischen Volkes, der Geist, der das Reich geschaffen hat, kund. Und so, als die leiblich und geistig mit dessen Geschichte am tiefsten Verwachsenen, als Gewissen gleichsam des Landes, als letzte Zuflucht schweben denn auch seine Bekenner der Phantasie des französischen Volkes vor: immer noch, wenn Frankreich am Abgrunde stand, wandte es sich seufzend an die Royalisten, so selbst 1871, wo es eine unverhältnismäßig große Zahl derselben in die Kammer schickte. Eine neue Restauration schien denn auch heraufzuziehen, aber sie konnte nicht gelingen, weil das Königtum keinen Thron mehr hat, darauf es sich setzen, keine Gesetze, danach es sich einrichten, keine Werkzeuge, mit denen es wirken könnte.

Ein Teil der Royalisten hat sich den Liberalen genähert, welche in einer Verfassung nach englischem Muster alles Heil sehen. Wenn sie nur Kammer und parlamentarische Regierung

haben, Deputierte werden und Reden halten, ihre Wähler, ihre Gönner, ihre Familien, vor allem sich selbst unterbringen können, sind sie zufrieden und lassen es sich im übrigen nicht anfechten, daß die geschichtlichen, politischen und volkspsychologischen Voraussetzungen jener Einrichtungen in der englischen Welt himmelweit von denen der französischen verschieden sind. Die Kammermehrheit vertritt ihnen jetzt die souveräne Gewalt, in ihr sehen sie alle Gesetzlichkeit beschlossen: aber was kann eine solche Gesetzlichkeit noch bedeuten in einem Staatsleben, aus welchem seit fast einem Jahrhundert der Begriff der Dauer — der einzige, mit dem sich der der Ehrfurcht verbinden läßt — ausgeschaltet ist? Die Gesetze der Franzosen sind je länger je mehr nicht mehr Staatsgesetze, nicht mehr die Bekräftigung unverletzlicher Rechte, sondern Willkürakte, nur zu oft mit dem Parteistempel versehen.

Gobineau benutzt diese Gelegenheit zu einem nochmaligen kräftigen Wort über die Regierung der nationalen Verteidigung, deren erstes es gewesen, der bestehenden Regierung in dem Augenblick, da sie im Kampf auf Tod und Leben für das Vaterland begriffen war, in den Rücken zu fallen, und über den modernen Gideon Gambetta. Hatte er in der früheren Schrift mehr dessen Lügen, Prahlereien und Drohungen gebrandmarkt, so wirft er ihm und seinen Genossen jetzt vor, daß sie das Unglück Frankreichs benutzt hätten, um aus Blut und Trümmern das demokratische Ideal erstehen, die neue Gesellschaftsschicht, ihre Schicht, emporsteigen zu lassen, daß sie alles, was nicht republikanisch und demokratisch, bedroht und vergewaltigt, die Ihrigen aber durch schändliche Kunstgriffe aller Art bereichert und selbst die militärischen Grade auf die verwunderlichsten Schultern hätten herabregnen lassen, und das, obwohl — wie er an einer anderen Stelle ausführt — gerade die Royalisten in jener schweren Zeit den unvergleichlich größeren Opfermut des Patriotismus bewiesen hätten. Die Un-

fruchtbarkeit und Unfähigkeit der demokratischen Führer, die sich ganz besonders auch im Kampfe mit den irregeleiteten Massen der Kommune offenbarte, gibt Gobineau die Weissagung eines militärischen Diktators als Retters der Gesellschaft ein: er hat so den ein Jahrzehnt später erschienenen Boulanger gewissermaßen vorausgeschaut, nur daß, was ihm als eine Normalgestalt vorgeschwebt hatte, sich als eine gründliche Früh- und Fehlgeburt herausstellen sollte.

Von einer Partei war bisher noch nicht die Rede: von der kaiserlichen. Dem vielgeschmähten Kaisertume kommt jetzt Gobineau in beredten Worten zu Hilfe. Es sollte die Franzosen verdorben und ins Verderben gestürzt haben — als ob an jenen noch etwas zu verderben gewesen, und als ob dieses nicht von viel weiter her, und über das Kaisertum hinweg, herangeschlichen wäre! Als alle Klassen der Gesellschaft ziemlich einmütig das Kaisertum angenommen hatten, war es ihnen darum zu tun gewesen, wieder etwas Endgültiges, Festes zu gewinnen. Hierzu war vor allem Macht, Autorität vonnöten; wenn freilich das Kaisertum, durch Annahme der Formel „par la volonté nationale", sich von dem Willen des Volkes — dieses Kornfeldes, dessen Ähren im Winde rechts und links schwanken — abhängig machte, so hat es dies später durch unwillkürliches Hinabgleiten auf der schiefen Ebene des Parlamentarismus, der es dann zu Falle gebracht hat, gebüßt. Im übrigen kann es nicht deutlich genug gesagt werden, daß das Kaisertum am Volke selbst gescheitert ist, daß es alle die schönen Dinge, die ihm und Frankreich dann verhängnisvoll geworden sind: die allgemeine Genußsucht, die in Grund und Boden mangelhafte, angefressene Bureaukratie, die Zentralisation, vorfand und damit einen wesentlichen Teil seines Programmes sich zwangsweise auferlegt sah, so vor allem die Ermöglichung von Luxus und Vergnügen, die Entfaltung von Pracht und Glanz, womit dann dennoch das

Volk nicht lange zufriedenzustellen war, „dieses unglückliche, abgenutzte, übersättigte, angewiderte Volk, ohne Muskeln, ohne Nerven und ohne Mark, das ungeduldig nach dem jammert, was es nicht hat, unfähig wie es ist, sich dem hinzugeben, was es hat".

Immerhin hat Napoleon III. es nicht an Versuchen fehlen lassen, den schlimmsten Übelständen entgegenzutreten. Er suchte sich dem Einfluß der Bureaukratie nach Kräften zu entziehen: daher unter anderem jene auswärtige Politik auf eigene Hand, die er vielfach trieb, die aber dann, im Zusammenstoß ihrer ungezwungenen und unüberlegten Eingebungen mit dem Verlauf der gewohnten Rädermaschinerie, sich nicht selten widerspruchsvoll, gewagt und abenteuerlich erweisen mußte. Selbst der Zentralisation hat der Kaiser zu Leibe zu gehen gewagt: er wollte die Departements in eine kleinere Anzahl von Verwaltungsbezirken (Gouvernements) zusammenziehen, zeigte sich grundsätzlich der Erweiterung der Befugnisse der Gemeinden geneigt und beließ unter anderem den neugewonnenen Departements ihren jahrhundertealten Namen Savoien, um ihnen damit möglichst den Fortbestand eigenen Lebens zu gewährleisten. Aber er stieß sich hier an einer Unmöglichkeit. Er mußte wohl einsehen, daß für die guten Wahlen, für die Plebiszite, vor allem aber für die bequeme Handhabung und leichte Zusammenziehung aller staatlichen Macht- und Hilfsmittel, deren er so gut wie die früheren Regierungen bedurfte, die Zentralisation unentbehrlich sei. Und so blieb sie denn, und mit ihr ihr schlimmster Auswuchs, die zügellose Herrschaft der Mehrheiten, vermöge deren es dahin gekommen ist, daß fortan etwas wie ein wirklich gesetzliches, das heißt dauerhaftes, Regiment in Frankreich ausgeschlossen erscheint.

So steht es heute, und der Lebensfrage gegenüber, ob dies noch einmal anders werden könne, treten alle anderen,

ſelbſt die, ob Monarchie oder Republik, an Wichtigkeit zurück. Inmitten der allgemeinen Erſtarrung, der das franzöſiſche Staatsleben verfallen iſt, haben etwa eine Million Menſchen die eigentliche Aktivität an ſich geriſſen, ſie ſind die wahren Drahtzieher der Mehrheiten, ſie ſind es vor allem, die den Lärm machen. Sie ſitzen zumeiſt in Paris, aber ſie ſtammen nicht etwa nur aus allen Teilen Frankreichs, nein, aus aller Herren Ländern. Dieſe Pariſer fremden Urſprungs, Abenteurer an Ideen und Gefühlen, Wünſchen und Inſtinkten, dieſe bunte Schar Unruhſtifter, denen der Boden, auf dem ſie ſtehen, nicht ein Vaterland, ſondern nur ein Feld der Ausbeutung bedeutet, haben es dennoch fertig gebracht, auch den Patriotismus in ihre Hand zu bekommen und ihm ein von dem früheren himmelweit verſchiedenes Gepräge zu geben. An die Stelle des alten weſenhaften, auf Heimatgefühl und Heimatliebe begründeten Patriotismus haben ſie den geſchwätzigen Patriotismus der Phraſe und der Eitelkeit geſetzt, der uns erſt vereinſamt und dann in den Augen der ganzen Welt lächerlich gemacht hat. Einzig die ſolide Art, der Geiſt der Beſonnenheit, der Sinn für Ruhe und Frieden, für Arbeit ohne Aufregung, wie unſere Provinzen ihn zeigen, kann uns von dem künſtlichen Pariſer Frankreich befreien, das aus einer Kolonie wie Algier nichts als ein Beamtenneſt zu machen wußte und am Ende auch aus allen ſeinen Provinzen nicht viel anderes gemacht hat. Wenn aber Frankreich, das wirkliche Frankreich, wieder Leben gewinnen will, muß es ſolches an allen den Herden entzünden, die es beſitzt. Ein jeder arbeite in ſeiner Provinz, bevor und anſtatt daß er nach Paris geht, um dort Phraſen zu dreſchen. Die Normannen ſeien Herren in der Normandie, und ſo allerwärts. Dann kann aus einer Vereinigung eine weniger düſtere Zukunft hervorgehen. „Ich bin von dieſer Wahrheit ſo tief durchdrungen, daß ich deren Ausdruck in dieſer Schrift den Provinzen Frank-

reichs, insonderheit der meinigen, dem Beauvaisis, zu widmen wage."

Man sieht, wir haben auch hier wieder eine Bekenntnisschrift von großem Zuschnitt und bedeutender Wirkung. Wenn diese Wirkung nicht so einheitlich packend ist wie die der Kriegsschrift, so liegt dies vor allem an den Ungleichheiten, welche diese neue Arbeit aufweist. Offenbar ist Gobineau in der älteren sachlicher, trotzdem der Gegenstand es mit sich brachte, daß er vielfach noch schärfer, deutlicher, leidenschaftlicher werden mußte. In der 3me République tönt in die Empörung einzeln nicht nur Bitterkeit, nein Verbitterung hinein, öfter noch eine beißende Ironie; auch das bemerkenswerte Streben nach Gerechtigkeit gegnerischen Einrichtungen und Gestalten gegenüber, wie es sich z. B. in seiner außerordentlich wohlwollenden Beurteilung der republikanischen Staatsform (Kap. 5/6. 15/16), in seiner Würdigung Louis Philippes und anderem äußert, versagt doch, wo der Liberalismus in Frage kommt, der hier, wie immer, stark herhalten muß, von Demokratie und Demagogie gar nicht zu reden, gegen die er natürlich unerbittlich bleibt. Vor allem aber leidet die 3me République an starken Mängeln und Ungleichheiten in Stil und Einteilung. Ersterer ist zum Teil lässig, weil alles schnell hingeworfen, an manchen Stellen daher unausgegoren und unnötig dunkel, wenn nicht gewollt seltsam, letztere vollends die schwache Seite des Ganzen. Gobineau hat es von je, ganz besonders aber in den historisch-politischen Schriften der letzten Zeit, geliebt, allerlei Gelegenheitseinstreuungen, Beispiele und Vergleichungen anzubringen: hier verliert er sich aus einem solchen Anlasse, bei der Weissagung der Militärdiktatur und den Rückblicken und Ausblicken auf Bürgerkriege und Retter in der Not (Kap. 32—40) in eine so unerträgliche Breite, daß der ohnehin lockere Zusammenhang des Ganzen völlig verloren zu gehen droht. Weniger als irgend eine andere Schrift scheint überhaupt zunächst ge-

rade dieſe einen leitenden Gedanken, eine folgerechte Anordnung zu haben: im Zickzack, mit unaufhörlichen Abſchweifungen, gleich als komme er mit ſeinem Thema nicht zurecht, windet ſich Gobineau durch all das Leidige, das er in ſeinem Vaterlande ſieht, hindurch, bis ihm plötzlich wie eine Rettung, wie ein Licht in der Finſternis der Provinzgedanke vor der Seele auftaucht, der nun nicht nur zum triumphierenden Schlußklange, ſondern auch noch nachträglich wie ein εὕρηκα als Widmung und Leitſpruch („Aux provinces“) dem Ganzen vorgeſetzt wird. Bei dieſem etwas jähen Abſchluß kommt freilich das alte, einſt ſo meiſterhaft behandelte Lieblingsthema für diesmal etwas zu kurz, und indem überhaupt Gobineau, der den Legitimiſten Mangel an Programm vorwirft, ſelbſt als ſolches lediglich die Provinzialidee vorbringt und doch auf eine nähere Begründung und Ausführung derſelben, wie er ſie früher gegeben, verzichtet, ja, bei der Schilderung der Erlebniſſe Napoleons III. andeutet, welchen faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten ihre Verwirklichung unterliege, erhält ſeine Schrift durch das ganz unverhältnismäßige Überwiegen der Kritik einen gewiſſen Negativcharakter. Freilich offenbart nun auch dieſe Kritik, neben den vorangedeuteten Schwächen, alle bekannten Vorzüge Gobineaus als politiſchen Schriftſtellers: ſchärfſte Beobachtung, Tiefblick, durch reiche Kenntniſſe und Erfahrung befruchtetes Urteil, Geiſt und Witz, große Anſchaulichkeit und politiſchen Wirklichkeitsſinn. Erſtaunlich iſt, neben einzelnem, das die Entwicklung des letzten Menſchenalters anders gebracht, das unveränderte Fortbeſtehen des Meiſten als zutreffenden Objektes einer ſolchen Kritik. Ich erinnere hier vor allem an das über die parlamentariſche Regierung („ohne kommunale und provinziale Unterlagen, ohne jahrhundertealte, beſtimmte, unangreifbare Einrichtungen, ohne große und kleine Ariſtokratie“) Geſagte. Vortrefflich ſind die geſchichtlichen Rückblicke auf das Königtum (Kap. 13 ff.). Hier

und in den Schlußkapiteln wird einmal auch die Gemütssaite angeschlagen und etwas wie Wärme entfaltet, das denen, welche sich Gobineau in erster Linie als seine Leser dachte, doppelt wohltun mußte.

Allzu zahlreich sind diese in Frankreich nicht gewesen. Immerhin hat es an ernsten Männern nicht gefehlt, welche den Sinn dieses Mahn- und Weckrufes, der schließlich doch aus heiliger Not und heiligem Zorn geboren war, verstanden, wie dem unter anderem einer von ihnen in einem Briefe an den Verfasser besonders knapp und klar Ausdruck gegeben hat:

„Les conseils que donne l'illustre penseur semblent peut-être mêlés d'amertume. Il est impossible néanmoins de méconnaître l'élévation de ses vues, la clairvoyance prophétique de ses idées et tous les lecteurs qui sauront méditer ce profond testament historique et politique y puiseront d'austères et utiles leçons."

Begreiflicherweise fanden sich solche vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, in den Reihen der Regionalisten, und deren bedeutendster Wortführer, der bekannte Nationalistenführer Maurice Barrès, hat denn auch in der Öffentlichkeit auf das Gobineausche Buch mit gebührendem Nachdruck hingewiesen [1].

Ein Ableger gewissermaßen der Schrift über die dritte Republik ist das kleine, kaum über das erste Kapitel hinaus-

[1] In einem Artikel des Gaulois vom 3. Juni 1907: „Un nouveau livre de Gobineau". Sonst wäre von französischen Besprechungen nur allenfalls noch die des Akademikers Emile Faguet in der Revue latine vom 25. November 1908 zu nennen, der freilich, als einer der gehässigsten Gegner Gobineaus, keine rechte Stellung zu dem Buche zu finden vermag. In Deutschland hat diesem Adalbert Wahl eine eingehende Würdigung zuteil werden lassen („Deutsche Literaturzeitung" 1907 Nr. 43 vom 26. Oktober), die sich in den Gesichtspunkten der Beurteilung aufs engste mit denen des Verfassers im vorstehenden Texte berührt.

gelangte Nachlaßbruchſtück: „L'instinct révolutionnaire en France.“ Wollte man nach den uns vorliegenden Proben auf den Unterſchied ſchließen, der in dieſer Abhandlung an Geiſt und Ton gegen die andere obgewaltet haben würde, ſo dürfte man ſagen, es ſei alles ganz anders ruhig, ſachlich, faſt akademiſch gehalten. Nichts von der erregten Polemik, die dort vorherrſcht und gleich eingangs ſo rückſichtslos einſetzt. Im übrigen zum Teil die gleichen Gedankengänge: Ausführungen zu dem in der 3me République mehrfach berührten Thema der Unbeſtändigkeit, der „Zerſtäubung“ des franzöſiſchen Staatslebens. Die Zuſtände im heutigen Frankreich ſind ſo, daß im Grunde jeder Franzoſe ein Revolutionär iſt, infolge der Entwicklungen ſeit 1789. Ungezählte Verfaſſungen ſchwirren in den Köpfen herum. Die einen wollen Altes zurück-, die anderen Neues heraufführen, alle aber umſtürzen. Ähnliches fand oder findet ſich nur etwa noch in Neapel, Südſpanien und einigen ſüdamerikaniſchen Ländern. Anderwärts vollziehen ſich die entſprechenden Umwälzungen (wie die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Deutſchland und Rußland) auf friedlichem Wege. Soweit das Bruchſtück.

Im Jahre 1878 erſchien im Correspondant (10 mai, 10 juillet, 25 août, 10 novembre) die 1905 mit Capodistrias zuſammen in Buchform (als „Deux Études sur la Grèce moderne“) wieder herausgegebene Abhandlung: „Le Royaume des Hellènes“, deren wir ſchon während der Athener Jahre (ſ. oben S. 39. 40. 49 u. ö.) mehrfach zu gedenken hatten[1].

[1] Über die Entſtehungszeit ſind wir diesmal beſonders genau unterrichtet. In der Einleitung ſagt Gobineau, er ſei im letzten Jahre aus dem Orient heimgekehrt — darnach fiele der Beginn noch ins Jahr 1877. Unterm 29. April 1878 ſchreibt er dann an Keller, daß er vorgeſtern den zweiten Teil beendigt, unterm 17. Juni 1878 an Eulenburg, daß er nur noch den vierten Teil zu machen habe.

Von den vier Abteilungen, in welche die Schrift zerfällt, behandelt die erste zunächst die bedeutende Rolle der Griechen in der osteuropäischen und vorderasiatischen Welt, welche zu keiner Zeit, auch in den Jahrhunderten zwischen dem Sturz des Byzantinerreiches und der Losreißung vom Türkenreiche nicht, ganz erloschen ist. Als Handelsleute, Reisende, Seefahrer, Matrosen, wie als Ärzte und Gelehrte, vor allem aber auch als Söldner (Stradioten), waren sie in allen Ländern, überall gleich regsam und erfolgreich, zu treffen. Insbesondere aber hat eine auserlesene Gruppe von Familien, die Phanarioten, am Sitze der osmanischen Macht selbst dem hellenischen Element andauernd eine bedeutende und einflußreiche Stellung gewahrt bis in die Zeiten hinüber, da wieder an eine griechische Unabhängigkeit gedacht werden konnte, und dieser Gedanke daher in jenen Kreisen seine ersten natürlichen Vertreter fand. Gobineau schildert sodann das Erwachen des Philhellenismus, der, als eine historisch-antiquarische Schwärmerei, vollends mit seinen politisch-zeitgeschichtlichen Zutaten, in seiner Verquickung mit den Lieblingsideen des Liberalismus der zwanziger Jahre, einen wahrhaft lächerlichen Gegensatz zu dem Tatsächlichen der Personen und Zustände in der neuerwachenden griechischen Welt ergeben mußte.

Die zweite Abteilung enthält in der Hauptsache eine übersichtliche Darstellung nicht sowohl des Einzeltatsächlichen als des allgemeinen Charakters und der Ergebnisse des griechischen Freiheitskampfes zu Lande und zur See, seiner heldischen wie seiner Kehrseiten, des allmählichen Erwachsens einer Regierung aus dem Schwarm von Anführern, in welchen alle die durcheinanderwirbelnden Leidenschaften des Patriotismus, die Unzahl kleiner widerstreitender Einflüsse, Ansprüche und Sonderrechte sich verkörperten. Durch die Strudel des Partikularismus und des Parteikampfes, an den Klippen des Bürgerkrieges vorbei steuert das neugebaute Staatsschiff in den Hafen eines

Königtums nach neueuropäischem Muster, nachdem es zuvor noch jenen gefährlichen Sturm bestanden, der in der Ermordung des Capodistrias seine stärkste Entladung fand.

In der dritten Abteilung wird gezeigt, mit wie grenzenloser Verkehrtheit die Mächte und Persönlichkeiten, welche den politischen Neuaufbau des Landes in die Hand genommen hatten, bei diesem Unternehmen zu Werke gingen. Versuch folgte auf Versuch, um ein doch zum mindesten halborientalisches Volk in das europäische Kostüm zu zwingen. Zwar, die auswärtige (bayrische) Regentschaft wird nach Hause geschickt, aber auch die einheimischen Führer kommen mit dem Danaergeschenk des Konstitutionalismus nicht zurecht, der vielmehr lediglich Unfug zu Tage fördert und allgemach zu jenen Zuständen führte, die wir an früherer Stelle geschildert haben (S. 40 ff.). Ein Glück nur, daß das griechische Volk, trotz seiner widersinnigen Einschnürung durch die Halbheiten seiner Beschützer, trotz der Mißleitung durch eine Folge ihre Aufgabe nicht begreifender Regierungen, doch gedieh, ja zur Blüte gelangte. Es wurde jetzt erst offenbar, wie, weit mehr noch als das klassische Erbe, auf das man im Abendlande immer gepocht hatte, die im weitesten Umfange, materiell wie geistig, geübte volksmäßige und kolonisatorische Wirksamkeit der neueren Griechen einer solchen Entwicklung vorgearbeitet hatte. Und so haben denn angeborene Anlagen, Ausdauer und Lust und Liebe zur Arbeit die volkswirtschaftlichen wie die geistigen Kräfte der Neuhellenen zu ergiebigster Entfaltung gebracht; selbst die Sprache erlebte eine veredelnde Neugeburt und konnte sogar einer sich anbahnenden Literatur als Werkzeug dienen, die, zunächst notgedrungen künstlich-klassizistisch, mit der Zeit von selbst den natürlichen nationalen Regungen und Bedürfnissen ihren Inhalt entnehmen wird.

Die vierte und letzte Abteilung bringt zunächst eingehende Belege für diese Sätze durch eine vielfach statistisch unterstützte

Betrachtung der Bewegung der Bevölkerung und der Volksernährung. Die sprechendsten Beweise für seine Gesundheit — starke Vermehrung; hervorragende Leistungen der Landwirtschaft, ohne daß Handel, Industrie und Seefahrt darum zurückständen — hat das griechische Volk erbracht, es lebt, trotz der schlimmen Arzneimittel, die man ihm fort und fort eingeflößt hat. Selbst seine Unterrichts- und Kultusverhältnisse nötigen uns Achtung ab, und die großherzige Dankbarkeit, welche alle zu Reichtum gelangten Griechen ihrem Vaterlande stets bewahren, hat auf diesem Felde durch bedeutende Stiftungen aller Art nachgeholfen. Eine nochmals wuchtig zusammenfassende Charakteristik des Hellenenvolkes und eine weitausschauende Voraussage seiner ihm unbedingt gebührenden großen Zukunft beschließen das Werk.

In jenen Tagen, da er diesen Schluß sich von der Seele geschrieben (Ende Juni 1878), frohlockte Gobineau darüber gegen Caroline in den Worten: „Il ne se peut rien voir de si bien pensé, si finement écrit, si judicieusement élaboré! C'est étonnant! C'est surprenant! C'est vraiment, vraiment, vraiment épatant. Là dessus je t'embrasse“ etc. Das ist natürlich, zunächst und an sich, nur einer der üblichen Gobineauschen Späße. Aber es steckt doch, wie fast immer in ähnlichen Fällen, ein ernster Kern darin, und er zeugt jedenfalls von einem schriftstellerischen Hochgefühl, das nicht nur in dem Bewußtsein, wieder einmal etwas „los zu sein“, seine Wurzel hatte. Gobineau war mit seiner Arbeit zufrieden, und er durfte es.

Fast mehr noch als die Briefe seiner Athener Zeit zeigt ihn diese Schrift auf der Höhe politischer Reife und Urteilskraft, und indem er seine reichen historischen und ethnologischen Kenntnisse in den Dienst dieses seines Urteils stellt, vermag er seine in lebendiger, farbenreicher Sprache einem, wie immer bei ihm, tiefgehenden inneren Erleben entströmenden Dar-

legungen zu einem beſonders gewichtigen Wort zu Gunſten ſeiner ſo oft, und eben jetzt wieder auf dem Berliner Kongreß (p. 318 ss.) zu kurz gekommenen Schützlinge zu geſtalten.

Ein Gefühl von Überlegenheit durchzieht dieſe ganze Arbeit, das diesmal eine ganz beſondere Form angenommen hat. Gobineau hatte es ſchon immer geliebt, ernſte Erörterungen jeder Art durch ironiſche Einſtreuungen zu würzen. Hier nun iſt aus dieſer gelegentlichen Angewöhnung ein Syſtem, aus der Ironie eine Ironik geworden, welche den Gegenſtand mit einer dem Ernſte allein — er fehlt natürlich auch hier nicht — kaum je erreichbaren Sinnfälligkeit in allen Tiefen ausſchöpft.

Dieſe beißende Ironie, eine Miſchung attiſchen Salzes mit franzöſiſchem Esprit und jenem uns längſt bekannten Zuge Gobineauſcher Individualveranlagung, wirft ſich faſt ausſchließlich, und daher um ſo wirkungsvoller, auf das eine Hauptkapitel: Europa und Griechenland. Man muß es bei Gobineau ſelber leſen, wie alle dieſe gutmeinenden Doktrinäre im Fürſten-, im Diplomaten- oder im Gelehrtenkleide die armen Griechen, denen es einzig darum ging, ſich dem türkiſchen Säbelregiment zu entziehen und wieder als Griechen zu leben, ausgehungerte Leute, denen nichts ſo not tat als Geld, Brot, Waffen, Decken und Kleider, ſtatt deſſen mit nichts beſſerem zu beglücken wußten, als mit einer Verfaſſung, allgemeinem Stimmrecht und Zweikammerſyſtem, Dingen, von denen dies Hirten- und Seemannsvolk nicht die leiſeſte Ahnung hatte; wie ſie, nachdem die natürlichen Notwendigkeiten allen ſchönen Theorien zum Trotz ſich Bahn gebrochen und zu See- und Straßenräuberei und Gott weiß was ſonſt geführt hatten, nun ihren angeblich mißratenen Schützlingen alles das aufbürdeten, was ſie ſelbſt an ihnen verſchuldet hatten; wie Europa vor dieſem Zerrbilde eines konſtitutionellen Staates am Ende erſchrak und „ſich gegen ſeine eigene Schöpfung in dem Maße erboſte, als es fand, daß ſie ſich gar zu ſehr nach

seinem Bilde gestaltet habe". Oder auch, wie Nationalversammlung, Wählerschaft und Parteien nach gut westeuropäischem Muster aus dem Ärmel geschüttelt und dann die Pallas als Siegelwappen angenommen wird, wiewohl nur sehr wenige wußten, wer Pallas war, lediglich den Philhellenen in London, Paris und Deutschland zu Liebe, die nun einmal durchaus für die Enkel des Miltiades und Perikles in den heiligen Krieg gezogen sein wollten, oder wie König Ludwig von Bayern das neue Königreich seine Liebhabereien entgelten und seine Zuchtrute fühlen ließ und ihm unter anderem nach archäologischen, statt nach politischen Gesichtspunkten seine Hauptstadt gab. Oder endlich und vor allem, wie die Herren Diplomaten eiertanzten und balanzierten, um zugleich die Unantastbarkeit des Osmanenreiches und die Freiheit der Griechen herauszuschlagen.

Vielleicht, daß in früheren Jahren mancher gefunden haben würde, Gobineau sei in seiner schonungslosen Verhöhnung des europäischen Areopages und seiner Haltung gegenüber der orientalischen Frage stellenweise etwas zu weit gegangen. Heute wird wohl jeder anders urteilen und zugeben, daß jener auch hier wieder einmal nur früher gesehen hat. Kann es in der Tat etwas Jammervolleres, Widerwärtig-Lächerlicheres geben, als das „Europa" des Balkankrieges von 1912/13? Es scheint, als habe diese überlebte Einrichtung der mühsam ins Gleichgewicht gebrachten, tatsächlich je länger je mehr durch England gegängelten Großmächtegemeinschaft erst noch ihre ärgsten Blüten treiben müssen, ehe hoffentlich demnächst, dank dem deutschen Schwerte, ein neues Europa ersteht.

Neben diesem politischen Kern des Griechenbuches kommen dessen übrige Seiten weniger in Betracht. Wie nicht anders denkbar, enthält es manches für Gobineaus Lebensbeschreibung Wertvolle, das dann an seiner Stelle verarbeitet worden ist. Auch die Rassenfragen kommen nicht ganz zu kurz; man merkt

aber auf Schritt und Tritt, wie ſehr die Syſtemſucht des Essai für unſeren Verfaſſer ein überwundener Standpunkt geworden iſt. Er hält ſich jetzt, fern aller Schwärmerei für reine Raſſe, an die ethnographiſchen Gegebenheiten und feiert in den Neuhellenen eine glücklich zuſammengewachſene, in ſich gefeſtigte und namentlich durch den ſtarken albaneſiſchen Einſchlag mit echtem Mark verſehene Menſchengruppe[1].

Die Aufnahme, welche dem Royaume des Hellènes in Frankreich und Deutſchland zuteil wurde, war im allgemeinen ſeinem Werte entſprechend. Doch ſollte nicht mehr Gobineau ſelbſt, ſondern nur noch ſeine Freunde die Hauptfreude hieran haben, da ſich eine ernſtlichere und dauernde Beachtung erſt an die Buchausgabe knüpfte oder wenigſtens in der Öffentlichkeit auf ſie hin kundgab[2].

Schon in dieſer Schrift hatte Gobineau gegen den Schluß (p. 303 ss. u. ö.) auf die furchtbare Gefahr warnend hingewieſen, welche Geſamteuropa, auch deſſen ahnungsloſeſten Bewohnern, von dem rieſigen Umſichgreifen des ruſſiſchen Reiches drohe, das jedes Gleichgewichtsſyſtem am Ende umwerfen und eine neue politiſche Ordnung heraufführen werde. Noch ehe dieſe Worte in die Öffentlichkeit gelangt waren, ſchrieb er dann (an Eulenburg, 24. Auguſt 1878), er habe ein Buch begonnen über die Stellung Rußlands in Aſien nach Erwerbung des Amur und den neueſten Annexionen. „Das iſt die große Weltfrage", fügt er hinzu. Im nächſten Jahre wurden dieſe Betrachtungen, denen er nunmehr den Titel gab

[1] Hauptſtellen: p. 110 ss. 177 ss. 244 ss. 264 ss. Näheres über dieſen Punkt in „Gobineaus Raſſenwerk" S. 441 ff.

[2] In Frankreich hat Viſan, der, unter triftiger Begründung, das Werk den bedeutendſten und beſten Gobineaus einreiht, in „Graecia", 1 juin 1912, bei uns Friedrich (Studien S. 209—217) und Albert Thumb (Deutſche Literaturzeitung, 25. Auguſt 1906) dasſelbe gut gewürdigt.

„L'Europe et la Russie", bis zum 8ten Abschnitt einschließlich niedergeschrieben. (61 Blätter fol.) Die Schrift ist unvollendet geblieben. Ihr Gedankengang ist in der Hauptsache folgender:

Eine neue Katastrophe wie die des fünften Jahrhunderts steht bevor. Die Hauptrolle in diesem Drama wird Rußland spielen.

Die unwirtlichen Gegenden Nordosteuropas scheinen von der Natur nicht sowohl für Dauerniederlassungen und -einrichtungen bestimmt als zu der Hauptstraße jener unablässigen Wanderungen und Völkerverschiebungen ausersehen zu sein, welche in alter und neuer Zeit einen Hauptvorgang aller Geschichte gebildet haben. Freilich wandern nur die regsamen Rassen, der Rest verbleibt im Stillstand, wie wir dafür in den Slaven ein Hauptbeispiel sehen, die immer nur von anderen Rassen getrieben und geführt wanderten und die nun doch das Geschick gerade auf jene Hauptstraße, an die Grenzmarken von Asien und Europa, verschlagen und damit betraut hat, die Durchgänge von einem dieser Erdteile zum andern zu öffnen und zu schließen. Die Slaven sind eine wesentlich passive Rasse, ein Mischmasch bescheidener, gewissermaßen gestutzter Instinkte, die sich gegenseitig im Schach halten, daher sehr engen Geistes, hervorragend ungeeignet zum Fassen kraftvoller und durchgreifender Entschlüsse — was, beiläufig bemerkt, den Wahn so vieler von einer großen slavischen Zukunft als gänzlich hinfällig erscheinen läßt: sind doch die Slaven überhaupt nichts weniger als jung, sondern uralt.

Der Slave kann nie allein gehen, er muß immer gelenkt werden, je nach den Zeiten von Warägern, Mongolen, Kosaken, neusterdings in zunehmendem Maße von den Deutschen. Alle wichtigeren Dinge werden im heutigen Rußland auf den verschiedensten Gebieten von Nichtslaven, besonders Deutschen, geleistet, sei es auch unter fälschlich slavischer Marke. So

war es von je, und so wird es für immer sein. Die leitenden fremden Elemente, einige wenige Millionen inmitten der vielen, verleihen nun aber dem russischen Koloß eine Aktivität, welche er allein nie entfalten würde. An Ausgedehntheit der Wünsche, an Begehrlichkeit kann unter den großen Völkern von heute nur allenfalls das nordamerikanische mit dem russischen wetteifern. Es macht sogar den größeren Lärm, sodaß nicht wenige jener „Republik, wo der Mob triumphiert" das Übergewicht im Völkerleben für die Zukunft haben zuschreiben wollen. Es dürfte aber weit eher Rußland zufallen. Die Vereinigten Staaten bergen heute in ihrem Staatsleben kaum mehr etwas von jenem Geiste, in dem sie einst begründet worden. Was dort allgemach zusammengeströmt ist, zeigt uns nur noch die Pflanzschule jener Gattung von „politicians"[1], der gewissenlosesten, habgierigsten, im gemeinsten Profit versunkenen Menschen, nur noch den Abschaum aus den Niederungen der europäischen Gesellschaft, der sich dort in einer Weise auswirtschaftet, daß die anständigen Elemente bald vom öffentlichen Leben sich gänzlich zurückziehen werden. Dieses angefressene Gebilde mag auf die verfaulten Nachbargebiete seines Südens immerhin noch mit seinem Einfluß hinübergreifen, für die zivilisierte Welt hat es im höheren, geistigen Sinne nichts mehr zu bedeuten, es wird nur noch in den Zollregistern mit seinen mächtigen Einfuhrziffern sich bemerklich machen.

Sehr im Gegensatze zu Amerika, das die farbigen Rassen zwar theoretisch schützt, literarisch (besonders im Namen des Christentums) verherrlicht, in der Praxis aber, wo es stets sein wahres Gesicht zeigt, namentlich die Indianer herzlos dem Untergange zutreibt, herrscht in der russischen Welt dem bunten

[1] Das Wort ist doppelsinnig, es bedeutet zugleich Politiker und verschlagener Kopf.

Völkergemenge gegenüber, das sie zusammensetzt, die weitestgehende Toleranz. Sie beruht freilich vornehmlich auf eben jener Passivität der Rasse, deren gallertartige Beschaffenheit eine unbegrenzte Verschmelzungsfähigkeit in sich schloß; aber immerhin mußte ein solches Anpassungsvermögen, in dem Umfange wie hier ausgeübt, dem Reiche, welches mit der Zeit Massen wie kein anderes vereinigte, auch eine gewaltige Überlegenheit über seine Mitbewerber sichern, namentlich wenn etwa jenen Massen ein großes Ziel aufgewiesen wurde, dem sie zuzustreben hätten.

An sich kennt der Slave, namentlich der niederen Klassen, nur eine Leidenschaft, das ist die Religion (oder was er darunter versteht[1]). Der russischen Orthodoxie nun ist es gelungen, diese Leidenschaft der „race essentiellement religieuse" in dem Sinne wachzuhalten, daß letzterer die geheiligte Konstantinsstadt, der Sitz der Hagia Sophia, der Ausgangspunkt ihrer ersten Apostel, als die dem Russenreiche und seinem Zaren zu gewinnende, seiner Kirche wiederzugewinnende ideale Hauptstadt immer vor Augen schwebte. Und indem nun die nichtreinrussischen oberen Klassen in den Drang nach dem Bosporus, außer jener mystischen Vorstellung von der Erbschaft Konstantins, als dessen Nachfolger man sich die Zaren dachte — nennt man doch Konstantinopel in Rußland geradezu Zargrad, die Zarenstadt! —, auch ganz andere, weltlich-politische, Beweggründe mit hineinbrachten, konnte jene Idee, die an sich der der Kreuzfahrer zu vergleichen war, nur noch immer mehr zu einer vorwärtstreibenden Kraft, konnte sie mit der Zeit aggressiv, ja fanatisch werden. Alle Fanatismen aber

[1] Gobineau versenkt sich bei dieser Gelegenheit eingehender in die religiöse Psyche der Slaven und führt unter anderem aus, daß die auf heidnischer Unterlage beruhende Pracht der Kirchen wie des Kultus den orthodoxen Gläubigen doch durchweg einen symbolischen Sinn berge, der nur dem Abendländer sich nicht leicht erschließe.

haben noch immer Gegenfanatismen erzeugt, als deren stärksten und schlimmsten wir in Rußland den Nihilismus erlebt haben. Um diesen zu erklären, genügt freilich nicht der Blick auf sein gegensätzliches Verhältnis zum religiösen Fanatismus, vielmehr haben wir denselben noch nach einer ganz anderen Seite von Rußlands geschichtlicher Entwicklung zu richten.

Peter der Große hat nicht nur im allgemeinen das ganze neue, europäisch durchtränkte Rußland, er hat insbesondere auch dessen Gesellschaft, dessen Dienstadel geschaffen. Diese etwas abenteuerliche, von überall her zusammengebrachte Gesellschaft, der alles das fehlte, was die der alten europäischen Höfe auszeichnete und schmückte, mußte durch Pracht und Luxus jeder Art diesen Rückstand auszugleichen suchen. So lebte sie dahin, einzig in der kaiserlichen Gunst oder in den Lobpreisungen schriftstellerischer Schmeichler sich sonnend, gänzlich fern dem Volke, für dessen Leiden und Freuden sie kein Gefühl hatte, dessen Sprache sie nicht einmal sprach. So hat sie manchen berechtigten Zorn geweckt, manchen Trank der Empörung gebraut und den Nihilisten Beweisgründe zubereitet. Und doch ist es diese an sich so anfechtbare gewissenlos despotische Gesellschaft, sind es diese großen Herren ohne Würde, diese Abenteuerjäger ohne Scham gewesen, welche den vergoldeten Koloß, den heute die Welt schaut, geformt, gegossen, errichtet und auf sein Piedestal gestellt haben. Die Füße dieses Kolosses aber sind mit nichten tönerne, und am letzten werden ihn die Nihilisten — die noch keiner Gesellschaft auf einer bestimmten Entwicklungsstufe je gefehlt haben — zu Falle bringen.

Gobineau zählt dann die unermeßlichen Eroberungen einzeln auf, die Rußland seit Peter dem Großen in Asien und Europa gemacht hat und wendet sich gegen die Auffassung, als seien diejenigen im ersteren Erdteile auf etwas wie eine vermeintliche Aufgabe der Zivilisierung innerasiatischer Völker-

schaften zurückzuführen. Zivilisationsübertragungen gibt es überhaupt nicht, es sei denn in der Theorie. Da freilich bedarf es für sie nur eines kleinen Schrittes, in Wirklichkeit tun sich immer Abgründe auf. Und die Slaven vollends kämen hier am letzten in Betracht, um deren eigene Zivilisationshöhe es ja so fragwürdig bestellt ist. Rußlands Ausbreitung entspringt nicht politischem Ehrgeiz, noch weniger pädagogischen Theorien, sondern es gehorcht mit ihr einem „Kosmischen Gesetz", das dahin lautet, daß, wie der Erdmagnetismus, auch die Bewegung der Völker immer von Osten nach Westen geht. So taucht auch das russische in die östliche Welt nur darum so tief unter, um sich, aus ihr verstärkt und sie mit sich führend, auf die westliche zu werfen, wie es vor ihm Hunnen, Mongolen und Tataren getan haben. Ein neues fünftes Jahrhundert steht uns bevor.

So am Ausgangspunkte wieder angelangt, kommt Gobineau nochmals auf die Passivität der Slaven zu sprechen, um sie jetzt noch von einer anderen Seite zu belegen. Den Slaven ist es gelungen, die allerverschiedensten Herrschervölker, denen sie im Laufe der Zeiten unterworfen gewesen sind, Königsskythen, Goten, Waräger, Mongolen, Tataren zu überdauern und mehr oder minder aufzusaugen. Sie haben sich so als eine in ihrer Art einzige Dauerkraft, als „einer der Hauptmuskeln der Menschheit" erwiesen. Das war nur möglich vermöge einer ganz unbedingten Liebe zur Scholle, eines Familiensinnes, der alle anderen Regungen übertönte, Eigenschaften, die sie so sanft, unterwürfig, duldsam und entsagend machten, daß — eine Erscheinung, die nur bei ihnen vorkommt — ein so wurzelhaft eingreifender gesellschaftlicher Zustand wie die Leibeigenschaft, die sonst das Ergebnis von Zusammenstößen verschiedener Rassen, wie im Mittelalter, oder von Aufhäufungen einzelner Versklavungen durch Krieg und Seeräuberei, wie im Altertum, zu sein pflegt, in einer rassisch ganz gleich-

wertigen Welt auf reinem Verwaltungswege erſt auferlegt und dann wieder aufgehoben werden konnte.

Aber freilich ſahen wir ſchon, daß in der Seele des Ruſſen noch ein zweiter Trieb ſchlummert, der, entſprechend geweckt und verwertet, ihn zunächſt in einen inneren Widerſtreit mit ſeinem Seßhaftigkeitstrieb bringt, dann aber ihn, den ſonſt ſo friedlichſtillen, bis zum Erobererdrange begeiſtert: das war der religiöſe. Die Türkenkriege erzählen davon.

Hier enden dieſe Betrachtungen. Die Schlußworte, welche ein näheres Eingehen auf den letzten Türkenkrieg von 1877 ankündigen, und ein ähnlicher Hinweis auf den Krimkrieg (Blatt 48) ſind die einzigen Andeutungen, welche über den ferner noch geplanten Inhalt Aufſchluß geben. Da auch hier wieder die Anordnung ſehr locker und die Abſchweifungen ſehr reichlich und ſehr breit ſind, ſo würden wir wohl noch manches andere zu hören bekommen haben: haben wir doch ſchon in unſerer vorſtehenden Wiedergabe mehreres übergehen müſſen, um nur einigermaßen den Hauptgedankenfaden feſtzuhalten, wie die ausführliche Beſprechung der Indianer Britiſch-Amerikas, der Eskimos und Lappländer, Blatt 15—20 (auf welchem geographiſchen Wege ſich Gobineau den Übergang von den Vereinigten Staaten und ihren Indianern nach Rußland bahnt). Ebenſo wenig konnte auf die ausführlichen, faſt gemächlichen Einzelſchilderungen aus dem ruſſiſchen Leben eingegangen werden, welche darauf zurückzuführen ſind, daß Gobineau hier mehrfach eigene Erlebniſſe und Erfahrungen von ſeinen verſchiedenen Reiſen durch das ruſſiſche Reich wiedergibt.

Seit den Tagen der erſten dieſer Reiſen, da er an Prokeſch ſchrieb: „J'ai des mondes de choses à vous raconter de mes *russischen Erlebnissen*. Quel pays! Mais je suis encore plus étonné de l'idée qu'en a l'Europe“ (5 décembre 1863), hatte ihn dieſe „Weltfrage“ nicht wieder losgelaſſen,

und er sie sich von immer neuen Seiten beleuchtet. Schon vor Jahren hatte er im Essai (T. IV. p. 176—180. Deutsche Ausgabe Bd. 4 S. 179—182) das russische Problem ins Auge gefaßt, und man wird eine nicht geringe Übereinstimmung mit seinen jetzigen Ausführungen schon für damals feststellen können. Nur redet jetzt nur nebenher der Anthropologe, und in erster Linie der Politiker aus ihm, was es auch erklären muß, wenn er nicht nur einzelnes, das sich auf seinen Grundgedanken von der Gefährlichkeit Rußlands bezieht, bis zum Paradoxen stark unterstreicht, sondern auch Sympathien und Antipathien zwischendurch ziemlich freien Lauf läßt. Hierher gehört die Abrechnung mit seinem Zeitalter in dessen Vergleichung mit dem fünften Jahrhundert (Blatt 53 ff.), und vor allem das schonungslose Verdikt über die Yankees, auf die er, nachdem er ihnen zuvor schon Dinge gesagt, die kaum noch überboten werden zu können schienen, noch einmal (Blatt 25 ff.) zurückkommt, um ihnen wie zum Abschied zuzurufen, daß sie sich in ihren politicians eine Gattung von Übeltätern großgezogen hätten, welche die Gesetze machten, ohne von ihnen erreicht werden zu können, und daß sie eine demokratische Laiensimonie trieben, wie sie schamloser von keinem Despotismus je ausgeübt worden.

Was nun aber die Hauptausführungen dieser Schrift betrifft, so mag ja einzelnes uns darin heute befremden, wie z. B. das über die Toleranz der Russen Gesagte, da wir doch die politische Unterdrückung zu so wilder Virtuosität bei ihnen gesteigert sehen[1] — es ist klar, daß es sich im einen Falle um den ursprünglichen Volksgeist, im anderen um das

[1] So auch ist zu bemerken, daß Gobineau öfter von den Slaven spricht, wo er nur die Russen meinen, oder das Gesagte nur von diesen gelten kann. Bei den nicht nur kulturell, sondern auch blutlich — durch Massenmischungen — dem Germanentum nahestehenden Westslaven liegen ganz andere Verhältnisse vor.

handelt, was eine führende Kaſte zu ihren Zwecken daraus gemacht hat —: im ganzen aber werden wir auch hier wieder Gobineaus tief- und vorausſchauenden Geiſt auf der Höhe finden. Wie furchtbar drohte ſich ſeine Weisſagung im Jahre 1914 zu verwirklichen, als der moderne Attila Nikolaj Nikolajewitſch ſeine Millionenheere, in denen er ganz Ruſſiſch-Aſien und Ruſſiſch-Europa zuſammengeballt hatte, auf den Weſten werfen wollte, um im Kampf auf Tod und Leben dasſelbe Deutſchtum zu vernichten, gegen das man nur noch den Haß der Dankbarkeit zu empfinden vermochte. Gegen das „Kosmiſche Geſetz", das dieſe Welt nach Weſten trieb, hat freilich die germaniſche ihre beſonderen Lebensnotwendigkeiten, gegen den blinden ihren bewußten, organiſchen Willen ins Feld geführt und die Worte des alten Vlamenliedes „Nach Oſtland wollen wir reiten" als mächtigen Wellenbrecher der ſlaviſchen Flut ſiegreich entgegengeſtellt.

So ſind wiederum wir es geweſen, die in Gobineaus Sinne handelten, indes ſein Vaterland dem Würger abendländiſcher Kultur die Waffen ſchmieden half[1].

[1] Das ſeltſame Erlebnis, das im Sommer 1896 dem Verfaſſer beſchieden war, möchte er auch ſeinen Leſern nicht vorenthalten: zur ſelben Zeit, am ſelben Orte — Chaméane — Gobineaus Seherworte über die ruſſiſche Gefahr in ſich aufzunehmen und die überſchwänglichen Artikel der franzöſiſchen Preſſe über die damals zur Hochblüte gediehene ruſſiſche Freundſchaft zu leſen, ja dieſe „amitié du peuple russe" im Reime eines Liedes, das der auvergnatiſche Schnitter auf dem Felde ſummte, als beſten Troſt und Hilfe „contre la Prusse" feiern zu hören!

Übrigens ſteht Gobineau doch auch in der franzöſiſchen Welt nicht ganz vereinzelt. Sein großer Meiſter Tocqueville ſagt („Souvenirs" p. 383): „Quel est au vrai, de nos jours, le péril que fait courir la Russie à l'indépendance de l'Europe? Quant à moi, qui pense que *notre occident est menacé de tomber tôt ou tard sous le joug ou du moins sous l'influence directe et irrésistible des tsars*, je juge que notre premier intérêt est de favoriser l'union de toutes les races germaniques,

Wie L'Europe et la Russie in den Schlußabschnitten des Royaume des Hellènes schon gewissermaßen ein Vorspiel hatte, so ähnlich ein Nachspiel in dem letzten kleinen politischen Aufsatz „Ce qui se fait en Asie“ (französisch erst nach Gobineaus Tode in der „Revue du monde latin“ T. VI 1885 p. 397—418 erschienen, zuvor aber schon in deutscher Übersetzung, mit einführenden Worten Richard Wagners, in den „Bayreuther Blättern“ 1881 S. 121—140, unter dem Titel „Ein Urteil über die jetzige Weltlage. Als ethnologisches Resumé vom Grafen Gobineau“)[1].

Dieses eigentümliche Erzeugnis, in welchem ziemlich alle Lieblingsgedanken Gobineaus, namentlich aber die ihn damals beunruhigenden, zum Teil ziemlich paradox aufgetragen und mit stark persönlicher Färbung, ohne sonderlich viel Ordnung durcheinanderwirbeln, enthält etwa zu einem Drittel nochmals die russischen Dinge — im wesentlichen eine Wiederholung von Gedanken der Hauptschrift —, zu einem anderen einen ersten Alarmruf vor dem Erwachen der gelben Welt, welcher Veranlassung wird, die Schlußweissagung des Essai zu erneuern und aufzufrischen, endlich drittens — als Eingang — jenes

afin de l'opposer à ceux-ci. L'état du monde est nouveau; il nous faut changer nos vieilles maximes et ne pas craindre de fortifier nos voisins *pour qu'ils soient en état de repousser un jour avec nous l'ennemi commun.*“ Bei uns ist der Gedanke des Solidarischfühlens und Zusammenschließens des Abendlandes als germanischen Gesamtkörpers gegen Rußland nie ganz verstummt. Man vergleiche schon Platens „Aufruf an die Deutschen“ (natürlich noch mehr im Sinne des damaligen Liberalismus gehalten). Neuesterdings ließ sich in vielem ähnlich wie Gobineau vernehmen Carl Techet, „Völker, Vaterländer und Fürsten“, München 1913, besonders S. 179—182.

[1] Auch in den Briefen, namentlich an Prokesch, spielt Rußland natürlich seine Rolle. So hebt Gobineau auch seinerseits die oft festgestellte Tatsache hervor, daß dies Land öfter nach Niederlagen stärker als zuvor dagestanden, und z. B. das im Krimkriege Eingebüßte sofort in Asien zehnfach wieder eingebracht habe.

„ethnologische Resumé", welches noch einmal die germanische Grundlage aller Hauptländer der modernen Welt betont und kennzeichnet[1]. An sich, zumal aber neben die ausführlicheren und gründlicher durchdachten Arbeiten dieser Periode gehalten, ist die kleine Abhandlung von geringem Wert; merkwürdig ist sie nur durch zweierlei geworden, einmal dadurch, daß sie nach langer Zeit zum ersten Male wieder eine, wenn auch zunächst nur leise, Berührung Gobineaus mit der deutschen Welt herbeiführte, und sodann durch die in ihr sich findende Wendung von der „race régulatrice", der großen Ordnerin, der „weltordnenden Rasse", die als hundertfältig angeführtes Schlagwort wie als mitbildender Begriff der neuen politischen und historischen Anthropologie grundlegende und bleibende Bedeutung gewonnen hat.

Dieser Rundblick über die Welt von heute nach ihrer anthropologischen Zusammensetzung würde an sich die beste Überleitung zu einer zweiten Gruppe von Schriften aus dieser letzten Zeit bilden. Doch haben wir zuvor noch im Vorbeigehen einen kurzen Blick auf ein Werk zu werfen, das sich nach seiner Veröffentlichung — entstanden ist es weit früher, genau genommen hat Gobineau sein ganzes Leben daran gearbeitet — zwischen die beiden Gruppen (1879) schiebt: die Familiengeschichte, „Histoire d'Ottar Jarl, pirate norvégien, et de sa descendance".

Die Einteilung unseres biographischen Gesamtwerkes brachte es mit sich, daß diesem Buche schon an nicht weniger als drei Stellen nach seiner sachlich-inhaltlichen Seite eingehendere Beachtung zu schenken war[2]. Jetzt gebühren ihm noch einige Worte vorwiegend als rein schriftstellerischem Erzeugnis.

[1] Diese Zusammenfassung findet sich, ziemlich im Wortlaute, nochmals abgedruckt in „Gobineaus Rassenwerk" S. 480—485.

[2] Im ersten Kapitel dieser Biographie haben wir das Wesentlichste von dem, was sich an Tatsächlichem für die Ahnenreihe Gobi-

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei einem Werke, dessen Abfassung sich fast fünf Jahrzehnte hinzog, die dem Verfasser dabei vorschwebenden Gesichtspunkte nach Lebensalter und Umgebung sich verschieben bezw. mit wechselnder Stärke in den Vordergrund treten mußten. Ursprünglich rein als Familiengeschichte, das heißt als Aneinanderreihung biographischer Daten, als Lebensgeschichte einzelner Individuen gedacht, wurde der Ottar doch verhältnismäßig früh schon in das allgemeine Gedankenwerk seines Schöpfers mit hineingezogen, zu einem Bausteine seines „Systemes" ausgebildet. Die Familie enthüllte sich Gobineau je länger je mehr als die Rasse im kleinen, als die Zelle gewissermaßen der Rasse, Familiengeschichte daher als ein Stück Rassengeschichte. So ist denn auch hier allgemach ein gut Teil Theorie abgelagert worden (nicht immer zum glücklichsten, wie an anderer Stelle gezeigt worden): insbesondere ließ Gobineau es sich angelegen sein, in der Dauerhaftigkeit der Familienmerkmale, welche die vermeintlichen Ottarsöhne, für uns die Gobineau, aufwiesen, einen neuen Beleg für die Dauerkraft der Rassen zu erbringen.

Anderseits hatte es dem Sohne Frankreichs, zumal während der Zeit, da er mit diesem seinem Lande noch enger verknüpft blieb, nahe gelegen, die ganze Entwicklung seines Geschlechtes unmittelbar von dem geschichtlichen und kulturellen Hintergrunde seiner Heimat sich abheben zu lassen. In den Stockholmer Jahren endlich, da diese Heimat für unsern Helden sich zur germanischen Welt schlechthin erweiterte und zugleich

neaus aus dem Werke gewinnen läßt, zusammengestellt, in „Quellen und Untersuchungen ꝛc." Bd. I S. 1—68 („Untersuchungen zur Familiengeschichte Gobineaus") dessen Entstehungsgeschichte, Quellenwert und Aufnahme von seiten der Zeitgenossen wie der späteren Kritik zur Darstellung gebracht. In „Gobineaus Rassenwerk" S. 472 ff. endlich findet sich vornehmlich Tendenz und Allgemeinbedeutung des Ottar erörtert.

ſtark gen Norden rückte, erfolgten die germaniſch-nordiſchen Zutaten in den genealogiſchen wie den kulturgeſchichtlichen Abſchnitten.

Aus dem allen ergibt ſich, daß der Ottar nichts weniger als ein einheitliches Schriftwerk werden konnte, wie das denn auch in Stil und Behandlung des vieldeutigen Gegenſtandes ſich wiederſpiegelt. Neben den trockenſten Herzählungen, die namentlich in den ſpäteren Teilen ſich häufen und in ihrer urkundlichen Dürre an die landläufigſten, auf jeden literariſchen Wert verzichtenden Familienchroniken erinnern, finden ſich ſchwungvollere Schilderungen aus der Ritterzeit und dem ſpäteren Mittelalter (Hugues, Thomas, Mathieu de Gournay, Robert Canolle), welche einem Sorel das Wort eingaben, dieſer ganze erſte Teil ſei eine wahre chanson de geste; kulturgeſchichtliche Bilder von zweifelloſem Wert, wie die aus der altgermaniſchen Welt, aus dem Kloſterleben, und vor allem das des alten Bordeaux; auch auf die Geſellſchaft im allgemeinen, auf die Stände im beſonderen, des alten Frankreich fällt mancherlei Licht, und es erfolgt gelegentlich eine geſchichtliche Klarſtellung auf Grund urkundlichen Stoffes, wie bei Mélac. Doch wird man im allgemeinen den rein wiſſenſchaftlichen Wert des Ottar, wenn wir von jenen kultur- und provinzialgeſchichtlichen Schilderungen abſehen, eben nur in derartige Einzelheiten verlegen dürfen, welche, körnerartig durch das Werk verſtreut, aus deſſen bunter Moſaik nicht ohne Mühe herauszuleſen ſind[1].

Anders iſt es in dieſer Beziehung um eine letzte Gruppe

[1] Die Angabe des „Erinnerungsbildes aus Wahnfried" S. 11, Gobineau habe ſeine eigene Biographie als Schlußpunkt der Linie Raſſe (Volk), Einzelſtamm (Familie), Einzelheld geplant, wird von der Gräfin La Tour beſtritten und beruht vielleicht auf einem Mißverſtändnis. In gewiſſem Sinne beſchließt Amadis als dichteriſches Erſatzſtück jene Reihe.

von Schriften bestellt, in welchen Gobineau nochmals alles, was ihm von wissenschaftlichen Kräften und Fähigkeiten zu Gebote stand, zu bedeutsamen Ansätzen — denn dabei ist es freilich geblieben — zusammengerafft hat[1].

An erster Stelle tritt uns hier das Fragment „Vues sur l'histoire générale" entgegen, in welchem er sich offenbar getrieben fühlte, über den innersten Sinn und Wert seiner geschichtsphilosophischen Neuerung durch einen geschichtlichen Rückblick auf alles frühere auf diesem Felde Geleistete, durch Eingliederung seiner Lehre in den bisherigen Bestand historischer Erkenntnis, Rechenschaft abzulegen.

Ein Lobgesang auf die von ihm selbst herbeigeführte neue Wissenschaft der historisch-politischen Anthropologie, welche uns mit ihrer der naturwissenschaftlichen ähnlichen Methodik ganz andere Einblicke in das wahre Wesen der Völker gewährleiste als den Früheren möglich waren, eröffnet wie in jugendlicher Begeisterung die interessante Schrift. Freilich verschweigt Gobineau nicht, daß dieser Art Geschichtsstudium ein gewisser Experimentalcharakter eigne, aber nicht ohne Berechtigung will er für unsere Zeit gerade hierin ein Merkmal echter Wissenschaftlichkeit erkennen.

Es folgt ein kurzer Überblick über die älteren Stufen der Geschichtsbetrachtung. Sie alle, mythologische Bildungen, poetische Geschichten, Annalen, Chroniken, systematische Sammelwerke, fußen aufeinander, wurzeln ineinander. Auch der mo-

[1] Wie in einer Vorahnung, daß sich der Veröffentlichung dieser Schriften eines Tages, wie es durch den Krieg geschehen ist, Schwierigkeiten entgegenstellen würden, sind seinerzeit größere Bruchstücke daraus vorausveröffentlicht worden, worauf der Leser hier verwiesen sei. Sie finden sich in „Gobineaus Rassenwerk" (Aus Vues sur l'histoire générale S. 453 ff. Aus Ethnographie de la France S. 457 ff. Aus Histoire des Mérovingiens S. 470 ff. Aus der Vorrede zu einer Neuausgabe des Ottar Jarl S. 475 ff.).

derne Geist ist nach dieser Seite nicht etwa seinen Vorgängern grundsätzlich überlegen, sondern er ist ein Erbe, wie sie es waren, er bereichert sein Erbe, wie sie es taten.

Zur Zeit, da die Veden, die ältesten Teile des Avesta, die frühesten Bruchstücke der Genesis, die homerischen Gesänge, die Sieben gegen Theben, die Sagen von Urrom, das Beowulfslied, das Lied von Sigurd dem Fafnirstöter entstanden, gab der Umstand, daß alle die Völker, denen diese Denkmäler entwuchsen, ganz auf sich gestellt waren, nur sich kannten, dem Gesichtskreis ihrer Betrachtung unzweifelhaft eine große Enge, belastete sie mit vielen Irrtümern, mit starken Hirngespinsten; und doch hat keine spätere erweiterte, kunstvollere geschichtliche Aufzeichnung jene Gebilde je erreichen können, denn ihr Metall ist reines Gold, während die letzteren immer nur mit Mischungen sich bescheiden mußten, sie bleiben ewig ehrwürdig, sie haben etwas von den Urstoffen an sich.

Bald treten die Gesellschaften aus diesem Elementarzustande heraus. Sie kreuzen, sie begegnen, sie vergleichen einander. Herodot kann als erster, mit unerhörtem Gelingen, eine Völkergeschichte schreiben.

Über die griechische Welt Herodots, über die hellenistische Alexanders, über die römische der Kaiserzeit hinaus erweitert sich der geographische Gesichtskreis, eine mehr und mehr einheitliche — durch Rom vereinheitlichte — Menschheit umschließend[1].

Im Mittelalter arbeiteten die Völkerwanderung, die Fahrten der Normannen, das Christentum (Kreuzzüge), die Weltreisen der berühmten Missionare und ihrer kaufmännischen

[1] Wenn Gobineau schon für diese Zeit, ehe noch mit Attila die Riesenwanderungen der Ostvölker geschichtlich greifbar in Erscheinung getreten waren, sein beliebtes Ost-West-Gesetz feststellen will, müssen wir zur Erklärung die Tatsache beherzigen, daß er noch die Indogermanen aus Asien stammend und eingewandert wähnte.

und wissenschaftlichen Nachfolger, endlich und vor allem die großen Entdeckungszüge einer durch keine Schranken mehr gehemmten Annäherung unter den Völkern vor. Wenn noch Griechen und Römer (letztere freilich in der allmählich ziemlich über ihren ganzen orbis terrarum ausgedehnten Fassung des civis romanus) in der Welt vorwiegend nur sich selbst sahen, so gelangte die neue, dem Bunde der entkräfteten Römerwelt mit dem jungen Germanien entsprossene Gesellschaft auf allen jenen soeben aufgezählten Wegen immer mehr zu einer von Engherzigkeit und Hochmut freien, nur noch von Wißbegier eingegebenen und geleiteten Würdigung und Betrachtung der zahlreichen so seltsam ungleichen Völker des Erdballs.

In jenem Zeitpunkte, da das Mittelalter seine Aufgabe vollendet, im sechzehnten Jahrhundert, haben wir das erste Aufblühen des wahren geschichtlichen Sinnes zu erkennen. Kein störender Zug mischte sich damals in den allgemeinen Hang zum Wissen; unbeirrt durch nationale und religiöse Vorurteile suchte man den Menschen in den verschiedenen Volkheiten, verfolgte man seine Entwicklung durch seine so unterschiedlichen Umwelten und Individualgeschicke. Zur Zeit, da ein Machiavelli, ein Montaigne über die Völker sich äußerten, hätte man der Geburtsstunde der sogenannten Geschichtsphilosophie, des eigentlichen Geistes der Geschichte, entgegensehen mögen.

Und doch kam sie nicht. Vielmehr brachte das siebzehnte Jahrhundert einen grellen Rückfall in der Gestalt Bossuets, der an der allgemeinen Menschheitsbewegung, welche die Völker einander zu- und entgegentreibt, blöden Auges vorüberging und seine Universalgeschichte, „das kläglichste der Bücher", auf der engen Grundlage des Judenvolkes aufbaute, aus dem er dann seine Christenheit („sa petite bande chrétienne") hervorgehen ließ, um in die Krönung der Jahrhunderte, die Monarchie Ludwigs XIV., auszumünden. Bossuet, der der

Religion, der Wiſſenſchaft und Frankreich gleichermaßen geſchadet hat, hat der modernen Welt das bedenkliche Beiſpiel gegeben, die Geſchichte zum Mundſtück ſeiner eigenen Anſchauungen zu machen. Es konnte danach nicht fehlen, daß zunächſt Voltaire ſeine univerſalgeſchichtliche Darſtellung auf die denen Boſſuets gerade entgegengeſetzten Ideen begründete. Dann kam ein Tendenzhiſtoriker nach dem anderen, Boulainvilliers, Mably, Auguſtin Thierry, neueſterdings Buckle. Sie alle zeugen immerhin von dem Bewußtſein, daß über aller geſchichtlichen Bewegung ein Daſeinsgrund walten müſſe, und dieſem nachzugehen wird auch weiterhin die Hauptarbeit der Geſchichtsforſcher bleiben.

In dem Augenblicke, da ſich Gobineau, im Verfolg ſeiner Darſtellung der Wandlungen der Geſchichtsſchreibung, anſchickt, den Eintritt der Sprachwiſſenſchaft in deren Bereich zu charakteriſieren, legt er die Feder weg, um ſie nicht wieder aufzunehmen.

Wie er geendet haben würde, iſt nach dem Eingang dieſer „Vues“ und nach ſeinem früheren Worte, wonach er in ſeiner Raſſenlehre den Schlüſſel der Geſchichte gefunden zu haben glaubte, kaum zweifelhaft. Ein anderes iſt es, ob er dabei deſſen ſich bewußt geworden wäre, welchem Teil von Tendenz und Ausdeutung er bei ſeinem Beginnen auch ſeinerſeits unterliegen mußte. Jedenfalls deutet er an, wie nahe dieſe Gefahr auch den größten Geiſtern liegt, wie er denn auch daran erinnert, daß gerade die bedeutendſten Geſchichtsſchreiber des Altertums ihre Werke mit dem tendenziöſen Hintergrunde politiſcher Theſen geſchrieben hätten[1].

Wir reihen hier am beſten den Entwurf der Vorrede zu einer zweiten Ausgabe des Ottar Jarl an, in welchem ſich wertvolle Betrachtungen über Weſen und Herkunft des Adels

[1] Gobineau nennt zum Belege Thucydides und Tacitus, erſteren mit ebenſo zweifelhafter wie letzteren mit zweifelloſer Berechtigung.

(darin eine Auseinandersetzung mit dem vorgenannten Boulainvilliers über die Germanen- und Adelsverhältnisse Frankreichs) und vor allem über die Zähigkeit und Lebenskraft der Ideen als Ausdrucks der Rassen finden (abgedruckt „Gobineaus Rassenwerk" S. 475 ff.). Da der Ottar eine Neuauflage nicht erlebte, sind die Blätter in Gobineaus Mappen liegen geblieben.

Weitaus die umfangreichste und nach manchen Seiten auch wichtigste dieser letzten Arbeiten ist die aus Anlaß des Boisjoslinschen Buches „Les peuples de la France" (1879) entstandene „Ethnographie de la France", ursprünglich auf eine Reihe von Artikeln berechnet, von denen indes nur zwei vollendet sind. Sie war wiederum dem Correspondant zugedacht, der sie aber nicht zur Veröffentlichung brachte, wie es heißt, weil er die ethnographischen Fragen einem „Fachmanne" vorbehalten und Gobineau auf sein Feld (als welches naturgemäß vor allem das politische galt) beschränken wollte. Ob dies wirklich der zureichende Grund dieser Ablehnung gewesen, müssen wir dahingestellt sein lassen: sehr denkbar ist jedenfalls, daß, wenn die Herausgeber des Correspondant, sei es durch Einsicht der Handschrift oder wie sonst, Kenntnis von dem Geist dieser Betrachtungen erhalten hätten, dies in hohem Maße ihr Bedenken hervorgerufen haben würde. Treten doch Gobineaus Besonderheiten, Germanenvorliebe und Gegnerschaft gegen Latinismus und Keltentum, namentlich im zweiten Artikel äußerst unverblümt hervor; dazu wird vieles in beliebter Weise ironisch behandelt, wobei es an bedenklichen Seitenblicken auf Verwandtes im heutigen Frankogallien nicht fehlt, sodaß man oft kaum weiß, ob Gobineau die Alten oder die Heutigen meint. Das hätten also dann, wenn dies der Grund der Ausschließung gewesen wäre, auch die wissenschaftlich wertvollen Bestandteile der Ethnographie (und sie sind zweifellos die überwiegenden) zu entgelten bekommen.

Im Eingange beklagt sich Gobineau darüber, daß, wenn auch allgemach unsere Geschichtsschreiber auf die Rasse als Typen — leiblich, geistig und sittlich — bedingend aufmerksam geworden seien, sie sich doch meist auf Allgemeinandeutungen beschränkten und Einzelanwendungen vernachlässigten. Insbesondere werde die Rassenmischung als Grundvoraussetzung aller geschichtlichen Entwicklung zu wenig beachtet. Zur Bekräftigung seines alten Satzes, daß für die Beurteilung dieses wichtigsten Vorganges des Völkerlebens einzig und ausschließlich der Wert der zur Mischung sich zusammenfindenden Bestandteile in Frage komme, daß, je ursprünglicher, ausgesprochener die Rasse in ihnen sei, vor allem aber auch je verwandter und ebenbürtiger sie einander seien, desto sicherer auf ein gutes Ergebnis der Mischung sich rechnen lasse, wird das Gegenteil drastisch an dem Beispiele eines in der Provence angesiedelten römischen Legionsveteranen syrischer Abstammung veranschaulicht, der nun dort mit einer Gallierin sich vermählt, sodaß in ihren gemeinsamen Nachkommen Blutsverbindungen und Atavismen jeder Art durcheinanderwirbeln.

Gobineau wendet sich darauf einer Rassenanalyse der Hauptvölker Europas zu und beginnt mit den Engländern, die er erneuert für das von Hause aus unbedingt germanischste, für das gleichartigste derselben erklärt. Dem Umstand, daß die fremden Zuströme Jahrhunderte lang ausschließlich germanische waren, die nichtgermanischen (kurzer Hand als „auflösende Kräfte" gefaßten) ihm erspart blieben, verdankt England die einzigartige Sicherheit, Folgerichtigkeit und Klarsichtigkeit, welche sich in seiner älteren Geschichte ausprägt, wie anderseits aus jenem Vorragen des Germanischen im Volksaufbau eine ebenfalls einzigartige allmählich in Rassenhochmut ausgeartete Absonderung allem nichtenglischen Geblüt gegenüber erwachsen ist. In den neueren Jahrhunderten freilich sind Britannien, vornehmlich von Frankreich her, aber auch aus anderen Gegenden,

in zunehmendem Maße Bestandteile zugeflossen, welche seinen Volkscharakter — namentlich in den Städten — wesentlich umgewandelt haben, was dann wiederum in seiner Politik sich aufs auffälligste spiegelt.

Es folgen die skandinavischen Länder, in denen nach Gobineaus dort gesammelten Eindrücken das Blut des „alten geheiligten Stammes" durchaus nicht mehr so reichlich vertreten sei, wie man gewöhnlich annehme, und sodann das eigentliche Germanien, insbesondere der „germanische Kern", das weit von Westen nach Osten sich ausdehnende niedersächsische Gebiet, welches am meisten das ursprüngliche Blut sich bewahrt hat, während das übrige Deutschland von Süden und Westen her stark latinisiert, von Osten her stark slavisiert ist, von dem fast allerwärts vorhandenen keltischen Untergrund ganz zu geschweigen. Mehr nebenher werden dann noch drei kleinere Völker, die auf albanesischer Grundlage wiederaufgelebten Griechen, die Ungarn und die Basken, und später die Italiener abgetan, von welchen letzteren hier nochmals kurz und bestimmt festgestellt wird, daß alle ihre schöpferischen Kräfte dem Norden des Landes entstammen und germanischen Ursprungs seien. Der Rest des ersten Artikels ist einer scharfen Gegenüberstellung der „lateinischen" und der germanischen Rasse gewidmet: erstere sei, wie sie nie einen originalen Keim besessen habe, auch nie zur rechten Ausprägung gelangt, vielmehr immer in einem Negativzustande verblieben, sodaß ihr überhaupt mit der Bezeichnung Rasse zu viel Ehre angetan werde; letztere wird uns hier nochmals, wie zum Abschied, in einer besonders treffenden, schöngeglückten kurzen Gesamtcharakteristik nach ihren Hauptwesens- und Wirkensseiten vorgeführt.

Im zweiten Artikel erst kommt dann der Verfasser auf die Gallier zu sprechen, um zunächst darzutun, daß, bei dem schon damals stark zerklüfteten Zustande des Landes, die Eroberung Galliens durch Cäsar nichts weniger als eine Großtat gewesen

sei. Cäsar und seine Nachfolger taten dann viel, um das keltische Blut auszutilgen und durch das römische Allerweltsblut in den mannigfachsten Ansiedlungen zu ersetzen. Auch das andere für das älteste Gallien so wesentlich in Betracht kommende Element, das iberische oder aquitanische, in Verbindung mit welchem auch die drei Rätselstämme der Etrusker, Basken und Illyrier einen Streifblick erhalten, war damals bereits stark zurückgegangen. Da beide Hauptstämme, kymrische wie gälische Kelten und Iberer, sich unzweifelhaft mit den von Gobineau noch als „Finnen" bezeichneten Ureinwohnern — uns heute als alpine Rasse geläufig — vermischt hatten, ziemlich gleichzeitig, mit dem ersten Jahrhundert v. Chr., dann von Norden und Osten die germanische, von Süden, der Provence, die lateinische Einsickerung einsetzte, so war das Rassengemenge schon vor der Römerzeit ein sehr beträchtliches. Die Römerherrschaft brachte einen immer weiteren Niedergang des Volkes. Reichtum, Luxus, Ausbeutung, Verderbtheit, damit haben wir die Hauptmerkmale der Zeit der Prokonsuln. In nichts zeigte sich das Sinken der Rasse, das Absterben des alten Adels in Rom greller und erschreckender als in der allbeherrschenden Rolle der blutlich namenlosen Freigelassenen, welche mit der Zeit dem Volksleibe in alle Poren, in die letzten Atome seines Fleisches eindrangen. Und Gallien war in dieser Hinsicht sein vollkommenes Ebenbild. Geistig schlug sich diese Rassenanarchie, vermöge der Verwirrung der Instinkte, die sie mit sich zu bringen pflegt, in einem schrankenlosen Naturalismus in Literatur und Kunst nieder. Von der Gesellschaft hat uns Petronius ein erschreckendes Bild in seinem Gastmahl des Trimalchio entworfen; aber die ganze römische Welt war ein erweitertes Haus des Trimalchio.

Erst die Germanen haben der schlimmsten Aussaugung und Erschöpfung Galliens ein Ziel gesetzt, sie auch haben, im Verein mit der Kirche, die Zivilisation in die Hand genommen, der

einzig diese beiden Mächte noch einen idealen Sinn zu geben und zu bewahren wußten, während die mehr und mehr verrohte lateinische, die wahre Barbarenwelt, sie nur noch als ein materielles Gut zu begreifen vermochte und somit ihr ohnmächtiges Geschrei gegen die „Barbaren" nur noch das völligste Unverständnis für die höheren Ziele der Menschheit bekundet.

So mündet Gobineau — ungeahnt prophetisch, indem er zumal auch Barbareien aus der Lateinerwelt seiner Zeit mit heranzieht — mit alten Lieblingsgedankengängen aus dem Essai, die er diesmal nur auf ein besonderes geographisches Gebiet neu anwendet, in ein Problem, das in unseren Tagen, wo die gleichen Gegensätze mit unverminderter Stärke und in unveränderter Gestalt aufgelebt sind, fast in der gleichen Beleuchtung sich darstellt und wohl auch für immer sich darstellen wird.

Angesichts dieser grundsätzlichen und insbesondere auch zeitgeschichtlichen Gesamtbedeutung der Gobineauschen Ausführungen will es nichts besagen, daß er in Einzelheiten in subjektiver Auffassung befangen geblieben ist, der lateinischen Rasse zu viel aufgebürdet, den keltischen Anteil ihres Zivilisationswerkes — wie wir ja längst wissen — nicht gebührend gewürdigt hat.

Überhaupt wollen wir uns auch für diese ganze Schrift wieder dessen erinnern, daß Gobineaus Lehren es einmal an sich haben, mehr im allgemeinen wahr als in allen Einzelheiten erweisbar zu sein. Seine rassenanalytischen Darlegungen zumal beruhen zum Teil immer auf Voraussetzungen und Daten, wie Wanderungen und Mischungen, die nicht urkundlich, sondern nur mittelbar überliefert, manchmal nur zu ahnen, zu errechnen, aus den anthropologischen Beständen herauszulesen sind. Dies einmal berücksichtigt, werden wir aber auch hier wieder staunen, welch einen unermeßlichen Vorrat geschichtlicher Tatsachen Gobineau zusammengetragen und beherrscht, wie er das Einzelne geistvoll zu verknüpfen, neu zu beleuchten und trefflich auszunutzen

verſtanden hat, ſodaß alles in allem die Ethnographie uns doch als eine wertvolle Ergänzung des Essai zu gelten haben dürfte[1].

Zwei Jahre ſpäter (im Sommer 1881) nahm Gobineau die Gedankengänge der Ethnographie von einer anderen Seite wieder auf. Er faßte damals den Plan einer „Histoire des Mérovingiens“ in Buchform und warf ſich ſogleich mit altem Feuer auf die Ausführung. Da aber bei ſeiner damaligen Abgeſchiedenheit (in der Auvergne) die Beſchaffung der Literatur — nur Gregor von Tours ſcheint er wieder eifrig geleſen zu haben — Schwierigkeiten machte, ſo iſt er über zwei einleitende Kapitel nicht hinausgekommen. Dieſe behandeln nochmals, zum Teil erweiternd, die Fragen der Raſſenbeſchaffenheit der Gallier und der Rolle, welche ſie in der römiſchen Welt ſpielten, beſonders auch die ſyſtematiſche Entvölkerung und Neubeſiedelung Galliens durch Cäſar, für welche diesmal in einer ſehr eingehenden Bemerkung auf die Darſtellung in dem berühmten Werke Napoleons III. („Histoire de Jules César“) verwieſen wird — eine letzte Huldigung, die er dem „auguste écrivain“, ſeinem geſtürzten einſtigen Herrſcher, darzubringen nicht unterlaſſen mochte.

Auch dieſes Bruchſtück entbehrt nicht der gewohnten geiſtvollen und intereſſanten Schlaglichter, eröffnet aber für ein rein hiſtoriſches Werk wenig günſtige Ausſichten. Das Tendenziöſe tritt zu ſtark hervor, das Raſſenloſe der neueren „Gallier“

[1] Einer der Haupteinwände, die wiſſenſchaftlich dagegen zu erheben wären, iſt der einer falſchen anthropologiſchen Einſchätzung der Engländer, deren keltiſches Element Gobineau ohne Zweifel zu kurz tut, deren iberiſches er gänzlich beiſeite läßt. Eine ſo gleichartig germaniſche Beſchaffenheit, wie er annimmt, dürfte nie beſtanden haben. Ein ſo genauer Kenner der Engländer wie Karl Peters verlegt jene, nach Gobineau erſt im neueren Verlaufe ihrer Geſchichte eingetretene anthropologiſche Verfaſſung, welche ſie den Franzoſen näher rücke als uns, vielmehr ſchon in ihre urſprüngliche Anlage bezw. Raſſenzuſammenſetzung.

wird — gegenüber dem Keltenstolz und -begeisterung seiner Landsleute — von Gobineau zu eigensinnig und willkürlich betont, die an sich wertvollen Zeit- und Sittenbilder immerfort mit Betrachtungen und Vergleichungen voll oft eindringender Kraft, aber auch ätzender Schärfe durchwebt. So gewiß man daher selbst diesen Blättern vereinzelte gute Belehrungen wird entnehmen können, so wenig wird man den Abbruch des Ganzen bedauern dürfen, es sei denn im Sinne der Erkenntnis, daß es mit dem wissenschaftlichen Schaffen dieses reichen Geistes jetzt eben doch ein Ende hatte.

Der Leser wird der hiermit beendeten, im wesentlichen chronologischen Vorführung der wissenschaftlichen Hauptarbeiten dieser letzten Zeit schon selbst die Beobachtung entnommen haben, wie Gobineau darin von den zuvor bevorzugten politischen unwillkürlich immer entschiedener wieder den historisch-anthropologischen und geschichtsphilosophischen Fragen seines Essai sich zugewandt hat. Die letzten der nachgelassenen Bruchstücke können geradezu als Ergänzungen und Ausführungen zu seinem Hauptwerke bezeichnet werden und legen Zeugnis davon ab, wie er ganz wieder in dessen Gedankengängen lebte, wenn er auch in eben jenen selben Jahren endgültig davon absah, ihm, in einer inzwischen sich als notwendig ankündigenden zweiten Ausgabe, eine neue Fassung zu geben. Zu diesem Verzicht mögen körperliche wie seelische Ursachen gleichermaßen beigetragen haben: der gewaltigen Anstrengung einer wirklichen Umarbeitung wäre er wohl kaum mehr gewachsen gewesen, auch wenn ihn nicht ein gebieterischer Instinkt davon abgehalten hätte, ein so überzeitlich gedachtes Werk von den Schwankungen und Unsicherheiten wissenschaftlicher Meinungen und Erkenntnisse abhängig zu machen[1]. Auch die Scheu, sich öffentlich mit dem

[1] Ein Gesichtspunkt, den Gobineau seltsamer Weise nicht öffentlich, sondern nur in einem Handschrift gebliebenen Entwurf einer neuen Vorrede zum Essai zur Geltung gebracht hat.

Darwinismus auseinanderzuſetzen, was er doch nicht vermeiden zu können glaubte, ſcheint beſtimmend mit eingewirkt zu haben. Wie ernſt und gründlich ihn aber die Frage dieſer Neuausgabe in Atem gehalten hat, lehrt die Tatſache, daß der endlich nun wenigſtens zuſtande gekommene Avant-Propos zu dem unveränderten Abdrucke der alten Ausgabe in nicht weniger als drei Faſſungen, einer gedruckten und zwei handſchriftlichen, vorliegt[1].

Übrigens aber trat es in dieſer Zeit immer deutlicher hervor, daß, was Gobineau gegen den Darwinismus auf dem Herzen hatte, nicht ſowohl mehr Darwin ſelber als ſeinem deutſchen Fortſetzer Häckel galt, wie er denn z. B. in einer der genannten Handſchriften, nach den Worten: „J'avoue que j'aurais pu être tenté de joindre ma protestation à tant d'autres qui s'élèvent contre le Darwinisme", ausdrücklich hinzuſetzt: „c'est à dire contre les opinions émises principalement par M. le professeur Haeckel." Gegen deſſen Natürliche Schöpfungsgeſchichte, und im weiteren allerdings auch gegen den geſamten Darwinismus, hat er dann, wenigſtens für ſich, angekämpft in einer größeren Reihe von Auszügen mit Randbemerkungen, welche ſich im Nachlaß finden. Gobineau hält ſich darin wohlweislich von allen naturwiſſenſchaftlichen Einzelfragen, deren Erörterung er nicht gewachſen geweſen wäre, frei und beſchränkt ſich auf die ſcharfſinnige Verfechtung ſeines alten Standpunktes, daß die eigentliche Entwicklungslehre, der Transformismus, keine Wiſſenſchaft, ſondern Hypotheſe ſei, daß man nicht neue Arten gewonnen, ſondern nur die alten falſch klaſſifiziert habe, ſowie, daß das hohe Alter der geologiſch-paläolithiſchen Funde und die langen Perioden der Geologen und Selektioniſten als abenteuerlich-romantiſch zu verwerfen ſeien. Bei Häckel ſtößt er ſich im beſonderen noch an ſeinem Materialismus, der ihn dann doch wieder nicht davor ſchütze,

[1] Charakteriſtiſche Auszüge aus den beiden Handſchriften in „Gobineaus Raſſenwerk" S. 446 ff.

an anderen Stellen — wie bei seiner Annahme der Möglichkeit einer Autogonie (eines Aus-sich-selbst-Entstehens) — sich in den ausgesprochensten Supranaturalismus zu verlieren[1].

Über allen diesen Beschäftigungen traten die alten orientalistischen Lieblingsstudien wohl oder übel zurück, ganz geruht aber haben auch sie nie. 1878 finden wir Gobineau in Amaris „Storia dei Musulmanni di Sicilia" versenkt. Kurz darauf trug er sich mit dem Plane einer Arbeit über das griechisch-baktrische Reich, insbesondere nach seiten seiner Kunst. Er wandte sich zu diesem Zweck an den englischen General und hervorragenden Kenner indischer Altertümer Cunningham, der ihm in einem eingehenden Briefe aus Simla (datiert den 2. Oktober 1879) die erbetene Auskunft über die Spuren griechischer Kunst im Osten erteilte. Zustande gekommen ist diese Arbeit nicht.

Ziemlich um dieselbe Zeit knüpfte er aus Anlaß erneuter Befassung mit dem Indertum brieflich die Beziehungen zu dem berühmten Turiner Gelehrten Gaspare Gorresio, dem Übersetzer des Ramayana und des Uttarakanda, mit dem er vor Jahren in Paris befreundet worden war, wieder an. Gorresio war einer der begeistertsten Vertreter der jungen indogermanischen Philologie und Ethnographie aus deren erster Blütezeit; er auch war es, der diese Studien zuerst in sein Vaterland Italien verpflanzte. Schon dies brachte ihn Gobineau sehr nahe, für dessen eigene Leistungen und hohen Geistesflug er übrigens auch vollstes Verständnis hatte. Ganz das Gleiche gilt von einem anderen großen Indologen, der sich selbst seinen Verehrern beigezählt hat: Max Müller, über dessen persönliches Verhältnis zu Gobineau wir aber nicht näher unterrichtet sind[2].

[1] Proben aus dieser Auszugssammlung a. a. O. S. 449 ff.

[2] Vgl. die Briefe Max Müllers an den Verfasser, „Gobineaus Rassenwerk" S. 188 ff. Ein persönliches Begegnen, etwa bei einer

Wirklich ernſtlich, und längere Zeit, geſchaffen hat Gobineau in dieſen letzten Jahren nur an einem Werke: der Überſetzung eines perſiſchen Heldengedichtes des zwölften Jahrhunderts, des Kusch-Nameh, die er mit ausführlichem Kommentar zu veröffentlichen gedachte. Die prächtige Handſchrift des in Perſien ſelbſt ſo gut wie unbekannten Gedichtes hatte er einſt durch einen glücklichen Zufall von einem Juden in Täbris erhandelt[1] und wohl ſchon früher den Gedanken gehegt, dieſen ſeinen Schatz auch dem Abendlande zugänglich zu machen. Was er Renan daraus mitteilte, erweckte deſſen lebhaftes Intereſſe, und daß er ſich erbot, gegebenen Falles bei dem Journal Asiatique und der Société Asiatique den Vermittler zu ſpielen, deckte Gobineau gewiſſermaßen den Rücken. Den Ausſchlag ſcheint aber das Studium Amaris gegeben zu haben. Am 1. April 1878 ſchreibt er an Keller: „Amari, l'auteur de la Domination Musulmane en Sicile, m'a tellement monté la tête de nouveau sur l'Asie que je vais, je crois, commencer la traduction d'un poème persan, le Koush-Nameh, dont j'ai beaucoup parlé dans mon Histoire des Perses et j'ai l'idée de donner cette traduction avec le texte, des notes et des dissertations[2]. M'en voilà pour dix ans de travail. Mais vous savez que j'aime les grandes machines."

Mit den zehn Jahren iſt es nun zwar nichts geworden, aber immerhin hat Gobineau ein ganz erkleckliches Stück Arbeit

---

Gelegenheit wie dem Petersburger Orientaliſtenkongreß, iſt übrigens mit höchſter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen. Gobineau hatte von Max Müller ebenfalls eine hohe Meinung.

[1] Die Beſchreibung derſelben, aus der die ſtolze Freude des Sammlers und Beſitzers redet, ſehe man Histoire des Perses T. I. p. 354 ss. Im Lerouxſchen Katalog findet ſie ſich unter Nummer 192. Sie befindet ſich heute im Britiſchen Muſeum.

[2] „Cum notis, notulis, commento et quibusdam aliis excursibus", wie er in einer ſpäteren Briefſtelle ſagt.

vor sich gebracht. Über fünfzig Folioblätter Text (zum Teil doppelter Bericht) und sechs Blätter Erläuterungen liegen im Nachlaß vor. Vielleicht werden auch sie eines Tages noch ans Licht der Öffentlichkeit gezogen.

Der Dichter, in welchem Gobineau, nach dem Vorgange des Jakut, einen gewissen Kutran-Ibn-Mansur vermutete, hat mehrere Hauptgestalten der persischen Geschichte und Sage zu einer gigantisch-grotesken Einheit zusammengeschweißt; und da sich unter anderen eine Reihe von Zügen in diesem Bilde finden, welche in die Geschichte des Kyros, namentlich die Jugendgeschichte, zu passen schienen, so hat Gobineau kein Bedenken getragen, es in seiner Persergeschichte an den betreffenden Stellen (vgl. besonders T. I p. 357 ss.), übrigens aber auch sonst (ib. p. 188. 201. 203. 214. 228) als Quelle zu benutzen.

Der Wert des Gedichtes dürfte ein sehr ungleicher sein, da, wie Gobineau selbst angibt, die Bestandteile einer Anzahl ganz verschiedener Quellen, noch durchaus kenntlich, vom Verfasser nicht sowohl verschmolzen als aneindergereiht sind. Aus den vorliegenden Proben gewinnt man den gemischten Eindruck von Großartigem und Wunderlichem, vieles erscheint unklar und verworren. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß über den Wert und die Bedeutung dieser Blätter nur ein mit der gesamten persischen Heldenpoesie vertrauter Fachmann eines Tages ein maßgebliches Urteil wird fällen können.

Daß Gobineau die Arbeit abbrach, hatte seinen Grund wohl nicht am wenigsten in dem Zustande seiner Augen, der ihm die Beschäftigung mit orientalischen Handschriften als eine der anstrengendsten erscheinen lassen mußte. So trat denn an die Stelle des Helden Kusch, der ihm, wie gesagt, ein Stück von seinem Kyros verkörperte, mit der Zeit sein eigener Lieblingsheld Amadis. Diesem nun werden wir an besonderer Stelle näher ins Auge zu blicken haben.

Was ſonſt aus der letzten Lebenszeit an dichteriſchen Verſuchen noch vorliegt, verdient meiſt kaum mehr als eine flüchtige Erwähnung[1]. Nur über dem Plan einer neuen Novellengruppe, die er Nouvelles féodales nennen wollte, wurde er im Sommer 1881 noch einmal kurze Zeit warm, und die erſte dieſer Erzählungen, „La Cour d'amour", hat er auch ziemlich weit gefördert. Im 14ten Bande der großen Histoire littéraire de la France war er auf einige Trümmer der ſpärlichen Überlieferung jener ſeltſamen Minnehöfe getroffen, vor welchen in der Blütezeit des franzöſiſchen Mittelalters Zwiſtigkeiten und Beſchwerden von Liebespaaren geſchlichtet und entſchieden wurden. Was den gelehrten Herausgebern lediglich als eine Merkwürdigkeit oder gar Wunderlichkeit des Mittelalters erſchien, regte Gobineaus dort von je heimiſche Phantaſie ſogleich derart ſympathiſch an, daß er jene längſt untergegangene, faſt verſchollene Einrichtung in einem dichteriſchen Bilde und Beiſpiele neu zu beleben beſchloß. Und ſo finden wir ihn denn unverſehens wieder im alten Fahrwaſſer der Abbaye de Typhaines und des Cartulaire de St. Avit: in der Tat, die Stoffe ſind verwandt, auch Geiſt und Behandlung in der Hauptſache die gleichen, nur iſt, der jetzt die Geſchichte von Enguerrand Havot und Aliénor ſchrieb, nicht mehr der gleiche, wie der, der uns einſtens die genannten Werke ſchenkte. Sein „Minnehof" lehrt nur, wie ſehr ſich Gobineau in dieſem Teile ſeiner Aufgabe erſchöpft hatte und nimmt ſich

[1] Das erſte Kapitel einer, vielleicht noch in Stockholm entſtandenen, nicht betitelten norwegiſchen Künſtlernovelle enthält ſchöne landſchaftliche Schilderungen. Das ganz kurze Novellenfragment „Le bourgeois de Jérusalem", aus dem Jeruſalem von 1187, bringt im Eingang eine Betrachtung über das Bauliche der heiligen Stadt ſeit den Kreuzzügen, das Eingangsbruchſtück einer poetiſchen Erzählung „La guerre de Chiozza" die Stoßſeufzer eines verliebten Individualiſten über Freiheit und Vaterland.

neben den Vorgängern aus wie ein herb verwittertes, ja kaum mehr ausdrucksvolles Greisengesicht neben einem sprechenden, blühend jugendlichen Antlitz. So ist denn auch um das Unterbleiben der Fortsetzung zu trauern wenig Anlaß.

Ganz ein anderes ist es um ein Werk, das Gobineau einige Zeit früher, während der ersten italienischen Jahre, gewaltig den Sinn einnahm, und dessen Fallenlassen schmerzlicher zu beklagen ist, als alle anderen ähnlichen Verluste zusammengenommen.

Im September 1877 schreibt er der Schwester, aus Anlaß der Lesung des spanischen Amadis, von einer „grande, énorme machine", von der er ihr eines Tages sprechen werde. Am 27. Dezember desselben Jahres heißt es dann an Keller: „Je commencerai un autre livre sur l'Espagne depuis Ferdinand et Isabelle jusqu'au duc d'Albe compris. Ce sera le pendant de la *Renaissance*. Cette idée-là m'amuse à l'excès." Am 24. August 1878 bezeichnete er dem Grafen Eulenburg das Werk („Über Spanien im 15. und 16. Jahrhundert") als begonnen; dann nochmals eine ähnliche Erwähnung (Ende Oktober 1878) gegen Caroline, dann tiefes und endgültiges Schweigen.

Erhalten ist von etwaigen Niederschriften zu dieser Arbeit nicht ein einziges Blatt. Alles, was der Verfasser über dieselbe noch hat auftreiben können, ist eine allerdings sehr wertvolle mündliche Mitteilung Carlo Mancinis, wonach der erste Gedanke dieser spanischen Renaissance Gobineau im Anblick des Columbus-Denkmals in Genua gekommen sei, und er (Mancini) das Glück gehabt habe, dem Meister in einer jener Stunden zu begegnen, wo er, vom Schöpferdrang bis zu der ihm eigenen gleichsam alle Fesseln sprengenden Begeisterung erfüllt, ihm zugerufen habe: „er habe nur noch erst ein' acht spanische Werke durchzulesen, dann könne er an die Arbeit gehen."

Welche Mächte dann dazwiſchengetreten ſind und dieſen Plan vereitelt haben, wiſſen wir nicht, aber grollen wird man ihnen immer müſſen. Mußte er ſich darum an ſeiner perſiſchen Handſchrift die Augen wund leſen, an ſeinem Melzidenkmal ſeine Kräfte zuſchanden hämmern, um uns um Herrlichkeiten zu bringen, die einen ganz unvergleichlich höheren Allgemein- und Ewigkeitswert gehabt haben würden?! Aber brechen wir ab — wir haben hier vor dem Walten eines Unergründlichen ebenſo zu ſchweigen, wie uns einſtens angeſichts des jähen Abreißens von Schillers Demetrius Schweigen auferlegt worden iſt.

Nun endlich noch ein letztes Mal der Bildhauer! Wir hörten zuvor von deſſen Schickſalen: ſehen wir nun zu, welche Leiſtungen er dieſen noch abzugewinnen vermocht hat.

Zeitlich kommt hier zunächſt eine Gruppe, zumeiſt auf Beſtellung gearbeiteter, Bildnisbüſten in Betracht. Von einigen wird in den Briefen ganz allgemein nur dieſe Bezeichnung angewandt, ſodaß wir nichts näheres wiſſen, von anderen dagegen kennen wir die Gegenſtände. Da iſt zunächſt der frühere Stockholmer Amtsgenoſſe Argais, der dortige ſpaniſche Geſchäftsträger, einer von denen, die Gobineau freundſchaftlich ſehr nahe getreten waren. Am 21. März 1878 bedankt er ſich bei dieſem für die eingetroffene Büſte, die von aller Welt bewundert werde und deren Ähnlichkeit ſchlagend ſei. Um dieſelbe Zeit ſchuf er für die Marcheſa di Rudini eine Büſte der Königin Margherita von Italien („mit vielen Blumen und Spitzen"), die ihm viel Freude machte und auch entſprechend Beifall gefunden zu haben ſcheint. Im nächſten Winter folgte ein Kinderkopf, der des kleinen Leone Caetani, („si bien réussi et si ressemblant", ſagt die Gräfin La Tour von ihm), der aber über den Gips nicht hinaus gekommen iſt, im Frühjahr 1880 endlich eine Büſte ſeines alten Freundes, des General de Barral, wiederum für deſſen Tochter, die Marcheſa di Rudini.

Einige Zeit vorher, im Herbst 1879, hatte Gobineau während seines Erholungsaufenthaltes im Sabinergebirge die Bekanntschaft des deutschen Ehepaares Wenzel aus Hannover gemacht, welche zunächst zu einem kurzen Briefwechsel, und sodann, nachdem Wenzel schon im Januar 1880 gestorben war, nach der Heimkehr der Witwe, Frau Auguste Wenzel, zur Bestellung eines Grabdenkmals für den Gatten durch diese führte. Sie schrieb ihm am 2. Mai, daß sie „die Wahl der Idee ganz seinem künstlerischen Ermessen überlasse, da ihr Gemahl sowohl wie sie selbst seinerzeit von dem seine Werke beseelenden hohen Schwung entzückt gewesen seien", und am 8. Juni: „die Idee der himmelansteigenden Hoffnung ist auf dem Relief so schön verkörpert, daß sie mir selbst beim Anschauen Trost und neuen Mut ins Herz flößen wird. Es wird mir daher zur größten Befriedigung gereichen, ein so schönes kleines Denkmal auf das Grab meines teuren Mannes setzen zu können." Besucher des Döhrener Friedhofes zu Hannover, wo Wenzel ruht, haben später die ergreifende Wirkung der Engelsfigur, die mit gefalteten Händen und leicht geöffneten Lippen von der unten als Weltkugel angedeuteten Erde zu den lichten Höhen der von oben hereinstrahlenden Sonne emporschwebt, bestätigt und hervorgehoben, daß die künstlerischen Mängel, die gerade dieser Arbeit von fachmännischer Seite nachgesagt worden sind, durch die einfach große, ruhig bewegte Linienführung wie durch den schönen und edlen Ausdruck des Ganzen, besonders der Hände und des Gesichtes, reichlich aufgewogen würden.

Wir kommen jetzt zu den beiden Hauptschöpfungen, welche der Boden Italiens hervorgerufen hat, der Pia de' Tolomei und der Mima.

Für erstere, deren Original-Statuette in Marmor sich in Straßburg befindet, gewann sich Gobineau den Antrieb und die Begeisterung vor dem alten gotischen Palazzo

Tolomei in Siena, nachdem ihm der Gegenſtand ſchon auf der Fahrt von Volterra nach Siena durch den Kopf gegangen war: Pia, aus dem Hauſe der Guaſtelloni, in erſter Ehe an einen Tolomei, in zweiter an Nello de' Pannochieſchi vermählt, ward von ihrem zweiten Gatten, ſei es aus Eiferſucht, ſei es, damit er ſelbſt einer anderen Liebe fröhnen könne, dem Tode preisgegeben. Wie es heißt, fand ſie dieſen von der Hand eines Dieners auf einem Schloſſe Nellos in der Einſamkeit der Maremma. Auf dieſe Ereigniſſe gehen Dantes Verſe im Purgatorio Canto V. 130 sqq.:

„Deh, quando tu sarai tornato al mondo,
E riposato della lunga via, . . .
Ricordati di me, che son la Pia.
Siena mi fe; disfece mi Maremma:
Salsi colui, che, inanellata pria,
Disposato m'avea colla sua gemma",

von denen die Worte

„Ricordati di me, che son la Pia"

dem Gobineauſchen Bildwerke als Leitſpruch untergedruckt ſind, unterſtützt von der Geſte der Geiſtergeſtalt, deren linke Hand auf die eigene Bruſt deutet, wie die rechte auf den Edelſtein an dem Ringe der Linken, gleichſam zur Bekräftigung der Worte:

„Der weiß es, der zuvor an meinen Finger
Den Trauring mit dem Edelſtein mir ſteckte."

Wie nicht anders zu erwarten, iſt Gobineau, der ja durchweg mit ſeiner Aufgabe zu wachſen pflegte, gerade hier auf deren voller Höhe. Ergreifend redet ein furchtbares Schickſal aus den Zügen des Opfers, in welchen zugleich, neben aller plaſtiſchen Lebendigkeit deſſen, was dieſe Frau war, etwas wie ein geſpenſtiſcher Hauch ihres jetzigen Daſeins (ſie iſt im Fegefeuer gedacht) widerklingt.

Die Mima, ein lebensgroßes Standbild, welches Gobineau

im Auftrage Dom Pedros für eines von deſſen Schlöſſern ausführte, wo es etwa Ende 1879 Aufſtellung fand, geht in ihren Urſprüngen auf die glückliche Zeit des Sommers 1877 zurück, da er nach ſeinen eigenen Worten „im ſiebenten Himmel lebte und die Erde nur berührte, wenn er ſein Mittageſſen bezahlte“. Treffend bemerkte ſpäter der fürſtliche Beſteller, man ſehe, daß dieſe Figur ihm an einem ſeiner beſten Tage, und auf einen Wurf, erſtanden ſei. Zu ihrer Beſchreibung und Ausdeutung ſagt Gobineau ſelbſt: „C'est une mime asiatique, un peu antique, mais sourtout assez personnelle à moi. Elle fait sauter des boules.“ Hieraus geht zur Genüge hervor, daß die bisher mehrfach verbreitete — anſcheinend auf die Eulenburgiſche „Erinnerung“ zurückgehende — Vorſtellung, als handele es ſich hier um eine allegoriſche Darſtellung der Mimik, eine irrige iſt. Gobineau nennt ſein Werk bald Mime, bald Mima (ſo die Unterſchrift des Bildwerkes), was in jedem Falle nur eine einzelne Mimin oder Gebärdenkünſtlerin, ein Individuum bezeichnen kann. Daß er deren „Mimik“ nicht allzueng faßt, deuten die Kugeln an, deren eine ſoeben die Rechte fliegen laſſen will, indes die Linke weiteren Vorrat birgt. Wir haben uns alſo ein Stück jener bekannten Univerſalkünſtler vorzuſtellen, denen man wohl ihren Platz im Bereich des menſchlichen Genies immer wird gönnen müſſen, und zwar hat Gobineau ein denkbar glückliches und gewinnendes Muſter derſelben geſchaffen. Quellendes Leben, naives Selbſtbewußtſein, ruhige, erfolggewohnte Siegeszuverſicht ſprechen aus Miene und Haltung; Kopf, Geſtalt und Gewandung — die Künſtlerin iſt nur hüftenabwärts leicht bekleidet — ſind vollendet ſchön, wie denn überhaupt die Mima vom erſten Augenblick an, und ohne Widerſpruch, für das rein künſtleriſch betrachtet am höchſten ſtehende Bildwerk Gobineaus, für ein wahres Meiſterwerk erklärt worden iſt. Er wollte offenbar bei dem fürſtlichen Freunde Ehre damit einlegen und hatte

die Freude, deſſen Sinn ſo damit zu treffen, daß er das Kunſtwerk — was ja immer der beſte Prüfſtein iſt — mit der Zeit immer lieber gewann und immer mehr daran zu loben fand. Auch Keller ſprach wohl im Namen aller, wenn er die Statue wunderſchön nannte und hinzufügte, „daß ſie ihm von allen plaſtiſchen Arbeiten, die er von dem Freunde kenne, weitaus am beſten gefalle" (wobei natürlich immer nur an den ſpezifiſch künſtleriſchen Eindruck zu denken iſt).

Monnerots Urteil über die Mima möge hier im Wortlaute folgen: „Elle est délicieuse, la tête charmante, mais la poitrine et le dos suaves, d'une délicatesse et d'un moelleux admirables, pleins de vie. C'est du Carpeaux, mais du Carpeaux chaste et distingué. J'en suis tout à fait émerveillé. Je t'avoue que j'étais effrayé de savoir comment tu te tirerais du corps. Pour la tête, j'étais sûr de toi". Am meiſten aber war Gobineau ſtolz auf den Beifall Guillaumes, „eines der zwei oder drei unvergleichlichen franzöſiſchen Bildhauer", der ihm, noch ohne ihn zu kennen, ſchon auf die Pia hin ſeine Hochachtung hatte ausſprechen laſſen und ihn jetzt aus ſich aufforderte, die Mima im nächſten Jahre im Salon der Champs Elyſées auszuſtellen.

Dieſe Urteile ſind von allen Späteren beſtätigt worden, und da wir zum Glück von dieſem Werke einmal wirklich gute Photographien[1] beſitzen, ſo können auch wir uns noch an deſſen vollem Werte erfreuen.

Während der Meiſter hier die Höhe vollſter Objektivität erklommen hatte, beſitzt das letzte der hier zu betrachtenden Kunſtwerke, ſein Amadis[2], wieder vorwiegend ſubjektive Be-

[1] Auch von einem früheren Entwurf, welcher lebhaftere Züge, eine ſtärkere Biegung des Körpers — wie zu kräftigerem Ausholen — und eine reichere Bekleidung des Unterkörpers der Künſtlerin zeigt.

[2] Urſprünglich ebenfalls als Standbild gedacht (an Eulenburg 24. Auguſt 1878), wird es dann zur Büſte. Dieſe ſollte, wie Gobineau

deutung. Wir werden später noch genauer sehen, in welchem Sinne und in welchem Umfange Amadis, die „Blume des Mittelalters", Gobineau das höchste denkbare Rittertum verkörperte und wie er alles von sittlichen Kleinoden, was der eigene Busen barg und was ihm der Spiegel der Welt zurückwarf, in dieser einen Lieblingsgestalt zu Hauf trug. Die individuelle Beseelung einer solchen Idealgestalt mag dichterisch wie plastisch gleich schwer sein — die Gefahr, dem Menschlich-Realen sich zu entfremden, liegt hier wie dort nahe —; und so ist es nicht sowohl ein glücklicher Zufall als ein instinktiver Drang der Befriedigung eines inneren Bedürfnisses, was den Künstler veranlaßte, das dichterische Gebilde, dem man Mangel an Blut, zu typische, schemenhafte Veranlagung hat nachsagen können, durch ein plastisches zu ergänzen. Ob dieses nun das alles wirklich ausdrückt, was jenen dabei erfüllte? Doch wohl nur für den, der zugleich den Amadis des Rittergedichtes, oder das, was er besagen soll, kennt. Diesen aber wird es dann auch vielmehr pietätweckend als beirrend berühren, daß aus den Augen dieses Ritters zugleich ein Stück Gobineau ihn anschaut, der ja hier in der gewollten Offenbarung seines Allerinnersten unwillkürlich mehr als anderswo ein Stück von sich selbst geben mußte, nämlich von den vielen an Amadis gepriesenen Eigenschaften vornehmlich Reinheit und Entsagung, merkwürdiger Weise mit einer schier weiblichen Beimischung zu dem sonst so kräftigen Mannestum, die übrigens auch in der Dichtung p. 10 ss., 27 anklingt. Zwei Jahre nach dem Amadis meißelte er dann auch noch dessen Geliebte Oriane. Beide Büsten befinden sich (in Gipsentwurf) in Straßburg. Auch die Waffen des Amadis wollte Gobineau sich vor Augen bringen: „der Schild ist begonnen", schreibt er an Eulenburg

sich dachte, nebst derjenigen der Oriane als Titelkupfer vor dem zweiten und dritten Teil des Amadis erscheinen.

(24. Auguſt 1878), aber er hat anſcheinend damit nicht fortgefahren.

Ebenſo ſind zwei andere in demſelben Briefe erwähnte Werke Entwurf geblieben: eine Gruppe von Romeo und Julia[1] und eine (1 Meter hohe) Statue des Buddha, der in das Nirwana ſchreitet.

Ob eine in dem Briefe einer Gobineau befreundeten vornehmen Polin erwähnte Madonna, die Arme über die Menſchheit ausbreitend, für eine galiziſche Dorfkirche, ausgeführt worden iſt, wiſſen wir nicht. Ein letzter Plan aber, „une idée sublime, j'ose le dire et qui tombe au milieu de tous mes autres travaux comme une bombe capable de me les faire tous attendre", weckte noch einmal allen Hoffnungsjubel und alle Schaffensfreude, deren dieſe unverwüſtlich ſanguiniſche Seele fähig war: eine gekrönte Jungfrau (Incoronata), mit dem Kinde auf den Knieen, das ſich nach der Mutter umwendet und ſie ſegnet. Letzterer Zug, den Gobineau für allereigenſte Erfindung hielt, machte ihn beſonders glücklich und berauſchte ihn förmlich im Gedanken an die Wirkung. Im Januar 1879 begonnen, ward die Arbeit unter dem fördernden Zuſpruch des Kardinals Hohenlohe bis zum Frühjahr eifrig fortgeſetzt, blieb aber dann, mit ſo vielen anderen, liegen und teilte das Schickſal der Leidensgenoſſen bei der Auflöſung von Gobineaus Werkſtatt.

Mit dieſem Entwurfe, der ſein bildneriſches Schaffen würdig gekrönt haben würde, nehmen wir von dem Bildhauer Abſchied. In den letzten Jahren ruhte der Meißel oder wurde doch von dieſem nur noch gelegentlich zu dem harmloſeren Zwecke in die Hand genommen, die Züge eines ihm nahegetretenen menſchlichen Weſens dem Gips oder Marmor einzuverleiben.

[1] Beſchreibung bei Eulenburg a. a. O. Auch in dem Neujahrsbriefe 1879 an Caroline wird dieſe Arbeit noch erwähnt.

Zweites Kapitel.

Bayreuth und Chaméane. Ende.

Unter den freundſchaftlichen Verbindungen, welche Gobineaus letzte Lebensjahre befruchteten und verſchönten, wurde eine bisher bei Seite gelaſſen, welche, als durchaus außergewöhnlicher Art, auch einer Sonderbetrachtung vorzubehalten ſchien: die mit Richard Wagner[1].

Jahre lang, und in den gleichen Jahren, hatten einſt beide als junge Männer in Paris den heißen, überſchweren

[1] Ein erſchöpfendes, zuverläſſig abſchließendes Bild dieſes Freundſchaftsbundes iſt erſt jetzt möglich, nachdem, mit dem Erſcheinen des ſechſten Bandes von Glaſenapps „Leben Richard Wagners“, die Quellen vollſtändig geworden ſind. Die ſehr eingehenden Mitteilungen Glaſenapps ſind durchweg urkundlich, weil auf die Wagnerſchen Tagebücher zurückgehend. Manches, das hier kürzer zu faſſen war, wird der Leſer gebeten dort ſich zu ergänzen. Im übrigen iſt das Kapitel „Gobineau und Bayreuth“ in der obigen Darſtellung in der Hauptſache aufgebaut auf mündlichen und ſchriftlichen Berichten wie Briefwechſeln der Nächſtbeteiligten (beſonders Gobineaus mit dem Hauſe Wahnfried und der Gräfin La Tour) und perſönlichen Eindrücken und Erinnerungen. Eine Hauptquelle wird für immer das „Erinnerungsbild aus Wahnfried“ bleiben, ein Meiſterſtück kürzeſter und doch tiefſteindringender Skizzierung, durch welches Frau Wagner nicht nur dieſer großen Freundſchaft, ſondern zugleich ſich ſelbſt das ſchönſte Denkmal geſetzt hat. (Erſchienen zuerſt in den Bayreuther Blättern 1882 S. 341—352, dann in neuer von der Gobineau-Vereinigung veranſtalteter Ausgabe Stuttgart 1907.) Von den ungezählten Behandlungen des Gegenſtandes in der Zeitſchriften- und Zeitungsliteratur verdient kaum eine einzige zu dauernder Erinnerung feſtgehalten zu werden.

Kampf um das liebe Brot und um ihre höchsten Ideale gerungen. Unklar im einzelnen, höchst bestimmt im ganzen, lagen diese damals vor ihnen, und keiner von ihnen hätte wohl geträumt, daß sich das seine mit dem jenes anderen, von dem er noch keinerlei Kunde hatte, je berühren, geschweige vereinigen würde. Dann hatte sie das Leben ein Menschenalter lang weltenweit auseinandergeführt[1]. Aber je länger je mehr sollte dies doch nur noch äußerlich so sein. Innerlich sah es ganz anders aus. Da war Gobineau jenem deutschen Geiste, aus dem Wagners gesamtes Wirken erwachsen, immer näher und näher gekommen, und ganz von selbst hatte sich die Bewunderung für den Meister dermaßen in ihm herausgebildet und gesteigert, daß er ihm schon in einem der ersten Gesänge des Amadis auch öffentlich eine Huldigung darbrachte[2]. Zugleich ward er sich aber der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit des eigenen Schaffens mit dem Wagners, gerade über der weiteren Ausarbeitung des Amadis, tiefinnerlichst bewußt, sodaß er schon am 5. September 1876 an Eulenburg schreiben konnte: „darum liebe ich Wagner so innig, weil ich poetisch das empfinde, was er durch die Musik ausdrückt", und eine Verbindung mit diesem, auf die alles hinzudrängen schien, daher als der ganz natürliche, krönende Abschluß seiner ganzen dem Deutschtum zugewandten Entwicklung erscheinen mußte.

In den ersten Novembertagen 1876 sind sich die beiden

[1] Den äußersten Grad erreichte ihre Entfernung von einander in dem verachtungsvollen Hohne, mit welchem Gobineau, in den phantastischen Schwärmereien, mit welchen Wagner (besonders in dem allerdings mit gutem Fug später nicht in seine Gesammelten Schriften aufgenommenen Aufsatze aus Röckels Volksblättern „Die Revolution") die Revolution begrüßte. Hier sind sie wirklich einmal Gegenfüßler!

[2] Erstes Buch, dritter Gesang, in dem Zukunftsgesichte der Fee Urgande über die deutsche Musik.

in Rom zum ersten Male persönlich begegnet — vorerst nur flüchtig, doch war immerhin die Grundlage zu späterer näherer Befreundung gelegt. Vermittelt wurde die Bekanntschaft durch die warmherzig-edle Gräfin Schleinitz, welche, wie für Wagner und Liszt, auch für Gobineau unermüdlich gewirkt hat und namentlich eine begeisterte Verehrerin der Renaissance war[1].

Gerade mit diesem Werke tat nun Gobineau gewissermaßen den letzten Schritt, der ihn an Wagners Seite führen mußte. Nicht etwa durch seine Gesamtauffassung des Renaissancezeitalters — wir sahen schon, daß nur durch eine Mißdeutung seiner Absichten Wagner hierin eine Verwandtschaft sehen konnte —; wohl aber wußte der, der einen Julius II. und Michelangelo geschaffen, wie Männer dieser Art im neunzehnten Jahrhundert aussehen, und wenn ihn von dem einen unserer Großhelden, Bismarck, die Politik fernhielt, so führte ihn dem anderen die Kunst um so inniger zu: denn wer die Schlußszene der Renaissance geschrieben, der stand mit Schiller und Wagner auf einem Boden.

So kam es denn nun bei der nächsten Zusammenkunft in Venedig (im Oktober 1880) auch schon zu einem ganz anderen Verstehen als das erstemal; ja, Wagner wollte den neugewonnenen Freund schon jetzt mit nordwärts entführen, aber Gobineau, der den ganzen Sommer unterwegs gewesen war, mußte vorerst noch ablehnen. „Je suis passé par Venise,"

[1] Schön schreibt sie an Gobineau (16. Oktober 1876): „Je suis dans l'enthousiasme de votre Renaissance. Je vous y retrouve tout-à-fait et la manière dont vous regardez les choses de ce monde et vos aspirations vers une autre existence me sont si sympathiques . . . (Es gehe ein idealer Zug durch das ganze Buch) qui fait tant de bien dans ce siècle si réaliste. La figure de Michelange est admirable et vous démontrez par ce caractère une vérité qui est pour moi un article de foi que les hommes vraiment nobles et grands et bons s'épanouissent et s'améliorent d'année en année — ils avancent toujours. Liszt en est une preuve."

ſchreibt er (3 novembre) an Boito, „et j'ai vu Wagner qui voulait m'emmener à Bayreuth où il va donner Perceval[1]. Mais, franchement, j'ai assez de voyages pour le moment et je n'en pouvais plus.“ Für das Frühjahr aber wurde ein längerer Beſuch in Bayreuth feſt verabredet.

Anfang Mai traf denn auch Gobineau dort wirklich ein, infolge beſchleunigter Reiſe noch etwas früher als erwartet, ſodaß er Wagner und ſeine Gattin, welche eben dem erſten Berliner Nibelungenzyklus Angelo Neumanns beiwohnten, noch nicht in Bayreuth vorfand. Nach deren Heimkehr war er dann noch vier Wochen mit ihnen zuſammen, von denen etwa eine auf die Berliner Reiſe zum vierten Zyklus ging, auf welcher diesmal Gobineau, trotz ſeiner angegriffenen Geſundheit, den Meiſter begleitete, um Zeuge ſeiner gewaltigen Erfolge in der Reichshauptſtadt zu ſein. „J'ai vu de l'enthousiasme,“ berichtet er ſpäter hierüber der Schweſter, „comme on peut le supposer pour une œuvre que les journaux allemands déclarent avoir produit une impression incomparable en Allemagne et avoir mis tout Berlin sens dessus dessous, ce qui est absolument vrai. Naturellement, j'y ai pris toute la part que j'y devais prendre.“

Sehr anders als ſeinem erlauchten Gaſte war dem Meiſter ſelbſt während dieſer Nibelungentage zumute. Aller äußere Glanz und Schimmer der Aufführungen, aller Jubel des Publikums, alle Ehrenbezeugungen, die ihm zuteil wurden, konnten ihn weder über die inneren Mängel der Darbietungen, noch über das große Mißverſtändnis hinwegtäuſchen, das überhaupt dieſer ganzen Veranſtaltung zugrunde lag: als könne jemals unter einem noch ſo gewandten, aber ſeinem Bayreuther Ideale fernſtehenden Impreſario etwas wie eine Groß-

[1] „Le maître écrit Parsifal, parcequ'il pense que cela vient de l'Arabe, ce dont je doute fort, mais ne le lui dites pas.“

leistung im Sinne eben jenes Ideales zustande kommen. So reihten sich für ihn allerlei peinliche Eindrücke und Erlebnisse aneinander, gipfelnd in einem Augenblicke, den sich der ehrgeizig-eitle Neumann als den eines gemeinsamen Triumphes für sich und den Schöpfer des Nibelungendramas ausgedacht haben mochte, und der nun in Wirklichkeit für ihn selbst zu einer Demütigung, für Wagner zu einer allerwiderwärtigsten leiblichen und seelischen Erschütterung führen sollte. Gänzlich unerwartet hatte Neumann diesen nach dem Schluß der Götterdämmerung den höchsten Herrschaften, einem verehrlichen Publiko und dessen Vertretern von der Presse sozusagen in bengalischem Lichte vorführen wollen, der Meister aber, infolge dieser unwürdigen, für ihn unmöglichen Zumutung von einem seiner Herzkrämpfe befallen, jäh die Bühne verlassen müssen, sodaß jener nun seine unzeitige Huldigung ohne deren Hauptheldeu, so gut es eben gehen wollte, zu Ende führen mußte.

Es ist gut, sich dies alles gegenwärtig zu halten, zu beherzigen, daß Wagner diese Berliner Tage als „eine Fron, eine Prüfung, eine Demütigung" empfand, um sich klar zu machen, was in den Wochen, welche solchen Erlebnissen vorangingen und folgten, der Umgang mit Gobineau, den er damals wie einen Ausgleich, eine Entschädigung in vollen Zügen kostete, für ihn bedeuten mußte. Schöner kann es nie gesagt werden, was Gobineau ihm brachte, als es in dem „Erinnerungsbild aus Wahnfried" geschieht: „Unbeachtung des Eitlen, Wahrhaftigkeit aller Gefühle, zarte Sitte, Fähigkeit, sich hinzugeben, Unmittelbarkeit der Rede, Kraft des Schweigens, schlichte Genügsamkeit, magische Gewalt des Wohlwollens, durchdringende Schärfe der Erkenntnis, gemächliche Munterkeit und gefühlvollen Ernst." Außer der reichen Fülle des auf den verschiedensten gemeinsamen Gebieten Auszutauschenden kamen auch Teile der beiderseitigen Werke zur Vorführung: Wagner ließ seinem Gaste aus den Nibelungendramen

ſpielen, und dieſer trug dagegen aus den noch unveröffentlichten Abſchnitten des Amadis vor. Er erzählte Wagner in der ihm eigenen feſſelnden Weiſe von den Ländern, in denen er geweilt, erſchloß ihm insbeſondere Perſien und weckte eine ſolche Sehnſucht nach Athen in ihm, daß er verſprechen mußte, wegen eines Unterkommens für den Winter an dortige Freunde zu ſchreiben.

Nur zu ſchnell verflog die Zeit, die ſich Gobineau für Bayreuth gönnen mochte, das er doch ſo liebte und in dem er ſich urheimiſch fühlte: „Je trouve Bayreuth adorable," ſind ſeine erſten Worte von dort, „cela ne ressemble pas à la Via Nazionale ni aux villes modernes." Gaſtgeſchenke werden ausgetauſcht: Wagner widmet dem Freunde ſeine Geſammelten Schriften und Dichtungen mit den Worten:

„Das wäre ein Bund —
Normann und Sachſe:
Was da noch geſund,
Daß das blühe und wachſe!",

Gobineau dem Meiſter ſeine Religions et Philosophies als „Souvenir de l'admiration la plus vraie et de l'attachement le plus affectueux."

Man trennte ſich, heißt es im Erinnerungsbilde, „mit dem einem Herzensbedürfniſſe gleichkommenden Wunſche, ſich immer öfter und anhaltender zu ſehen". Und war es wirklich eine Trennung, was jetzt eintrat? Noch einen Monat nach der Abreiſe ſchreibt Gobineau an Frau Wagner aus der Auvergne, wo er den Sommer mit der Gräfin La Tour verbrachte: „Nous avons ici des conversations de lui, sur lui, à propos de lui, et nous recommençons constamment. Je vous assure que je suis toujours à Bayreuth et que je n'en bouge pas et que j'y reviens toujours." Und ganz ebenſo ſchreibt ihm die Freundin aus Wahnfried, welche Trauer um den Odinsſohn dort nach ſeinem Scheiden geherrſcht, wie

Wagner ganz in ihm lebe und nur von ihm die Rede sei. Zum Geburtstage sandte ihm Wagner einen Band Schopenhauer — in der Absicht jedenfalls eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Und als es im Herbst wieder südwärts ging — nach Palermo —, was lag da näher, als daß Gobineau ihn wieder begleitet hätte? Aber schweren Herzens mußte dieser abermals verzichten, einzig und allein um des jammervollen Zustandes seiner Gesundheit willen, und auch den Winter über auf Wagners erneute Anrufe dabei beharren, so schwer auch jenem das Entbehren wurde, da gerade seine Erfahrungen und Einblicke in Sizilien, wie überhaupt jeder weitere Schritt hinaus ins Leben der Völker, ihm den Ausruf entlockten, er werde immer gobinistischer gesinnt. Aber Gobineau wollte dem großen Freunde einen mangelhaften Gesellschafter ersparen: „il ne me pardonnerait pas ni vous non plus de ne pas être resté chez moi“ schreibt er dessen Gattin (10 novembre 1881); und zugleich hoffte er durch augenblickliches Entsagen sich um so mehr für den kommenden Sommer jenem und seinem Parsifal zu sichern: „Richard Wagner m'écrit que je n'ai ni cœur ni âme parceque je ne veux pas le trouver à Palerme où il est. Mais belle affaire que j'aille à Palerme et que cela me fatigue tant que je ne puisse aller au printemps entendre Parsifal“. (An Caroline, 19 novembre 1881.)

Wenn es nun zwar mit letzterem ihm nicht mehr glücken sollte, so kam es aber doch 1882 noch einmal zu einem herrlichen Mai in Bayreuth, von welchem das Erinnerungsbild zu berichten weiß: „Dem ihn begrüßenden und über sein besseres Aussehen beglückwünschenden Meister erwiderte er scherzend: ‚wie achtzehn Jahr‘. Auch war er derselbe an Geist, Witz und Gemüt; mit der gleichen unselbstsüchtig eingehenden Güte unterhielt er das Verhältnis zu den Kindern des Hauses, pflegte er den Verkehr mit den Tieren, die ihm, wie allen

Guten, als einem Freunde anhingen. Er nahm sogar teil an den abendlichen Vorlesungen." Wagner wurde nicht müde, ihm Labung auf Labung aus dem Born der Kunst darzubieten. Er spielte ihm Beethoven (op. 101, 111 und das Adagio der neunten Symphonie), ein anderes Mal den Schluß des ersten Aktes der Walküre, wieder andere Male aus Parsifal, zu Gobineaus höchstem Entzücken. Er las ihm aus König Richard II., vor allem aber die klassische Walpurgisnacht und viele andere Szenen aus dem Faust, und zum Andenken an die gemeinschaftlichen bei diesem Werke verbrachten Abende verehrte er seinem Gaste ein stilvoll gebundenes Exemplar der Originalausgabe des Gesamtfaust mit der Widmung:

„Von drei gleichen Exemplaren
Sollst du das jüngste wahren"

und einem Namenszuge, der ihm anzeigte, daß die beiden anderen Exemplare dieses Geisteskleinodes, die zugleich eine bibliographische Seltenheit darstellten, von ihm und seiner Gattin gewahrt würden[1].

So hätte dieser letzte Verkehr Gobineaus mit dem Meister von Bayreuth dem nicht näher Eingeweihten ein völlig ungetrübtes Bild des höchsten auf Erden Denkbaren aus dem Geistes- und Seelenleben darzubieten scheinen können, wenn nicht das tragische Geschick, das den Tagen Gobineaus in Bälde ein Ziel gesetzt hatte, seine Schatten auch in jene seine schönsten und größten Stunden vorausgeworfen hätte. „Aber die Ermattung war fühlbar," fährt das Erinnerungsbild an der letztgenannten Stelle fort, „maßlose geistige Anstrengungen, bei völlig rücksichtsloser Behandlung des körperlichen Befindens, inmitten steter seelischer Peinen und widerwärtiger Eindrücke,

[1] Dieses, wie das Widmungsexemplar der Gesammelten Schriften, befinden sich in der Straßburger Sammlung.

hatten ihn vor der Zeit gealtert; er rang nicht mehr, er war erschöpft, und den Freunden konnte es nicht entgehen, daß er dies war. Mit unaussprechlicher Sorge wurde er nach Gastein entlassen, wohin der Arzt ihn sandte."

Die trüben Nachrichten, welche während des Sommers über das Befinden Gobineaus einliefen, wirkten selbst inmitten der Parsifalwochen tief niederdrückend auf Wagner; die Kunde von seinem plötzlichen Tode traf ihn im Oktober in Venedig wie ein Donnerschlag. „Wie sehr war ihm dieser persönlich und durch seine scharfe Erkenntnis nahegetreten! Bei tausend Anlässen war er ihm gegenwärtig. Bei einer Vorführung von Brunhildens Abschied hatte er kurz zuvor seiner gedacht und der germanischen Welt, die mit diesem Werke ende. ‚Das ist Rassenmusik, das ist für Gobineau', rief er dann wieder einmal bei Anhörung des Siegfried . . . Und nun plötzlich die erschütternde Kunde von seinem Ende! Er ging gemeinsam mit seiner Gattin alle die Merkmale dieses Lebens und dieses Todes durch: die Unruhe, die Hast, die ihn von überall forttrieb, und schließlich der ganz einsame Tod mitten auf der Reise! Bei Tisch strich er sich plötzlich die Nase, wie es der Freund zu tun pflegte, wenn er einen Witz in petto hatte. Der Tag nach Empfang der Nachricht verging in Versuchen, sich gegen den Schlag zu behaupten. Beim Nachmittagsspaziergang auf dem breiten Wege vom Vendramin nach S. Felice waren seine Nerven so angespannt, daß er das Aufschlagen der Holzschuhe der Frauen, das er sonst mit Kastagnetten verglich, nicht ertragen konnte. So tief griff dieser Trauerfall in sein tägliches Dasein ein[1]."

Erst als die ergreifenden Nachrufsworte, die Frau Wagner gewissermaßen für beide niederschrieb, den ersten dumpfen Schmerz ihnen von der Seele gebannt hatten, kehrte allgemach

[1] Nach Glasenapp VI. 714 ff.

die Ruhe wieder. Auch ein ſichtbares Andenken an den hingeſchiedenen Freund ward dem Meiſter bald darauf, indem die Gräfin La Tour die jenem von Ary Scheffer vermachte Maske Goethes — die von ihm werteſtgehaltene Reliquie ſeines Beſitzes — ihm überſandte. Vor allem aber pflegte er ſelbſt dieſes Andenken, indem er dem ihm Entriſſenen im Geiſte naheblieb. Er empfand es jetzt wie eine Schuld, daß er eines ſeiner Hauptwerke, die Perſergeſchichte, noch nicht kenne, ließ ſie ſich alſobald kommen und rückte ſie mehrere Monate in den Vordergrund ſeiner Beſchäftigung, wobei, nach einer charakteriſtiſchen Bemerkung ſeines Biographen, „Gobineau ihn oft mehr noch intereſſierte, als die Perſer“. Den Schluß des Buches las er den Seinen noch in ſeinen letzten Wochen vor: ſo darf man in Wahrheit ſagen, er ſei dem großen Freunde bis über den Tod hinaus, ja bis zum eigenen Tode treu geblieben.

Seit jenen erſten Venediger Tagen im Herbſt 1880 hatte Wagner faſt die geſamte literariſche Lebenstätigkeit Gobineaus an ſich vorüberziehen laſſen, und eine glücklichere Reihenfolge hätte dabei kaum obwalten können. Er begann im November 1880 mit der Renaiſſance, und damit hatte Gobineau von vorne herein gewonnenes Spiel. Natürlich war es auch hier wieder der Shakeſpeariſche Zug, der vor allem durchſchlug, demnächſt aber, und ganz beſonders, die Behandlung von Kunſt und Künſtlern. Insbeſondere fand er in Michelangelo ſich ſelbſt wieder, las die Schlußſzene mit tiefſter Ergriffenheit und bewunderte die Feinfühligkeit, mit welcher Gobineau das Verhältnis des Künſtlers zu ſeiner Zeit zur Darſtellung gebracht habe. Lieblingsſzenen, wie die des Todes der Properzia und die zwiſchen Tizian und Aretino, brachte er gern ſelbſt zum Vortrag.

Schwerer hatte es neben dieſem Werke der Amadis, und es gelang Gobineau nicht, dieſem, wie er gewünſcht hätte, den Vorrang zu erwirken. Wagner hat freilich, außer einzelnen Bruchſtücken der ſpäteren, nur den erſten Teil kennen gelernt,

der ihn weniger ansprach, weil er ihn durch den leichten Ton der Erzählung an Arioſt erinnerte, den er nicht liebte, auch die franzöſiſche Verskunſt (und damit in dieſem Falle ein Hauptvorzug des Amadis) ihm immer fremd geblieben iſt.

Es folgten die Aſiatiſchen Novellen, welche nun wieder ſein allerhöchſtes Entzücken hervorriefen. Er fand ganz neue Reize der franzöſiſchen Sprache darin, rühmte das Cervantesſche der Darſtellung und rief aus: „Geht mir doch mit Tauſend und eine Nacht!“ Die große Wirkung der komiſchen Novellen dürfte ſich ohne weiteres erklären, auffallender iſt es, daß auch die Liebenden von Kandahar ihn ſo feſſelten, daß er darüber zu ſpät an ſeine Partitur kam. Tief war auch der Eindruck der Tänzerin von Schemacha. Wagners größter Liebling aber war begreiflicherweiſe der Große Zauberer, den er den Seinen ſelbſt vorführte, indem er dabei auf ſeine zahlloſen dichteriſchen Schönheiten zergliedernd und erklärend aufmerkſam machte.

Jetzt erſt (Februar 1881) ſchien die Stunde für Gobineaus Haupt- und Lebenswerk, das Raſſenbuch, gekommen, das Wagner ſeltſamerweiſe zuerſt aus der Schrift ſeines Hauptgegners Pott über die Ungleichheit menſchlicher Raſſen kennen lernen ſollte. Während er „ſich mit dieſem am Kragen gefaßt hielt“ und nach Herzensluſt über die Pedanterie und den ſchwerfälligen Wuſt deutſcher Gelehrter wetterte, enthüllte ſich ihm der Gedanke Gobineaus ſchon von Weitem, ſelbſt aus dieſem dürftigen Spiegelbilde, in ſeiner einfachen Großartigkeit. Dann endlich kam (von Keller geliehen, da der Buchhandel kein Exemplar mehr hergab) das Werk ſelbſt. Zuerſt ſchreckten Wagner die vier Bände, auch fand er gleich anfangs (richtig!) den jugendlich unreifen Zug gewiſſer Abſchnitte heraus. Aber das alles konnte den Geſamteindruck nicht beeinträchtigen, der im Verlauf der Leſung immer wuchs und ſich namentlich auf einige Höhenpunkte (das berühmte dreizehnte Kapitel des erſten Buches, das Wagner völlig außer ſich brachte, die indiſchen,

die römiſchen, die germaniſchen Kapitel) begründete. Schon im April lebte er ganz im Essai, war er ganz durchtränkt von deſſen Ideen. Der vierte Band begleitete ihn auf beiden Berliner Reiſen, bei ihm erholte er ſich, wenn ihm zwiſchen den anſtrengenden Proben und Aufführungen ſeiner Nibelungendramen Ruhetage verordnet wurden, und ſo ganz nahm ihn Gobineaus Germanenlehre gerade damals ein, daß ſeine Gattin dieſem (5. Mai) ſchreiben konnte: „Mon mari est tout à vous, toujours lisant les Races quand il ne les met pas en scène.“

Im nächſten Jahre las er das Werk dann nochmals, deſſen geiſtiger Gehalt fortan ſeinem Leben für die hiſtoriſchen Gebiete eine ebenſo unentbehrliche Grundlage verlieh wie die Willenslehre Schopenhauers für die philoſophiſchen, und aus dem er nicht müde wurde Nutzanwendungen für Geſchichte, Politik und Leben zu ziehen.

Kein Wunder, wenn nach ſolchen Eindrücken die Plejaden ihm weniger zuſagen wollten, wogegen nun wieder das Werk über Zentralaſien wie für ihn geſchaffen war. Die Beſchreibung des perſiſchen Theaters zumal rief ſein lebhafteſtes Intereſſe, die Wiedergabe der „Hochzeit des Kaſſem“ heiße Tränen hervor. 3 ans en Asie gaben im September 1881 den denkbar angenehmſten Leſeſtoff während einer Fahrt nach Dresden ab und beſchäftigten ihn dann noch den ganzen Monat hindurch mit vielem Vergnügen. Über das Cartulaire de St. Avit, das Gobineau ſo am Herzen lag, und das Wagners Gattin begeiſterte, haben wir von dieſem ſelbſt keine Äußerung. Sollte es ihn nicht angeſprochen haben, ſo könnten das nur wiederum die franzöſiſchen Verſe verſchuldet haben, da wir ausdrücklich erfahren, daß Verwandtes aus dem Ottar Jarl ihm ſympathiſch geweſen ſei. Von der Perſergeſchichte war ſchon die Rede. Es war ein Glück, daß Wagner ſie erſt las, als er mit Gobineau genügend vertraut war, um an ihren Schwächen nicht allzu großen Anſtoß zu nehmen. Es ſcheint

ſogar, als habe er dieſe gar nicht angeſchlagen, ja nicht einmal geahnt: wir hören nur von ſeiner „unbedingten Bewunderung", ſeinem „wachſenden Staunen", wie ſich ja ſolches, zumal bei den großen ſchriftſtelleriſchen Vorzügen des Werkes, bei einem Laienleſer wohl begreift.

Wir fügen hier am beſten gleich das Wenige bei, was wir von der Wirkung der einzelnen Wagnerſchen Werke auf Gobineau wiſſen. Es lag in der Natur der Sache, daß ſich deſſen Verehrung lange Jahre, und bis in die letzten hinein, vorwiegend auf die ihm einzig noch zugänglichen älteren Werke des Meiſters gründete. Dem Tannhäuſer galt die ſchon erwähnte Huldigung im Amadis. Die Erzählung, Gobineau habe, gefragt, welches Wagnerſche Werk ihm das liebſte ſei, geantwortet: „Lohengrin, weil er darin ſo ſchön den Glauben — ſeinen Glauben — ausgeſprochen ſehe, daß Menſchen göttlicher Abſtammung unter uns wandeln können", iſt zwar legendariſch, aber gut erfunden. Triſtan ſcheint er nicht kennen gelernt zu haben. Frau Wagner gab ſich Mühe, ihm in München bei Gelegenheit einer ſeiner Durchreiſen eine Aufführung zu erwirken, doch gelang dies nicht. Die Meiſterſinger hörte er 1876 in Berlin und ſchrieb darüber an die Gräfin La Tour: „C'est une merveille, d'une richesse, d'une plénitude miraculeuses! Je suis dans une profonde admiration et de plus en plus. Je vous assure que j'ai passé une grande soirée" (17. décembre 1876). Der gleichen Freundin berichtete er fünf Jahre ſpäter, wiederum von Berlin aus, über den Nibelungenring: „C'est sublime. C'est un chef d'oeuvre extraordinaire! C'est le comble de la gloire et du triomphe pour Wagner". Was gerade ihm dies Hohelied von dem Auswirken des Edlen, der tragiſchen Reſignation des Großen, dem Triumph der Liebe beſagen mußte, hat uns das Erinnerungsbild aufbewahrt: „er bekannte, darin das vollkommen verwirklichte Ideal aller ſeiner Gedanken über Raſſe, Helden,

Götter, Bestehen und Untergehen verkörpert gefunden zu haben." Mit Recht hat außerdem Wolzogen darauf aufmerksam gemacht, was es besagen wollte, daß zu einer Zeit, wo im deutschen Publikum noch so wenig Verständnis für Wotan als Helden der Ringtragödie zu finden war, daß deutsche Bühnenleiter und Kapellmeister mit den Wotanszenen nichts Besseres anzufangen wußten, als sie möglichst zu kürzen oder zu streichen, ein Gobineau gerade von diesen Wotanszenen des Dramas am Mächtigsten angezogen und ergriffen wurde; und dies ganz gewiß nicht nur darum, weil in ihm selbst, der sich ja auch längst von allem Wünschen und Wähnen losgesagt hatte, ein Stück von Wotan lebte, sondern weil er vor allem in dem gesamten Erleben des Götterkönigs den Geist seines Stammes, die Tragödie seiner Rasse verkörpert sah.

Gobineaus Hoffnung, den Parsifal noch in Bayreuth mitzuerleben, hat sich, wie wir sahen, nicht verwirklichen sollen, und wir haben auch keinerlei sichere Äußerung von ihm über dieses Werk. Daß es ihm von Hause aus ferner liegen mußte als der Nibelungenring, ist klar, wie wir einmal seine Stellung zum christlichen Gedanken kennen. Auch mag die scharfe Umbiegung des dichterischen Vorwurfes ins Asketische durch Wagner nicht in seinem Sinne gewesen sein[1]. Von dem, was er von der Musik kennen lernte, hat er dagegen, wie nicht anders denkbar, die tiefsten Eindrücke empfangen.

[1] Daß er sich „mit energischer Aufrichtigkeit" gegen den Parsifal, auch gegen Wagner selbst, ausgesprochen habe, wollte Nietzsche wissen. (Elisabeth) Förster-Nietzsche: „Das Leben Friedrich Nietzsches" Bd. II, S. 886). Mit Recht ist übrigens gegen Nietzsche eingewandt worden, und wäre gegen Gobineau einzuwenden, wenn dieser wirklich dessen Auffassung geteilt hätte, daß Wagner nicht ganz allgemein, im Sinne des Urchristentums, sondern nur für die auserlesenen Träger größter Aufgaben den menschlichen Urtrieb mit der Sünde gleichgesetzt habe. Daß Gobineau für die christlichen Heiligen wie für die indischen Asketen die größte Ehrfurcht empfand, wissen wir zur Genüge.

Zu der Bewunderung für den Künstler trat, namentlich durch die persönliche Berührung, mehr und mehr die für den großen universellen Geist, für den gewaltigen Menschen, sodaß er bald trotz einem Deutschen davon durchdrungen war, was Bayreuth berge und bedeute. Am 26. Januar 1881 schreibt er an Frau Wagner: „Vous me dites qu'aujourd'hui encore on vit sans avoir l'air de savoir ce qu'on doit à Wagner. Laissez ce monde-là aller. Il ne peut ni faire ni défaire ce qui est et la puissance passe partout; elle écrase ce qui traîne sur sa route, et elle l'écrase bien, n'en doutez pas." Und am 29. Juli desselben Jahres: „Je vous assure qu'il n'y a pas un Bayreuthois plus fidèle que moi".

Man hat, namentlich von französischer Seite, wo man ja überhaupt diesen Bund mit wesentlich anderen Augen ansah als bei uns, dessen Bedeutung dadurch abzuschwächen vermeint, daß man die großen Verschiedenheiten der beiden Männer in dem Sinne ausdeutete, als könne dabei eine wirkliche Gemeinsamkeit von Zielen und Wirkungen nicht bestanden haben.

Nun wäre es ja das denkbar vergeblichste Unterfangen, jene großen Verschiedenheiten in den Anlagen, Anschauungen und Lebensläufen leugnen oder auch nur verkleinern zu wollen. Sie waren vorhanden, und zwar auf den allerverschiedensten Gebieten, und wer in das Innerste der Beziehungen Wagners und Gobineaus eindringen will, kann dies nicht anders als auf dem Wege gerade über die sie trennenden Gegensätze.

Da war vor allem das Politische! Gobineau war ein hervorragend politischer, Wagner ein durchaus unpolitischer Kopf. Er war zu sehr Künstler, um irgend etwas in der Welt von einem anderen als dem künstlerischen oder allenfalls allgemeingeistigen Gesichtspunkte zu betrachten und anzustreben; die Reiche der Wirklichkeit mit all ihrem Inhalt, als deren vornehmlichster eben doch die Politik zu gelten hat, wurden im Grunde seines Innersten doch mehr nur von ihm geduldet.

Das ergab für seine Auseinandersetzung mit dieser Welt in jüngeren Jahren jenen gewissen idealen Anarchismus, der ihn der Revolution in die Arme trieb, in älteren jene Regenerationsgebilde seiner letzten Schriften, die ihn weitab von einer allzu praktischen Welt in ein einsames Traumland verschlugen — beides jedenfalls gleich fern dem immer klargliedernden, einst enthusiastisch-idealen, später stoisch-realen Konservatismus Gobineaus.

Dann das Religiöse. Wagner empfand mehr und mehr christlich-germanisch, Gobineau von Hause aus rassen-germanisch; Wagner neigte dem Protestantismus zu, Gobineau blieb bis zuletzt ein treuer Kämpe seiner katholischen Kirche. Damit hängen starke Abweichungen in den Grundvoraussetzungen und Grundmotiven ihres ganzen Schaffens und Denkens zusammen. Wagner hat die Erlösungsidee mit immer größerer Bestimmtheit, um nicht zu sagen Ausschließlichkeit, in den Mittelpunkt desselben gerückt. Gobineau kennt diese sozusagen gar nicht: er verzichtet zwar durchaus nicht auf einen Ausblick in die Möglichkeiten einer höheren Welt, geht aber doch durchweg aus von dem Begriff des Edelmenschen, der seine Bestimmung auch in dieser Welt erfüllen kann. Vorstellungen wie die „entsündigte Natur" (Parsifal) wären ihm völlig unzugänglich, weil wesensunverständlich, gewesen, dem der unbewußte Teil der Natur eo ipso für unschuldig galt und der für den bewußten nur ein Ringen und Streben kannte, das ihm die Erlösung überflüssig machte oder in sich trug. Hieraus ergibt sich von selbst, warum Wagners auch mit Schopenhauer, Wagners philosophischem Apostel, nicht viel bei ihm ausrichten konnten, es sei denn, ihm eine hohe Achtung für einen nach Ausgangs- wie Gesichtspunkten doch recht fremden Geist einzuflößen[1].

[1] Wagner wie Gobineau bekannten sich zwar beide zum Pessimismus, aber dieser nahm in ihrem Gemüte eine höchst verschiedene Färbung an. Gobineau stimmte er zur heroischen Ergebung, während Wagnern ein überschwengliches Hoffen aller Enden Bedürfnis blieb

Auch sonst trafen die beiden in Zuneigungen und Abneigungen, als in ihren Weltanschauungen wurzelnd, manchmal ziemlich schroff aufeinander: so bei Cervantes, auf den Gobineau einen scharfen Ausfall machte, weil er der Ritterwelt zu Leibe gegangen sei, während Wagner seinen Liebling, der ihm gleich nach Shakespeare kam, treffend mit der Begründung in Schutz nahm, daß Don Quixote bei Leibe nicht etwa nur den Ritter, sondern überhaupt den Idealisten, den großen Menschen im Kampfe mit der Welt versinnbildliche. Hier war wohl zweifellos Wagner der Weitblickendere; er war auch der Weitherzigere, wenn man so will, insofern er ein gut Teil volkstümlicher veranlagt war. Durch kein anderes Beispiel könnte dies sprechender veranschaulicht werden, als durch die von Wolzogen[1] überlieferte Anekdote, wonach bei einer Vorführung von Schnadahüpfeln und Bauernraufereien in Wahnfried am Schluß der Geburtstagsfeier des Meisters 1882 dieser Tränen gelacht und wie ein Kind dazu gejubelt und gejauchzt, Gobineau dagegen sich in einen Winkel des Saales zurückgezogen und seinem Entsetzen durch Ausrufe wie „C'est affreux! c'est puéril" Ausdruck gegeben habe.

Und bei dem allen sind doch diese beiden großen Aristokraten des Geistes einander inniger nahegekommen, als wenn sie vielleicht gleichartiger veranlagt gewesen wären; ja, man kann ruhig sagen: eine Entfremdung zwischen ihnen wäre nicht mehr denkbar gewesen[2]. Vor allem war es eine glückliche

und er daher mit Gesichten dieser Art seine Künstlerseele beständig laben mußte. So dämpfte er sich denn auch die pessimistischen Lehren seiner beiden Lieblingsdenker, Schopenhauer und Gobineau, in diesem Sinne ab.

[1] „Aus R. Wagners Geisteswelt" S. 293.

[2] Eine der Hauptveranlassungen, die Nietzsche von Wagner weggetrieben hatten, die Besorgnis, die eigene Individualität durch Wagners Überwiegenlassen seiner Ideen und Ziele erdrückt oder auch nur beeinträchtigt zu sehen, war bei dem — drei Jahrzehnte älteren — Go-

Fügung, daß beide Meiſter beim Abſchluß dieſer Freundſchaft abgeklärt und ſozuſagen als Überwinder — Wagner ſogar als Sieger — am Ende ihrer Bahn ſtanden. Da ſahen ſie gegenſeitig nur das Große, empfanden ſie nur noch das Gemeinſame, das ſie in ihrer Weltanſchauung wie in ihren künſtleriſchen Zielen verband. In neidlos freudiger Bewunderung erkannte der eine die künſtleriſche, der andere die politiſche und wiſſenſchaftliche Überlegenheit des Partners an. Die Liebe aber erwies ſich als der beſte aller Pioniere, wo es galt, über ſcheinbar klaffende Gegenſätze Brücken zu ſchlagen. „Vous voyez la chose en philosophe et moi en homme d'affaires", ſagte Gobineau, wenn ſie ſich einmal über irgend ein politiſches Kapitel, etwa die Irenfrage, nicht einigen konnten; und wenn ſie über die religiöſen Bekenntniſſe aufeinander geplatzt waren, gab das Bier des Dr Luther, das berühmte Einbecker, den willkommenen, auch von Gobineau gerne mitgenoſſenen Verſöhnungstrank ab. Was aber die Hauptſache: wie unvergleichlich hob ſich von dem allen das Poſitive, Schöpferiſche, das Geiſtiglebendige, Kulturbereichernde ab, das beide beſeelte und von dem ſie einander mitgeben konnten! Wären in damaliger Zeit zwei größere Univerſaliſten denkbar geweſen? Von Gobineau erhellt dies ohne weiteres; aber auch von Wagner ſollte es nachgerade doch bekannt ſein, daß er die großartige Einſeitigkeit, die man ihm (in ſeinen Stoffen) nachgeſagt hat, aus innerſter Erkenntnis ſeiner Natur nur als Schaffender ſich auferlegte, um als Aufnehmender von dem

bineau von Hauſe aus ausgeſchloſſen. Das einzige Mal, wo Wagner ihm ein Anſinnen ſtellte, das ſo hätte gedeutet werden können — nämlich, aus Anlaß ſeiner neuen Einführung des Essai eine Reviſion oder Ergänzung ſeiner Lehre im Bayreuther Sinne vorzunehmen —, hat er dies abgelehnt; aber es charakteriſiert das Verhältnis, daß dieſer Vorgang auf beiden Seiten auch nicht den Schatten einer Trübung hervorrufen konnte.

deutschen Vorrecht der Universalität um so unumschränkteren Gebrauch zu machen, worüber ein Blick auf seine Bibliothek oder in seine Biographie bis zum Staunen belehren kann. Und hatte dann ihr Auge die Weiten der geistigen Welt genugsam durchschweift, so verweilte es mit um so innigerem Erfassen auf dem Teile derselben, der ihnen vor anderen die Welt bedeutete, der ihnen wie eine gemeinsame Heimat war. Gobineau und Wagner besaßen einen Germanenglauben, so festbegründet, so warm begeisternd, daß davor alle Unterschiede wie die der religiösen Färbung — ob etwas mehr christlich oder heidnisch —, ja selbst der Nationalität — ob Deutscher oder Franzose —, ins Wesenlose zerstoben und z. B. ein Name wie der Jakob Grimms beiden unbedingt das Gleiche bedeuten mußte.

Wieviel des Gemeinsamen bargen aber des weiteren auch die menschlichen Eigenarten dieser beiden Männer! Welch unbesieglicher Tatendrang, welche Schaffensfreude, welch mächtiges Emporstreben dem Ideale zu! Ingrimmig empört gegen den Philister (Wagner), den bourgeois (Gobineau), an dem ihrer beider höchstes Wollen sich vornehmlich brach, schwingen sie zu dem Sinnbilde des Siebengestirnes, wie zu einem Retter vor solchem Jammer, sich auf: Gobineau, der es über einer seiner schönsten Dichtungen leuchten ließ, Wagner, der es zu seinem Familienwappen erkor. In solchem Abstande, wie ihn ihnen die Größe schuf, den Torheiten wie den Kleinheiten ihres Zeitalters fern entrückt, vermögen sie endlich auch mit überlegenem Humor dessen charakteristische Blüten zu zerpflücken: seine Presse — für beide ein Gegenstand grenzenloser Verachtung —, seine Lyrik, die schwerwandelnde Gravität seiner Wissenschaftler. Solchem Negativen aber stand zugleich immer Positivstes gegenüber. Gemeinsame Lieblinge konnten ihnen nicht fehlen, wie Goethe und Beethoven, selbst bis ins alte romantische Land hinein: E. T. A. Hoffmann.

Ja, sogar im Allerpersönlichsten ihres Erlebens gab es Verwandtschaften: beide hatten eine furchtbare Ehetragödie hinter sich, beide fanden schließlich eine mutige Frau, die sie und ihr Werk rettete und einer Welt trotzte, um dies zu können, beide hatten in allem Leid und allen Schrecknissen nur um so fester an ihr ewiges Ich, bis zu gänzlicher Nichtbeachtung des Heut und Morgen, sich klammern gelernt.

Was sie im besonderen einander für ihr Lebenswerk gebracht haben? Auf seiten Wagners ist bisher vorwiegend immer die Beeinflussung hervorgehoben worden, die dieser Meister in seinen letzten schriftstellerischen Erzeugnissen durch Gobineau erfahren hat. Wie bekannt, war er schon früher auch seinerseits und völlig unabhängig von Gobineau auf die Annahme eines Verfalles der geschichtlichen Menschheit geraten, hatte sich aber nicht, wie der Stoikerphilosoph, mit der bloßen Feststellung eines solchen Zustandes begnügt, sondern der Erkenntnis der Entartung, der Degeneration, das Problem und die Aufgabe einer Neugeburt, einer Regeneration, gegenübergestellt. In seiner großen Abhandlung „Religion und Kunst" (1880) hatte er, in Anlehnung an den Franzosen Gleïzès, die tierische Nahrung für die angebliche Abweichung der Menschheit von ihrer wahren Bestimmung verantwortlich gemacht und den Vegetarismus als Heilmittel dagegen aufgewiesen. In einer Reihe von Ergänzungsschriften wollte er dann jene Gedankengänge weiterführen. In „Was nützt diese Erkenntnis?" werden die Schopenhauersche Mitleidslehre, in „Erkenne dich selbst" die Selbstbesinnung auf deutsche Art, namentlich der jüdischen gegenüber, als erneuernde Kräfte empfohlen. In dem letzten dieser Aufsätze endlich, „Heldentum und Christentum", der von Hause aus als eine Huldigung für Gobineau, „einen der geistvollsten Männer unserer Zeit", dessen Ansichten von der Blutsentartung durch Rassenmischung er mittlerweile angenommen hatte, gedacht war, sollte doch zugleich dessen

troſtloſer Endeslehre ein tröſtender Zuſatz aus den Seelenſchätzen des Chriſtentums zugeführt werden. Dem ariſchen Helden Gobineaus, als höchſtem Verkörperer ſeiner Raſſe, wird der chriſtliche Heilige als ihm mindeſtens ebenbürtig zur Seite geſtellt; und wenn wir auch leider bekennen müſſen, daß mit der geſchichtlichen Menſchheit das geſchichtliche Chriſtentum und die Chriſtenheit zugleich entartet iſt, ſo bleibt uns immer, wenn auch nur in der Idee, die Hoffnung, daß durch Ausbreitung des Blutes Chriſti im Abendmahle dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zur Reinigung von den Flecken ſeines Blutes verholfen werden könne.

Niemand wird wohl ſo leicht ohne Rührung dieſe ehrwürdig-myſtiſchen Phantaſien des greiſen Meiſters leſen können; aber es werden auch nicht viele ſein, die ſich einer Täuſchung darüber hingeben könnten, daß es verklungene Töne ſind, die wir hier der Erinnerung aufgefriſcht haben, und daß, wenn die Einwirkungen Gobineaus ſich auf dieſe Spuren beſchränkten, ſie gleich null zu erachten oder doch ihnen ein lediglich ideeller Wert zuzuerkennen wäre.

Wollen wir dagegen auf den Punkt von Wagners Lebenswerk die Hand legen, wo Gobineau dieſem wirklich feſtigend zu Hilfe gekommen iſt, ſo haben wir an einem ganz anderen Ende einzuſetzen. Wir haben vor allem von der „Menſchheit" abzuſehen, der wir als Ganzem gegenüber gerade durch Gobineau uns die denkbar größte Zurückhaltung auferlegt ſehen, und die ja, als ſolle ſolche theoretiſche Erkenntnis durch die Wirklichkeit noch geſteigert werden, auch durch den Weltkrieg von 1914 hoffnungsloſer denn je auseindergeriſſen ſcheint. Wir haben uns daran zu erinnern, in welchem Zeichen Wagner Gobineau an ſeine Seite rief: im germaniſchen. Indem er in dem gewaltigen, die Kulturgeſchichte als Raſſengeſchichte deutenden anthropologiſch-geſchichtsphiloſophiſchen Weltbilde, das dieſer im Essai entworfen, der Rolle und der Bedeutung

des Germanentums als des schöpferischen Jungbrunnens der modernen Welt einen Hintergrund, eine Ausdehnung, ein Hervorragen zugewiesen sah, wie man es bisher nicht gekannt, und sich demzufolge mit ihm dahin einigte, daß auch fürderhin alles im höheren Sinne Gesunde und Heilsame selbst für die übrigen Völker nur noch aus germanischer Quelle erwachsen könne, war damit die einzig vernunftgemäße, nicht mystische, Antwort auf die Wagner so beunruhigende bange Zukunftsfrage gegeben. Von den vier Lösungen, die er selbst bald nacheinander — man gewinnt hieraus fast den Eindruck einer inneren Unruhe und Unsicherheit — zu geben versuchte, war die eine die gewesen: vor allem sich wieder bis in alle Tiefen auf die echte deutsche Art zu besinnen. Jetzt brachte Gobineau in seinem Abschiedswerke, dem Amadis, diesen Gedanken tragisch vertieft auf erweitertem Plane: die Zukunft des höheren Teiles der Menschheit beruht einzig darauf, daß, was die Erde noch an Germanen birgt, sich bis in den Untergang getreu bleibe. Damit war eine Grundfeste geschaffen, auf welcher zwar nicht mehr Wagner selbst, wohl aber seine Schule fruchtbar und zuversichtlich weitergewirkt hat; und leicht wird sich jeder überzeugen können, zum wie guten Teile es Gobineaus Verdienst ist, wenn die Wagnersche Bewegung, charaktervoll erstarkt, an der in den letzten Jahrzehnten eingeleiteten deutschen Neugeburt ihren ehrenvollen Anteil genommen hat[1].

[1] Ich habe auf die hauptsächlichsten Kundgebungen dieser Art, insbesondere die Arbeiten Hans von Wolzogens, näher hingewiesen in „Gobineaus Rassenwerk" S. 242 ff. Angesichts der Tatsache, daß Wagner anderseits, auf Grund seiner letzen Schriften, neben Schopenhauer als Schutzpatron internationalistisch-pazifistischer Bestrebungen in unseren „Ethischen Rundschauen" geführt werden konnte, scheint es doppelt angebracht, darauf hinzuweisen, wie mächtig, dank dem Hinzutreten Gobineaus, zur selben Zeit, da er jene Schriften schrieb, die germanische Heldensaite neu in ihm zum Erklingen gebracht worden ist, wie er denn auch im jetzigen neuesten und größten Heldenzeitalter

Von dem Vielen und Großen, was Gobineau Wagnern künstlerisch geboten, braucht hier nicht nochmals geredet zu werden. Um aber nicht kleinlich und parteiisch zu erscheinen, wollen wir auch eine Einwirkung nicht unerwähnt lassen, die, wenn auch minder bedeutsam, neben diesen hauptsächlichen hergegangen ist bezw. in ihnen mit enthalten war. Mit einer gewissen Genugtuung, die man ihnen durchaus nicht zu verkümmern braucht, haben einzelne französische Schriftsteller hervorgehoben, daß Wagner bei dem innigen Austausch mit Gobineau, indes er diesen in das deutsche Geistesleben mit hineinzog, zugleich selbst, wenn auch unbewußt, einer Umstrickung und Eroberung durch französischen Geist unterlegen sei. Dem ist in der Tat so. Indem er so reichliche Belehrung aus Gobineaus Werken einsog, indem er ihre tausendfachen Schönheiten bewunderte, galt dies beides unwillkürlich auch für das, was französisch an ihrem Schöpfer war, wie Wagner das auch in einzelnen Fällen, z. B. für die Asiatischen Novellen, ausdrücklich anerkannt hat.

Gobineau an seinem Teile sah in Wagner „den tiefsten Erschauer und geistigen Vollender des Germanentums; in seinem Kunstwerk erblickte er das letzte, glorreichste Aufleuchten der germanischen Welt im Bilde". Für sein eigenes Schaffen freilich konnte ihm Wagner keine Anregungen mehr bringen, damit war es ja in der Hauptsache vorbei, als er ihm persönlich nähertrat, und was die letzten Leidenszeiten gezeitigt haben, hätte gerade vor einem solchen Allergewaltigsten sich kaum blicken lassen können. So sind denn Wagner und die Seinigen, die hier weniger denn je vergessen werden dürfen, Gobineau vor allem menschlich unendlich viel gewesen. Dem Vereinsamten ward am Abend seines Erdenwandels die Be-

des Germanentums mit ganz anderem Fug unter dessen Vorkämpfern aufgeführt zu werden pflegt.

gegnung mit Wagner zu einem ungeahnten Quell der Erquickung, welche, wenn auch nur vorübergehend, „alle seine Lebensgeister mit gesteigerter Kraft in freudige und lohnende Erregung setzte ... Die Gemüts- und Geistesgaben des unvergleichlichen Mannes schienen in dieser Umfriedung sich neu zu beleben: man glaubte sie nun erst in ihrer rechten Umrahmung und in dem Lichte, für welches sie bestimmt, zu erblicken". (Erinnerungsbild.)

Und hätte dies anders sein können angesichts der nie sich erschöpfenden Zeichen zartfühlender Herzensgüte, die ihm von Wagner kamen? Durch jederlei Aufmunterung war dieser bedacht, Gobineau über das Niederdrückende seines Zustandes hinwegzuhelfen. Gern hob er hervor, wieviel er ihm für die Erkenntnis wichtigster Probleme zu danken habe, und am Schluß längerer Ausführungen solcher Art rief er dann wohl dem Müden ein herzliches „Sie sollen leben!" zu[1]. So hätte allein schon eine tiefe Dankbarkeit Gobineau an jenen gekettet, auch wenn nicht die innige gegenseitige Sympathie und verständnisvolle Bewunderung zwischen ihnen obgewaltet hätte.

„Mettez ma main bien affectueusement dans celle du maître", schreibt einmal Gobineau an Frau Wagner, und damit

[1] Nach Glasenapp Bd. VI S. 604. Schön ist im Erinnerungsbild S. 19 geschildert, wie unter solchen Einflüssen Heiterkeit und Frohmut seinem Antlitz wiederkehrten, ja selbst Gobineaus sprudelnder Witz zeitweilig wieder auflebte. Auch an Wolzogens Worte („Zum Andenken an den Grafen Gobineau", in „Aus Richard Wagners Geisteswelt" S. 288 ff.) möchte ich hier erinnern: „Es lag über der ganzen fesselnden geistigen Persönlichkeit ein eigentümlicher, weicher Schimmer der Resignation, wie eine Stille nach überwundenen Lebensleiden, eine sanfte Hoheit des Sieges tragischer Weltanschauung, die der unbelehrt fortjagenden Wirklichkeit nur noch mit einem leise ironischen Lächeln nachblickte, wo nicht etwa ihm unmittelbar sich nahedrängende Leidenszüge in armen gequälten Tageswesen das tiefe Mitleiden des edlen Herzens erweckten."

erscheint das schönste Teil auch von deren Rolle — ihr Mittleramt — gekennzeichnet. Aber ihre Freundschaft für Gobineau hat auch eine ganz persönliche Seite. Ihre Briefe, die ganz im Sinn und Geiste ihres Erinnerungsbildes gehalten sind und dies aufs glücklichste ergänzen, sind durchweg eingegeben und beseelt von glühender Verehrung und feinstem Verständnis, dabei waltet in ihnen eine Fülle der Liebe, ein Maß von zarter Rücksicht und Fürsorge, daß man dies ganze Verhältnis wohl einzig neben das zu ihrem Vater und zu ihrem Gatten stellen kann[1]. Zu einer Zeit, da es auch für Gobineau hieß: „Il faut avaler tout le calice“ und der schwer Leidende am Ende nicht nur seiner Kräfte, sondern gelegentlich auch seines Mutes angelangt war, hat sie ihn wieder und wieder aufgerichtet und dafür als erste das einzig wirksame Mittel ausgefunden: seinem Werke zu Hilfe zu kommen.

Schon als er das erstemal nach Bayreuth kam, war er ein schwer Schiffbrüchiger gewesen. „J'ai déjà un an et six mois d'impossibilités“, hatte er kurz zuvor geschrieben. Und das zweitemal vollends trug er den Keim des Todes im Herzen. Was wollte es in solchen Lebenslagen bedeuten, daß ihm doch noch einmal, ein letztes Mal, seine schönsten, seine notwendigsten Hoffnungen belebt wurden! Und das ist damals geschehen, durch jene weibliche Apostelgestalt, wie ihm wohl zuvor noch keine geworden.

Sie begann damit, daß sie seinen Werken Leser warb,

[1] Hier müssen wir auch einer Episode aus Gobineaus erstem Bayreuther Besuche (1881) gedenken, während deren die in Berlin weilende Frau Wagner von ihrer zweiten Tochter Blandine von Bülow sich bei ihm vertreten ließ, was so gut glückte, daß sie — sein „petit gouvernement“, wie er, im Gegensatze zu dem „grand gouvernement“, der Mutter, sie nannte — sein Liebling wurde und er zum Dank für ihre fürsorgende Verpflegung nochmals den Meißel für sie in die Hand nahm und ihr Zeisige schenkte. Auch Joukowski hat sich damals in Aufmerksamkeiten gegen Gobineau überboten.

Besprechungen und Einführungen derselben anregte, seine neueste Schrift über die Weltlage persönlich für die Bayreuther Blätter übersetzte. In der Folge hat sie, die wahrlich in jenen Jahren vor dem Bayreuther Parsifal von 1882 ihren Lebenstag ohnehin überreichlich ausgefüllt sah, dann unermüdlich Versuche in Frankreich wie in Deutschland angestellt, ihm Verleger zu gewinnen, die Schaffung einer Gemeinde, die Veranstaltung deutscher Übersetzungen wie französischer Neuausgaben ins Auge gefaßt. Ja, selbst der Plan einer Gesamtausgabe erschien ihr nicht zu kühn, an den wir in der Folge uns nie herangewagt haben.

Sie ist mit dem allen gescheitert: die wenigen Kundgebungen in den Bayreuther Blättern verhallten wirkungslos, und es zeigte sich, daß die Aufgabe, die hier zu erfüllen war, auch von der willensstärksten Persönlichkeit sich nicht bewältigen ließ, wenn diese sich ihr nur nebenher widmen konnte. Aber eingedenk des in magnis voluisse sat est werden wir ihre großherzigen Bemühungen von damals darum nicht weniger dankbar und bewundernd schätzen. Keiner kann von deren Werte tiefer durchdrungen sein als der, dem es ein Jahrzehnt später vergönnt war, den heißen Wunsch dieses großen Paares auf breiterer Grundlage auszuführen, und der dabei immer dessen eingedenk zu bleiben hatte, daß, wie ihm die ersten Anregungen hierzu von dort gekommen sind, so überhaupt die Rettung von Gobineaus Lebenswerk, seine Gewinnung für Deutschland als schönste Frucht jenem hehren Bunde von Bayreuth zu verdanken ist.

Blicken wir denn noch einmal auf dieses Bild, das uns jetzt noch einige neue Züge, und erst damit seinen letzten und höchsten Sinn, offenbaren wird. Groß ist alles daran, am größten aber doch wohl Wagner.

Der Mann, dem damals schon das geistige Europa huldigend zu Füßen lag, und der sich dabei, nach vierzig Jahren

voll beneideter Erfolge, im Besitz unbestrittensten Ruhmes, noch so einsam fühlte wie zuvor, lädt Gobineau[1], dessen heroische Einsamkeit ihm zugleich staunende Bewunderung und, angesichts seiner Unterdrückung, zornige Empörung weckt, herzlichst ein, ihm als Mitarbeiter zur Seite zu treten: „er werde stolz und glücklich sein, sich seinen Genossen zu nennen." Rührend naiv und bescheiden tönt die Freude über die Aufnahme und Würdigung, die ihm hier geworden, wie über ein völlig Ungewohntes, kaum Begriffenes, in den Berichten des durch Anerkennung, ach, so wenig Verwöhnten wider[2]. Um so mehr beeiferte sich Wagner, ihn in jeder Weise fühlen zu lassen, daß er einen Ebenbürtigen in ihm sehe. Seine Widmungen haben uns das bereits gesagt, seine Gattin wie sein Biograph es mehrfach ausdrücklich bestätigt[3]. „Ach, daß ich den einzigen Originalgeist, den ich kenne, so spät finden mußte", rief er während des Studiums eines seiner Werke, und nach seinem Tode „Kaum ist man so einem begegnet, so rinnt es einem wie Wasser aus der Hand!" Gerade diese Kürze, das traumhafte Vorüberziehen, um das hier, menschlich nur zu begreiflich, so ergreifend geklagt wird, erscheint doch wieder, der über-menschlichen Be-

[1] Brief Frau Wagners an diesen vom 16. Januar 1881. Zur Begründung des, in Anknüpfung an diesen Brief, im Text Gesagten darf auch hier wohl daran erinnert werden, daß Schopenhauer Wagner auf dessen Annäherungen beharrlich ausgewichen war, Liszt über das Gebiet der Musik hinaus ihm doch nicht ausreichte, Nietzsche endlich, nach kurzer, dithyrambischer Gemeinsamkeit, ihm die grellste aller Enttäuschungen bereitet hatte.

[2] An die Gräfin La Tour schrieb er damals: „Il parle de l'Essai comme vous en parlez vous-même, et quoi de mieux!"

[3] Im Erinnerungsbild heißt es, ihr Verkehr sei für beide ein Vorgang ohnegleichen gewesen. Glasenapp berichtet (Bd. VI S. 491) die Äußerung Wagners, „Gobineau sei sein einziger Contemporain". Vgl. auch ebenda S. 597 u. ö. Damit erledigen sich die Naivetäten gewisser anderer Bayreuther und Nichtbayreuther, welche Gobineau einfach den „Anhängern Wagners" einreihen, von selbst.

ſtimmung des Genius entſprechend, als das ganz Natürliche. Ein Göttergeſchenk dieſer Art kann kaum dauern; die Vereinigung aber dauert, und wer will, kann ein Wahrzeichen deſſen auch in dem weiteren Verlaufe finden: daß Wagner wiederum auch nur kurze Zeit um den verlorenen Genoſſen zu trauern hatte, ehe er, an einem dreizehnten wie jener und in einer oberitalieniſchen Stadt wie jener, ihm im Tode folgte.

Die in Wagner immer nur den Muſiker zu ſehen vermochten, haben, wohl gar im verkleinernden Sinne, die Tatſache gekennzeichnet, daß ein ſolcher den Denker und Dichter Gobineau entdecken mußte. Dieſe Tatſache ſelbſt aber ſpricht am beſten dafür, wie wenig zutreffend jene Charakteriſierung Wagners iſt. Im übrigen aber halten wir doch feſt, daß in allen großen Geiſtern ein Gemeinſames, das Genie, lebt, an dem ſie ſich gegenſeitig erkennen. Das braucht nicht immer von der gleichen Gattung zu ſein: die Genies ſitzen gleichſam gemeinſam in einer Pairskammer, haben darin jeder ihr eigenes Gebiet und wirken doch zuſammen[1]. Das bleibt in jedem

[1] Ich habe früher darauf hinweiſen müſſen, daß das Verhältnis Wagners zu Gobineau in Frankreich zumeiſt eine unzulängliche Würdigung gefunden habe (vielfach iſt es geradezu bewitzelt worden). Um ſo lieber möchte ich hier einer ernſten Stimme Gehör geben, welche den wahren Sinn und den tiefen Gehalt dieſes Bundes ſchön erkannt und ausgedrückt hat (A. Bonnard im Figaro, 28 février 1911): „J'avoue que je trouve peu de choses au monde plus belles et plus fortifiantes que cette haute et immédiate fraternité des hommes d'élite. Peu importe que certains d'entre eux soient fameux, déjà dorés par la gloire, d'autres encore sans réputation: ils sentent bien qu'ils sont pareils. Comme des phares, au-dessus des étendues que trouble une agitation obscure et stérile, ils échangent leurs signaux, ils s'étreignent mutuellement de leurs rayons . . . Wagner, déjà vieux, rencontre en Italie le comte de Gobineau, vieillissant, lui aussi, et qu'aucune gloire n'avait encore récompensé pour ses œuvres d'un prix si rare. Wagner cause avec lui, lit quelques-uns de ses ouvrages, et, dans l'admirable gentilhomme, il reconnaît aussitôt un de ses pairs, il l'évoque parmi

Falle bestehen, daß von den Größen, von den Führenden der damaligen Welt Wagner der einzige war, der Gobineau nach seiner ganzen Bedeutung, im ganzen Umfang seiner Weltschau begriff. Ihm war es gegeben, von Höhe zu Höhe in einem Augenblicke, das heißt wirklich: mit einem Blick des Auges, das zu durchschauen, wofür sein Volk dann Jahrzehnte gebraucht hat. Der gewaltigste Genius, in welchem sich dieses damals auf dem geistigen Gebiete verkörperte, hat auf diesen Fremden, den sein Vaterland schon damals völlig fallen gelassen hatte, dessen ganzes Schaffen und Wirken der Welt verloren zu gehen drohte, im Namen Deutschlands die Hand gelegt und es ausgesprochen: Dieser ist unser!

Wäre Gobineau zur Renaissancezeit, wäre er zur Zeit der großen Weimarer erschienen, so hätte er seinen Platz vielleicht unmittelbarer, nicht aber unzweideutiger angewiesen gehabt. So, im neunzehnten Jahrhundert, hat er ihn erst zuletzt, an der Seite Wagners, gefunden und eingenommen; aber die Bedeutung dieser Fügung als einer solchen des Weltgeistes ist darum nicht minder ersichtlich. Mit seiner zwiefachen Widmung hat Wagner zweierlei prophetisch vorausgenommen: daß Gobineau ein deutscher Geistesheld, daß er einer der namengebenden Helden der neueren germanisch-deutschen Bewegung werden, und daß er unter den deutschen Klassikern, bei unseren Großen von Weimar und Bayreuth, seine Stelle haben werde. Die Hineinziehung Goethes in der symbolisch bedeutsamen zweiten Widmung gibt, in Verbindung mit dem vorerwähnten Andenken aus Gobineaus Nachlasse (oben S. 559), dem neuen Bayreuther Bunde noch die Zusatzfärbung einer Fortsetzung Weimars, in dem Sinne, daß dieses, das vorwiegend im Zeichen des klassisch-humanistischen Ideales stand, jetzt — wiederum vorwiegend —

ses amis. Ainsi, bien au-dessus des autres hommes, se rejoignent et se font fête, dans une amitié splendide et une hautaine fraternité, les supérieurs."

im Zeichen des germanischen ergänzt und erweitert werde. Die enge geistige Zusammengehörigkeit Gobineaus mit unseren Klassikern, die Wagner uns allen vorgefühlt hat, hat sich seitdem immer mehreren in deutschen Landen zum Bewußtsein durchgerungen[1]. Sein Freundschaftsbund mit Wagner aber sollte jedem von uns ein Heiligtum sein. Wenn wir jetzt endlich imstande sind, diesen Freundschaftsbund bis in alle Einzelheiten seines Verlaufes wie seiner Auswirkungen zu überschauen, so werden wir auch sagen dürfen, daß er an spezifischer Größe, Würde und Schönheit kaum hinter jenem anderen, der mit Recht den Deutschen als ihr höchster gilt, zurücksteht, wenn auch, was sich etwa ein Jahrhundert früher in Weimar zutrug, unverhältnismäßig weiter hinausgedrungen ist als die mehr in der Stille verlaufenen und doch so weihevollen Erlebnisse von Bayreuth, deren Zeugen wir sein durften.

* * *

Als das Ergebnis der Bayreuther Monate dürfen wir es bezeichnen, daß Gobineau dort noch zuletzt eine geistige Heimat gefunden hat, die ihn wenigstens ahnend hoffen ließ, daß dereinst ganz Deutschland ihm zur Heimat werden werde[2]. In den Wagner Nächststehenden hatte er sich warme

[1] Mehrfach schönen Ausdruck gegeben hat ihr besonders Lienhard in seinen „Wegen nach Weimar". Auch Luntowski sagt am Schlusse der Vorrede zu seiner Renaissanceübersetzung kurz und treffend: „So spüren wir in Gobineaus Werk Geist vom Geiste Weimars und Bayreuths."

[2] Manchem mag es befremdlich erscheinen, daß Gobineau noch so lange auf diesen kleinsten Kreis beschränkt geblieben, überhaupt nicht unmittelbar von Bayreuth aus ins deutsche Volk eingedrungen ist. Das hängt mit Wagners eigenen Erlebnissen als Schriftsteller zusammen. Es war dessen Schicksal, daß er, wenigstens bei seinen Lebzeiten, als literarische Persönlichkeit nicht im gleichen Maße wie als künstlerische (wiewohl er sich beides untrennbar dachte) mit dem deutschen Publikum

Freunde und Bewunderer gewonnen, und es war zu erwarten, daß sie früher oder später als Pioniere für ihn und seine Werke eintreten würden.

Von der alten Markgrafenstadt aber haben wir unseren Helden nun noch in ein anderes Heim, das letzte auf Erden, zu geleiten, wo es geistig stiller und bescheidener herging, wo er aber menschlich und, so weit es anging, gesundheitlich, dank neuen Eindrücken und alter Liebesfürsorge, noch einmal zu einem in den besten Augenblicken fast hoffnungerweckenden, im ganzen jedenfalls erträglichen Dasein aufleben sollte.

Die Gräfin La Tour stammte mütterlicherseits aus der Familie der Grafen von Chabrol, die im Staatsleben Frankreichs mehrfach eine Rolle gespielt haben. Auf einer Höhe der schönen Auvergne, unfern jener Stätte von Gergovia, wo einst der arvernische Ritter den größten Römer schlug, in Chaméane,

---

Fühlung zu gewinnen vermochte, daß das Verständnis seiner Ideen nicht Schritt hielt mit dem Erfolg seiner Kunstwerke. Gegen Ende seiner Laufbahn, nach der Begründung der Festspiele, durfte man allenfalls annehmen, daß die Deutschen für den Ideengehalt von Schriften wie „Das Kunstwerk der Zukunft", „Deutsche Kunst und deutsche Politik" und den ihnen verwandten reif geworden wären. Aber nach wie vor hatte er nicht nur über Gleichgültigkeit, nein über Feindseligkeit nur allzuvieler auch im neuen Reiche zu klagen und konnte sein edelstes Bemühen nur im Kampfe mit allerhand Unterdrückern und Fälschern deutschen Geistes durchsetzen. Und schließlich war er über dem allen auch selbst ein anderer geworden. Nicht mehr mit den schmetternden Fanfarenklängen jener ersten Kundmachungen, nein, mit den teils mystisch- teils asketisch-passiven Klängen seiner Regenerationsschriften trat er am Ende vor eine Öffentlichkeit, deren Umkreis er sich nun auch selbst immer enger zog. So kam es, daß, wenn dem Früheren seine Deutschen ferngeblieben waren, um sich ihm doch eines Tages besser belehrt zu nahen, sie dem Späteren fernblieben, um es vermutlich für immer zu tun; daß das literarische Bayreuth als ein kleines unbeachtetes Eiland sich darstellte, als das künstlerische schon zu einem ganzen Erdteil ausgewachsen war.

beſaß dieſe ein Schloß, das kurz vor dem Zeitpunkte, an dem wir angelangt ſind, der Gräfin bei der Erbteilung mit ihren Geſchwiſtern durch das Los zugefallen war, und das ſie fortan im Sommer zu bewohnen gedachte. Ein nach allen Regeln der Kunſt befeſtigtes altes Ritterſchloß des vierzehnten Jahrhunderts, dem die Jahre nur die Notwendigkeit leiſer, kaum bemerkbarer Ausbeſſerungen aufzuerlegen vermocht hatten; im übrigen Mauern und Graben, Türme und Zinnen heute ganz wie vor einem halben Jahrtauſend und mehr, nur daß im Graben anſtatt der Waſſerfluten die Grashalme im Winde wogen und Erdbeeren ſproſſen, und daß von den Zinnen ein friedlicheres Geſchlecht auf die fernen Ketten des Puy de Dôme und der Monts Dore hinausſchaut. Die innere Einrichtung aus Urbeſtandteilen, neueren und neueſten ſtilvoll gemiſcht, als beherrſchender Grundzug ſchlichte Einfachheit, der echt künſtleriſcher Geſchmack nach Bedarf nachhilft. Im Hof und Garten kaum eine Spur von moderner Ziergärtnerei, mächtige alte Linden und Ulmen; drüben im Nebengebäude unten die Werkſtätte der Künſtlerin, droben der Getreideſpeicher der Gutsherrin, gleich dahinter die alte Dorfkirche. Meilenweit ringsum der tiefe Friede des Hirtenlebens; der Landbriefträger das einzige Weſen, das aus der ſo weit abliegenden Welt draußen täglich einmal die unvermeidliche Kunde bringt.

Das war es, was Gobineau ſich noch wünſchte. Die mehr als achthundert Meter Höhe geſtalteten ihm dieſe Sommeraufenthalte zu einer heilſamen Kur, die herbe Schönheit der Landſchaft (namentlich die Farben ſind dort von höchſtem Reiz) ſchuf die dementſprechende Seelenverfaſſung. Mächtige vulkaniſche Spuren und Trümmer in der Umgegend bringen das Großartige, eine ſelten üppige Flora das Sympathiſch-Liebliche hinein. Das Stillleben mit den ihm traulich naheſtehenden Menſchen tat ihm unendlich wohl, und die alte Ritterburg weckte mit ihren ſtattlichen Räumen und gedrungen kraftvollen

Formen seine Phantasie wie nur je in jungen Tagen. Dorf, Schloß, Umgebung, alles entzückte ihn; ganz besonders auch war ihm der Gedanke wohltuend, daß man hier „nicht in Frankreich, sondern in der Auvergne sei".

Arbeitspläne tauchten auf, die Geschichte der Merovinger, die Feudalnovellen, vielleicht selbst nochmals Amadis kommen nacheinander an die Reihe. Viel ward es nicht damit, aber dem Lesen hat er sich — neben dem Kamin in seinem Lehnstuhl sitzend, denn in dieser Höhe mußte dem Wärmebedürftigen auch im Sommer nicht selten mit den prasselnden Scheiten nachgeholfen werden — um so mehr, um so lieber und um so ungestörter hingegeben. Balzac und Walter Scott wurden noch einmal gründlich vorgenommen. Letzterer, mit dem er früher — vermutlich wegen seiner breiten Beschaulichkeit, die dem Überfeurigen in jungen Jahren gar zu sehr widerstrebte — auf weniger freundschaftlichem Fuße gestanden, kam jetzt voll zu Ehren und hat ihm anscheinend die letzte große Freude dieser Art im Leben bereitet.

Kein Zweifel, daß diese beiden Chaméaner Sommer im allgemeinen günstig auf Gobineau gewirkt und seiner Lebensflamme noch einmal ein vorübergehendes Aufflackern gebracht haben. Ernstlich beleben konnten sie sie nicht mehr.

Wir haben uns zu erinnern, daß infolge tropischer und anderer Einwirkungen ein Leberleiden sich bei Gobineau ausgebildet hatte, das schon in Stockholm zeitweise ernste, jedenfalls äußerst schmerzhafte Formen annahm. Die fortwährenden seelischen Qualen, die damals auf ihm lasteten, mußten gerade auf ein solches Übel die denkbar schlimmsten Rückschläge ausüben. Dazu kam, daß Gobineau, wenn er sich auch zeitweise zu allem und jedem bequemte, um gesundheitlich Verlorenes wieder einzubringen, doch im allgemeinen jeden Gedanken daran, seine Gesundheit etwa methodisch zu pflegen, weit von sich wies. Sein Körper existierte für ihn trotz gelegentlicher guter Vorsätze

nicht als ein Etwas, auf das Rückſicht zu nehmen ſei. So ſind durch andauernde Überarbeitung ſelbſt ſeine von Hauſe aus prachtvollen Nervenkräfte ganz aufgezehrt worden. Infolge der jahrelangen Fieberanfälle war zudem eine Blutarmut bei ihm eingeriſſen, die namentlich ſeinen Augen grauſam zuſetzte und ihn zuletzt des Gebrauches derſelben faſt ganz beraubte, auch ſeinen Magen empfindlich ſchwächte und ſeine Ernährung zu einem immer ſchwierigeren Ding geſtaltete. Dabei iſt er, bei dem häufigen Wechſel der Aufenthalte, offenbar auch mehrfach an die unrechten Ärzte gekommen. Er, der einſt ſeinen Freund Keller beglückwünſcht hatte, daß dieſer der Allopathie den Laufpaß gegeben habe, der ſich in den brieflichen Komplimenten, die er den Ärzten erteilte, ſehr wenig Zurückhaltung auferlegte, hat ſich dann doch als gebrochener Mann den ſtellenweiſe recht zweifelhaften Wohltaten gewiſſer Vertreter dieſes Standes nicht zu entziehen vermocht. Noch zu der Zeit, da ſie ihm erklärt haben, daß ſein Nervenſyſtem gänzlich zerrüttet ſei, hat er zugleich immer wieder zu melden, daß ſie ihn mit Arſenik überfüttern („Il me gorge d'arsénic", „je me remplis d'arsénic u. ſ. ö.). Hydropathiſche Verſuche, die er vereinzelt dazwiſchen anſtellte, wie im Sommer 1881 während einer kurzen Kur in Brioude bei Iſſoire, konnten dann — wer weiß wie verkehrt betrieben — auch nichts mehr beſſern. Immer wieder rafft er die Kräfte des eigenen Organismus und des eigenen Willens gegen die Ohnmacht und wohl auch gegen die Irrtümer der Ärzte zuſammen. „Il me tue trop vite et dit cela à la comtesse qui me voit déjà enterré", ſchreibt er einmal von einem derſelben an Frau Wagner, „mais mes Nouvelles féodales ne s'accommodent pas de cela et l'Histoire des Mérovingiens non plus."

Im letzten Sommer verſuchte er es, auf den Rat ſeines römiſchen Arztes, dem ſich der Bayreuther anſchloß, noch mit einer Gaſteiner Kur. Die Ärzte rechneten damit, daß die

kräftigende Luft und die Bäder, in Verbindung mit der bekannten vortrefflichen österreichischen und alpinen Verpflegung, wie sie schon so manchen gesunkenen Kräften wieder aufgeholfen, so auch denen Gobineaus nochmals eine Hebung bringen könnten. Aber für diesen war es zu spät, und das Glücksspielmäßige, das jeder derartigen Kur mehr oder minder anhaftet, sollte für ihn völlig nach der schlimmen Seite ausschlagen. Die Bäder — mühsam wurden zwölf herausgeschlagen — warfen ihn um, das fast andauernd schlechte Wetter, die übliche feuchte Kälte des deutschen Frühsommers trat hinzu, um ihn auch seelisch stark niederzudrücken. Die gewohnte Fürsorge fehlte ihm, kurzum, seine Berichte lauteten trostlos und versetzten die Seinigen in die größte Sorge. Wenn er überhaupt aushielt, war es nur, weil, was ihn auf Erden liebte, die Schwester, die Gräfin, Frau Wagner und Sanvitale, im Sinne des Gasteiner Arztes auf ihn einredeten, der auf Beendigung der Kur drang, da nach seiner Überzeugung nur „Hypochondrie und Marasmus senilis", keinesfalls irgend welcher organische Fehler vorliege, der eine teilweise oder gänzliche Lähmung befürchten lasse.

Inzwischen hatte sich, bei alledem, Gobineaus Zustand dermaßen verschlimmert, daß kein Gedanke daran war, ihn länger in Gastein allein, oder gar allein von dort abreisen zu lassen. In ihrer Not verfiel die Gräfin, die bereits in Chaméane eingetroffen war und dort ihr Kind am Fieber liegen hatte, auf den treuen Sanvitale, der sich denn auch eilends aufmachte und Ende Juni bei dem Kranken eintraf.

Dessen einzige Rettung schien jetzt in der Erfüllung seines heißen Verlangens nach der geliebten Auvergnerhöhe zu liegen. Am 11ten Juli verließ Sanvitale mit ihm Gastein. Gobineaus Kräfte gestatteten nur ein Reisen in ganz kleinen Abschnitten, sodaß die beiden erst am 22ten in Chaméane anlangten.

Noch einmal übten die köstliche Bergluft und das Zusammen-

ſein mit den ihm Vertrauteſten ihren Zauber, noch einmal ſchien Chaméane ſich wirklich als Hafen des Heiles bewähren zu ſollen. Wenigſtens begann die Gräfin, die, ſeit ſie bei ihrer Jeanne erſter Kommunion einſt das Geſicht ihres hinter einer Säule ſtehenden Freundes totenbleich, „weiß wie die Altarkerzen", geſehen, die Sorge um ihn wohl nie wieder ganz verloren hatte, wieder aufzuatmen. Gobineau ſelbſt dagegen ſcheint ſeit Gaſtein gewußt zu haben, wie es um ihn ſtand, wenn auch eine Willenskraft, die nur von ſeiner Elaſtizität noch überboten wurde, dies Wiſſen zeitweilig immer wieder übertäubte. Der Stand ſeiner Augen war derartig, daß, ſelbſt wenn Moleſchott, mit ſeinem auf Staar lautenden Urteil, und nicht die ihn ſpäter unterſuchenden Ärzte von Piſa und Paris, die alles auf Blutarmut zurückführten, Recht gehabt hätte, es nicht ſchlimmer hätte ſein können. Der allgemeine Kräfteverfall vollends war ſo groß, daß Gobineau ſchon im Auguſt an ſeine Schweſter ſchrieb, er habe noch eben Kraft genug, nach Italien zurückzukehren. „Porte-toi mieux que moi", eine Erkundigung nach der Familie, die einſt, vor einem halben Jahrhundert, dem Vater La Bigottaie vermietet, und als letztes Wort „toutes mes affections aux petites Bénédictines" (den Schülerinnen der Abtei Soleſmes): das iſt der Abſchied von der Jugendgenoſſin.

So kam der Spätſommer, kam der Oktober heran. Chaméane begann unwirtlich zu werden. Die Gräfin, in Geſchäften nach Nevers berufen, bat den Freund, ihre Rückkehr abzuwarten, um dann in Gemeinſchaft mit ihr und ihrem Töchterchen die Reiſe nach Italien zu bewerkſtelligen. Aber Gobineau war nicht mehr zu halten. Eine krankhafte Unruhe, die ihn ſchon früher öfter, ſelbſt an den heimatlichſten Stätten, die ihm noch geblieben, befallen hatte, trat jetzt in verſtärktem Maße auf. Es ſchien, als könne dieſem Erdenwanderer nur noch Nirwana eine Heimſtatt bieten. Auch die Begleitung

der Kammerfrau der Gräfin lehnte er ab. Jetzt wandte sich diese zur Beruhigung an die einzige ärztliche Autorität, die weit und breit aufzutreiben war, den Landarzt aus dem ein paar Stunden entfernten Saurillanges, der erklärte, daß Gobineau auf einer Reise keine andere Gefahr drohe als die einer Zugentgleisung. So fügte sich denn, widerwillig, die Sorgenbeschwerte — „Ach, warum habe ich nachgegeben?! Ich war blind!", hat sie später ausgerufen —[1], und man machte sich gemeinsam auf den Weg bis Saint-Germain-Desfossés, wo man sich trennen mußte und die Gräfin ihren Pflegebefohlenen in einer Ecke seiner Wagenabteilung unterbrachte. Zuvor hatte sie ihm in eine kleine Briefmappe, welche in einträchtigem Gewirr Adressen von Freunden, Reisenotizen jeder Art, Ausgaben, Bemerkungen über Bildwerke, Zeichnungen, Niederschriften zum Amadis und was sonst enthält, einen sorgfältig ausgearbeiteten Reiseplan geschrieben[2]. An den Gasthof in Lyon hatte sie ebenfalls geschrieben, um dort

[1] Für den heute nach genauester Kenntnis von Gobineaus ganzem Leben und Art die damalige Lage überschauenden löst sich dies Rätsel dahin, daß Gobineau, wie immer aus Rücksichten für seine Lieben zusammengesetzt, es mit übermenschlicher Kraft ermöglicht hatte, seinen Gesundheitszustand günstiger erscheinen zu lassen als er war.

[2] „Mercredi 11 (anstatt des durchgestrichenen Dimanche 8, und so im folgenden immer: die Reise ist also ursprünglich drei Tage früher angesetzt gewesen). Arrivée à Lyon à 3 h ½, Hôtel de l'Univers. Diner à 5. Coucher à 7. Ne rien payer que la note de l'hôtel.

Jeudi 12. Lever à 5 h. Partir à 5.45 matin. Déjeuner à Culos à 9 h. Gardez votre sac avec vous. Arrivée à Turin à 6 sous la surveillance de Bridger (war wohl Basterots Kammerdiener).

Vendredi 13. Repos. Tendresses au cte Basterot.

Samedi 14. Départ à 9.30 matin. Arrivée à Pise à 7 h soir.

Le matin même de votre départ de Turin dites à votre hôtel que l'on vous expédie le télégramme suivant

Sanvitale Lungarno Mediceo 10.

Arrivo Stassera. Gobineau."

gute Aufnahme zu ſichern, auf den Bahnhof war ein Freund zur Abholung befohlen. In Turin würde, ſo hoffte ſie, Baſterot ſich Gobineaus annehmen, in Piſa dieſer dann wieder in die vielbewährten Hände Sanvitales gelangen.

Aber es kam anders. Nur bis Turin ſollte die Reiſe, die ihm zur Todesfahrt ward, ausgeführt, die ihm für dort auf Freitag den 13ten Oktober verſchriebene Ruhe ſollte die ewige werden.

Am 12ten diktierte er in Turin, wo er im Albergo Liguria, Via Carlo Alberto, abgeſtiegen war, dem Sekretär des Gaſthofes Briefe an Sanvitale und die Gräfin La Tour, an letztere des Inhalts: „Sono partito da Lione ier' sera e sono arrivato a Torino questa mattina. Il conte di Basterot è partito da quattro giorni e si portò con sè il suo domestico. Parto questa sera per Pisa ove spero trovare Sanvitale! Arriverò alle 4 a. m.“ Mit zitternder Hand hatte er dann noch ſelbſt die Worte — ſeine letzten Worte — darunter geſetzt: „J'embrasse Jeanne.“

Noch ehe dieſes Blatt in die Hände der Empfängerin gelangte, war dieſer auf telegraphiſchem Wege die Kunde vom Tode Gobineaus zugegangen.

Dieſer war, während der Fahrt mehr und mehr von ſeiner Unruhe ergriffen, Piſa zugeeilt und hatte weder in Lyon noch in Turin die verordnete Raſt halten wollen. In letzterer Stadt war nur noch feſtzuſtellen geweſen, daß er im Gaſthofe mit gutem Appetit das Mittagsmahl eingenommen habe. Am Nachmittage fühlte er eine Unſicherheit in den Beinen, wollte aber doch die Abreiſe durchſetzen. Im Begriff abzufahren, war er dann abends auf dem Bahnhofe ohnmächtig geworden und in den Gaſthof zurückgebracht worden. Am andern Morgen um $11\frac{1}{2}$ Uhr war alles vorbei[1].

[1] In den Berichten wird ein Schlaganfall als Todesurſache angeführt. Da aber Gobineau nach Geſtalt und Haltung durchaus nicht

Er verlor alsbald das Bewußtsein und hat nicht mehr gelitten. Nur eine Zeitlang sprach er noch im Delirium. Ein tüchtiger Arzt, eine Krankenschwester, „sanft und gut", wie die Gräfin La Tour sagt, die sie später aufsuchte, wurden zur Stelle geschafft. Ein Priester erteilte dem anscheinend Bewußtlosen Absolution und letzte Ölung. Die Krankenschwester hat erzählt, daß der Sterbende mehrmals nach ihrer Hand gegriffen habe: er mag sie für die einer anderen gehalten haben, der er Lebewohl sagen wollte.

Diese andere eilte jetzt mit ihrem Kinde in trostloser, tränenreicher Fahrt der Stätte zu, wo ihr großer Freund geendet hatte. Sie, wie auch der treue Sanvitale, sollten zu spät kommen.

Un cœur avait vécu ... brillé ... s'était terni ...
S'était éteint ... Son âme entrait dans l'Infini,

wie er es sich selber gesungen.

In aller Stille ward Gobineaus Leichnam der Erde übergeben[1]. Eine Trauermesse fand am 17. Oktober in der schwarz ausgeschlagenen Kapelle des Friedhofs statt, der der französische Konsul mit seinem Personal, Baron d'Avril als Vertreter der Familie, Baron Albert de La Tour (Schwager der Gräfin) und Graf Sanvitale, der nunmehrige Testamentsvollstrecker, beiwohnten.

---

apoplektisch veranlagt war, so erscheint es fraglich, ob nicht etwa nur die immer wieder erwähnte „Anämie" solche Formen angenommen hatte, daß die Herztätigkeit mehr und mehr, und schließlich ganz, versagte. Als unmittelbar wirkende oder doch mitwirkende Gelegenheitsursache des Endes dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit der unmittelbar zuvor erfolgte starke Wechsel der Luft, der Übergang aus kräftigster auvergnatischer Höhenluft in die Niederung, anzusprechen sein.

[1] Aus dem Totenbuche im Bureau der Friedhofsverwaltung ist zu ersehen, daß die Bestattung zuerst nur eine vorläufige war, nach welcher seine Gebeine erst am 21ten Oktober endgültig da beigesetzt wurden, wo sie jetzt ruhen.

Der Friedhof, der Gobineaus Sterbliches birgt, gewährt mit seinen zahlreichen schönen Denkmälern ein Bild ernster, wuchtiger Feierlichkeit, gleichsam im Bereich des Todes noch ein Abbild piemontesischen Lebens. Auch die Umgebung ist bedeutend, ja erhebend. Dem mächtigen Kranze der Säulengänge drinnen entspricht der mächtigere Kranz der Alpenberge draußen. Nur wie ein ferner Anklang des Menschengetriebes erscheinen im Süden die Häuser und Türme von Turin, während von Osten her die Superga mit den Heldengräbern des Hauses Savoyen, das damals noch keinen Verräterkönig in sich schloß, herabschaut. Im nördlichen Teile, im hinteren Bogenhallenrundbau, in der 87ten Nische, ruht Gobineau, ein Eindringling, fremd unter Fremden. Sein Sarg ist der 23te unter 36 neben- und übereinander geschichteten, deren jeden eine Inschrift an der Vorderwand bezeichnet. Die Gobineaus, auf einer Marmortafel, lautet:

„Conte Gobineau, Arturo Giuseppe.
Morto il 13. ottobre 1882
d'anni 66."

Den Inschriften nach muß der Gute auch zwischen Guten gebettet sein. Die linke Nachbarin hat sogar ihre ganze irdische Habe einer mildtätigen Stiftung hinterlassen.

Um ihn weinten damals, und weinten bitterlich, die paar Getreuen, die sich in Turin zusammenfanden, dazu vier Augen im Palazzo Vendramin und hie und da einzelne in der übrigen Welt Verstreute, Angehörige und Freunde[1]. In der Öffentlichkeit dagegen kaum ein Laut, keinerlei Echo. In den sonst

[1] Die mit am schwersten von dem Schlage betroffene Nonne von Solesmes folgte Gobineau im Tode, nach schwersten Leiden, am 19. Februar 1884. Ihr Benediktinerinnenkreuz und andere Andenken erhielt die Gräfin La Tour zum Lohn für ihre treue Hingabe an den über alles geliebten Bruder.

so beredten Spalten der französischen Blätter und Zeitschriften, in den hallenden Sälen der Akademien und gelehrten Gesellschaften eine Totenstille, als wäre nie ein Gobineau gewesen.

So schied dieser von der Welt. Es ist immer die gleiche Welt, die einst Dante in die Verbannung sandte und die in unseren Tagen Heinrich von Kleist und Friedrich List in den Tod treibt, die Schopenhauer in den Winkel drückt, Wagner mit Schmutz bewirft und Gobineau einsam sterben läßt. Die Welt, die nach Schillers Wort das Strahlende zu schwärzen liebt, die Michelangelo grauenvoll nennt.

Ein Glück nur, daß jede solche Welt, die ihren Besten solches antut oder geschehen läßt, wenigstens ihre Nachwelt findet, welche an deren ewigem Teile das sühnt, was die Vorgängerin an ihrem zeitlichen gesündigt hat.

* * *

Jahrelang hat Gobineaus Grab verwaist gelegen, nur hie und da mit einem Blick der Liebe bedacht. In der Sonntagsfrühe des 27. November 1898 hat, der dies Buch schrieb, die Stätte, als Zeichen des inzwischen erfolgten Wiederauflebens des großen Toten, mit einem Kranze geschmückt, dessen Schleife, in seiner und in unserer Sprache, die Worte trug:

Au Comte de Gobineau
Au gentilhomme de la vieille roche
Au grand penseur et poète
Hommage de ses fidèles.

Dem Grafen Gobineau,
Dem Edelmanne echter Art,
Dem großen Denker und Dichter
Zum Gruß von seinen Getreuen.

Diese Getreuen waren damals schon mächtig angewachsen und hatten sich seit etwa fünf Jahren unter anderem zu der

Gobineau-Vereinigung zusammengeschlossen, welche sich vornehmlich die Verbreitung der Werke und Ideen Gobineaus zum Ziel setzte, daneben aber auch die Errichtung eines würdigen Grabmals — das der Notcharakter der einstigen Bergung seiner irdischen Überreste dringend wünschenswert erscheinen ließ — für den Jahrhunderttag, 14. Juli 1916, in Aussicht nahm. Seitdem nun hat Italiens Volk nicht nur an uns, nein an allem was gerade Gobineau verkündet und hochgehalten, eine Meintat begangen, die nur mit Schmerz und Ingrimm daran denken läßt, daß seine Gebeine italischer Erde angehören, und die Möglichkeit, daß einmal wieder Deutsche dort Feste feiern und Weiheakte vornehmen sollten, in unabsehbare Ferne hinausrückt. So wird nur auf deutschem Boden noch eines Tages ein Mal seiner Größe und seiner Verehrung erstehen können, nachdem auch sein Vaterland immer deutlicher es abgelehnt hat, jene Größe anzuerkennen und diese Verehrung ihm zu bezeugen.

Schon wenige Wochen nach jener Turiner Kundgebung der Gobineau-Vereinigung, am 18. Dezember 1898, übertrug die Gräfin La Tour dieser die literarischen Rechte Gobineaus, damit unzweideutig bekundend, wie sehr es ihr bei deren einstiger Übernahme einzig um die rechte Pflege und Erhaltung Gobineauschen Geistes und Andenkens gegangen sei. Eine Reihe von Neu- wie von Erstausgaben, deren sämtlich in diesem Buche an ihrer Stelle Erwähnung getan worden, konnten auf Grund jener Ermächtigung vorgenommen werden. Drei Jahre später, 1901, legte die Gräfin auch den gesamten Nachlaß in die Hände des Vorsitzenden der genannten Vereinigung, der ihn seinerseits durch Vertrag vom 4. August 1903 an die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg abtrat. Diese wies für die Sammlung (Handschriften, Marmorwerke, Reste der Bibliothek, Mobiliar von Gobineaus Arbeitszimmer, Bildnisse und Andenken aller Art) ein eigenes Zimmer

an, in deſſen Räumen am 14. Juli 1906, als am neunzigſten Geburtstage Gobineaus, eine förmliche Einweihungsfeier in Gegenwart von Vertretern des Kaiſerlichen Miniſteriums und der Kaiſerlichen Univerſitäts- und Landesbibliothek, wie auch einiger Freunde der Sache, ſtattfand[1].

Damit war ſinnbildlich ausgedrückt, daß Gobineau fortan uns angehöre, und in welchem Grade dies der Fall ſei, davon hat ſeitdem die Fülle der Liebe und Begeiſterung, die ihm bei uns zuteil geworden, das denkbar ſchönſte Zeugnis abgelegt.

[1] Näheres über alle dieſe Dinge in der Schrift „Die Gobineau-Sammlung der Kaiſerlichen Univerſitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg", Straßburg, Trübner, 1906.

Drittes Kapitel.

Amadis.

Amadis gehört zu den Geſtalten, die Gobineau von der Jugend Tagen an nahe geweſen und die immer wieder vor ihm aufgetaucht ſind. Während er in früheren Jahren mehr die franzöſiſchen Bearbeitungen der Amadisromane geleſen zu haben ſcheint[1], wandte er ſich in Athen der ſpaniſchen zu, und erſt dieſe mag das Verlangen eigenen Schaffens endgültig in ihm geweckt haben. Am 15. Februar 1868 ſchreibt er an Keller: „C'est pour moi un prodige d'élégance et de délicatesse et qui a son commentaire très-complet dans le Libro del Cortigiano de Baldassare Castiglione, ouvrage accompli dans son genre. La langue particulière de l'Amadis n'est pas moins charmante que le fond. Je le lis avec extrêmement de soin et de plaisir parceque je veux, depuis longtemps, faire quelque chose, non pas du tout dans ce genre mais avec cette étoffe."

Noch in Athen begonnen, wurde dann der erſte Teil, wie wir ſahen, in Rio ausgeführt (am 20. September 1869 als vollendet gemeldet) und ſieben Jahre ſpäter in zierlicher Ausſtattung im (Kommiſſions-) Verlag der Librairie des Bibliophiles zu Paris veröffentlicht.

[1] Schon am 16. Januar 1847 finden wir in der Quotidienne: „Le mérite, plus grand, beaucoup plus grand que ne l'avoue notre siècle, des Amadis."

Während der Eisenbahnfahrten von Stockholm nach Karlskrona und von Moskau nach Kiew, dann abwechselnd in Athen, Stockholm und Trye entstand der erste Gesang des zweiten Teiles. Die Reiseeindrücke aus dem Orient, besonders von Brussa und Nicäa, hallen in manchen dichterischen Schilderungen dieses zweiten Teiles vernehmlich wieder. In Mailand wurde der spanische Amadis wieder vorgenommen („Je me délasse en relisant à fond l'Amadis espagnol. C'est un livre prodigieux", an Caroline), und damit geriet dann auch die Weiterarbeit ganz anders in Fluß. Im Juli 1879 war der zweite Teil fertig, der dann im nächsten Jahre während des Tiroler Sommeraufenthaltes durchgesehen wurde. Der dritte Teil, gleich dem zweiten zumeist in Rom niedergeschrieben, entfällt auf die letzten Jahre.

Im grellsten Gegensatze zu der hingebenden Begeisterung, mit welcher Gobineau diesen seinen Schwanengesang niederschrieb, stehen — recht als Zeichen, wie fernab von seiner Zeit- und zumal seiner Landesgenossenschaft ihn sein Genius hier trieb — dessen erste äußere Schicksale. Schon für den ersten Teil hatte er den Buchhandel nur sehr nebenher gewinnen können, in der Hauptsache dessen mäßige Verbreitung durch eigene Opfer und Freundesbemühungen durchsetzen müssen[1]. Jetzt versagte der erstere völlig. Der aus der Pariser Verlegerwelt naturgemäß in erster Linie, ja fast ausschließlich, in Betracht kommende Lemerre blieb allem Zureden Renans und anderer Freunde gegenüber taub. Nicht mehr Glück hatten, trotz redlichsten Bemühens, Keller und Holland mit ihren Versuchen, einen deutschen, Blunt mit denen, einen englischen Verleger aufzutreiben. Alle Mißerfolge, alle Demütigungen hielten Gobineau nicht ab, sein Vermächtnis in der

[1] Ein beträchtlicher Restbestand dieses ersten Amadis fiel erst der Gräfin La Tour, und von dieser dann der Gobineau-Vereinigung als Erbe zu.

Hand von Tür zu Tür weiterzuziehen. Als letzte Zuflucht schien ihm Frau Wagner zu bleiben. Man höre seine ergreifenden Worte an sie (September und November 1881): „On ne sait de quel côté tourner et se porter en Europe. Il faut pourtant se tourner de quelque côté . . . Vous ne me dites plus rien de l'Amadis. Mais c'est ma grande affaire et vous ne m'abandonnerez pas sur cette grande question . . . Écrivez-moi quelque chose de bon pour l'Amadis. Franchement, je n'ai plus que ça . . . Ne m'abandonnez pas pour mon Amadis *qui est l'essentiel de ma substance à moi-même*“ [1].

Aber auch diese Freundin konnte nicht helfen, und so ist Gobineau in den Tod gegangen, ohne zuvor sein stolzestes Geisteskind ins Leben haben hinausgeleiten, ja, was schlimmer, ohne die letzte Hand an den Schlußteil haben legen zu können.

Seine Treufreundin, die Gräfin La Tour, hat dies, im Verein mit der Schwester, später insoweit für ihn getan, als es überhaupt von dritter Hand möglich und angängig war. Sie ist dabei — das heißt vor allem in den Ausschaltungen und ersetzend überleitenden Zwischenbemerkungen — in denkbar taktvollster und feinfühligster Weise zu Werke gegangen und hat ihrer Ausgabe, die überhaupt nach den verschiedensten Seiten hohe Anerkennung verdient [2], dadurch noch einen beson-

[1] Ähnlich an Keller schon 30. Mai 1880: „On n'écrit pas un poème de plus de 20 mille vers sur la vie et la mort de la société actuelle sans y avoir mis son sang et son cœur. La question n'est pas moindre pour moi.“

[2] „Comte de Gobineau, Amadis. Poëme. Œuvre posthume.“ Paris, Plon 1887. Philologisch freilich kann die Ausgabe nicht genügen. Eine Vergleichung mit den Handschriften bleibt wohl für später unumgänglich. Doch geht vieles von den im Amadis uns entgegentretenden Anstößen und Dunkelheiten — manche scheinbare Widersprüche lösen sich sogar als gewollte Kühnheiten — auf Gobi-

deren Wert verliehen, daß sie in einer ausführlichen Einleitung, vielfach nach Winken und Mitteilungen Gobineaus selbst, eine erste Grundlage für das Verständnis des Werkes geschaffen hat.

Diese Grundlage ist allerdings vor allem zu erweitern, die Möglichkeit eines *vollen* Verständnisses erst zu schaffen, durch vergleichende Heranziehung der älteren Amadisdichtung[1]

neau selbst zurück. In deutscher Übersetzung (von Martin O. Johannes, bei Matthes in Leipzig 1913) erschien der erste Teil des Amadis als Erzeugnis echter Hingebung und wohl auch zweifellos als Zeugnis dichterischer Begabung, und doch im ganzen kaum mehr denn als ein erster Versuch, der die hier zu überwindenden unermeßlichen Schwierigkeiten erst ins volle Licht setzt.

[1] Die Wiege des Amadis ist mit Dunkel umgeben, seine Fortentwicklung in der Literaturgeschichte bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nur durch Schlußfolgerungen zu erkennen. Die Anfänge der Amadisdichtung, als eines Sprößlings der Artusdichtungen, gehören dem gälischen Britannien an. Ihr zweites Heimatland fand sie dann, wie die meisten Dichtungen aus dem Grals- und Artuskreise, in Nordfrankreich, wo sie ihre Ausbildung zu einem größeren Roman empfing und von wo sie, mit Übergangs- und Ruhepunkten in Südfrankreich, nach Spanien gelangte. (Schon im vierzehnten Jahrhundert wird ein spanischer Amadis in drei Büchern erwähnt.) Die einzig erhaltene, in zahlreichen Übersetzungen und Bearbeitungen allen übrigen Hauptvölkern Europas vertraut gewordene Fassung ist das rechtmäßige Eigentum der Spanier. Jahrhundertelang aufrecht erhaltene Gegenansprüche der Portugiesen können nach heute ziemlich einmütiger Anschauung der romanistischen Wissenschaft als abgetan gelten. Amadis war von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis über die Zeit des Cervantes hinaus eines der gelesensten Bücher und namentlich in den romanischen Kulturländern, wo er während des sechzehnten Jahrhunderts an die Stelle der epischen Dichtungen aus dem Sagenkreise Arturs trat, in der klassischen Bearbeitung Montalvos, der entschiedenste Liebling der Lesewelt. Selbst Cervantes hat bei seinem Strafgericht über die Ritterromane vor ihm haltgemacht und ihm seine bewundernde Sympathie nicht versagen können, sodaß seine Stellung in der Literatur auch nach ihm unerschüttert blieb. Als Spiegel edler und feiner Sitte war er das bevorzugte Buch der höchstgestellten und

und ſonſtiger Vorbilder, die für Gobineaus Heldengedicht in Betracht kommen.

Gobineaus briefliche Äußerung an Blunt (13. Oktober 1876) über das Verhältnis ſeines Amadis zum Amadis de Gaula: „Il n'y a rien en lui qui appartienne à l'Amadis des Gaules sauf les noms propres et encore pas tous“ würde ſchlechthin unbegreiflich erſcheinen, wenn wir uns nicht gegenwärtig hielten, daß ſie in einem Augenblicke getan wurde, wo er mit vollen Segeln in die Arbeit an den ſpäteren Teilen hinausſteuerte, dieſe offenbar ſchon im Kopfe trug und damit unwillkürlich auch die ältere Dichtung in ihre Beleuchtung mit hineinzog. Es iſt ganz ausgeſchloſſen, das Verhältnis auch des erſten Amadis zur alten Ritterdichtung auf ſo geringfügige Äußerlichkeiten einzuſchränken.

Mag es immer zutreffen, daß jede moderne Neugeſtaltung eines ſolchen Stoffes von ſelbſt etwas unbedingt anderes zu Tage fördern wird, mag ſomit ſelbſt im erſten Teile, wo doch

beſten Männer. Literatur über Amadis hat A. v. Keller in der ſogleich zu erwähnenden deutſchen Ausgabe S. 435 ff., Urteile bedeutender Männer über das Werk ebenderſelbe a. a. O. S. 466 ff. zuſammengetragen. Die beſte ſpaniſche Ausgabe, welche auch Gobineau beſaß und benutzte, iſt die von Pascual de Gayangos, Amadis de Gaula (in der Biblioteca de autores Españoles) Madrid 1857. Von der deutſchen Überſetzung von 1583 brachte Keller, als 40ten Band ſeiner Bibliothek des Literariſchen Vereins in Stuttgart, das erſte Buch neu zum Abdruck. Im übrigen genügt es hier für das Literarhiſtoriſche des ſpaniſchen Amadis auf G. Baiſt in Gröbers Grundriß der romaniſchen Philologie Bd. II, 2. S. 440 ff., des franzöſiſchen auf H. Morfs „Geſchichte der neueren franzöſiſchen Literatur“ Bd. I S. 63 ff. zu verweiſen. Je eine wertvolle Einzelſchrift über den Gegenſtand beſitzen außerdem die Franzoſen in Eugène Baret, de l'Amadis de Gaule et de son influence sur les mœurs et la littérature au 16. et au 17e siècle, 2me édit., Paris 1873, und die Deutſchen in L. Braunfels, „Kritiſcher Verſuch über den Roman Amadis von Gallien“, Leipzig 1876.

Gobineau im allgemeinen sich Ton und Stimmung der alten Ritterepik nach Möglichkeit zu eigen gemacht hat, gegenüber deren spielender Oberflächlichkeit eine gewisse philosophische Vertiefung walten, der naiven Deutlichkeit, mit welcher dort die Vorgänge des Liebeslebens dargestellt werden, die edelbesonnene Zurückhaltung gegenüberstehen, welche Gobineau in diesen Dingen stets geübt hat, vor allem aber das bunte Gewimmel von Einzelabenteuern auf einige wenige charakteristisch einschneidende Hauptvorgänge eingeschränkt und so dem ungefügen Wust der Vorlage durch künstlerische Verdichtung ein gedrungenes Gemälde abgewonnen sein, so bleibt doch vor allem bestehen, daß nicht nur Namen und Bezeichnungen[1], sondern zum guten Teil auch der leibliche und seelische Inhalt der Hauptgestalten, wie auch vieles von der Handlung, dem alten Ritterromane und dem ersten Amadis Gobineaus gemeinsam sind. So ist z. B., um nur das Wesentlichste anzuführen, der Gegensatz des Bruderpaares Amadis und Galaor, beide gleich tapfer und ritterlich, aber Gegenstücke in der Liebe, der eine treu und gefühlvoll, der andere flatterhaft leichtfertig, ein Vorläufer Don Juans, von Gobineau festgehalten. (Sogar noch im zweiten Teil: vgl. p. 196/97.) Auch die Grundzüge im Wesen Orianens, der Geliebten des Amadis, eine Mischung von Zärtlichkeit und Stolz, eine gewisse Unruhe der Leidenschaft, die sich aber bei feierlicher Gelegenheit zu erstaunlicher Größe und Standhaftigkeit wandelt, sind die gleichen. Gandalin, Amadis' Knappe, entstammt gleichfalls dem Roman, seine enge Verbindung mit Galaor ist dagegen Gobineaus Zutat. Die Rettung der verlassenen Königstochter Briolanie durch Amadis, dessen unerschüttertes Standhalten gegenüber

[1] So der Donzel de la mer (Doncel del mar, Junker von der See) für Amadis, weil dieser als Kind von seiner Mutter in einem Kasten ins Meer ausgesetzt worden war, Urgande la Déconnue (la Desconocida, die Unerkannte) u. a.

ihren Dankes- und Liebesanerbietungen, Orianens eiferſüchtiger Zorn und Wiederſehensverbot, die Ablenkung von Briolaniens Liebe von Amadis auf Galaor und ihre ſchließliche Verbindung mit letzterem, Amadis' Verleumdung bei König Lisvart, dem Vater Orianens, deſſen Undank und Ungnade, die den Helden von ſeinem Hofe vertreibt, das alles hat Gobineau übernommen. Auch ſonſt kann ein Ährenleſer wohl noch manche kleinere Anklänge aufſpüren, mögen ſie nun einzelne Ereigniſſe oder Charakterzüge betreffen[1].

Unvergleichlich ſtärker fällt es ins Gewicht, daß der ganze Geiſt, aus dem der alte wie dieſer neueſte Amadis geboren, ein durchaus verwandter iſt. Hier wie dort, in dem Bilde des Helden, das Vorbild aller ritterlichen Tapferkeit, die unwandelbare Treue, der todesverachtende Mut im Schutze aller Bedrängten, die menſchlich ſchöne Innerlichkeit, nicht ohne weiche Züge, dazu das leidenſchaftliche Hochgefühl, die ausgebildetſte Zartſinnigkeit, die platoniſche Empfindſamkeit der Liebe[2].

Eine letzte und bedeutſamſte Ähnlichkeit endlich darf man wohl hierin erkennen: „als das Rittertum, den Zeitgenoſſen noch unbewußt, ſchon von den erſten Zeichen ſeines Abſterbens berührt war, gerade da erſchien der Amadis" (der ja mit Recht als eine idealiſierte, aber getreue Spiegelung der Feudalgeſellſchaft hat bezeichnet werden können), „wie wenn er die

[1] So iſt z. B. das Motiv, daß Amadis einmal bei einem Einſiedler weilt, dem alten Spanier (L. II c. 5. 8 ss.) entnommen, aber freilich mit kühnen Zutaten ganz anders von Gobineau gewandt (p. 45. 61 ss.).

[2] Selbſt zu den peines voulues am Schluß des erſten Amadis Gobineaus kann man im 14ten Kapitel des erſten Buches des Romans die Keime finden. Charakteriſtiſch iſt es, wie dies Motiv in der deutſchen Bearbeitung, die Gobineau allerdings ſchwerlich gekannt haben dürfte, gegen die Faſſung des ſpaniſchen Amadis breit ausgeſponnen und verinnerlicht iſt. (Kellerſche Ausgabe I. 15, S. 162—165.)

letzten Strahlen einer niedergehenden Zeit nochmals an sich selbst, wie das leuchtende Bild in einem Brennspiegel, am hellsten hätte zeigen wollen“ [1]. Daß Gobineau mit seinem Heldengedicht in einer dem Rittertum freilich unvergleichlich viel weiter entrückten Zeit doch eine ähnliche Absicht, bewußter und stärker, verknüpft hat, werden wir noch näher ersehen, möge aber auch hier schon angedeutet werden.

So ist eine immerhin nicht unbeträchtliche materielle wie ideelle Zusammengehörigkeit mit der alten Amadisdichtung in jedem Falle festzustellen.

Nächst ihr kommt eine zweite Sagengruppe in Frage, aus welcher Gobineau ebenfalls einige Gestalten entlehnt und mit denen des Amadisromanes in freie Verbindung gebracht hat: die Merlinlegende[2].

Merlin war nach der Sage eine Art Antichrist, Sohn eines Dämons und einer Jungfrau, „die eines Abends versäumt hatte, ihren Schlummer unter den Schutz Gottes zu stellen“, oder auch einer Nonne. Letztere ließ ihn taufen und weihte ihn dem Höchsten. Dieser sein Ursprung erklärt die Zwiespältigkeit seines Charakters: er schwankt unablässig zwischen zwei Einflüssen, sozusagen zwischen Himmel und Hölle.

In den Fortsetzungen der älteren Merlindichtung erscheint

---

[1] Worte L. Braunfels' in der vorangeführten Schrift (S. 6 ff.), der ich überhaupt, wie fast mehr noch der vortrefflichen von Baret, für die obige Darstellung mancherlei verdanke.

[2] Die Sage von Merlin, in ihren Ursprüngen kaum mehr aufzuhellen, hat ihre wirksamste Ausgestaltung gefunden in einer (Graals-) Trilogie in Versen Robert de Borons (um 1200), deren Mittelstück eben ein Merlingedicht bildete. In der Urform verloren, ist es im dreizehnten Jahrhundert in Prosa umgedichtet worden. Ausgabe (in der Société des anciens textes français) von Gaston Paris und J. Ulrich, 2 Bände, Paris 1886. Literatur zur Merlinsage unter anderem in der Grande Encyclopédie T. 23, unter „Merlin“. Literarhistorisches ebenda und Gröber in seinem Grundriß Bd. II 1. S. 521 ff.

dann der Zauberer im Waldesgrunde festgehalten und gebannt durch Viviane, seine Kreatur und Meisterin zugleich. Merlin hat sie in die schwarze Kunst eingeweiht, dann ist er in Liebe zu ihr entbrannt, sie aber hat ihn in eine Gruft — oder auch in einen Zauberkreis — lebendig eingeschlossen.

Alle diese Züge hat sich Gobineau zu eigen gemacht, nur tritt der spezifisch religiös-christliche Charakter zurück, Merlins Doppelnatur spiegelt sich hier vorwiegend in seinem Verhältnis zu Amadis und den Seinen, als den Vertretern alles Hohen und Reinen, gegen welche Viviane, die buhlerisch lockende Verführerin, die der Ehre abgeschworen, den Gegenpol bildet. Als Verbindungsglied zwischen beiden Gruppen hat sich Gobineau die Gestalt des Ayglain frei geschaffen, der, einstens zu den Erlesenen gehörig, durch Viviane ihnen abspenstig gemacht, Amadis in eifersüchtigem Hasse bekämpft und mit den ihm von Viviane gelieferten Giftwaffen des Verrates besiegt, dann aber, in rückkehrendem Ehrgefühl von Ekel vor sich selbst und vor seinem Weibe erfaßt, sich Amadis zu neuem, rechtmäßigem Kampfe stellt und seinem sühnenden Streiche erliegt.

Je mehr er sich dann dem Ende — dem Untergange des Rittertums — naht, verknüpft Gobineau in einem über die engere Handlung des Amadis hinausgehenden weiteren Rahmen seinen Helden mit der ganzen Schaar der Ritter der Tafelrunde, deren hauptsächlichste, Gawan, Lancelot, Perceval, uns wenigstens episodisch vorgeführt werden. Mit großer Liebe und schönem Gelingen hat er ferner den unter den Helden der Fortsetzungen des Amadis aufgegriffenen Florizel von Nicäa zu einer seiner charakteristischsten Gestalten ausgebaut. Er macht ihn zum begünstigten Liebhaber der Fee Urgande, läßt ihn von dem Zauberer Agolant (dem Akalaus des Amadisromanes) verzaubert, von Amadis entzaubert werden, nach dem Verlust Urgandens haltlos-wahnbetört Vivianens Gefolgschaft verfallen, aber im Herzen den alten Verbindungen

treu bleiben, hierin dem Ayglain entgegengestellt, der dem gleichen Lose schuldvoll, wie Florizel unschuldig, unterliegt.

Das meiste hiervon ist wohl frei erfunden, und vollends gilt dies von den noch übrigen Figuren von Gobineaus Gedicht: der halb parodistischen des Herrschers von Nicäa, Theophrast, und derjenigen seiner Tochter Diamante, die, nach Blutsanlage und Umwelt wahrer Liebe unfähig, aber wenigstens der Sehnsucht nach solcher fähig, auf ihrem Tanz durchs Leben einmal, da sie Galaor umflattert, fast doch eines solchen Glückes teilhaftig werden zu sollen scheint, um dann freilich, nachdem sie dem Geliebten hat entsagen müssen, weiter tanzend tief und immer tiefer zu sinken. Bei Barabbas, dem Nachfolger Theophrasts, dem Erkorenen der Pöbelmassen, soll nach einer Mitteilung Carolinens de Gobineau dem Dichter Gambetta vorgeschwebt haben.

Was hiernach, stofflich genommen, das heißt an Handlung und deren Trägern, noch übrig bleibt, dürfte sich zwischen Anklängen und Anlehnungen verschiedener Art[1] und Erzeugnissen der eigenen reichen und hier aufs freieste waltenden Phantasie, vielleicht zum entschiedenen Vorteil der letzteren, verteilen.

Für Ton und Geist ist im ersten Teile weitaus vorwiegend das Beispiel Ariosts bestimmend gewesen. In der

[1] Ariost steht wohl hier an erster Stelle. Der aus seiner Gruft weissagende Merlin findet sich im dritten Gesange des Orlando furioso, und so dürfte vielleicht die ganze Anregung zur Hereinziehung Merlins unserem Dichter von dieser Seite gekommen sein. Das (bereits angedeutete) Motiv des Zauberers und Bösewichts als Einsiedlers auch bei Ariost im zweiten und späteren Gesängen. Desgleichen dürfte die Züchtigung Garamants durch Agolant wegen mangelhafter Bedienung (Amadis p. 77 ss.) in derjenigen der Zwietracht durch den Erzengel Michael im 27ten Gesange des Orlando ihr Vorbild haben. Garamant selbst endlich als „Emir von Tunis" erinnert wohl an den „Afrikanerkönig" Agramant und seine feste Stadt Biserta bei Ariost.

schönheitsreichen Farbenfülle der Fabelwelt dieses seines alten Lieblings hat Gobineau hier noch einmal schaffend geschwelgt wie nur je, nicht freilich ohne eine seelische Verinnerlichung, die seinen Gebilden nun doch letztlich ein völlig anderes Gepräge gibt. In die späteren Teile ragen dann auch die Vorbilder Dantes und Miltons mehr und mehr hinein. An Dante erinnern nicht nur manche der Gesichte, vor allem auch herrscht in dem Verhältnis Amadis' zu Oriane, wie ein Beurteiler treffend hervorgehoben hat, etwas von seinem Geiste. In dem großen Selbstgespräche Ahrimans p. 362—368 hat die Gräfin La Tour Anklänge an Milton festgestellt.

Endlich möchte ich noch daran erinnern, daß Gobineau, der ja ein so großer Bewunderer des zweiten Faust war, durch diesen wohl auch auf die satirisch parodierende Hineinziehung von Zeitströmungen, wie z. B. des Darwinismus, gebracht sein dürfte.

Über dem allen wollen wir freilich nicht vergessen, daß er mehr als alle Genannten zusammengenommen vom Seinigen hinzugetan hat, daß Amadis sein allereigenstes, allerpersönlichstes Werk ist und bleibt[1].

---

[1] Sehr auffallend ist die Tatsache, daß Gobineau anscheinend der einzige bedeutende Moderne ist, der zu einer Erneuerung des Amadis geschritten ist, während die Merlinsage die Dichter dreier Völker (Immermann, Tennyson und Edgar Quinet) zur dichterischen Behandlung angereizt hat. Wielands mutwillig-erotisches Epos „Der neue Amadis" hat mit unserem Helden nur den Namen gemein. Dagegen trug sich Platen 1824 mit dem Plan eines Amadis-Epos und wollte damit auch seinerseits „das deutsche Volk durch eine ariostische Dichtung bereichern", wie wir R. Schlösser „August Graf von Platen" München 1910, Bd. I S. 439 ff., entnehmen. Daß Platen dann später in seinen „Abbassiden" auch wirklich Ariostische Bahnen gewandelt sei, und daß dies phantastische Epos an die Welt des Gobineauschen Amadis erinnere, bemerkt derselbe ebenda Bd. II S. 302. 304 ff.

Sein Gedanke ist am Ende doch alles, ob Ariost, ob Dante, ob Gobineau den Ton angibt. Ja, in dem Maße geht es im Amadis nur um die Idee, daß wir hier, wo es gilt, in begrenztem Raume ein möglichst allseitiges und deutliches Bild von dem Wesen dieser Dichtung zu geben, nicht fehlzugehen denken, wenn wir von den Einzelheiten der in den Dienst jener Idee gestellten Fülle von Poesie weitgehend absehen und uns sogar durch den typisch-allegorischen Charakter, den das Vorwalten des Gedanklichen dem Ganzen verleiht, einer eigentlichen stofflichen Zergliederung desselben überhoben erachten[1].

Es ist ja unverkennbar, daß die vollendete Unwirklichkeit aller Gestalten, Schauplätze, Zeiten, die im Amadis herrscht und durch die rücksichtslose Romantik im ersten, durch die immer zunehmende Abstraktion in den späteren Teilen, wenn auch in verschiedenen Formen ausgeprägt, doch in gleichem Grade genährt wird, eine gewollte ist. Der Bau des Werkes, das Gefüge der Handlung soll in dieser Gedankendichtung Nebensache sein. Angesichts solchen Verzichtens auf jederlei

[1] Dabei verkennen wir durchaus nicht die Richtigkeit der Ansicht, die einer der gründlichsten und eifrigsten Leser des Amadis aufgestellt hat, daß das beste Mittel, ins Ganze über das Einzelne einzudringen, ein Register und eine sehr ausführliche Inhaltsangabe mit fortwährender Verweisung auf den Text sein würde. Aber das wäre eine Arbeit für sich, und hier schon aus Raumesgründen gar nicht an dergleichen zu denken. Übrigens besteht eine sehr gute kürzere Darstellung dieser Art in der schon erwähnten Einleitung der Gräfin La Tour zu ihrer Ausgabe, p. XXI—XLIV, die somit in der Hand eines jeden Amadislesers vorausgesetzt werden darf. Auch die deutsche Ausgabe enthält sie Verdeutscht von Frau Daniela Thode, ist sie bereits 1890 von den Bayreuther Blättern gebracht worden, von wo sie dann auch Kretzer in sein Buch „J. A. Graf von Gobineau" übernahm. Die Art unserer Behandlung wird es mit sich führen, daß, wenn auch nicht in zusammenhängender Erzählung, doch alle wichtigsten Bestandteile des Amadisgedichtes zur Sprache kommen.

syſtematiſche Gliederung wie auf Individualcharakteriſtik darf man Zuſammenhängen und Fortgängen im einzelnen nur in dem Sinne und nur inſoweit nachſpüren, als ein Ganzes von Handlung, das in einem ſymboliſchen Reiche, in einer nie geweſenen Zeit, von typiſchen Geſtalten aufgeführt wird, ſoweit es ein echtes Kunſtwerk verlangt, doch einem eben ſolchen Ganzen aus Vorgängen an wirklichen Stätten und zu beſtimmten Zeiten entſprechen und ſich anähnlichen muß. Derlei Entbindungen von ſtrengeren Anſprüchen ſind ſchon mit dem epiſchen Charakter auf einen gewiſſen Grad gegeben, haben aber in noch vermehrtem Maße ſtattzufinden, wenn die betreffende epiſche Dichtung in dieſe Form nur um der Löſung eines der großen ethiſchen Probleme willen gekleidet iſt und daher, wie verwandte Schöpfungen, das All der Gedanken- wie der Sinnenwelt umſpannt. Indem da, in unerſchöpflich reichen Formen, alles ſeinen poetiſchen Widerklang findet, darf in der Herrichtung wie in der Handhabung ſeines künſtleriſchen Rüſtzeuges der Dichter keine Grenzen kennen. Geographie und Geſchichte, Politik und Religion haben hier nach der exakten Seite gleichermaßen ausgeſpielt. Insbeſondere auch macht Gobineau, nach Dantes Beiſpiel, von dem Vorrechte, chriſtliche und heidniſche Gebilde und Vorſtellungen blindlings durcheinander zu werfen, den allerfreieſten Gebrauch. Zwerge und Rieſen, Zentauren und Amazonen, Ungeheuer, aber auch Feen aller Art, haben in dieſer weitherzigſten aller Welten ſo gut ihr Daſeinsrecht wie die Heiligen und die Märtyrer, die Engel und die himmliſchen Heerſcharen. Ja, in allſeitiger naiver Unbekümmertheit kommt, ſo wenig wie dem Dichter ſelber, auch keiner ſeiner Geſtalten je der Gedanke eines Zwieſpalts, einer Kluft zwiſchen jenen zwei Welten: durch die Gleichſetzung der Feen mit den Engeln am Schluſſe ſcheint erſterer vielmehr ausdrücklich einen Ausgleich, einen Friedensſchluß auch für die in ſolchen Gedanken etwa befangenen unter

seinen Lesern vollziehen zu wollen, und ähnlich darf man wohl seine parsistischen Lieblingsvorstellungen, welche im Amadis hie und da durchblicken, als eine Verschmelzung christlicher und heidnischer Begriffe auffassen.

Nun wird freilich ein Teil des zuvor Gesagten noch näher auszuführen, nach gewissen Seiten auch einzuschränken sein, wenn wir, wie uns jetzt obliegt, einen Blick auf das Einzelne werfen. Amadis ist ja nach keiner Seite, weder in der Handlung, noch im Stil, noch in der Tendenz ein einheitliches Ganzes. Er wäre es allenfalls, wenn es beim ersten Teil geblieben wäre, der, mit einer immerhin klar umrissenen Handlung, in seiner fließenden Darstellung, in sich harmonisch abgerundet dasteht, wenn er freilich auch am Schluß gewissermaßen auf ein Weiteres hinausdeutet.

Wohl hat Gobineau den Anschein einer Einheit durch die Anwendung formaler wie geistiger Bindemittel zu erwecken gesucht. Nicht nur seine dichterischen Ausdrucksmittel (auf die wir noch näher zu sprechen kommen) bleiben durch das ganze Gedicht im wesentlichen dieselben, er hat auch durch Wiederholungen gewisser Wendungen, welche ihm einen Markstein auf seinem Wege bedeuten, durch sozusagen leitmotivische Anklänge, mehrfach aus einem Teil in den anderen hinübergewiesen und -geleitet[1]. Aber über die Tatsache, daß in den späteren Gesängen ein anderer Geist waltet, und daß schließlich auch der Schein von Handlung, der hier nur noch bleibt, solchen ausprägt, kann dies nicht hinwegtäuschen. Schon im zweiten Teile zeigt nicht nur die Handlung immer weniger Verbindung — die einzelnen Szenen werden wie unbehauene

[1] Man vergleiche z. B. das „Tout va changer" p. 153. 226. 268. 397 ss. Vor allem aber wirkt das dreimalige Erklingen, wenn auch mit leisen Veränderungen, der Stelle aus Amadis' Schlachtgesang: „Va! nous tiendrons! Va! nous irons!" (p. 135. 226. 509) in diesem Sinne.

Blöcke nebeneinandergeſtellt —, auch die Geſtalten verlieren ſich mehr und mehr ins Abſtrakte, Allgemeine, Unanſchauliche, und wenn ſie dennoch mit den ſinnlichſten Mitteln ausgeführt werden, ſo erwächſt hieraus ein pſychologiſches Dilemma, aus dem wohl der Dichter, kaum aber der Leſer ſich herausfinden dürfte. Die ganze Szene z. B., in welcher Viviane den Merlin beſtrickt (p. 242—247), wirkt in dem Maße unnatürlich und unerquicklich, als beiden Geſtalten, die an ſich durchaus abſtrakt-ſymboliſch ſind, dann doch wieder zu viel Wirklichkeit aufgeladen wird. Ähnlich iſt es ſpäter mit Diamante und Galaor, wiewohl dieſe der Wirklichkeit einen Grad näher ſtehen. Doch zeigt der zweite Teil nur erſt gewiſſermaßen einen Riß, einen Zwieſpalt und Übergang: das Menſchliche pulſiert hier zeitweiſe immer noch ſtark mit, und die gleiche Viviane verkörpert in ihrem immer Haſſen- und Höhnenmüſſen, die gleiche Diamante in ihrem Nichtliebenkönnen bei allem Typiſchen ihrer Anlage doch in ergreifender Weiſe gewiſſe tragiſche Individualvorgänge, denen wir im Bereiche der Raſſenmiſchungen jederzeit begegnen können.

Geſteigert, ausſchließlich herrſchend, finden wir alle genannten Erſcheinungen erſt im dritten Teile. Die Handlung iſt hier faſt noch unſinnlicher, abgeriſſener[1], das zunehmend

[1] Ganz ſoweit wie ein Beurteiler (Scherer, ſ. u.), der den dritten Teil überhaupt für überflüſſig erklärt, nachdem ſchon im zweiten der Untergang der Ritterwelt ſtattgefunden, möchte ich nicht gehen. Dagegen ſprechen die letzten Geſänge. Gewiß, die verwandelte Welt hat Amadis und die Seinen ausgeſchaltet. Aber ſie ruft noch einmal nach ihnen, und ſie müſſen auch wirklich im Todeskampfe des Edlen für jene Welt, die doch einmal die ihrige war, erliegen. So will es die Idee des Dichters. Die Gräfin La Tour bemerkt hierüber treffend: „Amadis, type et symbole, ainsi que ses chevaliers qui s'étaient conservés indemnes de mésalliances, champions d'honneur, et leurs dames, gardiennes de la poésie, ne sont plus que des mythes. Cependant ils vivent encore. Ils assistent dans les régions idéales, où dés-

Allegorisch-Abstrakte wird nur vereinzelt, z. B. durch den wie eine Episode wirkenden Gesang „Florizel", in den bei Florizels seelischem Wiedererwachen und letzter Vereinigung mit Urgande und den alten Freunden nochmals ergreifende menschliche Töne hineinklingen, unterbrochen. Merlin lebendig tot, Viviane im Elend, an Theophrasts Stelle ein Pöbelkönig. Amadis und die Seinen weilen in weltfernen Räumen, in schemenhafter Abgeklärtheit. Amadis selbst, in den ersten Gesängen so seelenvoll lebendig, tritt jetzt mehr und mehr an die Stelle des Ideales. Die Schilderungen des Zeitalters und daran geknüpften Weissagungen werden wahllos den verschiedensten Personen, schlechthin nur noch Sprachrohren des Dichters, in den Mund gelegt. Wo von Charakteristik keine Spur mehr, wo das Reich des Natürlichen verlassen ist, kann auch von Unnatürlichkeiten füglich nicht mehr die Rede sein, die man sonst wohl bei einigen Vorgängen feststellen müßte. In den allerletzten Gesängen dagegen bringt die apokalyptische Begeisterung, die wie ein reißender Bergstrom alles überbraust, ihrerseits vollends jedes Bedenken der Art zum Schweigen. Ein Jammer nur, daß Gobineau das so großartig entworfene Schlußgemälde

---

ormais ils ont leur place, à la progressive décomposition de l'humanité. Et quand vient l'avenir que le péril jaune nous prépare, quand les chevaliers sont appelés pour défendre les trésors de la patrie

Pour nous pétrie
Pour nous fleurie,
Par nous chérie,
Tous nos berceaux,
Tous nos tombeaux,
C'est la patrie
Qui va tomber si nous tombons.

Et ils tombent et meurent étouffés par le nombre; mais ils ne sont pas vaincus et les vertus sacrées auxquelles ils n'ont jamais failli, celles de leur race, leur ont assuré l'immortalité."

des Hereinbrechens der Asiaten[1], der „wilden, fühllosen, verstörten Bande, der Totengräber der Welt, der ewigen Vorhut der Zeiten der Verlassenheit" in die ihrer guten Geister beraubte Welt nicht mehr in voller Kraft und entsprechender künstlerischer Vollendung hat ausführen können. Die Bruchstücke geben wenigstens einen Begriff von dem, was er gewollt, und schon die Skizze des Endkampfes der arischen Helden, der Apotheose Amadis' und der Seinigen zeigt uns, daß sie, im ursprünglichen Sinne des Dichters zur Wirklichkeit geworden, dessen Schaffen den denkbar schönsten und folgerichtigsten Abschluß hätte geben müssen.

Das war freilich nicht denkbar ohne ein starkes Hineinspielen desjenigen Gedankens, den man bis zu einem gewissen Grade als den seines Lebens bezeichnen kann, und der entsprechend denn auch seine letzte Schöpfung mindestens mitbelebt: des Rassengedankens. Er geht im Amadis bis zur Wurzel der Entstehungsgeschichte des Menschengeschlechts hinab (p. 277 ss.) und wirkt mit unverminderter Gewalt bis in dessen Ende nach. Die blauäugigen Odinssöhne, die „goldene Rasse", und die engschädeligen Affensprossen bezeichnen die von Anbeginn gegebenen Gegenpole der Menschenwelt, innerhalb welcher sich alle deren Kämpfe, nicht zum wenigsten eben als Rassenkämpfe, abspielen. Die Blutsverschiedenheit bedingt und bezeichnet zugleich die tiefen seelischen und geistigen Abstände. Dort der hohe Flug in die Reiche des Gedankens, die Ideale der Liebe, der Ehre, der Freiheit, der Glaube an das eigene Tun, hier das niedere Begehren, das einzige Be-

[1] Gobineau dachte damals noch an China unter russischer Knute. In welcher Gestalt Rußland Asien auf Europa wirft, ist am Ende gleichgültig Wenn unserem Dichter für das p. 539 über hunnisch-mongolisch-talarische Vernichtung Gesagte nur erst Vorgänge der Vergangenheit zum Muster dienten, so haben w i r inzwischen in Ostpreußen einen Vorschmack davon aus der Gegenwart bekommen.

greifen des Vorteils, die Anbetung der Wissenschaft, sofern sie zu diesem leitet. Die Abtrünnigen der Edelrasse, die sich mit Wissen und Willen zum niederen Blute herabwürdigen, büßen dies an sich selbst und noch mehr in ihren Kindern, welche sich in ihrem eigenen ungleichen und unharmonischen Wesen nicht mehr zurechtfinden, daher nichts lieben, nichts glauben, nichts wollen können. Der Bastard nimmt mehr und mehr die Züge der Entartung an.

Insoweit dieses Rassenweltbild mit geschichtlichen Gestalten auszufüllen war, entsprechen diese im allgemeinen denen des wissenschaftlichen Gegenbildes, das wir im Essai und seinen Nebenwerken vor uns haben. Die „meilleure humanité", die Edelrasse, faßt Gobineau (p. 357. 371) indogermanisch. Mit den Griechen insbesondere (das ist ein Neues im Amadis) hat er Frieden geschlossen: sie kommen wiederholt nach ihren großen Seiten voll zur Geltung. Die Huldigung, die er ihnen damit darbringt, daß er die aus der Welt der politischen Wirklichkeit vertriebenen Ritter auf ihren Parnaß sich flüchten läßt, darf als ein kühnes Seitenstück zu der Goethischen Vermählung Faustens mit Helena bezeichnet werden. Jene Ritter selbst denkt sich Gobineau vorwiegend germanisch (es sind die Hauptheldeu des keltisch-germanischen mittelalterlichen Sagenkreises), wie er denn überhaupt, längst ehe auch die Wissenschaft es jetzt mehr und mehr bestätigt, es mit dichterischem Ahnungsvermögen vorausgenommen hat, daß das Germanentum zugleich Anfang und Ende des Indogermanentums, der germanische Norden auch der Mutterschoß der anderen arischen Geschwister ist. Seinen Helden insbesondere entnimmt er dem Stamme der Franken, doch lehrt der Hymnus auf dieses Volk p. 487 ss., in welchem die Gesta Dei per Francos aufgezählt und das germanische „Weltordnen" (in Frankreich, Deutschland, England, Sizilien und dem Orient) gewissermaßen in seine Teile zerlegt wird, daß jene Bezeichnung hier in weiterem

Sinne zu faſſen iſt, etwa wie im Morgenlande das Wort gebraucht wird.

Den Inbegriff blutlichen wie ſittlichen Tiefſtandes muß auch hier wieder das römiſche Raſſenchaos abgeben, fortgeſetzt in der modernen Welt durch die Latinität, verſinnbildlicht durch die alte Wölfin, welche heulend die Gefilde einer wertlos gewordenen, unſelig ihrem Ende zuwankenden Welt durchſchweift. Dies Ende ſelbſt führt, wir ſahen es ſchon, der Bund von Slaven und Mongolen über die letztere herein.

Die Befürchtung lag nahe, daß etwas ſo Abſtraktes wie der Raſſengedanke in einem Kunſtwerke, wo ohnehin ſchon der Denker in ſo hohem Grade das Wort führt, ſchädigend auf deſſen dichteriſche Abſichten werde zurückwirken müſſen. Fragen und Erkenntniſſe dieſer Art, die weſentlich dem Gebiet der Wiſſenſchaft angehören, ſollten in die Behandlung dichteriſcher Stoffe immer nur ſehr vorſichtig und von fern mit hineingezogen werden. Was von jüngeren (deutſchen) Dichtern auf Gobineaus Spuren an anthropologiſch-poetiſchen Gebilden bisher hingeſtellt worden, ſcheint denn auch faſt ausnahmslos mehr oder minder verunglückt zu ſein, aber auch die künſtleriſchen Schwächen des Amadis ſelbſt ſind zum Teil nach dieſer Seite zu ſuchen. Wenn ſie weniger ſtörend hervortreten, wenn ein durchaus großartiger und einheitlicher Geſamteindruck durch ſie nicht verhindert werden kann, ſo iſt das ein Triumph des Dichters, der in dieſem ſeinem Schwanengeſang noch einmal dieſe Seite ſeiner Natur, gewiſſermaßen ſich ſelbſt zum Trotz, ſiegreich zum Durchbruch gebracht hat. Amadis iſt eben, wie ſo manche größte Dichtungen, zugleich ein in ſich ausreichendes Kunſtwerk, mit dem Titelhelden, und eine zu deutende Allegorie, und zwar auf unſere Zeit und Zukunft, mit dem Verfaſſer als Helden, wie man faſt ſagen darf. Unter beiden Geſichtspunkten müſſen wir ihm, zur Erreichung ſeines vollen Verſtändniſſes, noch einige Lichter abzugewinnen ſuchen.

Nirgend wohl verschwistern und verquicken sich Denker und Dichter inniger, als da, wo von dem Urgrund aller wirklichen Dinge, von der Natur gehandelt wird. Das erste Wort hat hier, wie es nicht anders sein kann, der Philosoph, das letzte der Dichter, so zwar, daß doch immer der eine zugleich aus dem andern mitredet. Wenn der erstere das Dämonische, Grausame der Elemente nicht verschweigen kann (p. 16. 126 u. ö.), wenn er des Öfteren zu Schilderungen des Tragisch-Düsteren sich gedrängt fühlt (p. 32/33. 92/93 u. ö.), wenn er das unmittelbare Nebeneinanderbestehen von Unschuld und Tücke, Honig und Gift, Leben und Tod in der Natur (p. 256 ss.) aufdeckt, so verkündet er doch zugleich ihr Geheimnis: „den Küssen des Todes das Leben zu entnehmen." Durch den Unsterblichkeitsgedanken sind alle Schrecken der Natur zu bannen (p. 257). Ist dies erst geglückt, so findet nun aber auch der Dichter kein Ende, ihr und ihren „lebenden Mysterien" Gestalt und Stimme zu verleihen. Ihre Reize, ihre Seligkeit, ihr tiefer Frieden kommen zu hinreißendem Ausdruck; ebenso ihre den Menschen emporreißende Erhabenheit beim Aufblick zu den Sternen (p. 179), ihre Größe beim Sonnenaufgang (p. 383 ss.), ihr Erschauern beim Nahen Ahrimans (p. 368), ihre stille Sympathie beim Auszug der Ritter (p. 353, wozu man die Schilderung der Ile d'Avalon, der Insel der Seligen, p. 340 ss. vergleichen wolle), ihre leisen Klagen, ihre trauervolle Öde, wenn mit ihren guten Geistern, welche die im Kultus der Materie aufgegangenen Menschen aus ihr vertrieben haben, ihr Edelstes versunken ist (in dem Gesang vom „Tode der Feen", dem dritten des zweiten Teiles). Durchweg denkt sich der Dichter die Natur beseelt, ein Echo, eine Spiegelung, ein anderes Ich der Menschenwelt, das mit dieser leidet, jubelt und Trauer anlegt. So sind denn auch die Szenerien stets solch verschiedenartigem Erleben angepaßt. Kaum ein Vorgang, an dem die Natur nicht beteiligt, dessen Schauplatz nicht

wenigſtens mit einigen kurzen Meiſterſtrichen gezeichnet wäre. Die reiche Einzelbeobachtung eines ganzen Lebens ſcheint hier ſich noch einmal mitteilen zu wollen, in einem Bilderreichtum, der an das Schaffen der Natur ſelbſt erinnert. Es iſt, als habe in deren Bereich der Dichter ſeine Phantaſie befruchtet, geübt, Vorräte von ihren Gaben aufgeſpeichert, um ſie — die Phantaſie — auch da nicht zu miſſen und vermiſſen zu laſſen, wo ſeine Fahrten ihn aus den ewig grünen Gefilden in die öderen Gebiete der Abſtraktion verſchlagen und wo er, auf die Gefahr hin, ins Wunderlich-Phantaſtiſche zu verfallen, ſich ihrer noch bedient, um Bilder von ſo grellen Farben wie das des Materialismus (p. 285/86) und vieles Ähnliche zu entwerfen, woraus uns die gleiche Göttin, die aus Hymnen wie denen auf die Freude (p. 149 ss.), auf das Mittelalter (p. 3—6. 134. 354), auf die deutſche Muſik (p. 69–70), auf Hellas (p. 132 ss.) ſonnig liebevoll auf uns blickt, wie mit verzerrtem Antlitz angrinſt.

Verhältnismäßig gebundener erſcheint Gobineaus dichteriſche Betätigung da, wo es der Darſtellung des Menſchen und Menſchenherzens gilt — wie begreiflich nach dem zuvor über den typiſch-allegoriſchen Charakter des Gedichtes Geſagten. Das ſchließt freilich nicht aus, daß er auch hier ziemlich alle Tonarten angeſchlagen hat, und zumeiſt im Meiſtertone. Am ſchönſten iſt der leichte, ritterliche im erſten Teile getroffen, untermiſcht mit friſchem Humor, wie bei Galaor und Gandalin, auch wohl mit einzelnen volksmäßigen Anklängen. Im zweiten Teil tritt an die Stelle der graziös-leichten eine mehr pathetiſche Behandlung, an die Stelle des Humors die Ironie, in welche namentlich viele Schilderungen aus der Welt der Niederraſſen (p. 166—172 Theophraſt und ſein Hof, Vivianens Hochzeit, p. 210 Theophraſts Tränenhomilie, p. 277—280. 285 ss. Weltanſchauung dieſer Menſchen, 359—361. 370 ss. der Philiſter auf dem Throne) ganz und gar getaucht ſind. Ihren Gipfel

erreicht diese Weise in der geistvollen Überraschung, mit welcher der zweite Teil schließt: Theophrast hat erkannt, daß er weder mit Gewalt noch mit List, am wenigsten mit den gehäuften Künsten und Geriebenheiten der modernsten Kriegstechnik den auf den Parnaß geflüchteten Rittern etwas anhaben kann. Und da ihre Vernichtung doch einmal für ihn Lebensbedingung ist, so greift er zu einem altbewährten Mittel: ihnen das Dasein abzusprechen, sie totzuschweigen. „Calmez-vous, Amadis n'a jamais existé", ruft er seiner Bande zu.

Im Geiste und der Stimmung des dritten Teiles ist es gegeben, daß dort auf der einen Seite „Helden und Heldenverehrung" ihre höchsten Triumphe feiern, auf der anderen Menschenhaß und Verachtung der Massen vor keiner Bitterkeit mehr zurückscheuen. Von einer Welt, wie diese geworden, muß sich eben das Hohe und Reine, das Ideal und seine Hüter, im Untergange loslösen: wie eine Sonne versinkt es in andere Welten.

Man kann sich nach diesem allen leicht vorstellen, wo die eigentliche Stärke des Amadis ruht. Man wird zwar auch in dessen Negativpartien vieles bewundern können, Gobineaus Geist und Witz, die Schonungslosigkeit, die das letzte Atom der eigenen Kraft an die Bekämpfung eines für schlecht erkannten Gegners setzt. Selbst die dichterische Ausdrucksweise, die er für seinen Grimm wie für seinen Hohn gefunden, birgt noch manche geistigen und ästhetischen Reize. Aber eine positive, eine Lichtnatur wie er nun einmal war, hat er hier nun doch — ungleich darin dem Gobineau früherer Schöpfungen — vorwiegend auch den Kindern des Lichtes bei seinen Lesern zur Wirkung verholfen. Es war wohl in der Tat nicht ganz ohne Grund, wenn er in den ihnen und ihren Idealen gewidmeten Gesängen seine eigene Höchstleistung erblicken wollte. Hehreres ist wohl nicht allzuviel gedichtet worden, hellere Begeisterungsglut nicht oft emporgelodert, als in diesen Klängen einer hel-

diſchen Begeiſterung, wie ſie Amadis von ſeinen erſten Jugendtaten bis zum Augenblick ſeiner Apotheoſe begleiten[1]. Auf dem Grunde einer tatenſchwangeren Freude am Leben, wenn ſolches naiv, unſchuldig, mit Gutem ausgefüllt, erwächſt dem Auserleſenen ebenſowohl ein triumphierendes Siegesbewußtſein wie ein entſagungsvolles Hingeben an gewollte Leiden. Beides vereint bewirkt, daß es für einen ſolchen Helden kein Schickſal mehr gibt, ſondern nur noch eine Beſtimmung, die er, wie immer ſie ſich geſtalten mag, ungebrochenen Mutes erfüllen wird. Gleich hell leuchtet ihm ſein Stern, ob zum Sieg, ob zum Untergang.

Ich greife aus den drei Teilen des Gedichtes je eine Probe für das Geſagte heraus, die man aber beliebig und reichlich vermehren kann.

Man höre etwa Amadis' Schlachtgeſang (p. 135), den die Gräfin La Tour mit Recht ein Gloria genannt hat:

„Mon âme!
Nous marcherons, nous combattrons!
Nous aurons grand sujet d'user nos éperons!
Tentons le feu! Risquons la flamme!
Va! nous tiendrons!
Va! nous irons!
Il nous en coûtera des peines;
Les plumes de nos ailerons,
Certes, bien nous les brûlerons!
La liqueur rouge de nos veines,
Allons donc! nous la verserons!
Et nous verrons!

[1] Dabei iſt erneuert zu bemerken, daß das von Amadis Geſagte nicht individuell zu faſſen iſt. Hierher gehören ganz ebenſo die den Rittern der Tafelrunde (p. 249—264) wie den großen Liebespaaren der Sage (p. 265—268) gewidmeten Strophen. Es geht ganz allgemein um das ſtarke, todesmutige Wollen, um die große Geſinnung opferfreudiger Hingabe, um den rechten Ewigkeitsglauben.

Sur les décombres des obstacles
Nous grimperons!
Et s'il faut faire des miracles,
Nous les ferons!",

und neben den man, als ebenbürtig, eines der Worte seiner Oriane halten möge (p. 227):

„Tu ne trembleras plus, quelque sort qui m'arrive,
Dit-elle en se serrant les mains.
Il se peut que je meure, il se peut que je vive,
Et la vie et la mort vont aux mêmes chemins,
Menant l'un comme l'autre à l'éternelle rive!
Il importe fort peu que plus tard ou plus tôt
J'y vienne; mais je veux, j'ordonne, certe, il faut
Que passe avant moi la victoire! . . .
Je ne t'aime rien que vainqueur,
Prends ton courage, tiens ton cœur,
Maudis l'amour s'il te rend lâche!
Et marche, et marche devant toi!
Tu dois dominer, c'est ta loi!
Et moi souffrir! Chacun sa tâche!"

Oder seine Ansprache vor dem letzten Auszuge der Ritter (p. 349 ss.):

„Foulez aux pieds le monde infime!
Dieu nous donna, Dieu nous souffla
Cette âme que vous sentez là,
Toute de noblesse et de flamme![1]
Le Diable, envieux, à son tour
Imagina le contre-amour,
Et de fiel il gonfla son âme!
Il l'empesta de haine! Eh quoi!

[1] An einer anderen Stelle (p. 225) heißt es:

„Tu ne mourras jamais, Amadis! Dieu lui-même,
Dieu qui t'a fait sortir de sa côte, et non pas
De la côte d'Adam, déserteur lâche et blême
Qui mentait et rusait, et tenait le front bas,
Dieu te couvre du bras!"

De la bassesse il fit sa loi:
Il inventa le goût des choses éphémères
Il ne sut rien trouver de plus!
L'éclat de la durée appartient aux élus,
Que l'on ne vit jamais se paître de chimères!
Laissez donc se traîner ce qui ne saurait pas
Vers l'éternité faire un pas!
Qui s'abat en croyant qu'il monte!
Ils n'auront point de lendemains,
Et nous en tenons plein les mains!
Laissez-les se tromper de compte!"
. . . „Partons! ne plions pas sous la chance traîtresse!
Tout entière emportons notre juste allégresse,
Et, narguant le malheur,
Tendons, mes compagnons, nos bras aux destinées,
Oublions les splendeurs qui nous furent données
Quand le printemps était en fleur"

und die Antwort der Krieger:

„Nous y tendons les bras, disent les hommes d'armes,
Les yeux étincelants d'audace et de plaisir.
Ce n'est pas un sujet de regrets ni de larmes
Que de quitter un monde indigne du désir.
Que tombent nos châteaux! que nos donjons s'écroulent!
Que nos champs paternels se changent en déserts!
Que nos fleuves chéris tarissent ou s'écoulent!
Que nos saintes forêts perdent leurs voiles verts!
Que le cerf effrayé, s'enfuyant hors d'haleine,
Déserte ses abris par un dernier élan,
Et tout déshonoré meure au fond de la plaine
Sous les épieux rouillés d'un lâche paysan!
Nous gardons, cependant, le trésor de nos âmes,
Nous emportons l'Honneur avec la Liberté,
L'Amour, et, pénétrés de l'éclat de leurs flammes,
Nous emportons nos cœurs pétillants de gaîté!"

oder endlich seine Worte vor dem Ende an die Zweifler, die nur gegen die Gewißheit des Sieges ihm folgen wollen:

„Ce sont là vos conditions?
Au moment de nous mettre en route,

J'écoute,
Vous prenez l'émeri du doute
Pour aiguiser vos actions?
Vous n'avez pas la foi complète,
Ni dans la tête
Ni dans le cœur, ni dans les bras?
Vous calculez sans confiance
Ce que peut valoir la vaillance,
Le coup de lance,
L'ardeur qui pousse aux coups d'éclats?
Je vous réponds: la foi n'est pas une denrée!
On ne la donne pas pesée ou mesurée!
D'après ce qu'on y gagne on ne la donne pas!
Elle-même est sa fin avec sa récompense!
On la tient, on la sent, c'est assez, et je pense
Que, sans le repentir, je mettrais Saint Thomas
Au-dessous de Pilate et bien près de Judas!
Ce que je vous promets, ce n'est pas la victoire
Au bout de ces malheurs qu'il vous faut assaillir!
Si vous la prétendez, allez vous recueillir
Avant de vous lancer dans des flots d'onde noire.
Et je dis à celui qui se risque avec moi:
Sois prêt et croi!
Et que la liberté t'enivre!
Il nous importe peu de vivre
Si les exploits que nous ferons
De lauriers fleurissent nos fronts,
Si de la honte on nous délivre!
Non, non, je ne vous promets rien,
Que de vous garder gens de bien
Et de vous mener à la tombe,
Honorés,
Séparés
De ceux qui dans les fers se seront égarés,
Purs, blancs et sans souillure ainsi que la colombe!"

Nach dieſen Schilderungen eines höchſten Heldentums darf nur noch ein Zug nicht unerwähnt bleiben, der dem Amadis und allem was dieſem gleicht — vor allem alſo auch

dem Dichter selbst — erst sein eigenstes Gepräge verleiht und sich in den mannigfachsten Worten und Akten spiegelt: jene Verbindung von Kraft und Zartheit, von Heldentum und Gemüt, welche das Grundwesen wie des mittelalterlichen Rittertums, so insbesondere der dieses wiedergebenden mittelhochdeutschen Dichtung bildet (es genügt, an den einen Parzival Wolframs zu erinnern) und daher von Gobineau im Sinne beider in sein Werk als ein schönstbeseelendes Moment im vollen Umfange aufgenommen worden ist. Wie ein Grabgesang auf dieses Rittertum gibt sich die Trauer der Natur (p. 353), die Klage eines Jungen und eines Alten (p. 355 ss.), und noch nachdem sie längst dahin, erscheint die Ritterschaft einer nachgeborenen Generation, die nun erkennt, was sie in ihr verloren, in fernem Echo getäuschter Sinne (p. 358).

Wie man nun — wir sahen dies schon — den ganzen Amadis auf den großen Gegensatz: hie Reinheit, Licht, Ideal, Ewiges — dort Unreinheit, Dunkel, Welt, Zeitmächte, gleichsam auf Ormuzd und Ahriman aufgebaut nennen kann, so spielt auch in seiner künstlerischen Ausführung das Gesetz der Kontrastierung eine außerordentlich große Rolle. Ein besonders mächtiges Beispiel bietet die Aufeinanderfolge des vierten und fünften Gesanges des zweiten Buches: Amadis et ses amis — Viviane et ses amis, und dann wieder die Waffnung und Rüstung Ayglains und Amadis' (p. 302—314); die Friedensbilder p. 322 ss. und der öde Seelenschmerz des besiegten Amadis und seines Gandalin, die Belagerer und die Belagerten des Parnaß im achten Gesang des zweiten Buches, besonders gegen Schluß (hier sind die Gegensätze vielleicht am grellsten, drastischsten zugespitzt), die labende Fruchtbarkeit der Natur und der widerwärtige „Gestank und Tätigkeit" des modernen Stadtlebens p. 440—441, und wie manches Ähnliche. Mit gesteigerter Wirkung wendet Gobineau die Kontrastierung in der Form der Ineinanderschlingung an, indem

die Vorgänge der entgegengesetzten Welten sich abwechselnd und durcheinander abspielen: so die Liebesszene Ayglains und Vivianens und der Abschied der Tafelrundenritter (p. 157 ss.); vor allem aber gehört hierher die große Szene des zweiten Gesanges des zweiten Buches (p. 193—201), die Liebesberauschung Galaors durch Diamante auf einer Galerie im Palaste zu Nicäa, zu welcher von unten aus einer Kapelle schaurig dumpf die Chorgesänge der Mönche hinauftönen: höchste Lebensbejahung und höchste Lebensverneinung immer stärker, immer verwirrender einander durchdringend, ein dichterisches Weltbild, wie zur Erläuterung Schopenhauers geschrieben, dabei ein Meisterwerk, wenn eines im Amadis, nach Seiten der Form, die hier aufs höchste durchdacht erscheint.

Und hiermit kommen wir zu einem Punkte, der noch eine besondere Betrachtung erheischt, da der Dichter einen ungewöhnlichen Wert darauf gelegt und das Verständnis seiner Dichtung in hohem Grade von einer Würdigung ihrer Form abhängig gemacht hat. „Sinn und Form als Eins zu gestalten", sagt er selbst (an Eulenburg 5. September 1876), habe ihm als oberstes Gesetz seines Schaffens vorgeschwebt, und während er bei seinen übrigen Werken die Form mehr oder minder gering angeschlagen zu haben scheint, rückt er hier (a. a. O.) sie und ihre „Bedeutung, Absicht und Wirkung", als *ein Stück des Wesens*, nachdrücklich in den Vordergrund. Nicht als ob er auch hier strenge Korrektheit angestrebt oder gar erreicht hätte: besonders in den späteren, vollends in den noch nicht durchgesehenen letzten Teilen finden sich mehrfach Nachlässigkeiten in der metrischen Gestaltung, Reime ad hoc, Flick- und Ersatzwendungen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß gerade Gobineaus Leib- und Lieblingsmittel, wie gehäufte Kurzzeilen, nicht endende Reihen von Beiwörtern und Zeitwörtern, in eben jenen — zum Teil überhaupt weniger geglückten — späteren Teilen hie und da als

Wiederholung wirken. Aber im ganzen hat er doch zweifellos durch seine geniale Meisterschaft vor allem in der Anwendung des Rhythmus Erstaunliches im Amadis geleistet. Mit vollem Recht redet die Gräfin La Tour von dem „charme du rhythme, sa coloration, son mouvement, son harmonie parfaite avec le sujet“ und veranschaulicht letzteres noch im besonderen (an einer anderen Stelle ihrer Einleitung) an den Rhythmen, welche für die Naturbeschreibungen und Feenerscheinungen in regelmäßiger Wiederkehr angewandt werden („rhythme qui revient comme un bouillonnement de séve, comme un éclat de jeunesse et de gaieté“). Nicht sie allein hat ferner aus manchen Stellen, wie der Galaorszene in Nicäa, Musik herausgehört: wie Gobineau selbst, in dem erwähnten Briefe an Eulenburg, an Wagner erinnert, so hat einer von dessen Jüngern geradezu von Wagnerisch-orchestralen Wirkungen im Amadis gesprochen und Lienhard die Entzauberung Florizels neben das Waldweben im Siegfried gestellt.

Wir unserseits möchten dem allen nur noch hinzufügen, daß das sprudelnde Leben, das in den Schilderungen der Natur wie der Menschenseele den Rhythmen Gobineaus entquillt, auch wiederum zum guten Teile der Wirkung des Gegensatzes seine Reize verdankt, indem das Freie mit dem Strengen hier grundsätzlich wechselt. Darin nämlich zeigt sich Gobineau der heimischen Überlieferung getreu, daß er den alten Alexandriner als das eigentliche Knochengerüst seines Werkes bestehen läßt. Auf ihn, den er bald leicht und gefällig, bald kraftvoll, stahlhart, bald düster und traurig gestaltet, kommt er immer wieder zurück. Er ist wie der Mutterboden, von dem aus der Dichter in den freieren Rhythmen seine Flüge in die Lüfte unternimmt, und könnte insofern nicht ganz unpassend der Rolle des Rezitativs in den Oratorien und Passionen verglichen werden.

Haben wir also hierin, vom französischen Standpunkte,

einen gewissen konservativen Zug zu erkennen, so gibt sich freilich im übrigen Gobineau im Amadis, für einen Franzosen, umstürzlerisch genug. Schon die Romantik hatte eine organische Bereicherung des Wortschatzes durch Zurückgreifen auf das Altfranzösische und Hinübergreifen in das Dialektische angestrebt, und Gobineau ist dann auf diesen ihren Bahnen aufs kühnste weitergewandelt. Eine Fülle alter und volkstümlicher Worte finden sich im Amadis, darunter gar manche, die kein Wörterbuch verzeichnet; nicht minder solche, denen er eine andere Bedeutung gegeben, eine andere Anwendung als die gewöhnliche hat zuteil werden lassen: alles Dinge, die dem Werke, wenn es noch nötig gewesen wäre, im heutigen Frankreich den Eingang verschlossen hätten und gegen die ja überhaupt die Zeitgenossenschaft sich gemeiniglich sehr ablehnend zu verhalten pflegt — oder haben wir etwa beim Nibelungenring mit seinen vielen altertümlichen Erneuerungen und Neuschöpfungen nicht ähnliches erlebt? Die Sorglosigkeit aber, mit welcher der geniale Dichter sprachschöpferisch vorgeht und aller Kritik dieses seines Tuns zum voraus spottet, ist gerade das beste und für sein Werk heilsamste: sie fällt zusammen mit jenem allgemeinen Instinkte, der ihn überhaupt bei dessen Ausgestaltung untrüglich sicher leitet und in gleichem Maße der metrisch-rhythmischen Form, wie der Wortwahl, wie endlich der dichterischen Sprache im engeren Sinne zugute kommt. Für letztere ist im Amadis das über alle Mannigfaltigkeit der Schattierung hinweg Gemeinsame (immer von den nach allen Seiten hin auszunehmenden letzten Gesängen abgesehen) eine Anschaulichkeit, Frische und Unmittelbarkeit, welche namentlich die Bilder und Beschreibungen so reizvoll macht, aber auch der allgemeinen Erzählung zumeist das Gepräge kraftvoller Natürlichkeit und vollendeter Naivetät gibt. Altepische Anklänge in Anrufungen der Musen und Götter, Zwanglosigkeit der Übergänge, ungebundenstes Verweilen oder Abschweifen je

nach dem dichterischen Augenblicksbedürfnis, das alles gemahnt an die goldenen Zeiten der Poesie. Nicht zum wenigsten haben auch die der französischen, da noch die Trouvères ihre epischen Erzählungen „sangen und sagten", Gobineau vorgeschwebt, wie er denn ja (p. 510) zu dem Ehrgeize sich bekennt, die letzte chanson de geste haben singen zu wollen. Aber freilich bleibt es dabei nicht. Ein Gobineau konnte wohl ein Rittergedicht entwerfen, aber er konnte es nur als Gedankendichtung aus- und zu Ende führen.

Es ist interessant und wertvoll, an der Hand des Gedichtes selbst, wie auch brieflicher und sonstiger Zeugnisse, diese Wandlungen zu verfolgen, aufzuweisen, wie Amadis aus einer reinen Heldendichtung allmählich zum Kampfgesang, zum Zeitgemälde, zur gewaltigen Prophetie wurde, und wie er demgemäß auch im Kopfe seines eigenen Schöpfers sich in seinen verschiedenen Entstehungsstadien verschieden gespiegelt hat.

Zwar, darüber, daß für das, was ihm vorschwebte, einzig die höchste Ausdrucksform, die poetische, in Betracht komme, ist er keinen Augenblick je im Zweifel gewesen und ebensowenig darüber, daß er auch die Mittel der alten Ritterdichtung, einschließlich des Wunders, dafür wieder heranzuziehen habe. Es ist ihm das später selbst von besonnenen Beurteilern verdacht und eine solche „phantastische Einkleidung" dem Geiste unseres Zeitalters nicht entsprechend gefunden worden. Gewiß, es bleibt immer eine große Kühnheit, am Abschluß einer literargeschichtlichen Entwicklung die gleichen Töne anschlagen zu wollen wie am Anfang, da es doch offenkundig ist, daß die volle Naivetät der Voraussetzungen, mit der die Früheren zu Werke gingen, nie wieder zu erreichen ist, wie schon die alte Amadisdichtung beweist. Bei dem gleichen Bestreben, an einem Helden zu zeigen, wie hoch der Mensch sich erheben, was er in sich verkörpern könne, hatte einst Kleist in seinem Guiscard nach einem Heldenritter der Geschichte gegriffen.

Er war freilich damit gescheitert; es gelang ihm nicht, das überschwänglich Große, das ihm vorschwebte, wirklich in eine Gestalt zu fassen. Gobineau entschied sich für die Sage, weil er deren typische Gebilde für geeigneter hielt, seine Ideale, durch keine geschichtlichen Bedingtheiten eingeschränkt, in sich aufzunehmen[1]. Aber gerade deren wesentlichste Bestandteile, wie eben das Wunder, hatten nun die vorbezeichneten Wandlungen mitzumachen: im ersten Teile naiv anschaulich, erscheint das Wunder in den späteren bewußt symbolisch, in den letzten apokalyptisch-seherhaft, in dem Maße wie der Dichter sich von Ariost Dante und von Dante den Fernblicken in die Zukunft zubewegte und dementsprechend dann auch seinen Gegenstand behandelte.

Über diesen hat er sich zuerst zu der Zeit des Erscheinens seines ersten Teiles, im Sommer 1876, näher ausgesprochen, in brieflichen Äußerungen gegen die Gräfin La Tour, welche in längeren ästhetischen Darlegungen ganz allgemein sein idealistisches Schaffen dem naturalistischen gegenüberstellen und als über die vergänglich wechselnden Gebilde der Tagesmode hinweg auf der Suche nach dem absoluten, ewigen Schönheitsideale begriffen schildern. Kurze Zeit darauf wird dann (an Eulenburg 6. September 1876) dem so Angestrebten und formal Festgestellten ein näherer materieller Inhalt gegeben, indem „die freudige Ritterlichkeit, das Gefühl gesunder Lebensfreudigkeit und das Vertrauen auf innere Kraft, selbst im tiefsten Mißgeschick" als der Grundgedanke des Amadis be-

[1] „Il n'y a réellement au monde que les romans de chevalerie. C'est de plus en plus ma manière de voir", schrieb er schon von Teheran aus (Juli 1863) an seine Tochter und hat dabei, wie so oft, wieder Schiller auf seiner Seite, der noch am Abend des 6. Mai 1805 ausrief: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten, da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen". (Caroline von Wolzogen, „Schillers Leben" S. 364.)

zeichnet wird. Am 22. Oktober 1879 ſchreibt er an Keller — er iſt inzwiſchen tief im ſpäteren Amadis drinnen —: „Der erſte Teil ſchildere das Ideal der Moral und des Schaffens des Mittelalters, der zweite die Moral und das Schaffen der Gegenwart, der dritte die Folgen dieſer Denk- und Schaffensweiſe und den Zuſammenſturz der modernen Welt", und an denſelben am 30. Mai 1880: „Amadis ſpiegele den gleichen Gedanken, den Ottar Jarl nach ſeiner praktiſchen, geſchichtlichen Seite gebe, nach ſeiner geiſtigen, ideellen", und ganz ähnlich an Frau Wagner (26. Dezember 1880), er habe, nachdem er in ſeinen früheren Werken die allgemeine Veranlagung, die Dauereigenſchaften der Raſſen, Völker und Familien feſtgeſtellt, nun auch noch das Ideal eines jeden Blutes, das als Schönſtes und Beſtes ihm Eignende, herausarbeiten wollen. Als er einige Monate darauf an den Familienabenden im Wagnerſchen Hauſe aus dem Amadis vorlas, tat er dies in dem Sinne, daß hier „unter dem Bilde eines letzten Ritters aus dem Edelſtamme die tragiſche Schlußſzene der Raſſengeſchichte dargeſtellt werde: die heroiſche Verbrüderung der Überreſte des einzig noch Echten und Großen wider die übermächtigen Anſtürme des Gemeinen und Unreinen, bis zum endlichen unausbleiblichen Todeskampfe des höchſten ſich ſelbſt getreuen Heldentumes". (Glaſenapp Bd. VI S. 470.)

Das alles paßt vortrefflich zuſammen und gibt vom Weſen und Werden des Amadis ein durchaus klares, wenn auch noch nicht erſchöpfendes Bild. Noch fehlt nämlich ein Zug daran, den uns das Gedicht genügend ahnen laſſen würde, auch wenn er uns nicht durch Mitteilungen der Gräfin La Tour noch näher erſchloſſen würde: das ſubjektive Moment, die perſönliche Beteiligung Gobineaus an ſeiner Schöpfung.

Nach allem bisher Ausgeführten wird ſich der Leſer ſchon ſelbſt ſagen, daß nach dieſer Seite vornehmlich die ſpäteren

Teile in Betracht kommen. Wenn zwar das Wort der genannten Freundin „Amadis est bien le poème de l'homme qui n'a jamais failli à l'honneur. Il est bien Gobineau tout entier" für das Ganze gilt, so das andere, das sie mehrfach ausgesprochen hat, „Amadis sei ein Werk der Rache" (une œuvre de vengeance), für die letzten Gesänge, für den Gobineau der siebziger und achtziger Jahre. Von dem damaligen Seelenprozesse gibt uns die Gräfin das folgende Bild: „Gobineau kämpfte energisch, um sich seine Heiterkeit zu bewahren. Von der sich aufbäumenden, aber ohnmächtig bleibenden Entrüstung war ihm nur eine philosophisch-unpersönliche Verachtung für eine niedrige, entehrende, aus Lügen und Eitelkeiten, Undankbarkeit und niederem Begehren zusammengesetzte Menschheit übrig geblieben. Er hatte ihre giftigen Wunden verspürt, er haßte sie, und diesem Haß, dem einzigen, dessen er fähig war, hatte er in den letzten Gesängen freien Lauf gelassen. Es war seine einzige Rache; an ihr hatte er sich gesättigt."

Es war die Rache der Göttersöhne, dürfen wir hinzusetzen, im Sinne des Wortes, das sich in sein letztes Taschenbuch eingetragen findet:

O sainte, vénérable, adorable vengeance,
Bien sacré que le Dieu réserva pour lui seul.

Nicht zwar, als ob nicht das Menschliche sich vereinzelt störend und trübend in diesen erhabenen Racheakt eingeschlichen hätte: man wird es schwerlich bestreiten können, daß in der Brandmarkung des Gemeinen und Niederträchtigen, wie des Wahnes und der Verblendung, die ihm im Leben, insbesondere im Staatsleben und in der Gesellschaft seines Landes begegnet waren, der nachzitternde Grimm nicht immer Maß gehalten, daß er gelegentlich reichlich stark aufgetragen, daß insbesondere der Dichter auch Häufungen, Wiederholungen und Einseitigkeiten bei seinen Schilderungen der Entarteten, der Pöbel-

maſſen nicht ganz vermieden hat. Seine Härte, ſeine Erbarmungsloſigkeit könnte erſchrecken, wie z. B. die Abweiſung der mit letztem Hilferuf ſich zu ihm Flüchtenden durch Amadis (p. 500). Um dies alles zu begreifen, muß man ſich aber immer wieder erinnern, daß ſeit den Tagen des Konvents in Frankreich alle politiſchen und geſellſchaftlichen Auswüchſe unvergleichlich viel ſchroffer hervorgetreten, alle daran ſich knüpfenden Kämpfe mit dreifach ſtärkerer Heftigkeit zum Austrag gebracht worden ſind als in den übrigen Ländern, und daß ein Niedergangs- und Verſeuchungs-Charakter jener ganzen Epoche auch von weit ruhigeren, objektiv beobachtenderen Geiſtern immer zugeſchrieben werden wird, wenn wir ſie zumal auf die nächſten Jahrzehnte mit ausdehnen, wie wir das müſſen und entſprechend der Sehergabe Gobineaus auch dürfen. Gar manches hat er ja im Amadis geahnt und im voraus geſchildert, was wir dann erſt erlebt haben, wie z. B. die Abſtumpfung der Geiſter gegen Ehre und Gewiſſen in England und Amerika, die Plattheiten und materialiſtiſchen Orgien gewiſſer Gelehrter; und ebenſo hat er unter dem Parnaßbilde ſo manchen ſeitdem erfolgten Genieſtreich unſeres poſitiviſtiſchen Zeitalters, die Wegleugnung höchſter und hehrſter Geſtalten, mit denen es nichts mehr anzufangen weiß, wie der Johanna von Orléans, Shakeſpeares, ja Chriſti, parodierend vorweggenommen. Kein Zweifel, daß der Dichter mit dieſem „Amadis n'a jamais existé“ wiederum auch auf das ihm ſelbſt bereitete Schickſal hindeutet, wie ebenſo der Gedanke, daß die letzten Ritter und Helden einer großen Kulturepoche ſich an alles geiſtig Große der Vorzeit klammern, in deren geiſtige Domänen (den Parnaß) als letzte Zuflucht ſich zurückziehen, ein echt Gobineauſcher iſt. Gerade er, der im übrigen im Innerſten immer die Tatenmenſchen über die Werkemenſchen ſtellte, wußte doch, daß die Seele auch jenen nur aus dieſen Gefilden kommt, daß ſie des Anhauches der Poeſie nicht ent-

raten können, ja, daß ihre Taten einzig dank dieser noch fortleben, wenn sie in der Welt der Wirklichkeit keine Stelle mehr haben.

Was aus der Gestalt des Ayglain Selbsterlebtes sprechen mag, wer wollte es mit Bestimmtheit sagen? In ihm verkörpert Gobineau einerseits das furchtbare Gesetz des Unterliegens auch der Edlen unter dem Dämon, der mit seinem Unheilstranke die Reihen der Menschen durchschleicht, die entsetzlichen Triumphe der Sinnenliebe und die Vergiftung des besseren Selbst durch sie, anderseits die noch keinem Auserlesenen erspart gebliebene Erfahrung, daß auch für das edelste und reinste Beginnen nicht immer nur und nicht dauernd die edelsten und reinsten Mithelfer zu gewinnen sind, daß keine Kämpfer- und Ritterschar so leicht ohne einen Abtrünnigen sein wird. Auch das mag sich Gobineau, dem Seher und Schwarzseher, als eigenes schmerzliches Bekenntnis entrungen haben, daß gerade vor der letzten Entscheidung — sei es, wie bei Amadis, des Handelns, sei es, wie bei ihm selbst, der Erkenntnis — noch wieder viele abfallen und nur wenige ausharren, wie immer auch das Ende sein möge.

Aber das eine muß zum Schluß dieser Betrachtung gesagt werden: wenn zuvor von einer persönlichen Beteiligung Gobineaus am Amadis gesprochen wurde, so ist dabei um alles nicht an sein individuelles Erleben und Fühlen zu denken, vielmehr spricht hier immer nur der für die Menschheit kämpfende und leidende Held, wie er ihn eben in seinem Amadis geschildert hat, aus ihm. In dieser hohen Stellung, aus diesem großen Sinne heraus konnte er es am Ende wagen, einem Gewaltigen der Geistesgeschichte wie Cervantes entgegenzutreten. Er haderte mit diesem, wie wir sahen — Amadis ist gewissermaßen eine Antwort auf Don Quixote. Sie konnte nur lauten: und doch soll und muß es noch Ritter geben! Die Gerechtigkeit, die Cervantes dem Amadis be-

willigt, genügt unserem Dichter nicht, er ruht nicht, bis er ihn im vollen Glanze wieder hat erstehen lassen, bis er ihm die Aureole zurückerobert, mit welcher er in die Unsterblichkeit eingeht.

Wird unsere Zeit ihm in diesem seinem Tun folgen können? Unendlich fern scheint sie den Idealen der Ritterzeit zu stehen, Cervantes' Spott hat bis heute das Feld behauptet und über all das Ewiggroße, Erhabene und Schöne, das jene Ideale bargen, einen Nebelschleier geworfen. Und doch, wenn man näher darauf hinblickt, was christliche Moral und germanischer Rittersinn aus jenen Gestalten gemacht hat, die in einem Gottfried von Bouillon, einem Heiligen Ludwig, einem du Guesclin und Bayard und so vielen anderen ihre höchste Ausprägung fanden und die dann als Amadis, Gawan und Perceval in die Dichtung übergingen, wenn man sieht, wie sie Ehre und Liebe, Treue und Glauben faßten, wenn man etwa die Formel des alten Rittereides aus den besten Zeiten des Rittertumes liest, wie wir sie an anderer Stelle (im Dokumentenbande) im Wortlaute mitteilen, so wird man allerdings sagen müssen, daß die Menschheit ihr Ideal vom Menschen und seinen Aufgaben nie höher und edler gefaßt hat, und daß insofern nichts begreiflicher erscheint, als daß einem Gobineau die vorbildlichen Verkörperer dieser germanischen mittelalterlichen Ritterschaft, mochten sie nun der Sage oder der Geschichte angehören, als die Blüte des Menschentums schlechthin galten.

So fehlt es denn nun aber auch in unseren Tagen nicht ganz an Anzeichen, daß auf den unzerstörbaren Kern jener Eidesformel alle diejenigen immer werden zurückgreifen müssen, die überhaupt an einer höheren Bestimmung des Menschen festhalten[1]. Und wenn ferner die Erkenntnis, daß heute Händler-

[1] Eine erfreuliche Erscheinung ist es, daß solche Anzeichen sich besonders an den Universitäten geltend machen, denen sonst öfter und

und Heldengeist, Räuber- und Ritterſitten den Kampf um die Vorherrſchaft in der Welt ausfechten, als Ergebnis des letzten politiſchen Jahrzehnts und vollends der Jahre des Weltkrieges bei uns die Geiſter erfüllt, ſo darf wohl auch geſagt werden, daß Gobineau dieſe Erkenntnis in der großen prophetiſchen Allegorie ſeines Amadis lange zuvor dichteriſch vorausgenommen hat. Wehe dem Volke, dem ſo wie den Briten jeder Begriff, jede Ahnung von Ritterlichkeit geſchwunden iſt! Auch im Lande Gobineaus, einſt deren erſter und bevorzugteſter Heimat, iſt nicht viel mehr davon zu finden. Um ſo mehr wollen wir uns glücklich preiſen, daß wir in unſeren Weddigen und Graf Spee, Hindenburg und Mackenſen nicht nur unſere Helden, ſondern immer noch und trotz allem auch ein Stück vom Ritter zu ſehen vermögen. Der Mammonsgeiſt hat von Albion aus die Welt gegen uns gehetzt, der Amadisgeiſt hat ihm von Deutſchland aus die Stirn geboten und ihn in ſeine Hölle zurückgeſcheucht. Eine ſchöne Fügung läßt Gobineau in ſeinem Abſchiedswerke an den letzten Germanen den gleichen Gedanken veranſchaulichen, wie ſeinen großen Freund in der Nibelungentragödie an den erſten: wie ſie, indes rings umher alles dem

---

mit leider nur zu großer Berechtigung ein bedenkliches Mit-dem-Strome-ſchwimmen nachgeſagt werden konnte. Als einer der erſten hat Profeſſor Cartellieri in Jena die Neubelebung des Rittertums durch den Amadis begrüßt und ſich eine gerechtere Würdigung deſſen, was die moderne Welt dem Rittertum verdankt, davon verſprochen. Bei der Überreichung des Ehrendoktordiploms an den General Gaede am 15. Dezember 1915 hat der Prorektor der Univerſität Freiburg, Profeſſor Aſchoff, in ſeiner Anſprache wörtlich geſagt, daß „die Pflege der Ritterlichkeit ein altes Erbteil unſerer Univerſitäten ſei, daß nicht umſonſt der Student wie der Offizier als Zeichen ritterlicher Abſtammung das Schwert an ſeiner Seite führe, und daß dieſes Gefühl ritterlicher Verantwortlichkeit in unſerer Studentenſchaft zu pflegen neben der Übermittelung der geiſtigen Güter die wichtige Aufgabe des Hochſchullehrers ſei".

Fluche der Materie, des Goldes unterliegt, in ihren höchsten Helden dank angeborener Art sich diesem entwinden.

Auf diesen Punkt des Germanischen muß nun aber bei der Problemstellung des Amadis noch ein letztes Mal besonderes Gewicht gelegt werden — einen Punkt, der von manchen Seiten als abschwächend für Gobineaus Ruhm und Wahrheiten ausgedeutet wird, während alle, die ihn recht aus ihm selbst heraus verstehen, überzeugt sind, daß, wenn jene Problemstellung an sich schon eine Tat bedeutet, dies gerade wegen ihrer germanischen Fassung der Fall ist[1].

Amadis ist ganz auf den Gedanken begründet, daß die Blonden, die Lichten, der Geschichte ihre eigentliche Seele eingehaucht haben, daß ihr mit deren unaufhaltsamem Rückgang und Schwinden der höhere Zug, der ideale Nimbus genommen, daß sie entadelt werde. Möge ein jeder durch einen Blick auf die heutige Menschheit, auf die Ereignisse des Weltkrieges zumal und deren Rückwirkungen auf die Völker, sich davon überzeugen, wie tief unser Seher hier geblickt hat. Schon heute belegen hundertfältig gesammelte Einzeldaten der Wissenschaft die Richtigkeit seiner These[2]; und die geschichtlichen

[1] Hier darf vielleicht daran erinnert werden, daß Gaston Paris (Les Épopées françaises, T. I² p. 37) vom mittelalterlich-französischen Epos die treffende Definition „germanischer Geist in romanischer Form" gibt. Gobineau ist also im allgemeinen Jahrhunderte später einer alten Überlieferung treu geblieben.

[2] Die weitgehende Übereinstimmung der im Essai wissenschaftlich vorgetragenen, im Amadis poetisch veranschaulichten Ideen mit wenn auch nicht allseitig anerkannten, doch weit und immer weiter verbreiteten Ergebnissen nachgobineauscher Forschung kann jedes Buch der sozialanthropologischen Schule zur Genüge belegen. Insbesondere steht das gesamte Wirken des bedeutendsten Geistes, der nach Gobineau zu diesen Dingen das Wort ergriffen hat, Ludwig Woltmanns, im innigsten Einklang mit seiner Lehre. Dessen gesamte Politisch-Anthropologische Revue sowie seine „Politische Anthropologie" legen davon

Wandlungen im europäischen Völkerleben werden vollends auch das Zukunftsbild der Krisis der weißen Rasse entsprechend beeinflussen. Droht doch schon nicht mehr von Osten allein der Ansturm. Ehrlos, herzlos, gewissenlos haben Frankreich und England Scharen der Niederrassen gegen den Hauptort der germanischen Welt bewaffnet und losgelassen und damit das Weltbild des Amadis zu verwirklichen begonnen.

Dieses Weltbild bleibt in seiner ganzen Wahrheit bestehen, gleichviel ob man mit Gobineau an den unabwendbaren Niedergang der Menschheit glauben oder von einem Neuaufstieg des Deutschtums sich noch bessere Zeiten erhoffen möge. Der springende Punkt bleibt in jedem Falle das Gebundensein der sittlichen Läuterung, der Höchstfassung sittlicher Pflichten an

---

Zeugnis ab. Die Gedächtnisnummer der Revue nach seinem Tode (Jahrgang VI No. 1, April 1907) weist eine ganze Reihe bedeutsamster Einklänge auf, gipfelnd S. 81 in der Zusammenfassung Georg Lomers: „Was ein Gobineau geahnt, ward ihm zur freudigen und zugleich tragischen Gewißheit . . . : daß die kulturschaffende Nordlandrasse, die vielleicht höchstqualifizierte unter den Rassen der Erde, Blüten über Blüten herrlicher Geistesentwicklung aus sich heraus treibt, um schließlich, erschöpft und verzehrt im Dienste der Kultur, minderwertig geworden durch allzu heterogene Vermischung, matt zurückzusinken und anderen, weniger vollwertigen Rassen das Feld zu überlassen". Ganz im gleichen Sinne sagt Schmidt-Gibichenfels, Woltmanns würdiger Nachfolger in der Leitung seiner Zeitschrift, im 13ten Jahrgang (S. 123): „Mit der letzten Heldenschar dieser Rasse würde auch der letzte höhere Mensch und die höhere Kultur überhaupt zu Grabe getragen, genau so, wie mit der *ersten* Heldenschar dieser oder einer ihr geistig-sittlich ähnlichen Rasse der Keim zu jeder höheren Entwicklung gelegt war". Neuerdings hat, im Geiste Gobineaus und Woltmanns, der anthropologisch-historischen Lehre eine gewissermaßen populäre Fassung gegeben Otto *Hauser* in seinem von der Vereinigung „Heimat und Welt" herausgegebenen Buche „Rasse und Rassefragen in Deutschland" Weimar 1915, welches (besonders S. 34. 39. 43. 53 ff. 73 ff. 123 ff. bis Schluß) die Anschauung des Essai und des Amadis uneingeschränkt zur Darstellung bringt.

das edle Blut, das Zusammenfallen und gegenseitige Sichbedingen von Rasse und Ethik. Immerhin darf es mit Freuden begrüßt werden, daß die germanische Vormacht, indem sie in dem großen Jahre 1914 Gobineaus Weissagungen die Erfüllung brachte, sie zugleich in unverhofftem Maße aus dem Düster-Katastrophalen ins Heroisch-Sieghafte umbog, daß die Ehre noch einmal ihr Banner in dieser Welt aufpflanzen durfte und das Amadisende damit zum mindesten auf absehbare oder unabsehbare Zeit wieder hinausgeschoben erscheint. Aber freilich nur so lange, als der arische Gedanke — gleichviel in welchem Maße wir ihn uns als ein Blutserzeugnis und -abzeichen oder als ein bloßes Sinnbild vorstellen — im Sinne Gobineaus unter uns lebendig bleibt, als dessen furchtbare Schilderung der modernen Welt, insbesondere sein „tout est là marchandise", auf uns keine Anwendung findet, als Deutschland das Land bleibt, für welches letzten Endes Dichtungen wie Amadis geschaffen und in welchem sie verstanden werden.

Damit wären wir bei der Frage der Aufnahme und der ferneren Schicksale und Aussichten des Amadis angelangt.

Wir sahen oben, wie Gobineau sein Alles daran gesetzt hat, diesem einen Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Er war von dem überragenden Wert seiner Schöpfung vom ersten Augenblick an durchdrungen. Schon am 20. September 1869 schrieb er von Rio aus seiner Gattin: „Je lis les poèmes chevaleresques de Tennyson; c'est beau, mais cela ne me diminue pas mon Amadis", und am 13. Oktober 1876 an die Schwester: „C'est pour moi le meilleur et le plus cher des mes ouvrages", und an dieselbe 15. Februar 1877: „C'est mon œuvre de prédilection."

Ganz verstanden sah er sich anfänglich nur im allerinnersten Freundeskreise: im September 1876 nennt er einzig die Vier, die Gräfin La Tour, Dom Pedro, den alten Prokesch und den jungen Grafen Eulenburg (brieflich an den Letztgenannten)

als Begreifende, zu denen dann zu seiner Freude bald auch die Mère Bénédicte hinzutrat.

Weniger Glück hatte er, wie wir sahen, bei Wagner, dem das Reinepische, an Chrestien von Troyes, Wolfram und Ariost Erinnernde sich nicht erschließen wollte, wenn er auch alles Gedankliche, wie namentlich den großartigen Eingang, die Selbstcharakteristik des Mittelalters, welche Gobineaus Lieblingsideen noch einmal so wuchtig zusammenfaßt, aufrichtig bewunderte. Zu größter Begeisterung stimmte das Gedicht dagegen den anderen Freund aus dem Reiche der Töne, Boito, der sein Urteil dahin faßte, „es sei darin etwas vom Ariost und etwas vom Dante, und dann ein Drittes, Modernes, was die neueren Franzosen anstreben, aber nicht erreichen, eine quellende Frische, Leichtigkeit und Natürlichkeit, eine Formvollendung, wenn auch nicht mit jenem pedantischen Maßstabe gemessen, den man nun einmal an das Rittergedicht nicht anlegen dürfe." Gobineaus Versschmiedekunst stellt er neben die Victor Hugos[1].

Von einem anderen italienischen Freunde, dem Grafen Sanvitale, möchten wir dessen Urteil über Amadis hier um so mehr wiedergeben, als es an einem schönen Beispiele lehrt, wie gerade schlichte Geister oft die großen Probleme in ihrem Kerne erfassen. Nachdem er das Dantesche des Gedichtes („toute la vigueur de conception du Dante") hervorgehoben, fährt er fort: „C'est beau et grand comme l'étaient les sentiments de l'auteur qui a décrit l'épopée de l'idéal et la chute de toute société qui s'en éloigne assez pour se vautrer bourgeoisement glorieuse et triomphante dans la boue des intérêts matériels."

[1] Ganz ebenso spricht Max Koch (Neue Preußische Zeitung, 17. Februar 1914) von „einem Reichtum an wechselnden Versen und Rhythmen, der an Victor Hugos beste formale Leistungen in seinen Herbstblättern und orientalischen Gebilden erinnert."

Wie sollte nun diese „Epopöe des Ideales" im Vaterlande des Dichters fahren?

Freunde wie Madame Renan und Graf Basterot natürlich hielten auch bei dieser Gelegenheit treulich bei ihm aus. Auch noch ein einziger ihm bis dahin fernstehender bedeutender Franzose, Théodore de Banville, hat damals den Mut und das Verständnis besessen, eingedenk der Tatsache, daß Frankreich dereinst das Vorland des Rittertums gewesen, sich ganz unbedingt und warm zu dessen neuestem Verkünder zu bekennen. Er schrieb erst eine Besprechung im „National" (31. juillet 1876), in welcher er Gobineau als „poète de race, à la fois lyrique et spirituel comme le veut l'idéal moderne" feierte und seine Verse als „brillants, solides, charmants, parfois épiques et larges, parfois aussi étincelants d'une ironie à mille facettes"[1] bezeichnete. Ganz unvergleichlich viel wärmer wurde er dann noch in zwei Briefen, nachdem der dankbare und beglückte Gobineau sich ihm, ebenfalls auf diesem Wege, genähert hatte. Da heißt es unter anderem: „Je serai infiniment heureux de pouvoir serrer la main qui écrit de si nobles et de si charmants vers . . . J'aime dans votre Amadis toutes les qualités françaises, d'esprit, de bravoure, de bonne humeur, de grâce, que vous savez si bien unir au grand souffle lyrique, et aussi cet amour du chevaleresque dont je suis et serai toujours possédé moi-même, en dépit du grand Cervantes." Er fährt dann fort, es sei ganz ein anderes Ding, den Menschen heroische Taten zur Nacheiferung vorzuführen, als sie durch Laster und Platt-

[1] Dieses volle Eintreten Banvilles für den Amadis auch nach Seiten der Form wiegt um so schwerer, als er, der aus der Schule Victor Hugos und André Chéniers kam, selbst für einen unübertroffenen Meister in letzterer Beziehung galt. Man vergleiche hierzu Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, XIV 79ss. Man sollte sagen, daß ein Lob aus solchem Munde den Tadel von hundert Nörglern übertönen müßte.

heiten angeblich abzuschrecken, und schließt mit den Worten: „Votre poème est sain comme un vin généreux avec lequel on ne regrette pas de s'être fortifié et désaltéré."

Dieses Beispiel hat dann aber im späteren Frankreich keinerlei Nachahmung gefunden. Keinem fiel es mehr ein, über die angeblich verfehlte Form hinweg mit dem Dichter sich in jene Regionen emporzuschwingen, wo die großen Fragen des Menschentums zur Klärung kommen. Nur zaghaft und bedingt wagte hie und da einer der jüngeren Freunde ein kleines Lob, und selbst ein Schuré wußte mit der épopée diffuse en vers médiocres nichts besseres anzufangen als sie der raillerie gauloise ohne Bedauern preiszugeben. Die hat denn nun auch seitdem ihr Spiel damit getrieben. In dieser höhnenden Ablehnung des Amadis in Frankreich aber werden wir anderen wohl ein Stück Selbsteinschätzung sehen dürfen, auf das die Franzosen nicht eben stolz zu sein brauchen.

In Deutschland hat, noch zu Lebzeiten Gobineaus, den ersten Teil des Amadis Franz Muncker eingeführt in einer ausführlichen Besprechung der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1881 No. 40 vom 9. Februar. Sie enthält, neben dankenswerten literargeschichtlichen Winken, eine gute Analyse, sowie manche treffende Bemerkung zur Beurteilung des Werkes. So hebt Muncker richtig hervor, daß in der kulturhistorischen Schilderung der Länder, über welche Amadis und Florizel vom Strande des Kaspischen Meeres nach Britannien hinwegeilen, „in großen Zügen der Gang der Weltgeschichte von Vorderasien durch Griechenland und Italien nach dem germanischen Norden gemalt werde."

Seit dem Wiederaufleben Gobineaus in den neunziger Jahren haben alle intimeren Teilnehmer an dieser Bewegung dem Amadis die verdiente Beachtung und Schätzung nicht vorenthalten. Kretzer („J. A. Graf von Gobineau" S. 254 ff.) tritt mit Recht dafür ein, daß „die fremdartige Phantastik,

in welche der Dichter sein hohes Lied vom Ewigen Arier gekleidet hat", diesem nicht zum Nachteil gereiche. R. Schlösser betont die gewaltigen Wirkungen des Künstlers Gobineau, der auch da mit fortreiße, wo man sich sträube, dem Denker zu folgen.

Sehr eingehende Untersuchungen hat Fr. Lienhard dem Amadis bei uns zu teil werden lassen[1]. Sie enthalten eine Fülle schöner und guter Beobachtungen zur Charakteristik nicht nur des Amadis, sondern Gobineaus überhaupt. Nur versagt Lienhards Verständnis (seiner eigenen Natur entsprechend) dem Rassengesichtspunkte gegenüber, der nun aber doch einmal in gewissem Sinne als der eigentliche Kern auch dieses Werkes festgehalten werden muß[2].

Der Verfasser hat in dem öfter genannten Buche „Gobineaus Rassenwerk" S. 485—492 den Amadis behandelt und möchte das dort Vorgetragene zur Ergänzung des hier Gesagten hinzugenommen sehen, wie es ja denn schier unmöglich ist, einen Gegenstand von solchem Reichtum in einem Kapitel zu erschöpfen.

Nach Lienhard hat noch Alfons M. Scherer (im „Hochland" vom 1. September 1909) eine wertvolle Studie über Amadis veröffentlicht, die sich, teilweise an jenen anknüpfend, dann aber doch auch wieder ganz selbständig, vor allem durch feinsinnige psychologische Ausdeutung manches Einzelnen auszeichnet. Scherer führt treffend aus, wie die Übermacht des

[1] In seinen „Wegen nach Weimar" Oktober u. ff. 1907. Auch im Sonderdrucke: „Gobineaus Amadis und die Rassenfrage", Stuttgart 1908. Auch zu einem schönen Gedicht „Parsifal und der Büßer" (in „Lichtland", Stuttgart 1912, S. 60) ist er durch eine Stelle des Amadis (p. 258 ss.) begeistert worden.

[2] Man vergleiche hierzu Fr. Friedrich „Rasse und sittliche Forderung. Eine Auseinandersetzung mit Lienhard über Gobineau." (Bayreuther Blätter, Jahrg. 32, 1909, S. 147 ff.)

sittlichen Gefühls alle etwaigen Bedenken der Gedankenwelt des Amadis überwinde: „überall bricht die Empfindung für das Gute und Erhabene durch, und die Rassentheorie, die allerdings die Grundidee des Ganzen bildet, ist so ins Ethische symbolisiert, daß wir das Werk vielmehr als einen Kampf des Tages mit der Nacht empfinden. Durch seine willkürlichen Gedanken hindurch setzt sich mit unbewußter, weil elementarer Wucht die vollkommene ethische Persönlichkeit des Dichters durch." Und zur Bekräftigung zieht er dann noch das schöne Wort Lienhards heran, das ja auch wir voll unterschreiben können: „der tiefste Kern von Gobineaus Rassenlehre ist eine poetisch-aristokratische Empfindung und ein sittliches Erlebnis. Nicht die dunkle Rasse als solche bekämpfte dieser stolze Geist, sondern das Dunkle der niederen Gesinnung; und nicht Haut- und Haarfarbe der weißen Rasse ist für ihn das Leuchtende, das Liebenswerte, sondern die lichtere Substanz der edleren Seelen" (beides erscheint Gobineau freilich untrennbar).

Einen gewissen Aufschwung hat natürlich die Veröffentlichung der deutschen Ausgabe in die Befassung mit Amadis gebracht, wenn auch hervorragendere Erscheinungen aus unserer Preßliteratur dabei nicht zu verzeichnen sind[1].

Eine Weissagung über die Zukunft des Amadis in Deutschland (und damit überhaupt) wäre ein gewagtes Ding. Die schon von Burckhardt mit Recht festgestellte Tatsache, daß die meisten epischen Dichtungen nur noch ein literargeschichtliches Dasein fristen, eine Tatsache, deren Wirksamkeit im vorliegenden Falle durch den allegorischen Charakter des Amadis schwerlich abgeschwächt werden dürfte, der teilweise unvollendete Zustand und der durch das Nachlassen und schließliche Zusammenbrechen der Kräfte des Dichters bedingte geringere Wert gewisser Ab-

[1] Zu erwähnen wäre allenfalls nur noch Rudolf W. Linke in der Politisch-Anthropologischen Monatschrift 1914, Maiheft, und früher schon im „Hammer", Jahrg. 11 (15. April 1912) S. 208 ff.

ſchnitte des letzten Teiles, die ungeheuren ſprachlichen Schwierigkeiten des Ganzen — das alles ſcheint einer günſtigen Vorausſage im Wege zu ſtehen. Einzig wenn wir eines Tages eine auf der vollen Höhe des Originales ſtehende Verdeutſchung zu erwarten hätten, könnte dem allen zum Trotz Amadis auch über den ihm ſicheren eſoteriſchen Kreis hinaus zur Geltung kommen. Doch wäre es faſt ein Wunder zu nennen, wenn je alle die wirbelnde Fülle dieſer Phantaſiegebilde, alle dieſe gedrängten Kühnheiten, dieſe ſprachtechniſchen Hemmniſſe glücklich bewältigt werden ſollten.

Indeſſen dürfen Erwägungen über Erfolgsmöglichkeiten bei der Beurteilung gerade dieſes Werkes keine Rolle ſpielen. Wenn je von einem, gilt hier der Satz, die Hauptſache ſei, daß es geſchaffen worden. Wir würden den ganzen Gobineau ohne Amadis nicht wahrhaft kennen. So erſt kennen wir ihn ganz.

Neuntes Buch.

Gobineau.

Um ein möglichst zutreffendes Endesbild von Gobineau zu gewinnen, werden wir gut tun, von seiner Gesamtgestalt auszugehen und, nachdem wir alsdann alle seine einzelnen Hauptseiten nochmals ins Auge gefaßt, zum Schluß wieder auf jene zurückzukommen[1].

Gobineaus Universalismus ist von den verschiedensten Seiten hervorgehoben und geschildert worden. Er selbst, in diesem Falle gewiß sein zutreffendster Beurteiler, hat wiederholt versichert, daß seine Reichhaltigkeit seiner Tiefe keinen Eintrag tue, am einleuchtendsten und schönsten in der für seine Selbstcharakteristik so unschätzbaren Stelle an Keller vom 9. April 1868, aus welcher wir ersehen, wie sehr jene oberflächlichen Modernen, die da gemeint haben, „er habe mit allen neun Musen zugleich charmiert", ihm gegenüber für immer zur Ohnmacht des Unverständnisses verurteilt erscheinen; wie in Wahrheit vielmehr sein Wesen in jener Tiefe verankert

[1] An diesem Punkte unseres Lebensbildes angelangt, möchten wir einen Hinweis nicht unterlassen, den gerade dieser Blick auf die Gesamtgestalt Gobineaus an die Hand gibt. So sehr es nämlich einerseits zu Tage liegt, daß letztere uns nicht am wenigsten durch das hier neu hinzugebrachte Material erschlossen ist, so entspricht es anderseits einem Gebote der Billigkeit, hervorzuheben, wie viel auch die frühere Literatur über Gobineau zu ihrer Herausarbeitung beigetragen hat. Wir haben alles Wichtigeren an den entsprechenden Stellen Erwähnung getan und möchten, zusammenfassend und ein letztes Mal, hier nur noch der vier hauptsächlichsten Buchwerke gedenken, von denen Frankreich und Deutschland je zwei — Seillière und Dreyfus, Kretzer und Friedrich — besitzen. Näheres über sie in „Gobineaus Rassenwerk", über Kretzer auch Politisch-Anthropologische Revue, Jahrgang 10 S. 644, über Seillière Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 152, 1903.

liegt, wo alles Geistige noch ungeschieden ruht, um von da in hunderterlei Gestaltungen emporzusteigen zur Auswirkung in der Erscheinungswelt, wo er denn nun als Politiker den Gründen der heutigen, als Mann der Wissenschaft denen der vergangenen Dinge, wie nicht minder den Problemen des Seins in Natur- und Geisteswelt, nachgeht, als Dichter und Künstler den Menschen in allen Formen, Gestalten und Zusammenhängen, den sagenhaften, den geschichtlichen, wie den modern-sozialen, zur Darstellung bringt, in dem allen doch immer die ursprüngliche Einheit wahrend, die eben nur Originalgenies eignet. Ihnen muß Gobineau unbedingt zugerechnet werden, wenn auch nur ein Teil seiner Werke (Essai, Renaissance, Amadis) im höchsten Sinne ganz neue Originalschöpfungen sind, in anderen er die Bahnen Früherer, wie Byron, Scott, Mérimée, wandelt, wo er dann aber stets jenen Ebenbürtiges, in einzelnen Fällen Überlegenes geschaffen hat, wie er denn überhaupt zu den Geistern gehört, die den Stempel einer bedeutenden, urmännlichen Eigenart allen Kundgebungen ihres Wesens, selbst den minderwertigeren, aufzudrücken vermögen.

Als den Grundzug, der diese Einheit zusammenhält und verkörpert, haben wir an anderer Stelle den Realidealismus (Idealismus in den Zielen, Realismus in den Mitteln) erkannt. Gobineaus Ausbildung in dieser Richtung wurde wesentlich gefördert durch seine Lebenslaufbahn, die ihn zuerst vorübergehend in das kaufmännisch-technische, dann in das publizistische, dann die Hauptzeit seines Lebens in das staatsmännische Gebiet warf und ihn dazwischen, als Reisenden, als Gemeindebeamten, immer wieder mit dem Teile der Wirklichkeit, der sich im Volksleben abspielt, in enger Fühlung hielt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus werden wir der so stark zusammengesetzten Gestalt eines Mannes auf den Grund kommen können, der seine geistige Tätigkeit durch seine praktische, und umgekehrt seine praktische durch seine geistige, befruchtet, der als Künstler

reinen Ewigkeitsgehalt birgt, als Prophet in der Zukunft, als Ritter in der Vergangenheit wandelt und durch das alles doch nicht gehindert wird, als Geschichtsforscher, als Staatsmann, als Mensch einen so starken Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn zu entwickeln, daß es ihm möglich wurde, nicht nur wissenschaftliche und politische, sondern gelegentlich selbst praktische Probleme mit großer Sicherheit zu durchschauen oder zu lösen[1].

Nicht als blieben nicht mannigfache und einschneidende Gegensätze für die nachprüfende Betrachtung ebenso gut bestehen, wie unser Held selbst sie zu überwinden und aus ihnen immer wieder das Gleichgewicht sich zu gewinnen hatte. Die Darstellung seines Lebens hat sie uns zur Genüge enthüllt, und es genügt hier, auf einige besonders ins Auge fallende hinzuweisen, wie die Verbindung äußerster Vielseitigkeit mit äußerster Einseitigkeit („moi, je n'ai qu'une seule idée", hat er, im Hinblick auf seine Lebensidee, gesagt); sein Lieben als Mensch, als Individuum, und sein Hassen als Geist, als Kämpfer, beides seiner Natur gleich wurzelhaft eingeboren; den starren Aristokratismus dieses Rassenmenschen, Nationalisten und Regionalisten, dem dann doch wieder in der Praxis eine so weitgehende Humanität im besten Herderschen Sinne nach-

[1] Ein sehr merkwürdiges Beispiel hierfür bietet ein Artikel des Siècle vom 15. Januar 1907. Danach hätte Gobineau eine umfassende und einschneidende Umwälzung im Industrieleben Nordfrankreichs, die eben damals, 1907, im Departement du Nord im Begriffe war sich zu vollziehen, die Ersetzung der Dampfkraft durch Elektrizität als Beförderungsmittel, schon um 1876 auf einer Fahrt durch Französisch-Flandern einem Freunde, dem Grafen Basterot, genau so wie sie eingetroffen und genau für diese Gegenden vorausgesagt. Die betreffenden Äußerungen Gobineaus sind ausführlich und wörtlich wiedergegeben und klingen durchaus wahrscheinlich, vielleicht gehen sie auf Basterot selbst zurück. Die bewundernden Schlußworte des Berichterstatters begreifen sich, wenn man bedenkt, wie verhältnismäßig fern Gobineau das Gebiet der Industrie lag.

gerühmt werden konnte, daß er in der Tat auf die Vertreter dieser Anschauung kaum minderen Eindruck gemacht hat als auf die der eigenen.

Gobineau ist sich vollauf darüber klar gewesen, daß Widersprüche zu den Grundbedingungen alles Menschentums gehören. Als ihn Rémusat auf einen solchen aufmerksam machte, der darin bestand, daß er, ein Mann mit feudalen Anschauungen, antichristlich gesinnt sei, schrieb er an Tocqueville: die Konsequenz sei eine, mindestens in der Vollkommenheit, dem Menschen unerreichbare Tugend, nur allzu schreiende Widersprüche habe er daher in seinem Wesen mit Bewußtsein nicht bestehen lassen wollen. Hier ist natürlich nicht die Rede von den Einzelwidersprüchen seiner Lehre: höchstens wäre daran zu erinnern, wie ihn verschiedene Seiten seiner Weltanschauung hier und da gewissen Erscheinungen gegenüber in Zwiespalt brachten, wie denn z. B. sein Lieblingsheld der Allerweltsmischer Alexander sein mußte, und so Rassentheorie und Heroensinn hier einmal feindlich einander gegenüberstehen und doch, wie Löwe und Tiger im Banne ihres Bändigers, friedlich gepaart im Schatten der großen Persönlichkeit ruhen.

Weit zahlreicher und schroffer sind aber seine Abweichungen von herkömmlichen Meinungen und Modeanschauungen, die er dann mit einer Art Übermut besonders scharf zu unterstreichen liebte. Dies sind seine vielberufenen Paradoxien. Um diese richtig zu würdigen, müssen wir durchaus zwei Arten unterscheiden: die — weit häufigeren —, welche als ein heiteres Scherzspiel, als eine besondere Form des Witzes, der Selbstironisierung zu fassen sind[1], und die als ernst seinem systematischen Denken einzugliedernden. Letztere beruhen meist in dem Widerstreit, in welchem sich große Denker und Bahnbrecher so häufig zu ihrer Zeit befinden; einzelne Male auch sind sie wie

[1] Hierher gehören z. B. seine Spöttereien über Griechen und Römer, von denen wir anderwärts Proben bringen.

ein Seitensprung, den sich ein des geraden und rechten Weges besonders stark Bewußter ohne Schaden erlauben zu können glaubt. In keinem Falle geht es an, sie als einen rein subjektiven Zug auf Gobineaus Eigenart in dem Sinne abzuwälzen, als ob dadurch der urgesunde und kraftvolle Kern seines Denkens nach Wert und Geltung irgendwie in Frage gestellt oder auch nur gemindert werden könnte.

Überhaupt ist das überstark subjektive, persönliche Moment in Gobineau vielfach zu einseitig betont worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß hierfür schon das Erinnerungsbild aus Wahnfried das erste Beispiel abgegeben hat. Gewiß sind seine Sympathien und Antipathien von Hause aus in einer Stärke aufgetreten, daß die Gerechtigkeit gelegentlich ernstlich darunter zu leiden hatte. Von der Politik hier zu geschweigen, in welcher kein aktiv Beteiligter je nach allen Seiten gerecht sein kann, hat ihm auch in wissenschaftlichen Dingen seine Betrachtungsweise öfters den Blick getrübt und seine sonstige blitzartige Fähigkeit, große Gestalten auf ihre Bedeutung zu erkennen, sich den Kern ihres Wesens zu eigen zu machen, durchkreuzt. Die weltgeschichtliche Größe allererster Männer wie Themistokles und Cäsar ist ihm unter der Einwirkung von Vorurteilen nie aufgegangen. Wie bezeichnend, daß er seine Persergeschichte nicht da beschließt, wo die alte große Zeit nach den äußeren Ereignissen abschließt, also mit dem Eindringen des Islam, sondern da, wo die individuelle Freiheit der alten Iranier zu Grabe geht und Persien eine „orientalische" Monarchie wird! In gewissen Dichtungen vollends, im Amadis, und gar im Béowulf hat Gobineau seinem subjektiven Hang Tür und Tor geöffnet.

Aber anderseits sehen wir doch auch wieder, wie er sein ganzes Leben darnach gerungen hat, diesen Hang zurückzudämmen, und wie dieses Mühen auch vielfach derart mit Erfolg gekrönt wird, daß man von wahren Triumphen der

Objektivität bei ihm reden kann, die man alsdann um so höher wird schätzen dürfen, wenn man bedenkt, welchen Subjektivitäten sie abgewonnen sind. Dem Manne, der da schrieb: „Qu'est-ce qui est sans intérêt dans la création entière?“, dem seine Freunde nachrühmten, daß er in dies und jenes von seinen Weltfahrten erst das rechte Interesse hineingebracht habe, der selbst inmitten der Gräuel der Kommune vor allem durch die Beobachtung der Erscheinungen gefesselt blieb, dem wird wahrlich einen gewaltigen Grundstock auch von Objektivität, von Sachlichkeit im strengsten Sinne, niemand absprechen können. Am höchsten erhebt er sich nach dieser Seite in seinen völkerpsychologischen Leistungen, gleichviel ob in wissenschaftlicher oder in dichterischer Fassung, in denen er seinen Grundsatz: „J'ai tâché de répudier toute idée vraie ou fausse de supériorité sur les peuples que j'étudiais. J'ai voulu me placer autant que possible à leurs différents points de vue avant de prononcer un jugement sur leurs façons d'être ou de sentir“ mit immer gleicher Meisterschaft zur Ausführung gebracht hat. Und wie so in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit neben dem Essai gewisse reife anthropologische Früchte seiner Spätzeit, neben der Histoire des Perses die Religions et philosophies dans l'Asie centrale stehen, so hat er sich auch als Dichter in einem Teil seiner Schöpfungen (ich brauche nur an die Abbaye des Typhaines und das Cartulaire de St. Avit zu erinnern) zur höchsten Objektivität emporgeschwungen. Die Krone bildet hier wohl die Renaissance, in welcher nicht nur sämtlichen Gestalten gegenüber eine nicht zu überbietende Gerechtigkeit waltet, in welcher sogar an der eigenen des Dichters (in der des Machiavelli) freimütigste Selbstkritik geübt und Lieblingsvorstellungen desselben in ihre Schranken verwiesen werden[1].

[1] So z. B. wird am Beispiele Carls VIII. in wahrhaft Cervantesscher Weise gezeigt, was der Rittergeist anzurichten vermag, wenn er zur unrechten Zeit in die unrechten Köpfe fährt.

In Wahrheit wird man also nur von einer gebändigten großen Subjektivität, oder noch richtiger von einem Sich-die-Wage-halten, einem wechselnden Durchschlagen der beiden gegnerischen Elemente, bei Gobineau reden dürfen.

Um über Gobineau als Staatsmann allseitig und sicher urteilen zu können, müßten wir seine Depeschen, vor allem die aus Athen kennen, die aber noch auf lange hinaus nicht zugänglich sind. Immerhin steht uns auch heute schon ein reichliches anderweitiges Material zu Gebote.

Für seine hohe Befähigung zu seiner amtlichen Tätigkeit würde an sich schon das Urteil des einen Tocqueville, als eines der ersten Staatsmänner und Staatsdenker seiner Zeit, genügendes Zeugnis ablegen. Ungleich mehr fällt aber vielleicht noch dasjenige eines Gegners ins Gewicht, des Generals Du Barail, der an der Stelle, wo er seiner Begegnungen mit Gobineau gedenkt (s. oben S. 287), ausdrücklich bemerkt: „Le comte de Gobineau passait pour un de nos bons agents.“ In der Tat dürften sich an dem „Gelehrten“ wohl nur die ganz kleinen Geister in den Büros des Quai d'Orsay gestoßen, und selbst die von Basterot treffend charakterisierte vornehme Zurückhaltung und mangelnde Inszenierungskunst (das heißt sein völliges Verzichten auf jenes Klappern, das nach dem Sprichworte zum Handwerk gehört) seine Würdigung seitens einigermaßen höherstehender Vorgesetzter kaum beeinträchtigt haben. Seine ungemeine Arbeitskraft und sein Eifer, den er jeder auch nur einigermaßen seiner würdigen Aufgabe zuwandte, sind dagegen offenbar zu allen Zeiten geschätzt und genutzt worden. Von der Phantasie, die ihm als Dichter so reichlich zu Gebote stand, als Gelehrten manchmal gefährlich geworden ist, hat er als Politiker nur gerade so viel Gebrauch gemacht, als genügte und erforderlich war, ihn dem Kleinen und Handwerksmäßigen fernzuhalten. Sie fiel auf diesem Felde ganz mit seinem weiten Blick zusammen. Dem schwarzseherischen

Zug, der auch in politischen Dingen sich wohl bei ihm geltend machen wollte, hat er doch in der Praxis keinerlei Einfluß verstattet. Der Vorkämpfer der Verfallslehre trat als Staatsmann unbedingt auf den Boden der Wirklichkeit — wie sie nun auch sein mochte — über und ließ sich im übrigen sowohl in seinem Urteil wie in seinem Handeln, mit Ausschluß aller Sentimentalität, nur von seiner Vorliebe für Kraft und Entschiedenheit, als Kennzeichen alles Außergewöhnlichen, leiten. Er pflegte nirgend ohne Not einzugreifen; wenn er aber eingriff, griff er auch durch.

Die Richtlinien der Politik seines Vaterlandes standen ihm, von den Tagen der Quotidienne und der Adjutantenzeit bei Tocqueville her, stets groß und klar vor Augen, ohne die unruhige Beweglichkeit, welche die meisten seiner Landsleute hineintrugen. In dem Maße wie diese Politik — namentlich seit dem Kriege von 1870 — eine seinen Anschauungen und Wünschen entgegengesetzte Richtung nahm, wie man ihn ferner von dem Großen, das ihm vorschwebte und für das er sich zur Verfügung hielt, abdrängte, um ihm dafür Kleines anzuweisen, wie er endlich erkennen mußte, daß gerade seine besten persönlichen Eigenschaften, rücksichtslose Lauterkeit, unbestechliche Wahrhaftigkeit, in jenen Regionen, wo Durchsteckereien, Leisetretereien und Unaufrichtigkeiten zu Hause waren, ihm zur Falle wurden, ward ihm sein Amt verleidet, und er sah in der Politik vorwiegend den „Lug und Trug", den Friedrich der Große einmal als ihren Inhalt bezeichnet hat. Außer der „Unredlichkeit und Gewalttätigkeit ihrer Mittel", die sein Freund Maxime du Camp[1] gebrandmarkt hat, begann ihn jetzt auch die von diesem gleichfalls erkannte „Mediokrität ihrer meisten Werkzeuge" ernstlicher anzuwidern. Die vielen Tröpfe und Intriganten, die sich in die Politik verlaufen und namentlich

[1] S. Franz Xaver Kraus, Essays Bd. I S. 376 ff.

in der Diplomatie eine Rolle spielen, fanden einen immer strengeren Beurteiler in ihm. Wenn man ihm in seinen letzten Jahren von den Würdenträgern dieser Gebiete redete, lehnte er jede Zugehörigkeit zu ihrer Zunft mit den Worten ab „je n'ai rien à faire avec cela", oder auch er stellte sich ihnen mit dem kühnen Bilde aus seiner Jugendzeit: „Moi, je suis condottiere" in seiner ganzen Unabhängigkeit gegenüber.

Freilich, die Welthändel selbst wurden ihm dadurch nicht fernergerückt, daß er sie nur noch als unbeteiligter Beobachter verfolgte. Vielmehr lagen sie ihm bis zum letzten Augenblick mit an erster Stelle am Herzen. Darin hat ihn auch alle künstlerische Begeisterung, ja das endliche völlige Übertreten in die Künstlerwelt nicht beirrt. Nie wurde er ganz Nurkünstler, wie es ihm überhaupt nicht gegeben war, sich in einer Lebensrichtung zu erschöpfen. Er behielt immer den Fuß fest in beiden Welten; und wenn er auch für das höhere Individuum der Kunst, was viel sagen will, einen kaum geringeren Rang anwies als sein großer Freund in Bayreuth, so hielt er dagegen für die Völker an jener Unterscheidung fest, die ihn einst im Essai (T. II p. 271) die realpolitischen Wirklichkeiten als die choses essentielles den geistigen Herrlichkeiten der Athener hatte entgegenstellen lassen. Diese unbefangene Sonderung und ebenbürtige Würdigung wie Ausübung zweier so urverschiedener Geistestätigkeiten wie Kunst und Politik ist nicht die wenigst bedeutsame Probe Gobineauscher Objektivität und Vielseitigkeit.

In seinen politischen Ansichten ist Gobineau, wie wohl jeder einigermaßen freiere, nicht starrdoktrinaristische Mensch, im Laufe der Zeit gewissen Wandlungen unterworfen gewesen. Während er noch im Essai (T. IV p. 326) die Monarchie für die einzig vernunftgemäße Regierungsform erklärte, fanden wir ihn in der 3me République unverhältnismäßig viel weitherziger und voller Verständnis und Würdigung

für die republikanische Staatsform. Daß er innerhalb der monarchischen Welt mit Überzeugung die Farbe wechselte, ist an seiner Stelle erzählt und eingehend erklärt worden. Daß dieser Wechsel der Farbe aber nicht eigentlich einen Übertritt zu einer anderen Partei, einem anderen politischen Glaubensbekenntnisse bedeutete, ja daß er ein solches überhaupt bei der Unstetigkeit und dem Durcheinanderwogen der Elemente, aus denen das französische Staatsleben sich zusammensetzte, nicht mehr für denkbar hielt und daher seine politische Gesinnung wesentlich in seine dienstliche Pflichterfüllung verlegte, lehrt eine Herzensergießung an die Schwester, in der es unter anderem heißt (23 janvier 1868): „La vérité est qu'il n'y a plus d'avis à avoir. J'en ai eu autrefois quand je croyais à l'existence de gens avec qui l'on pût marcher, mais on est parfaitement tout seul par suite de cette petite opération que voici: les esprits féodaux sont devenus des royalistes qui sont devenus des constitutionnels modérés qui sont devenus des conservateurs qui sont devenus des impérialistes sagement progressifs qui sont en train de devenir . . . qu'est-ce qu'ils sont en train de devenir et qu'est-ce qui reste du premier composé chimique? Pour moi, je suis un excellent serviteur de mon maître et je me borne à cela."

Es versteht sich, daß er hier nur die praktische Politik des Tageslebens, vor allem das Parteitreiben im Auge gehabt hat. Als politischer Denker hat er sich seine sehr energische Stellungnahme immer vorbehalten. Sein oberster Grundsatz ist da all sein Leben lang der im Essai (T. I p. 67) verkündete gewesen, daß alle Gesetzeseinrichtungen und alle Politik den Eigenschaften und Stimmungen eines Volkes angemessen sein müssen und einzig nach diesem Gesichtspunkte für gut oder schlecht zu erklären seien. Hieraus ergibt sich zugleich als Grundzug seiner persönlichen Haltung die tiefe und zähe Anhänglichkeit an alles, was er als aus dem Geiste und der

Anlage seines Volkes (richtiger: der wertvollsten und hervorragendsten Bestandteile desselben) erwachsen erkannt hatte (sein Konservatismus) und sein unversöhnlicher Widerstand gegen alles diesem Geiste und dieser Anlage gewaltsam, nach Theorien und Wahnvorurteilen, von außen Aufgezwungene.

Sein Konservatismus aber wiederum äußert sich nicht allein in seinem unbedingten Eintreten für die Ordnung, in seiner schroffen Ablehnung aller Revolutionen, sondern vor allem in der mäßigenden Einwirkung, die er dem schablonenhaft gedankenlosen und ungestümen „Fortschritt" seiner Zeit entgegensetzte. Ein Musterbeispiel hierfür liefert etwa seine Wirksamkeit in der Gemeinde und im Generalrat, wo er stets für gesunde Aufklärung und heilsame Neuerungen, wie guten Unterricht, aber ebenso für das bewährte und unentbehrliche Alte, wie kirchliche Zucht und Disziplin, eintrat. Wie kürzlich einmal[1] festgestellt worden ist, daß sich der Ausdruck „Konservativer Fortschritt" zuerst bei Gobineau (im Essai) findet, so darf er auch als ein erster Vertreter der Sache bezeichnet werden. Nur ein im Zeitgeist blind Verrannter könnte so erleuchtete Geister wie ihn und seinen engsten Gesinnungsgenossen Prokesch als Rückschrittler bezeichnen. In Wahrheit sind sie nur dafür eingetreten, daß bei dem Auf und Nieder, dem Ausgleich, der Anpassung gegnerischer Strömungen, welche die Weltgeschichte bilden, den Lebensbedingungen ihres Volkes und zugleich den ewigen Grundbedingungen alles höheren Menschentumes die nötige Berücksichtigung zuteil werde, und zugleich haben sie durch die Fülle von Geist, die sie auf die Aufdeckung und Beleuchtung jener Bedingungen verwandten, die beste Widerlegung des Märchens von der geistigen Unfruchtbarkeit des Konservatismus geliefert. Daß Gobineau dabei in seinem Vaterlande so vielfach verklungene Ideale

[1] Im „Neuen Deutschland" vom 25. Juli 1914.

feiern mußte, war doch nicht seine Schuld: so wenn er den freiheitstrunkenen Phrasenhelden seiner Zeit immer wieder entgegenhielt, daß die Freiheit am allerletzten erst mit 1789 in Frankreich eingezogen sei, daß es vielmehr nie einen stolzeren und unabhängigeren Adel als den der Feudalzeit, nie einen energischeren Geist demokratischer Freiheit als in den französischen Kommunen und älteren Generalstaaten gegeben habe[1]. Wenn er dann freilich seinem alten germanischen Frankreich dermaßen nachtrauerte, daß er die ganze Entwicklung des neueren, welche, eingeleitet durch Ludwig XI. und Ludwig XIV., auf die allmähliche Zertrümmerung der alten Freiheiten, überhaupt auf die systematische Entgermanisierung hinauslief, am liebsten in Frage gestellt hätte, so war damit die denkbar schlechteste Grundlage für einen modernen französischen Patrioten geschaffen. Wir sahen ja denn auch, daß Gobineau als ein solcher nur in der Weise des Tacitus, nur als ein „Alceste du patriotisme“ in Betracht kam[2]. In Verbindung mit der lebhaft empfundenen Verpflichtung, seine Vaterlandsliebe vor allem durch erbarmungslose Aufdeckung der Schäden des öffentlichen Lebens zu bekunden, hat jene seine germanisch-altertümelnde Richtung bewirkt, daß ihm alle Freude am Vaterlande überhaupt vergällt, ja letzteres am Ende ganz geraubt wurde, was man immer wird beklagen dürfen, wenn man auch nicht berechtigt ist, ihm einen Vorwurf aus seiner Abkehr zu machen, wie ja denn überhaupt in der unbedingten Pflege vaterländischen Sinnes die Kleineren leicht den Großen voranleuchten werden. Letztere werden darin häufig durch

[1] Eine Auffassung, in welcher er von seiten seines Meisters Tocqueville (Oeuvres T. VIII, p. 44—45. 48—49) kräftigste Unterstützung fand.

[2] Neben diesen Gobineaus politisches Schicksal kennzeichnenden Ausdruck tritt die, wie es heißt von Paul Bourget aufgebrachte, Bezeichnung „Connétable des lettres“ für sein literarisches Schicksal.

allſeitigere, zuſammengeſetztere Gedankengänge und Beziehungen beirrt. Sie ſind weitherziger im ganzen und werden dann leicht im einzelnen einmal engherziger. So iſt es unzweifelhaft eine Lücke in Gobineaus politiſchen Anſchauungen, daß er für den ſpezifiſchen Patriotismus des Staatsgedankens, zu dem wir anderen uns hinüberretten, kein Verſtändnis beſaß. Es lag ihm noch zuviel altgermaniſcher Individualismus im Blute, und ſo ſah er vorwiegend nur die Staatstyrannei, wie ſie die Griechen ausgeübt hatten[1] und die neueren Franzoſen nach dem Vorgang der Revolutionsmänner auszuüben ſich anſchickten. Und doch mußte gerade ihm, dem Manne der Ordnung, von Hauſe aus der Staatsgedanke durchaus groß vorſchweben, und er hat ja auch oft genug, z. B. in der herben Kritik deſſen, was die franzöſiſche Verwaltung aus den drei Klaſſen der Bauern, Arbeiter und Beamten, bei völliger ſittlicher Verwahrloſung, habe werden laſſen (S. oben S. 239 ff.), genügend bekundet, welche hohen Aufgaben er dem Staate zudachte. So läuft denn ſeine Abwendung vom Vaterlande ſchließlich doch darauf hinaus, daß er an ſeinen Landsleuten verzweifelte. Den alten Adel hatte er, wie ſchon früh auftauchende bittere Klagen zeigen, längſt aufgegeben, die neue Klaſſe der Gebildeten erſchien ihm ebenfalls bedenklich durchſetzt, und das eigentliche Volk (wenigſtens das der Städte, denn an das Land und überhaupt die Provinzen knüpfte er noch ſeine letzten Hoffnungen) warf er je länger je mehr mit dem Pöbel zuſammen, er, der doch für alles echt Volksmäßige, für alles Tüchtige, Geſunde, Mannhaft-Kräftige in einem — und ſo auch ſeinem — Volke in Leben und Schriften immer ſo warm eingetreten war und noch in ſeiner 3me République goldene Worte für die Neubelebung des Volkstums gefunden hat.

[1] Man denke an die draſtiſchen Stellen des Essai, T. II, p. 445 ss. 448.

Hier, als in einem vollständigen Lebensbilde Gobineaus, darf auch nicht unerwähnt bleiben, welch starken Anteil an der Zersetzung dieses Volkstums er dem Eindringen des Judentums in die abendländischen Völker zuschrieb. Sein Verhältnis zum Judentum ist an anderer Stelle genauer betrachtet worden[1]; hier genügt es zusammenfassend zu sagen, daß seine Gegnerschaft gegen dasselbe zwar ebenso entschieden ist und ebenso aus der Tiefe kommt wie die der übrigen großen Arier, daß er aber den Fehler einzelner anderer vermeidet, indem er auch den wertvollen und hervorragenden Eigenschaften der Juden gerecht wird.

Wenden wir uns jetzt Gobineau als Philosophen und Gesamtdenker zu, so haben wir zunächst wiederum festzustellen, wie sehr er hier von Jugend an um die Schaffung einer möglichst breiten Grundlage für seine Studien und Kenntnisse bemüht gewesen ist. Aus dem Briefwechsel mit Tocqueville ersehen wir, wie er anläßlich dessen und seiner eigenen (leider verlorenen) Arbeiten zur Entwicklungsgeschichte der Moralbegriffe sich in der englischen und deutschen philosophischen Literatur heimisch gemacht hatte (er lieferte seinem Meister unter anderem eine Reihe von Analysen englischer und deutscher Denker, die dieser für meisterlich erklärte). Briefe an die Schwester lehren, wie vertraut er sich früh schon mit Kant bekannt gemacht hatte. Im Orient wurde er dann vollends zum Philosophen, wie seine Übersetzung Descartes' und sein Buch über Zentralasien, endlich auch die Athener Abhandlung über die Kundgebungen des individuellen Lebens bezeugen.

Immerhin würden wir seine spezifisch philosophische Tätigkeit hier unbedenklich mit diesen kurzen Erwähnungen abtun können, da ihr im allgemeinen eine sonderlich hervorragende

[1] „Gobineaus Rassenwerk", S. 463—468, wo auch Quellenbelege.

Stellung in seinem Lebenswerke nicht anzuweisen ist. Ein anderes aber ist es um seine eigene Weltanschauung, wie sie sich aus dem Ganzen seines Wirkens als Schriftsteller und Mensch entnehmen läßt.

So denkbar weit er nach seiner Gesamtanlage von Schopenhauer verschieden erscheint, so dürfte man ihm doch schwerlich Unrecht tun, wenn man ihm im Betreff seiner Wertbeurteilung der Welt nicht allzuweit von jenem seine Stelle anwiese. Zwar würde er es nie ausdrücklich ausgesprochen, sondern diese letzte Folgerung anderen zu ziehen überlassen haben, daß die Welt besser nicht wäre; auch hat er, eine ungleich aktiver-heroische Natur, ganz anders als der Schöpfer der Welt als Wille und Vorstellung auf die Überwindung und Unwirksammachung des Pessimismus hingearbeitet. Aber daß dieser in seiner ausgeprägtesten Unbedingtheit ihm angeboren gewesen und auch sein ganzes Leben nicht von ihm gewichen ist, daran ist nicht im geringsten zu zweifeln. Wir sahen schon (Bd. I S. 302), wie dem dichterischen Neuling gelegentlich Äußerungen entschlüpften, die sein Innerstes nach dieser Seite enthüllten. Später finden sich verwandte Stellen in den Werken in Fülle, und zwar nicht nur im Amadis, sondern gerade ganz besonders in den Asiatischen Novellen, wo die pessimistische Weisheit — p. 84 der Originalausgabe — dem hochherzigen Spanier Moreno, p. 250/51, humoristisch, einem auf die Metaphysik verfallenen Tagedieb, p. 412 einem alten vielgereisten Weltkundigen in den Mund gelegt wird, auch in der Renaissance, wo der Kardinal Bibbiena von der Höhe seines geistigen Sybaritentums herab, in der Aufdeckung einer in jedem Falle leidigen Wahl zwischen Überkultur und Barbarei als Grundbedingung menschlichen Daseins, sie verkündet. Könnte es selbst zweifelhaft erscheinen, ob die eine oder andere dieser Äußerungen die wahre Meinung des Dichters wiedergibt, was aber für den Kenner Gobineaus ausgeschlossen ist, so würden

doch allein schon die zahlreichen Briefstellen eine unwiderlegliche Sprache reden. Schon im September 1854 heißt es von den Dingen dieser Welt kurz und bündig (an Tocqueville): „Qui commencent mal, continuent mal, finissent mal". An Caroline schreibt er (November 1867): „Tu m'amuses beaucoup. Tu voudrais voir le triomphe d'une cause juste. Tu verras cela dans le paradis à la fin de tes jours. Mais ici il n'y a de triomphes pour les causes justes et injustes que dans les tragédies et les mélodrames. En réalité personne ne triomphe et le vainqueur d'aujourdhui est le vaincu de demain."

Furchtbare Schicksalsschläge, die Blunt betroffen haben, entlocken ihm den Ausruf (an Bulwer Lytton, September 1872): „Trouvez-vous que la vie soit égale pour tout le monde? Et tant de pleutres comblés de biens, de joie, de triomphes et d'honneurs! Enfin, tous les philosophes y ont cassé leurs dents: je tiens à garder les miennes."

Und wiederum an Caroline (Februar 1874): „On croit ceci, on croit cela; on a une dose de vérité dans le monde que l'on croit plus forte et on méprise son devancier que l'on admet y avoir vu moins clair. Au milieu de tout cela, est-on moins malheureux, moins malade? A-t-on moins de passions qui vous énervent si vous les satisfaites, qui vous tuent si vous leur résistez? La somme des vertus a-t-elle augmenté dans le monde et la somme des vices diminué? Tu es bien habile si tu peux l'affirmer et le prouver. La malheureuse créature continue à se traîner comme elle a toujours fait et ses plus magnifiques élans sont des cris de douleur et d'impuissance." Damit sind wir beim Mittelpunkt des Weltalls, dem Menschen, angelangt. Aus dem berühmten Ausspruch des Essai „L'homme l'animal méchant par excellence" ist Gobineaus Stellung zu diesem genügend bekannt: kaum weniger erbarmungslos als Friedrich

der Große[1], hat er in der Tat zu der letzten Endes doch wohl gerechteren Fassung Diderots „meilleur et plus méchant qu'aucun animal" (im article „Homme" des Dictionnaire encyclopédique) sich nicht verstanden, vielmehr den obigen Ausspruch voll aufrecht erhalten und erweitert im Ottar Jarl p. 22: „Les hommes sont tous, toujours et dans tous les temps d'assez méchantes bêtes, et ce que l'un reproche à l'autre, il l'a fait, ou le fera, ou n'a pu." Und wenn er hier mehr an die Roheiten des unzivilisierten Menschen denkt, so brandmarkt er bei anderen Gelegenheiten gleich scharf die Seelenroheiten, die Niedrigkeit des Sinnes des zivilisierten, von denen ihm sein Leben in der vornehmen Welt so reiche Proben brachte. Auch an eine Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes glaubt er nicht. Wenn ihm an sich schon alle menschliche Größe hinfällig erscheint, so traut er den Geschlechtern von heute und morgen vollends nicht zu, deren unverkennbaren Tiefstand wieder zu heben. Der furchtbare Brief an Tocqueville vom 20. März 1856, auf der Höhe seines Lebens geschrieben, gibt ein erschütterndes Bild davon, wie sich die alternde Menschheit mit ihren schwindsüchtigen Erscheinungen und ihrem krampfhaften Tun damals in seinem Geiste darstellte. Andere Male schildert er der Schwester, wieviel schwerer der Lebenskampf geworden, da ein wesentlicher Teil desselben, infolge der Ungewißheiten im Ideenleben, des Hinschwindens der alten Seelenruhe, heute vor allem der Kampf mit uns selber sei, und wie nun die Menschen, statt diesen auszukämpfen, sich ganz nach außen würfen und in den materiellen Fortschritten das Heil suchten „qui ont surtout cela de bon que tous les gens de rien se prennent pour de grands génies parcequ'ils s'enrichissent et pour des dieux parcequ'ils ont de bons habits".

[1] Man vergleiche die Blütenlese bei Zeller, Friedrich der Große als Philosoph, S. 65.

Kein Wunder da, wenn er in seinen Voraussagen immer düsterer wird, schon 1856 an Prokesch schreibt: „Je m'attends à tout et je crois que tout au monde peut se prévoir . . . Le pire d'aujourd'hui sera le moins mal de demain", und fast noch stärker ein Jahrzehnt später an Keller: „Nous avons vu de tristes choses, mais consolons-nous; nous en verrons de pires et cela indéfiniment et ce qui est incontestable c'est que nos enfants verront encore pis que ce pire."

Wir werden uns nach dem allen nicht verhehlen dürfen, daß Gobineau mit seinem Pessimismus, als bei welchem metaphysische und historische Gesichtspunkte untrennbar verquickt einander verstärken, organische Schäden der Welteinrichtung und Ausartungen des Weltlaufes kaum von einander geschieden werden, wenn einer, das letzte Wort dieser Weltanschauung gesprochen hat. Ja, sein Pessimismus fällt, z. B. gegen den Schopenhauers gehalten, insofern noch weit mehr ins Gewicht, als, wenn dort mit einem Schein von Berechtigung auf die Eigenart des Urhebers als Quelle der Lehre hingewiesen und darauf der fragwürdige Schluß begründet werden konnte, daß der Pessimismus überhaupt etwas Krankhaftes, aus körperlicher Veranlagung oder gar aus schlimmen persönlichen Lebenserfahrungen Hervorgegangenes sei, von all dergleichen bei einem Sonnenkinde wie Gobineau gar keine Rede sein kann. Wie nicht leicht eine lebensfrischere, schaffensfreudigere, harmonischere Gestalt als er denkbar ist, so geben sich auch insbesondere seine zuversichtlich-tapferen, sanguinisch-heiteren Äußerungen durchweg als persönlich, seine pessimistisch-seherhaften als völlig unpersönlich. Einzig in seinen letzten Lebenszeiten tritt etwas wie Verbitterung hinzu, aber es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß die wuchtigsten und beweiskräftigsten Kundgebungen seiner Dunkelseherei durchweg in das frühere Alter fallen.

Wir werden demnach Gobineaus Pessimismus nur dann

richtig würdigen, wenn wir ihn als organiſchen Beſtandteil ſeines ganzen geiſtigen und ſittlichen Menſchen, als einen Ausfluß vor allem ſeines alle anderen Charakterzüge überragenden Mutes zur Wahrheit faſſen[1]. Er liefert einen neuen Beweis — zu den vielen — für die Berechtigung des Schopenhauerſchen Wortes, daß die Edlen, die Tiefen vor anderen Peſſimiſten ſind. Es wäre Gobineau nie möglich geweſen, ſich und anderen die Grauſamkeiten des Daſeins, ſei es nach Art der Gläubigfrommen unter reſtloſer Verweiſung auf eine weiſe und gütige Weltlenkung, ſei es nach der philoſophierender Berufs- oder Gelegenheitsoptimiſten durch Fälſchung des Weltbildes, zu beſchönigen. Ein anderes war es, daß er ſich nicht nur als Künſtler gedrängt fühlte, dieſes Weltbild, das der Denker ſtofflich herausgeſtellt hatte, mit denkbar lichteſten Farben zu überkleiden, ſondern mehr noch in ſeinem ganzen Beruf als Genius ſich die Aufgabe gewieſen ſah, dem ſittlichen Individuum gegen eine unvermeidliche Erkenntnis das rechte Gegengewicht im Denken, Fühlen und Handeln zu erringen.

Vor allem war es klar, daß dem Ganzen, wie es nun auch ſein mochte, ein Sinn abzugewinnen war. Ja, vielleicht ergab gerade die arge Beſchaffenheit dieſes Ganzen eher einen ſolchen? „Que de chagrins“, ſchreibt Gobineau an Prokeſch, 22 octobre 1864, „que d'ennuis, que de peines depuis ce qu'il y a de plus grand jusqu'à l'infiniment petit! L'enchaînement en est si serré, si constant, si logique, que, nécessairement, il y a un but à cela.“ Dies Ziel kann einzig die Entſagung, die Unabhängigmachung von Enttäuſchungen durch Sammlung auf die ewigen Dinge, das Hauptmittel zu ſeiner Erreichung nur das Leidenlernen ſein. „Je ne vois pas que l'existence se passe à autre chose qu'à

[1] Wir dürfen hier wohl an die verwandten Betrachtungen, Bd. I S. 109 ff., erinnern, wo dieſer Gegenſtand zum erſten Male zu berühren war.

supporter", heißt es, wiederum an Prokesch, Ende April 1864, und in einer schönen Stelle der Plejaden: „Pour aimer, il faut avoir souffert; pour être grand aussi, il faut avoir souffert; la faculté de souffrir beaucoup est la plus merveilleuse couronne de ceux qui occupent le premier rang parmi les humains." Allbekannt ist es, wie dieser Satz in Gobineaus Briefen an Eulenburg seine Abwandlungen gefunden hat, gipfelnd in dem Worte: „es sei der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen", womit er sich würdig den Großmeistern eines heroischen Stoizismus, einem Marc Aurel und Friedrich, zur Seite stellt.

Aber wiewohl er damit gezeigt hat, daß es um solche Sinnesart etwas durchaus Erhabenes sei, genügt doch auch seiner immer vorwärts drängenden Natur eine von noch so tiefer Erkenntnis getragene passive Rolle in der Welttragödie nicht. Das erkannte Dom Pedro, als er ihm schrieb: „Heureusement vous êtes toujours en train, et quand on a *un esprit aussi actif que le vôtre*, il n'y a pas de pessimisme qui y fasse brêche". Nicht umsonst hatte er einst selbst das vorbezeichnete knappe Bekenntnis an Tocqueville mit den Worten beschlossen, „daß die Hoffnung die Dinge dieser Welt" — so hoffnungslos sich diese dem objektiven Blick darstellen mögen — „durch alle ihre Phasen begleite". Hoffnung aber ist die Blüte, aus welcher die Frucht der Tat sprießt, und so hat denn nun auch Gobineau ganz ebenso warm und eindringlich, nur minder hochtönend, als Carlyle das Evangelium der Arbeit gepredigt.

Diese Arbeit soll vor allem an uns selbst stattfinden. Dadurch denkt Gobineau auch den klaffenden Gegensatz zwischen seinem pessimistisch entsagenden Rassendeterminismus und dem heroisch freudigen Individualaristokratismus zu überbrücken: der einzelne Mensch soll so lange an sich arbeiten, bis er selbst in einer denkbar gesunkenen Gesellschaft dastände wie vereinzelte

Obeliskenkoloſſe inmitten der Trümmerhaufen ägyptiſcher Ruinen (Pléjades p. 276).

Durchweg denkt er auch hier, wie man ſieht, vorwiegend an die höheren Naturen, für welche das Evangelium der Arbeit ganz von ſelbſt ſich ergänzt durch das der idealen Werte.

Nach zwei Seiten hat er es ſich namentlich ſpruchartig ausgebaut, indem er die Arbeit mit einer anderen Segensmacht verſchwiſtert: einerſeits in der Zuſammenfaſſung von „Arbeit und Liebe" als Quinteſſenz der Lebenswerte, anderſeits in dem Anrufe: „Adoremus, laboremus!" als oberſter Mahnung, wie ein Leben gut anzuwenden ſei.

Erſterer Spruch hat erlauchte Seitenſtücke[1]; in letzterem erſcheint das bekannte ora et labora aus ſeiner für den gemeinen Mann gemünzten volkstümlichen Faſſung für den Auserleſenen leiſe und doch bedeutungsvoll gewandelt: an die Stelle des Betens tritt die Anbetung, an die Stelle *eines* außerweltlichen Gottes als deren Objekt das Göttliche ſchlechthin, wie es ſich Gobineau nicht zum wenigſten in den „Gotteskindern" ſeiner Renaiſſance, den „Königsſöhnen" ſeiner Plejaden, überhaupt aber in der Schar der Genien, „jenem reinſten, taten- und wirkungsreichſten Teile der menſchlichen Geiſteswelt, der ſicheren und unverwerflichen Führerſchaft der Welt", verkörpert dachte. In dieſem Geiſte einer Verherrlichung des Gottes im Buſen des großen Menſchen iſt ſein eigenes Leben, wie ganz Arbeit, ſo auch ganz Anbetung geweſen, und mit gleicher Inbrunſt hat er in ſeinen Schöpfungen den erhabenen Weltüberwindern, den Heiligen, den Helden der Taten wie der Werke gehuldigt, endlich in einigen höchſten Sagentypen wie Samſon, Achill, Brennus und Amadis ihnen gleichſam ihr abſtrakt-ideales Gegenbild zur Seite geſtellt. In dieſen

[1] In manchem Worte Goethes, vor allem aber — breiter ausgeführt — in den herrlichen Schlußſtrophen der Schillerſchen „Ideale".

Genien als Gottesträgern vor allen sieht er das Gute verkörpert, das in einer Welt wie dieser einen so schweren Stand hat und doch, nach den schönen Worten seines Mönches im Cesare Borgia, gewissermaßen in seinem bloßen Vorhandensein schon einen Sieg birgt; sie bieten der übrigen Menschheit die Beispiele, zur tragischen Weltanschauung, zum heroischen Lebenslauf sich hindurchzuringen. Von Tatenmännern standen ihm Kyros und Alexander, von späteren die großen Germanenhelden am nächsten. Von Werkemännern verehrte er aus dem Altertum weitaus am höchsten Aeschylos. Als die vier Größten der neueren Zeiten nennt er (Histoire des Perses, T. II p. 240) Dante, Michelangelo, Shakespeare und Goethe. In keinem aber hat er so sich wiedergefunden, in keinen so sich hineingelegt wie in Michelangelo, dem er daher auch die faktische Überwindung des Pessimismus überträgt, indem er ihm zugleich das Wort: „die Welt ist grauenvoll" und das andere beim Scheiden: „ich bedauere es nicht, gelebt zu haben" in den Mund legt. Der Blick auf das Ganze bleibt furchtbar; nur das recht gelebte, vollends das große, Einzelleben vermag den Fluch zu bannen. Michelangelo ist es auch, der dem Unsterblichkeitsgedanken in der Schlußszene der Renaissance den erhabensten Ausdruck verleiht. Dieser spielt überhaupt bei Gobineau eine sehr große Rolle. Wir sahen, wie stark er in seiner einzigen erhaltenen philosophischen Abhandlung ihn in den Vordergrund rückt. Einige Zeit später (20. Oktober 1869) schreibt er seiner Schwester: „Je peux dire que personne n'en est plus pénétré que moi par raisonnement, par intérêt, par conviction et ce qui plus est par tempérament — *personne n'est plus sûr de son immortalité.*" Auch in den Plejaden (p. 361/62) wird er von Candeuil schon in ganz ähnlicher Weise entwickelt wie später von Michelangelo, und über den Schluß des Amadis breitet er einen triumphierenden Glanz aus.

Wenn somit, nach den Worten Candeuils an der genannten Stelle, „der Hang zum Unbedingten, das leidenschaftliche Bedürfnis nach dem Vollkommenen, Ewigen, das seltsamste Gefühl, das man bei der hinfälligen menschlichen Kreatur antreffen kann", die Gewähr dafür zu bieten scheint, daß sie des Ersehnten auch teilhaftig werde, wenn in dem instinktiven Bewußtsein, inmitten alles Entstehens und Vergehens doch ein Unvergängliches zu bergen und zu bedeuten, das Geheimnis aller Menschenkraft beschlossen liegt, wenn daher Leben und Erkennen des Menschen in ihrem Gesamtbestande, in ihren letzten Zielen auf Metaphysisches (jenseits der Natur Liegendes) hinauslaufen, so bleibt doch jeder einzelne Akt jenes Lebens dem natürlichen Geschehen unterworfen, jeder einzelne Schritt jenes Erkennens natürlichen Gesetzen zugewandt. In dieser Einsicht haben wir lebenslang die Fühlung mit dem Nähr- und Mutterboden der Natur aufrechtzuerhalten, ihr als der einzigen für uns faßbaren Quelle alles Lebens und der ersten und obersten, wenn auch nicht einzigen und letzten, alles Erkennens treuzubleiben.

Das hat Gobineau getan, wie nur einer. Die Natur ist ihm die Allbeseelerin und Allberaterin, dem Menschen kann keine größere Seligkeit werden, als in ihr aufzugehen, sich als ein Teil von ihr zu fühlen. In der schönen Schilderung seiner Genoveva in Aphroëssa hat er dies veranschaulicht, und in zweien seiner Reisenovellen mit der Schaffung solcher Unschuldsblumen wie Akrivia und Lucy unwillkürlich einen Schrei des Heimwehs nach der von dem modernen Menschen nur allzu sehr Verlassenen ausgestoßen. Wie ihn die Natur als Dichter befruchtet hat, das sahen wir vornehmlich beim Amadis; aber auch seine Reisewerke, 3 ans en Asie und Voyage à Terreneuve, die Novellen (besonders auch die Vie de voyage aus den Asiatischen) nicht zu vergessen, sind reich an den mannigfaltigsten Naturschilderungen, von denen einzelne, wie die von

Santorin, auch vieles aus dem Seeleben, in ihrer mächtigen Plastik jedem Leser unvergeßlich bleiben werden.

Aber nicht nur um eine ästhetische Befriedigung handelt es sich bei den letztbesprochenen Werken mehr: wenn wir alles das zusammennehmen, was Gobineau in seinen Prosawerken an Beiträgen zur Erdkunde — in Betrachtungen und Beschreibungen — geliefert hat, so wird ihm ein Verdienst auch um diese Wissenschaft nicht abzustreiten sein[1]. Nun ist zwar die Erdkunde eine Grenzwissenschaft, halb Natur- halb Geisteswissenschaft. Aber ebenso zweifellos ist es, daß Gobineau bei seinen ihr gewidmeten Bemühungen der der Natur zugewandten Seite nicht nur nicht ausgewichen ist, sondern sie zeitweilig sogar bevorzugt hat. Man denke nur etwa an seine Berichte über Brasilien, wo sie naturgemäß ganz im Vordergrunde steht. Sein persönlicher Anteil war jedenfalls ein sehr reger nach den verschiedensten Richtungen. Einen besonderen nahm er, wenn auch zunächst in fremdem Interesse, an der geologischen und mineralogischen Beschaffenheit der von ihm besuchten Länder: um seinem Schwager Monnerot, dessen fast einzige Liebhaberei seine Steinsammlung war, Freude zu machen, hat er keine Gelegenheit versäumt, ihm seltene Minerale, Fossilien, Steinaltertümer u. dgl. zu suchen oder zu verschaffen und dann auch gelegentlich entsprechende Beschreibungen zu geben. Übrigens war doch auch er selbst, schon von seiner Medaillensammlung her, bei den Schätzen dieses Naturreiches nicht unbeteiligt; und wenn er die für eine Wiedergabe hier leider zu umfangreiche begeisterte Schilderung von der Beseeligung, welche das Eindringen in die Geheimnisse der Natur gewährt (Pléjades, p. 289), wiederum gerade an die Betrachtung einer Stein-

[1] „Einer von den paar Diplomaten, von denen unserem Wissen von der Erde Bereicherung zufloß", sagt E. Banse von ihm. („Die Erde", Jahrg. I S. 41, 1912.)

und Kryſtallſammlung anknüpft, ſo möchte man auch hier Selbſterlebtes annehmen.

Mit welcher Liebe er überhaupt in der Natur beobachtet hat, ergibt ſich am deutlichſten aus ſeiner Bemerkung in der Neufundländer Reiſebeſchreibung (p. 4): „Est-il rien de laid dans la nature? Tout y a un sens, partant une beauté.“ In dieſem Sinne hat er dann überall namentlich die biologiſchen, aber auch die phyſikaliſchen Naturerſcheinungen mit der dem Genie eigenen dreifach ſchnelleren Faſſungsgabe in ſich aufgenommen und ſich nur alles eigentlich Mathematiſche und Chemiſche von Grund aus ferngehalten. Die Grenzen, die dem Laien dem einzelnen jener Disziplinen gegenüber gezogen ſind, blieben freilich auch für ihn immer beſtehen: der Vorzug, der manchen anderen großen Univerſaliſten vergönnt war, auf Grund gleich gründlicher Ausbildung und Beſchlagenheit in beiden Gebieten die geiſtige Betrachtung der Welt mit der naturwiſſenſchaftlichen zu verbinden, blieb ihm verſagt. Irrig wäre es aber doch, zu glauben, daß er in der eigentlichen Naturwiſſenſchaft ganz unbewandert geweſen ſei: er hat eine Reihe der wichtigſten Werke geleſen und namentlich überall da, wo für ſeine eigenen Forſchungen naturwiſſenſchaftliche Dinge in Frage kamen, ſich ſorgfältig über dieſelben unterrichtet. Das gilt in erſter Linie und in hervorragendem Maße von ſeinem Hauptgebiete, der Anthropologie, deren Hilfswiſſenſchaften, z. B. die Schädelkunde, er eingehend zu Rate gezogen hat; aber auch wo hiſtoriſche Unterſuchungen ihn (in ſeinen orientaliſtiſchen Werken) auf kosmologiſche, aſtronomiſche und phyſikaliſche Fragen brachten, iſt er dieſen mit allem Eifer nachgegangen.

Wenn die Anthropologie ſich neuerdings mehr und mehr als eine naturwiſſenſchaftliche Disziplin entwickelt hat, ſo wird ſie doch nie vergeſſen dürfen, was ſie dem entſcheidenden Eingreifen eines Laien wie des Verfaſſers des Essai an dem

Punkte, wo historische und Naturwissenschaften sich berühren, zu verdanken hat, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß dessen ablehnendes Verhalten gegen den Entwicklungsgedanken, den er immer nur in dem Sinne einer Entseelung des Menschen sich vorstellen konnte, anstatt ihn in dem indischen Sinne einer Beseelung des Tieres zu fassen, ein gewisses Zurückbleiben gegenüber dem stürmischen Vorwärtsdrängen gerade dieses Zweiges naturwissenschaftlicher Erkenntnis für ihn im Gefolge gehabt hat. Diese Zurückhaltung Gobineaus hing wohl zweifellos mit dem Abscheu, den er gegen alles an Materialismus Gemahnende empfand, zusammen (er hat später ausdrücklich erklärt, daß er zwischen Darwin und seinen materialistischen Nachfolgern unterscheide und vorwiegend die letzteren bekämpfe) und hat jedenfalls die wohltätige Folge gehabt, daß die herabdrückenden Wirkungen, welche die moderne Naturwissenschaft unter dem immer stärkeren Überhandnehmen des materialistisch-positivistischen Elementes auf die Werke so manches zeitgenössischen Denkers ausgeübt hat, bei ihm, dem der Mensch immer der Sohn zweier Welten blieb, nicht in der leisesten Spur sich nachweisen läßt.

Ganz unrecht wäre es jedenfalls, aus diesem einen Vorbehalt, den Gobineau den Naturwissenschaften gegenüber machte, auf eine mangelnde Schätzung oder Nutzung dieser überhaupt schließen zu wollen. Abschließend werden wir vielmehr sagen dürfen, daß, wenn er auch nicht systematisch und nicht nach den modernsten Untersuchungsweisen in die Geheimnisse und Zusammenhänge der Natur eingedrungen war, vielmehr sich damit begnügen mußte, sich eine gewisse intuitive Vertrautheit mit ihren Gesetzen und Kräften zu erringen, es gleichsam zu fühlen, daß, wo und wie diese Gesetze und Kräfte walten, er doch in der Hauptsache, dank angeborener Anlage, Beobachtung und Studium sehr wohl gewußt hat, um was es sich bei den großen naturwissenschaftlichen Fragen handle. Dafür

zeugen — von den zahlreichen treffenden Bildern aus seinen Dichtungen hier abgesehen, die der Natur, insonderheit der Physik, entnommen sind — alle die Stellen, in welchen er in seinen Schriften Manifestations de la vie individuelle, Eingangsbetrachtungen zu den Renaissanceeinleitungen, Notizen zu Häckel und Huxley u. a., dazu das Wort ergriffen hat.

Es ist hier wohl der Ort, ein Wort über Gobineaus Stellung zur Wissenschaft überhaupt einzuschalten. Die Gräfin La Tour hat uns seinen Ausspruch überliefert: „was wir lernen, ist nur eine Türe, die wir uns in die Unendlichkeit öffnen; je mehr solcher Öffnungen, desto mehr dringt der Blick dort hinein." Damit ist zugleich die Größe seiner Ziele wie die Unersättlichkeit seines Wissensdurstes charakterisiert. Halten wir dem gegenüber nun aber die großartige Selbstbeschränkung, die er schon im 13ten Kapitel des Essai geübt hat, wo er das Bedingte, Vorübergehende, Vergängliche alles Wissens feststellt, und die er dann auf Grund wachsender Erfahrung zu dem Grundsatze erhebt, daß Bescheidung im Sehen wie im Wissen die wahre Weisheit sei (3 ans en Asie, p. 56). Die hohe Beglückung des Erkennens ließ er sich auch dadurch nicht trüben, daß er es später in steigendem Maße erleben mußte, wie bitter die Erkenntnis sei. Wie ein Dankeshymnus klingen die Worte des Gereiften auf die Wissenschaft (Pléjades, p. 363): „C'est un grand amour que celui de la science. C'est un noble amour et qui n'abandonne ni ne trompe. Il peut embellir les plus brillantes espérances de la jeunesse et cette jeunesse même dans toute sa vivacité, dans toute sa fougue; il peut, la prolongeant à travers les déceptions de l'âge mûr, la transporter toute pétrie de sa chaleur, bien avant dans les régions froides de la vieillesse: mais c'est à la condition que cet amour n'aura pas été pris comme pis-aller par une intelligence désespérant d'arriver ailleurs." Dies um ihrer selbst willen muß immer das

oberste Wahrzeichen echter Wissenschaft bleiben. Das Bewußtsein, solche in diesem Sinne auszuüben, ist die einzig denkbare wirkliche Belohnung, äußere Ehrungen, Preise, Akademieurteile haben daneben keinerlei Wert („juger, décider, trancher, allons donc!“). Wer die Wissenschaft groß auffaßt und betreibt, wird auch allem darin das gleiche Gepräge verleihen. „Überlegene Menschen wachsen an den Spezialstudien, welche mittelmäßige Geister erdrücken“, heißt es abermals in den Plejaden, diesem Buche, das überhaupt der Weisheit so viel enthält.

Gobineau hat uns in seinen Büchern über Asien (besonders gegen Schluß von 3 ans en Asie) eindrucksvolle Gegenüberstellungen orientalischer und abendländischer Wissenschaft gegeben. Dort herrscht in ganz anderem Maße die Phantasie, die Versenkung, der Glaube, bei uns die Vernunft, die Kritik, die Abstraktion. Es ist klar, daß Gobineau selbst ein gutes Teil von der orientalischen Weise mitbekommen hatte. Der Scharfblick des Geistes, das „apercevoir par la vue de l'esprit“ nach einem Lieblingsausdrucke Buffons, die schöpferischen Augen („yeux générateurs“), welche Prokesch ihm nachrühmte, jene erstaunliche Intuitionskraft, welche Freund und Feind an ihm bewunderten, das war seine allereigenste Eigenschaft. Blitzschnell irgend einer Erscheinung der geistigen Welt in allen ihren Verzweigungen, Voraussetzungen und Folgen nach- und auf den Grund zu gehen, war ihm ein leichtes. Nur besaß er nicht auch immer die Zügelung der Phantasie durch den Verstand, durch welche die einzelnen Erscheinungen selbst erst auf ihre objektive Richtigkeit festgestellt werden können. So läßt er nicht selten die — von ihm der orientalischen Methode gegenüber zu gering geschätzte — Kritik vermissen, wenn ihn auch vor Kritiklosigkeit im großen die geniale Gesundheit seiner Gesamtanlage in den meisten Fällen — die beiden Ausnahmen, wo er ein Opfer seiner Phantasie geworden, sind ihres Ortes

genügend bezeichnet — bewahrt hat. Er selbst ist sich übrigens darüber völlig im klaren gewesen und hat sich auch in diesem Sinne unumwunden ausgesprochen, daß es ihm vor allem auf das Ganze, auf die leitenden Gesichtspunkte ankomme. Daher denn auch die oft hervorgehobene Erscheinung, daß seine Hauptgedanken und -entdeckungen so vielfach richtig sind, auch wenn unzutreffend begründet.

Es ist für das universeller ausgestattete Genie immer ein schwieriges Ding, sich in Sondergebieten der Wissenschaft zu bewegen; die Fachmänner werden ihm da in der Behandlung des einzelnen naturgemäß überlegen sein und leicht allerlei an ihm auszusetzen finden[1]. Geniale Entdeckernaturen mögen sich nun einmal nur zeitweilig (das hat auch Gobineau getan) an die strengen Regeln der Forschung binden. Dazwischen wollen sie immer wieder von ihrer größeren Freiheit Gebrauch machen: „L'homme le plus libre d'esprit qui soit dans ce monde" nennt sich Gobineau an Keller (11. Oktober 1874), und hat das ja schon dadurch bewiesen, daß er sich seinen ganzen Bildungsgang fern aller landläufigen Schul- und Universitätsbildung nach eigenem innerem Müssen selbst zu-

[1] Anderen Orts („Gobineaus Rassenwerk", S. 291) ist auf die verwandten Beispiele Voltaires und Herders hingewiesen worden. Hier möge ein ferneres hinzutreten, das noch weit schlagender wirkt, weil es sich um einen Mann handelt, dessen wissenschaftliche Gesamtbedeutung die aller anderen überragt: man sehe, wie Kant in dem Buche von G. Gerland: „Immanuel Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten. Zwölf Vorlesungen", Berlin 1906, als Gelehrter zerpflückt wird (besonders S. 88 ff. 109. 111. 117. 120. 125. 133. 135—138. 151. 155). Schlimmer ist auch Gobineau kaum je angefaßt worden, als es in dieser Blumenlese — „unklar, unwissenschaftlich, unreif, kritiklos, verworren, nicht neu, oberflächlich, unsicher, unselbständig, schwach, ungenügende Aus- und Durchführung" ꝛc. — geschieht. Dabei ist der Mann offenbar im Recht. Nur — was beweist dies?!

rechtlegte. Das mag gewiß in mancher Beziehung seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht zustatten gekommen sein; anderes wieder, wie sein kühner Frontwechsel dem klassischen Altertum gegenüber und sonstige durchschlagende Neuerungen wären wohl bei einer andersartigen Vorbildung undenkbar gewesen. Übrigens aber war es ihm doch viel zu sehr Ernst um die Wissenschaft auch im engeren Sinne, als daß er nicht, in seiner Weise methodisch, das hätte wieder einzubringen suchen sollen, was ihm an allgemein-gültiger Methode infolge seiner Absonderung von der großen Heerstraße der Wissenschaft etwa entgangen war. Wer so reist und so sammelt wie Gobineau, der übt den Geist wie nur in einem Kollegium und schafft sich insbesondere für das Studium der Geschichte ein unschätzbares Hilfsmittel. Mit einem Fleiß, der jedem Benediktiner Ehre gemacht hätte, setzte er sich ferner in den Besitz einer Fülle von Kenntnissen, einer Belesenheit, die manchen anderen hätte aushöhlen und stumpf machen müssen, bei ihm aber das frischeste Empfängnisvermögen, das lebensvollste Leben in Welt, Natur und Erfahrung nicht im leisesten beeinträchtigte und in seinen verschiedenerlei Werken aufs zwangloseste zur Geltung kommt. Wie Tocqueville dies anerkannte, sahen wir früher schon (Bd. I S. 356): er nannte ihn den größten Büffler, den er kenne, und an Beaumont schrieb er, er wisse das ganze achtzehnte Jahrhundert auswendig, mit welcher Bemerkung er doch nur gleichsam ein einzelnes Schubfach aus einem reichbesetzten Schrein hervorgezogen hat.

Auch der Ungründlichkeit wird man Gobineau am letzten zeihen dürfen, vielmehr kann er sich zuzeiten in Gründlichkeit gar nicht genug tun. Wie allseitig, fast eigensinnig, erschöpfend hat er z. B. gewisse Themata in seiner Revue provinciale abgehandelt!

Bedürften wir endlich noch eines Zeugnisses dafür, daß Gobineau bemüht gewesen ist, in das Wesen großer Gelehrter

einzudringen und ihnen nachzueifern, so fehlt es auch daran nicht: ich erinnere nur an seinen Nachruf auf Burnouf im Essai, T. I p. 424 (D. A. Bd. II S. 48), und im weiteren an die reichhaltige Förderung, die er im Laufe der Jahre im Austausch mit den mannigfachsten Vertretern der Wissenschaft sich gewonnen hat. So ist ihm denn schließlich auch von deren Seite die verdiente Würdigung geworden: wie immer in solchen Fällen, haben zumal die großen Gelehrten ihn anerkannt und bewundert, die kleinen und kleinlichen an ihm genörgelt oder über ihn gespottet. Leider sahen wir freilich, daß dieses Gebahren bis zu einem gewissen Grade dadurch hervorgerufen war, daß sich Gobineau mit seinem Keilschriftwerke eine Blöße gab, die dann unwillkürlich und unrechtmäßigerweise auch andere Arbeiten mit bloßstellte.

Über das Einzelne von Gobineaus wissenschaftlicher Tätigkeit ist bei den betreffenden Werken genügend gehandelt worden. Am wenigsten ist über seine Rolle als Anthropologe und Ethnologe mehr ein Wort zu verlieren. Sie steht fest, und mit ihr sein Ruhm. Mit gewissen Partien vom Anfang und Schluß des Essai begann eine neue Epoche für diese Wissenschaften, oder doch taten sich ihnen neue Gebiete auf, indem sie durch ihn (als „la racine et la vie même de l'histoire") ins Herz der Geschichte eingeführt wurden. In den Nutzanwendungen seiner neuen Lehre, zusammengefaßt in den beiden großen „ethnologischen Resumés" (gegen Schluß des Essai und in „Ce qui se fait en Asie"), hat er dann auch der letztgenannten Wissenschaft bedeutsame Bereicherungen zugeführt.

Dies alles ist bei uns längst Gemeingut geworden. Weniger sind es noch seine Länder- und Völkerschilderungen; vielleicht wird dies einmal anders, wenn, mit zunehmender Verbreitung Gobineaus bei uns, auch 3 ans en Asie, Voyage à Terreneuve und Royaume des Hellènes einmal deutsche Ausgaben erleben sollten. Inzwischen haben dem die Novellen kräftig vorgewirkt,

die bezeichnenderweise gerade von den Fachgelehrten ganz außerordentlich geschätzt werden. Gobineaus Meisterschaft, in völliger Selbstentäußerung in und mit fremden Völkern zu leben, tritt hier in den plastischsten Formen zu Tage. Und so geben uns seine Schilderungen aus jenen Gebieten, wo das Wort von den Vögeln unter dem Himmel wirklich eine Wahrheit ist, wo auch die Menschen noch etwas wie innere Zufriedenheit, Entrücktheit von den Sorgen und Quälereien des Kampfes ums Dasein kennen, in einem Atem völkerkundliche wie autobiographische Belehrungen. Nur erlebt ließ all dergleichen sich mitteilen, und so vor allem auch das, was wohl immer Gobineaus des Orientalisten wissenschaftliche Großtat bleiben wird: die Entdeckung des Bâbismus, wie überhaupt sein tiefes und kongeniales Eindringen in die Seele des Orients, dessen Religionen. Der Orient hat sich ihm offenbart, was er von je nur so wenigen getan hat, er, dessen Dasein sonst im Schweigen, im Geheimnis, im Verschließen seines Wesens, welches eben seine Religion ist, besteht. So schreibt Gobineau seinem Freunde Viollet-le-Duc am 1. September 1862 aus Persien: „Tout est secret dans ce cher pays, tout est en quelque sorte religion, tout est transmission mystérieuse à laquelle on attache un prix inoui. On ne communique les principes de rien qu'en cas très réservés et rares. C'est gênant, mais c'est ce qui rend l'Asie immortelle. Les gens qui se taisent sont un peu plus tenaces et rudes jouteurs que les bavards comme nous", und im gleichen Briefe spricht er die Weissagung aus: „J'approuve votre sainte colère contre les Russes en Orient et votre opinion est fort juste: ils le tueront si l'Orient peut être tué. *Mais l'Orient ne peut pas être tué.*" Worte, die zugleich seine Sehergabe und seine eigene Kunst, jenen Schweigensdamm zu durchbrechen, seine faszinierende Einwirkung auf ganz fremde Menschenstämme in das hellste Licht setzen.

Den Historiker Gobineau haben wir nach seiner wichtigsten Seite schon mit dem Anthropologen zugleich in Betrachtung genommen. Was er sonst zum Wesen der Geschichtswissenschaft in den verschiedensten Werken beibringt, läßt sich, nicht selten anfechtbar, wenn auch immer geistvoll, sehr schwer unter einen irgendwie einheitlichen Gesichtspunkt bringen. Sehr merkwürdig ist eine Briefstelle aus Stockholm an die Schwester (Februar 1873), in welcher er vom Historiker ausdrücklich eine gewisse Begrenztheit — damit aber zugleich Bestimmtheit — des Horizontes verlangt und dann fortfährt „les gens à esprit large sont d'aimables amateurs qui ne produisent rien du tout". Bei dem ersten Teile dieses Satzes, welcher die solidesten Seiten der historischen Arbeit im Auge hat, erinnern wir uns unwillkürlich seiner verwandten Äußerungen über die Begründung der Landes- auf Provinzial-, und dieser wieder auf Familiengeschichte, wie seiner eigenen auch durch die Tat bewiesenen Vorliebe für dergleichen Induktivarbeit in der Provinzialgeschichte; mit dem zweiten Teil hat er unbewußt vielem von seinem eigenen Schaffen das Urteil gesprochen, das freilich noch manchen verwandten Geist außer ihm treffen mag. Nicht als ob ein selbst reichliches Maß von Phantasie dem Historiker verwehrt, oder eine künstlerische Ader ihm an sich schädlich wäre[1]: was jenen weiter angelegten, weniger disziplinierten Geistern im wissenschaftlichen Sinne leicht zur Gefahr wird, ist vielmehr das Überwiegen gewisser allgemeinerer Lieblingsideen, von denen sie sich dann in ihrem Einzelschaffen ungebührlich abhängig erweisen. So werden Männer wie Voltaire und Montesquieu, Herder und Gobineau, die so stark eine

[1] Mommsen (Reden und Aufsätze S. 11) sagt geradezu: „Der Geschichtschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten", und G. von Below (im Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 9 S. 206): „Anschaulichkeit der Darstellung, wie sie vom Historiker verlangt wird, läßt sich nur bei einem großen Maß von Phantasie gewinnen."

bestimmte Idee vertreten, als eigentliche Geschichtsdarsteller immer anfechtbar bleiben, wenn sie auch für die allgemeine Geistesgeschichte wie für die Geschichtsphilosophie Außerordentliches geleistet haben. Gobineau hat z. B. zu dem langsamen Werke des neunzehnten Jahrhunderts, der Erschütterung des Dogmas vom klassischen Altertum, unzweifelhaft ein Namhaftes beigetragen; aber man vergleiche nur einmal sein Vorgehen bei diesem Beginnen mit dem der Meister der Altertumswissenschaft, der Niebuhr, Böckh und Mommsen, um an dem Beispiele von deren historischer Kritik und realistischer Forschung sich klar zu machen, wie sehr seine Verdienste hier vorwiegend nur im Ganzen, im Endergebnis liegen. Sie fehlen, wie wir bei der Persergeschichte sahen, auch im einzelnen nicht völlig, und nach einer Seite sind sie, selbst summarisch gefaßt, so bedeutend, daß sie noch ein eigenes Wort erfordern.

Wir meinen Gobineaus Auffassung des Mittelalters. Wohl waltet hier, wie bei seinem Preise der Perser und seiner Bekämpfung der klassischen Völker, vielfach Tendenz und Voreingenommenheit. Aber selten wohl dürfte solche in dem Maße gerechtfertigt, ja geboten erscheinen. Hat er doch mit seiner Vorliebe, oder wie er selbst mehrmals ehrlich sagt, Parteilichkeit für das Mittelalter sich lediglich in den Dienst einer wahrhaft guten und notwendigen Sache, der Herbeiführung einer gesünderen und gerechteren Beurteilung jener großen Zeit, gestellt. Die landläufige, lange herrschende von dem „barbarischen" Mittelalter, der selbst ein Schiller, ein Schopenhauer (nicht der besonnenere Goethe) blindlings mit verfielen, hat, nach einem treffenden Worte Macaulays, in den Pariser Salons der Aufklärungszeit ihren Ursprung genommen, und sie war ihrer würdig. Schon die Romantiker wirkten ihr entgegen, wenn auch noch mit ziemlich primitiven Waffen. Dann aber setzten auf allen Seiten die Geister ein: von den verschiedensten Gebieten aus reichten sich die altdeutsche und altfranzösische

Forschung, die Geschichtschreibung (Giesebrecht), die Kunst (Wagner) die Hände, um das Mittelalter wieder in seine Ehren einzusetzen[1]. Da ist denn auch Gobineau als der Vordersten einer in den Kampf eingetreten. Ihm als überzeugtem Germanen hieß die Zeiten, denen Rolandslied und Nibelungenlied, Minnesang und Ritterepik, Kreuzzüge und Dome entsprossen waren, verunglimpfen und verhöhnen soviel wie die eigene Jugend verleugnen mit ihrer Kindesreinheit, ihrer Jünglingsbegeisterung, ihrem stürmischen ersten Mannesschaffen und -streben. Und so hat er schon in den historischen Betrachtungen seiner Revue provinciale (T. II p. 244 ss.) auf „die Kommunen und alles, was die große Periode wahrer Organisation des zwölften Jahrhunderts nur Großartigstes und Fruchtbarstes schaffen konnte", begeistert hingewiesen und später in immer steigendem Maße das Mittelalter als die eigentliche Heroenzeit der neueren Menschheit (Ottar Jarl), als den Erneuerer der verrotteten alten Welt und Verkörperer größerer moralischer Ideale (Amadis), endlich als den auch geistigen Eroberer, den unermüdlichen Entdecker und Erfinder voll Begehrlichkeit, Ehrgeiz und Tatendrang jeder Art, als den Schöpfer des modernen Europa (Renaissanceeinleitungen) gefeiert.

Wollte man selbst diesem Gobineauschen Mittelalter ein Stück von jenen geistigen Traumländern zuschreiben, wie sie so manche große Idealisten (Schiller das hellenische Altertum, Schopenhauer Indien) in ihrem Sinne gehegt haben, so genügt doch ein Blick auf die urbesonnene soeben an letzter Stelle angeführte Schilderung (S. 16 ff. meiner Übersetzung), um

[1] In keinem Falle sollte, wer der Frage des Wertes und der Bedeutung des Mittelalters auf den Grund blicken will, Rankes Eingang zum achten Bande seiner Weltgeschichte ungelesen lassen: was hier der gerechteste und weitherzigste unserer Geschichtsforscher über das Mittelalter sagt, gibt der im Texte gekennzeichneten Bewegung den zusammenfassenden Abschluß.

festzustellen, daß unser Meister hier seine bekannte Seherkraft gerade dieser Menschheitsepoche gegenüber auch im wissenschaftlichen Sinne glänzend bewährt hat.

Im allgemeinen freilich wollen wir festhalten, daß Gobineau als Darsteller vergangener Völker und Zeiten (bei lebenden Völkern, denen er noch selbst ins Auge sah, ists ein anderes, wie seine Schilderungen der Neuperser und Neugriechen lehren), sein Bestes doch in seinen dichterischen Werken geleistet hat. In der Abbaye de Typhaines (auch im Cartulaire de St. Avit) wird so das Mittelalter, in der Renaissance diese letztere mit der ganzen unmittelbaren Gewalt dichterischen Schauens wieder lebendig gemacht, ohne daß dabei doch — soweit dies die Aufgabe des Dichters zuließ — der Treue und Gewissenhaftigkeit des Historikers irgend etwas vergeben wurde. Ohne ins Paradoxe zu verfallen, darf man sogar sagen, daß Gobineau die Methode und die Besonnenheit, die ihm als Gelehrten abging, als Dichter besessen hat. Seine rasche Aneignung des geschichtlichen Stoffes, seine ungewöhnliche Beschlagenheit in den verschiedensten Zeiträumen, sein Einblick in alle denkbaren geistigen und natürlichen Zusammenhänge kommen hier außerdem ganz anders zur Geltung. Dagegen hat freilich seine Schaffensweise, die bei seinen wissenschaftlichen wie bei seinen dichterischen Werken ziemlich die gleiche war, die meisten der letzteren wohl etwas ungünstiger beeinflußt. Der Umstand, daß er häufig nach mehreren Seiten gleichzeitig beschäftigt war, die unbändige Schnelligkeit seines Schaffens haben ihn — hier wie dort — nur selten zu ganz geschlossenen, harmonisch abgerundeten Leistungen gelangen lassen. Von diesem Zuge hat sein Volk, das in dieser Beziehung sehr strenge, aber einseitige Ansprüche stellt, immer nur die negative Seite gesehen und ihm dementsprechend die Einreihung unter seine „grands écrivains“ versagt. Ein Schriftsteller aber, der freilich meist ersten Wurf, aber auch meist erste Werke, voller Genie

wie es eben aus den Händen der Natur kommt, liefert, hat doch wohl das Recht, in der freien Auswirkung seines Wesens nach etwas positiveren Gesichtspunkten beurteilt zu werden. Und da wird man ihm — als Regel wenigstens — zubilligen müssen, daß seine freiwillige Beschränkung in der Form, daß der rhapsodische Zug, der ihn beherrscht, nicht auf einem Nichtausreichen beruht, sondern auf einem sich selbst erkennenden Können, daß es eine instinktsichere, bewußte Kundgebungsweise eines unermeßlich reichen Naturells ist, das durch zu feste Einschnürung in überlieferte Formen von seinem eigensten Wesen zu verlieren fürchtet und sich daher lieber in ungebundenem Ausströmen seine ganze Urwüchsigkeit und Jugendfrische bewahrt. Den Übelständen gegenüber, die dies etwa mit sich führt, verlangt er keine Nachsicht: als seine Schwester einmal Unklarheiten in seinen Jugenddichtungen mit seinem Ideenreichtum entschuldigen wollte, lehnte er dies unbedingt ab, und man wird doch auch anerkennen müssen, daß er in seiner ganzen ferneren Schriftstellerlaufbahn mit allen Mitteln, aber auch mit Erfolg nach weitestgehender Klarheit des Ausdrucks gerungen hat. Nichts ist dafür so bezeichnend wie jene seine beiden Lieblingsgewohnheiten, die Steigerungen der Adjektiva durch Adverbialzusätze, um eine ihn einnehmende Vorstellung in ihrer ganzen gedrängten Fülle zum Ausdruck zu bringen, und die aufzählende Häufung von Worten aller Gattungen, um einen Vorgang, eine Gestalt, ein Ding nach allen Seiten und Schattierungen auszuschöpfen.

Ein anderes ist es natürlich um die kleinen Nachlässigkeiten, die niemanden bei Gobineau entgehen werden. Je nach dem, was man im großen bei ihm sucht und findet, wird man auch sie bewerten. Ein Franzose, der so manches Mal das treffende Losungswort für Gobineau gefunden, gibt uns auch hier den rechten Maßstab an die Hand: „Il y a bien des négligences dans Gobineau, mais elles sont toujours

dans le style", sagt J. de Boisjoslin. So hat wenigstens dieser es begriffen, daß ein Gobineau das Recht auf einen eigenen Stil, neben dem Konventionsstil der Kritik und der Akademien, habe. Und darein wolle man dann auch das mitbegreifen, wenn er, der im ganzen seine heimische Sprache so groß und urkräftig, wenn auch etwas germanisch-rücksichtslos handhabt, darüber einmal auch eine unfranzösische Wendung bringt, oder wenn er es liebt, auch seine gewähltesten Darstellungen gelegentlich durch einen recht deutlichen Ausdruck, seiner Natur entsprechend, zu durchbrechen. Maß, Stil und Form sind ihm darum doch im höheren, im inneren Sinne durchaus zu eigen und stellen ihn in einzelnen Vorzügen ebenso einzig hin wie er anderseits in einzelnen Schwächen aus der Reihe heraustritt. Ich will hier nur eines hervorheben: Gobineau ist einer der ganz wenigen Großen, die der Gefahr der „Encanaillierung"[1] durch den Geschlechtspunkt in allen ihren Kundgebungen entgangen sind. Immer natürlich, frisch und farbenreich, oft derbrealistisch, bleibt er nach dieser Seite doch immer bei Andeutungen stehen, und wer brächte es über sich, zu sagen, daß darum seinen Schöpfungen etwas fehle? In der ganzen Renaissance, trotz Shakespearischer Markigkeit, nicht eine Zote, und das bei einem Manne, der doch wahrlich über jeden Verdacht der Prüderie erhaben war!

Es herrscht eben in dem Ganzen seiner Dichtwerke, auch wo diese noch so sehr durchgeistigt sind, eine solche sinnliche Fülle, daß er auf die derbsten Deutlichkeiten, die für viele, und nicht immer die Schlechtesten, ein unbedenklich angewandtes Würz- oder Steigerungsmittel bedeuten, grundsätzlich verzichten konnte.

Ganz ähnlich ist es mit seinen Bildern, die zumeist, bei aller Tiefe, von großer Anschaulichkeit, und doch nie na-

[1] Schopenhauer bei Gwinner, 2. Aufl., S. 537.

turaliſtiſch, nie kraß ſind. Sie zeugen vor allem davon, wie alles Schaffen bei Gobineau aus dem Schauen hervorgegangen, ja, wie im Grunde Schauen und Schaffen bei ihm ſchier eines iſt, wie es eben beim echten Dichter ſein ſoll. Vollends gilt dies von den unmittelbar beſchreibenden Teilen ſeiner Dichtungen, wie von den ſzeniſchen Bemerkungen ſeiner Renaiſſance. Von hier iſt der Übergang zur wirklichen, ſinnfällig greifbaren Bildnerei kein allzu langwieriger mehr.

Gobineau hat zwar ſeine Aufmerkſamkeit ſchon frühzeitig den bildenden Künſten zugewandt[1], aber erſt in ſeinem ſpäteren Leben geſchah dies ſo ernſtlich, daß dieſelben in die vorderſte Reihe ſeiner Studien und Arbeiten mit einrückten, und erſt im letzten Jahrzehnt iſt er in ſeinen Betrachtungen wie in ſeinen Leiſtungen auf dieſem Felde auf die Höhe gelangt. Die Renaiſſance gab ihm die Veranlaſſung, in ſeiner Einleitung (auf die gar nicht genug hingewieſen werden kann) die Vorwürfe und Ideale der bildenden Künſte bei Griechen, Alexandrinern, Römern und Byzantinern, endlich in der Renaiſſanceperiode, an uns vorüberziehen zu laſſen, und dieſer theoretiſchen Beſchäftigung ließ er dann in Italien noch die Praxis einer eingehenden Beſichtigung zur Ausbildung ſeines Kunſturteils folgen, das nach dem Zeugnis ſeines berufenſten Genoſſen Mancini außerordentlich hoch ſtand[2].

Mehr und mehr hatte ſich ihm, zumal ſeit er ſie ſelber ausübte, die Skulptur als Lieblingskunſt aus dem Ringe der Schweſtern herausgelöſt, ſodaß er ſie perſönlich für den Gipfel

[1] Daß er auch zeichneriſch ſchön begabt war, zeigt unter anderem der von ihm gefertigte Bilderſchmuck zum Manuſkript ſeiner Dilfiza.

[2] Daß auch hier ſeine allgemeinen Stimmungen ihre Rückwirkung übten, verſteht ſich bei einem Manne wie Gobineau von ſelbſt. So zog er in der Malerei grundſätzlich die Niederländer den Italienern vor. Sein beſonderer Liebling war aber Murillo, vielleicht weil er in ihm den größten Realidealiſten unter den Malern erkannte.

menschlichen Schaffens hielt (an Caroline 11. Oktober 1872), wenn er auch ein anderes Mal objektiver seinem Freunde Lytton schrieb (1 juillet 1872): „La sculpture n'est ni le premier ni le second des arts; il n'y a pas de rang là-dedans“. Seine immer stärkere Hinwendung zur ausübenden Kunst in den letzten Jahren beruhte wohl auch mit darauf, daß eine wahrheitsdurstige Seele gleich der seinigen auf diesem Wege, sensu allegorico, sich am ungebundensten und erschöpfendsten mitteilen zu können vermeinte, während Erkenntniswahrheiten in ihrem letzten Kerne vielfach nur dafür da zu sein schienen, um nicht ausgesprochen zu werden. Sicher ist jedenfalls, daß damals jenes stürmische Vorwärtsdrängen, von dem seine Freundin berichtet, sich vor allem in seinem Schaffen als Bildhauer äußerte.

Wunderbar, wie er nun hier plötzlich ein anderer wurde, wenn er vor dem Gips oder Marmor stand: nichts mehr von der genialen Flüchtigkeit, von jenem gewissen Widerstreben gegen Nacharbeiten und Umgestalten, dem wir bei seinem Dichten wohl begegnen: vielmehr unerschöpfliche Geduld, zäheste Ausdauer und Gründlichkeit und eine wahrhafte Unermüdlichkeit des Besserns. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die außerordentlichen Kraftanstrengungen, welche ihn seine Bildwerke gekostet haben, zum guten Teil darauf zurückzuführen sind, daß er die Technik dieser seiner letzten Kunst so spät, und dementsprechend unvollkommen, erlernt hat; und hierauf, nicht wie bei seinen Dichtungen auf mangelnde Sorgfalt, hat sich denn auch das Urteil zu begründen, das hier zu fällen ist, wie es dort zu fällen war: daß die Vorzüge auch dieser Werke nach der ideellen, ihre Mängel nach der formalen Seite liegen. Mit dieser Gleichstellung ist schon angedeutet, daß man ein Verständis für Gobineaus Bildwerke nur aus dem Verständnis seines Gesamtschaffens gewinnen kann, wie ihm ja denn als Bildhauer die gleichen Dinge wie als Dichter am Herzen

lagen und er auch hier wiederum seine durchaus idealen Entwürfe mit nicht selten sehr realistischen Mitteln zur Ausführung gebracht hat. Er selbst sah seine Eigenart als Bildhauer durchaus nach der Seite der Ideen und des Ausdrucks begründet („c'est là, dans ma façon de concevoir et d'exécuter les expressions où est une grande partie de mon originalité comme sculpteur", an Caroline 26 décembre 1877). Er hatte sich, wie ein äußerst interessanter Brief an Lytton vom 1. Juli 1872 lehrt, etwa mit seiner Übersiedlung nach Stockholm, für sein ferneres bildnerisches Schaffen unbedingt für die Renaissancevorbilder entschieden, da „die Antike — von der er in Athen ausgegangen war — zwar in dem, was sie hervorgebracht, bis zum äußersten Grade der Vollkommenheit vorgedrungen sei, aber im Vergleich zur Renaissance nicht eigentlich viel gedacht habe, während die letztere, bei freilich nur relativer Vollkommenheit, unverhältnismäßig viel weiter gegangen und daher auch viel interessanter sei." „Il n'y a qu'en marchant avec elle", schließt er, „que l'on peut réellement faire quelquechose qui vaille".

Und so blieb es denn fortan sein Ziel, allem, was er behandelte, jene ideale Beseelung der höchsten Renaissancemeister einzuhauchen, wie es schon immer, im Geiste aller echten und hohen Kunst, sein Bestreben gewesen war, seinen Gesichtern und Gestalten, zu denen er, mochten es Individuen oder Typen oder Symbole sein, gerne nur die edelsten und vornehmsten sich wählte, den Ausdruck der ewigen Idee, die sie verkörpern, einzuverleiben und so gleichsam erst ihre wahre und letzte Form zu geben, wie es sonst wohl der Tod, in gewissem Sinne der größte Künstler, tut. Wie mußte er in diesem Beginnen mit dem Geist des Zeitalters, zumal in Italien, zusammenstoßen, wo eine raffiniert, aber geistlos gesteigerte Technik sich derart von dem Dienste jeder höheren Macht losgesagt und an den Tag gekettet hatte, daß man von

ihrer schreienden Realistik (man erinnere sich etwa, als des Gipfels, der Denkmäler, gleichsam gemeißelter Photographien, des Genueser Friedhofs) sich nur entsetzt abwenden kann! „C'est à prendre avec la main, mais pas autre chose, pas une idée vraie", schreibt Gobineau seiner Freundin, als er einmal in einigen Mailänder Ateliers herumgeführt worden war. Dabei mag immerhin der Kunstkenner sich eingestehen, wie wertvoll es für ihn gewesen sein würde, wenn von jener verblüffenden, zuletzt aber doch ihr Ziel verfehlenden Technik ihm ein etwas größeres Teil zugefallen wäre, und wie alsdann seine Bildwerke auch in der engeren Geschichte der Kunst eine größere Rolle spielen würden, während sie jetzt vielleicht vorwiegend als Denkmäler zur Geistesgeschichte eines unserer Großen — schon durch ihre Stoffwahl — in Betracht kommen und selbst da, weil zum großen Teil nur in unzulänglichen Vervielfältigungen erhalten, uns keine genügend deutliche Vorstellung mehr erwecken können. Aber immerhin bleiben doch auch so noch ihre spezifisch künstlerischen Vorzüge groß genug, um in den Augen aller derer, die es würdigen, unter welchen Umständen Gobineau Bildhauer geworden ist, seinen Wert und Ruhm im ganzen um ein reichliches Teil zu steigern. Auch hier wieder sind die Großen und Bedeutenden mit gutem Beispiel vorangegangen. Ein Carpeaux hielt Gobineau für nicht zu gering, um ihn als seinesgleichen zu begrüßen[1]. Ähnliches sahen wir von Guillaume. Die Briefwechsel zeigen uns, wie den Ideenreichtum, der Gobineaus bildnerisches Schaffen begleitete und bedingte, so das Echo, auf das er in Freundeskreisen damit traf[2]. Auch alle Späteren, bildende

[1] „Pour nous mettre pairs du grand art", heißt es in einem seiner Briefe, die wir im Quellenbande zu bringen beabsichtigen.

[2] Nur zwei Stimmen mögen hier angeführt werden, Carolinens, die, wie sie mit Recht den zeitlichen Vorrang in der Bildnerei und insofern einen gewissen Einfluß auf den Bruder beanspruchen konnte,

Künſtler wie Kunſtkenner, welche, ſei es vor die Straßburger Originale hintraten, ſei es die Abbildungen zur Hand nahmen und ſich gegen uns darüber ausſprachen, bewunderten übereinſtimmend das ungewöhnliche Seelenleben, die Stärke des Ausdrucks und die ſchlichte Größe dieſer Gebilde, und mehr als einer hat uns angeſichts ihrer techniſchen Mängel darauf hingewieſen, wie ſehr das Böcklinſche Wort: „Korrektheit iſt nichts, Deutlichkeit iſt alles" gerade auf ſie zutreffe. So darf ſchließlich geſagt werden, daß doch auch dieſer Teil von Gobineaus Lebenswerk, daß dieſe ſeine Lieblings-, aber auch Schmerzenskinder keine verlorene Mühe geweſen ſind, ſondern daß er auch mit ihnen viele edle Seelen erbaut hat und wohl in alle Zukunft weiter erbauen wird [1].

Nun nur noch ein kurzes Wort über Gobineaus Verhältnis zur Muſik. Es iſt gar kein Gedanke daran, daß ihn, wie

ſo auch die Berechtigung hat, hier an erſter Stelle gehört zu werden und die in ihren Briefen des öfteren vornehmlich die Reinheit, Zartheit und Idealität der Linien, ſowie die Anmut der Phantaſie an den Bildwerken rühmt, und des durch Griechenland und Italien verwöhnten Baſterot, der (p. XXVI ſeiner biographiſchen Skizze) ſagt: „il arriva bien vite à des résultats remarquables par l'intensité de vie et d'expression."

[1] Wir möchten auch hier nochmals Lienhard reden laſſen, der Jahrg. III, S. 33 ſeiner „Wege nach Weimar" von den Straßburger Bildwerken ſagt: „Es iſt erſtaunlich, wie genau der Geiſt des Bildhauers Gobineau dem Dichter und Schriftſteller entſpricht! Kommt man von einer franzöſiſchen Ausſtellung und tritt vor dieſe ſchlichten, klaren, vornehmen Gebilde, ſo muß man erſt den Blick wieder umſtellen. Denn dies alles iſt reizlos neben jenen Überreizen, iſt frei, freudig, offen neben jenen kunſtvollen Kniffen einer höchſtausgebildeten Technik. Und ſo ſind auch die Stoffe, die er wählte, vornehm. Was für ein klares, männlich feſtes und doch gleichſam ſtaunendes Geſicht hat dieſer Amadis! Naſe, Mund, Kinn bedeutend, groß angelegt, aber er iſt ſich deſſen gar nicht bewußt. So etwa, mit ſolchen Augen, zieht der jüngſte Märchenheld auf Abenteuer aus, ohne Tücken und Raffiniertheiten; aber mit ihm iſt Sieg und Glück."

etwa Goethe, sein starkes Aufgehen in den bildenden Künsten der Musik fernergerückt und er diese dann nur so pflicht- oder der Sitte gemäß mitgenommen hätte. Er hatte von Anfang an ein durchaus inniges und wahrhaftiges, auf vollstes Eindringen in ihr Wesen begründetes Verhältnis zu ihr, insbesondere zur deutschen Musik. Der Hymnus auf die letztere, Händel und Gluck, Mozart und Weber, Beethoven und Wagner, im ersten Teile des Amadis, zeugt genügend hierfür. Beethoven, später Wagner, bedeuteten ihm das Höchste darin. Sonaten und Konzerte waren seine Lieblingsmusik, „c'est la musique des sages", schrieb er seiner Tochter. Schon der Einundzwanzigjährige begeisterte sich an den auch von Wagner so gerühmten Beethoven-Aufführungen des Conservatoire (an Caroline 28 avril 1838): „Il est impossible de se figurer rien de plus merveilleusement beau que les œuvres de Beethoven jouées par cet orchestre incomparable", und im späteren Leben hat er sich dann mit allen Sonaten und Sinfonien des Meisters immer vertrauter gemacht, sodaß man endlich in seiner „Sonata appassionata" etwas wie einen diesem abgestatteten Gesamtdank erblicken darf. Er hat auch mehrfach das Glück gehabt, von hochstehenden Musikern in ihn eingeführt zu werden, zuletzt von Boito, dem wir auch die Mitteilung verdanken, daß sich beide in Bach weniger verstanden: „Gobineau konnte hier nicht in die Tiefen dringen, wo die Form nebensächlich wird." Um so bezeichnender ist es, daß, als später die den Bachschen so urverwandten Wagnerschen Formen auf ihn eindrangen, sich diese ihm unter der Beihilfe der Poesie ohne weiteres erschlossen und er spielend in alle Tiefen gelangte. Wagners Musik hat ihm denn auch als letzte den Trost der Töne gebracht, den er sich für die Tage des Alters längst gewünscht hatte[1]. —

[1] Als im Sommer 1872 eine Enkelin Caecilie getauft werden sollte, schrieb er: „Plaise au Ciel que cette grande sainte lui inspire l'amour

Wenn es mit Recht öfters betont worden ist, daß die starken Wirkungen Gobineaus reichlich so sehr in seinem Charakter als in seinem Geiste wurzeln, so werden wir gut tun, zur Erklärung dieser Erscheinung an die Spitze einer letzten Betrachtung des Menschen das schöne Wort des soeben genannten Meisterjüngers (Boito) zu setzen: „Ja, er selbst glich ganz seinen Werken" — das höchste Lob, das wohl einem großen Manne gespendet werden kann. Gobineau hat es in der Tat bewährt, daß der Charakter eine Naturkraft ist, und daß das Beispiel allen Lehren vorgeht.

Charaktervolles Wollen bedeutet ihm die Quelle aller echten Macht und Größe, gleichviel in welche Lebensstellung uns das Schicksal hineinversetzt hat: „Ce n'est pas le théâtre où ils agissent ni les intérêts qu'ils remuent qui font les hommes grands; c'est uniquement le poids de domination qu'ils savent faire peser sur les choses, et le pâtre qui sait vouloir est dans son étroite sphère plus élevé qu'un potentat incertain de ses voies", sagt er Voyage à Terreneuve p. 215. Seinen eigenen eisernen Willen haben alle Stürme des Geschickes nicht aus der Richtung werfen können, gemäß dem Amadisspruche: „Acier qui rompt, perle qu'on broie, ne sont pas fins, ne valent rien". Dem widerspricht es nicht, daß er gegen Ende seiner Bahn, unter Miteinwirkung körperlicher Qualen und zerrütteter Nerven, einzelne Male in Gefahr war umzusinken. Vielmehr bleibt gerade darum der Ausspruch des Dichters als Endeswort für ihn um so mehr in Kraft:

„Wenn eines ist, gewaltiger als das Schicksal,
So ists der Mut, ders unerschüttert trägt".

Gerichtet aber war jener sein Wille stets und überall auf Taten, und möglichst auf die schwierigsten: „Toujours il faut

de la musique. J'en aurai bien besoin sur mes vieux jours", und kurz vorher: „Il me semble que Ste. Cécile devrait s'intéresser à un artiste fou de musique".

aimer et faire les choses difficiles. Même mal faites, elles valent mieux que les choses aisées qu'il faut laisser aux gens de peu. Dieu les a faites pour eux" (an seine Tochter 1 novembre 1862). Der ganze Lebenskampf beruht hierauf: „Ne me parle pas de mon bonheur comme dans un opéra comique. Je suis sur le champ de bataille et pas en Arcadie; tu l'oublies" (an Caroline 5 juin 1858). Er hätte wohl lieber kriegerische, ritterliche Taten getan, daraus hat er nie ein Hehl gemacht. Nachdem ihm aber einmal die Feder statt des Schwertes in die Hand gedrückt, hat er sich auch zu geistigen Taten verstanden, für die ja doch letzten Endes nicht minder ein ganzer Mann verlangt wird.

Gobineaus, wenn es sein mußte, mit hochgradiger Kaltblütigkeit gepaarte Tapferkeit, von der er namentlich in Persien und während der Kriegszeit sprechende Beweise gegeben hat, wirkt, wie sie unwillkürlich schon zu seinen Lebzeiten manche, die mit ihm in Berührung kamen, mit fortriß, noch aus seinen Briefen anfeuernd auf die in seinen Spuren Wandelnden zurück. Wohl war sie zumeist gemischt mit einer gewissen stürmenden Leidenschaftlichkeit, einer Rastlosigkeit, die, nur zum Teil in den ihm zugewiesenen Lebensbahnen begründet, in der Hauptsache doch ein Ausfluß seiner Natur, eine bewußte und freigewollte war. Als ihm Dom Pedro einmal eine Äußerung Longfellows berichtete, daß er erst aufatmen werde, wenn er wieder im sweet home sei, und daß er, einmal zurück, die Heimat nicht wieder verlassen werde, erwiderte Gobineau lachend: „Voilà un homme qui n'est pas un Aryen. Est-ce qu'on se repose? Seulement le temps de reprendre force. On ne se reposera pas même dans le Valhalla". Und im gleichen Sinne schreibt er schon Jahre früher der Schwester: „Je crois bien que je serai digne de l'épitaphe du maréchal Trivulce: ici repose qui ne se reposa jamais. Mais quoi que le cœur m'en dise, quelquefois je commence à croire

que j'ai le sort que devait avoir mon tempérament et je serais peut-être très malheureux d'une vie tranquille. Aux brebis tondues Dieu mesure le vent. Il paraît que je ne suis pas tondu". Insoweit bei solchem Tun Zähigkeit und Energie die gebotenen Hilfsmittel waren, ließ er es am allerwenigsten an sich fehlen: „Tu me sais têtu, tenace et cramponné pour jamais à une idée du moment que je l'ai conçue" (6 août 1851 an Caroline) und „Quant à obtenir les choses sans peine, cela, malheureusement, n'est pas dans mes moyens. Mais quand est-ce que j'ai jamais reculé et quand donc *malgré tout* a-t-il eu un démenti?" Ein anderes ist es schon um die Geduld. Dem Musterbilde dieser Tugend, der Nonnenschwester, wird er nicht müde in immer neuen humorvollen Wendungen zu versichern, wie sehr er jene in Ehren halte, aber im Grunde doch zu allen Teufeln wünsche. („J'ai pour cette vertu un vrai culte quand je ne puis pas faire autrement." „Il faut avouer que c'est une vertu qui a cela pour elle qu'elle s'impose, sans quoi qui serait assez imbécille pour aller la chercher? Pas moi à coup sûr et je la fuirais comme les quarante péchés capitaux." „C'est une belle chose, très belle; mais j'aimerais autant que l'occasion de s'en servir n'eût jamais été inventée" u. s. ö.) Und zwar war es nicht nur sein Tatendrang, was sie ihm verleidete: auch seiner Selbstbeherrschung hat der Mangel an Geduld oft genug im Wege gestanden. Wenn eine seiner Angehörigen sogar von ihm hat sagen können: „il n'était pas philosophe", so bedeutet das freilich nur, daß seine Philosophie nur im Niederkämpfen, nicht im Vermeiden von Aufwallungen sich bewährte, daß er nur auf die Dauer der Vernunft das Übergewicht über die Empfindung zu sichern vermochte[1]. Aber mehr wird man überhaupt von einem

[1] Man vergleiche die verwandte Äußerung Friedrichs d. Gr. in seinem Briefe an den Prinzen Ferdinand vom 5. September 1759.

temperamentvollen Stoiker nicht erwarten. Darüber hinaus wäre dieser nur noch ein Gliedermann.

Dabei ist sich Gobineau völlig darüber klar, daß ihm der leidenschaftliche Drang seiner Seele, zumal auch das heiße geistige Begehren — das, auf Vernichtung des Willens gerichtet, doch dessen eigenster Rüstkammer die gefährlichsten Waffen entlehnte —, für sein menschliches Leben mehr als einmal zum Verhängnis werden mußte. Der Große Zauberer zeugt davon, und in einem weiteren Zusammenhange schreibt er der Schwester, nachdem er ihr Leben („les personnes calmes comme toi") im Bilde in einen Teich mit stillem Wasser verlegt: „Les truites d'eau courante comme moi attrapent des mouches quelquefois, des hameçons plus souvent dont elles ont grande peine à se débarrasser en y laissant toujours plus ou moins de leur chair" (9 septembre 1873).

Aber er kann nicht anders, und alle Erfahrungen, wie sehr oft „das Denken dem Herzen wehe tue", bestärken ihn nur um so mehr in dem heftigen Arbeitsdrange, der alles Denken, über das eigene Erleben hinweg, zweckvoll zu gestalten und zu verwerten sucht. Wie es darüber oft bei ihm ausgesehen und zugegangen, können wir daraus entnehmen, daß ganz unabhängig von einander mehrere seiner Freunde und Jünger das Bild vom Vulkan, unter dem er uns seinen Julius II. vorgeführt, auf ihn angewandt haben. Und längst ehe er noch an diesen Julius dachte, schrieb er selbst (an seine Gattin 18 juillet 1869): „Il faudrait que les jours eussent 48 heures. Encore serait-ce assez[1]?"

[1] Über Gobineaus Arbeitsweise war in der Lebensbeschreibung schon verschiedenes mitzuteilen, ist aber doch noch einzelnes nachzutragen. Das Charakteristischste bleibt immer das Vielerlei zugleich, und demnächst das Zeitmaß, das darauf beruhte, daß Gobineau in allem, was die mechanische Grundlage des Schaffens bildet, Nervenkräfte, Fassungsgabe, vor allem auch Gedächtnis, wunderbar begnadet

Bei alledem aber war Gobineau nicht eine rein titaniſche Natur, ſondern er hatte das Sichbeugen grundſätzlich und inſtinktiv in ſein Lebensprogramm mit eingeſtellt und ſo den ſtoiſchen Zug unmittelbar da bei der Hand, wo der titaniſche Drang nicht weiter konnte oder durfte. Er wußte, daß, wer in dieſem Leben Großes will, in dem Maße wird entſagen lernen müſſen, als das Erreichte oder zu Erreichende notgedrungen hinter der Größe des Gewollten zurückbleibt: nur die Beſcheidenes Wollenden, die mäßigen Geiſtes, werden reſtlos befriedigt ſein. Einzig am Glauben hielt, über alle Schwankungen des Hoffens hinweg, der Stoiker wie der Titan feſt wie an dem Ankergrunde ſeines Seins: wir hörten ſeine Bekenntniſſe im Cartulaire de St. Avit und im Amadis, und ſein perſiſcher Siegelring führte ihm (in arabiſch-perſiſchen Lettern) täglich bis an ſein Ende einen orientaliſchen Spruch vor Augen des Inhalts: „Gott hat das Wort, und der Sieg iſt nahe.“

Gleichſam geſteigert, oder ſagen wir poſitiv ausgefüllt und erweitert, finden wir jenen Zug des Sichbeugens in einem anderen, einem der allerbezeichnendſten für Gobineaus Weſen, der, erwachſen wohl aus einem geheimen Verlangen nach Vervollſtändigung oder Vervollkommnung der eigenen Natur, und ſodann mit dem angeborenen Bedürfnis nach Ehrfurcht ſich verbindend, in Bewunderung und Huldigungen für Werte, die

war, und daß ſo Erfaſſen und Ausführen ſeines Gegenſtandes meiſt zu einem Vorgange zuſammenſchmolzen. Daß er ſich auch bei dieſem Zeitmaß manchmal heftig mit einzelnen ſolcher Gegenſtände herumgeſchlagen hat, lehren einige ſeiner Handſchriften, die von Verbeſſerungen geradezu wimmeln. In ſeiner (meiſt ſehr lang ausgedehnten) eigentlichen Arbeitszeit kannte er keine Ruhepauſen. Konnte oder wollte er einmal in der Hauptarbeit nicht weiter, ſo ſetzte er eine halbe Stunde aus, während deren er bis zu vier Briefen ſchrieb, und während er deren Seiten trocknen ließ, las er in irgend einem Buche, das ihn dann wieder zur Arbeit zurückführte.

ihm selber weniger im Blute oder in der Möglichkeit lagen, sich äußerte[1].

Der Geistesheld sieht dermaßen an den Kriegshelden empor, daß er einmal einen ganzen Tag innerlich gejubelt haben soll, als ein Diener in den Tuilerien ihn infolge seiner strammen Haltung und seines martialischen Aussehens mit „mon général“ angeredet hatte. Eine Ehrfurcht noch ganz anderer Art aber flößte ihm das Heilige ein. So wenig das Christentum ihm selbst als Heilstrank in die Säfte übergegangen war, so sehr würdigte er dessen heiligende Kraft in intuitiver Versenkung aus dem Geiste der anderen heraus, und so ist er, wohl wissend, daß es auf die Gesinnung, auf das Glauben, nicht auf das Geglaubte ankomme, selbst ein Frei-, ja Freiestdenker, überall, wo es galt, sogar für die gebundenste Form des Christentums, die der katholischen Kirche, aus vollster Überzeugung eingetreten. Nie wohl ist ihm etwas voller und ehrlicher aus dem Herzen geströmt als die Worte, in denen er dem beschaulichen Leben, der verklärten Weltüberwindung der Schwester oder der Patriarchenruhe und -würde, der Herzensreinheit und philanthropischen Größe des alten Meigs die Palme vor dem eigenen Tun einräumt, überhaupt mit der Tatsache, daß er nun einmal — ohne sein Zutun — außerhalb der „ersten Kaste“ stehe, sich abfindet[2].

[1] Mit welchem hohen Grade von Selbstentäußerung dies vielfach für ihn verbunden war, werden wir ermessen, wenn wir uns gegenwärtig halten, wie urwüchsig stark alle eigenen Regungen und Neigungen bei ihm vertreten waren. So ließ er ja auch seinen von Hause aus fast unbändigen Unabhängigkeitssinn bis zur Unkenntlichkeit zurücktreten im Dienste des Staates, der Kirche und der Gesellschaft, mit einem Wort, aller Mächte der Ordnung; der Condottiere wird ein treuer Vorkämpfer des monarchischen Gedankens.

[2] Dieser halb demütige halb sehnsüchtige Aufblick zum Brahmanentum findet sich zahllose Male in den Briefen, meist ernst, einzelne Male scherzhaft, wie wenn er (28. Oktober 1869) „Meigs und die

Diese höhere Bescheidenheit, diese Demütigung vor dem Göttlichen und vor Menschen, in denen er dies besonders verkörpert sah, vor dem Großen und Heiligen, ist nun aber durchaus nicht zu verwechseln mit jener vermeintlichen Bescheidenheit, die, aus vornehmer Zurückhaltung, mißdeutetem Schweigen herausgelesen, mehrfach zur wundersamsten Verkennung und Verzeichnung Gobineaus geführt hat. Allen ihm hoffnungslos Fremden gegenüber hüllte er sich im späteren Leben grundsätzlich in ein geistiges Inkognito, das er nur den Vertrautesten gegenüber so völlig durchbrach, daß er vor diesen nun aber auch in seinem ganzen Stolz und in einem wahrhaft grandiosen Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen dastand.

Da erschollen dann wohl Klänge, die fast wie aus nordischer Vorzeit zu uns herübertönen[1]. Da wird der Demut der Laufpaß gegeben: „Sacristi! humble, ça m'amuse assez. Nous autres Gournays, nous avons des humilités à nous, et comme nous ne les prodigons pas, nous les plaçons bien". Da kommt dann wohl — selten und wie im Selbst-

---

mère Farengh" (seine Hundemutter) als Vertreter der Kaste der Weltweisen nennt.

[1] Felix Dahn gibt in seinen „Bausteinen" (Bd. I, S. 133 ff.) eine ganze Reihe von teils sagenhaften teils geschichtlichen Quellenbelegen für jene Weltanschauung des nordgermanischen Heidentums, welche nur von der eigenen Kraft, nicht von Göttern Hilfe erwartet. „Ich glaube an mich" erwiderte einer seiner Krieger dem heiligen Olaf auf die Frage, an wen er glaube. Auch Gobineau zeigte in seiner Jugend stark prometheische Züge (man vergleiche die „Chanson" in den „Quellen und Untersuchungen", Bd. I, S. 128) und schrieb noch am 29. September 1869 seiner Gattin: „On ne peut guère compter sur des affaires ainsi faites (es ist die Rede von allerlei Bemühungen zu seinen Gunsten); sans dire que *je ne compte sérieusement en toutes choses que sur Joseph Arthur.*" Dagegen neun Jahre später an seine Tochter (Rome, 15 mars 1878): „On ne choisit ni son sort ni ses chagrins. Mais on les porte parceque l'honneur est de les porter et que *la foi en Dieu et en soi* le veut ainsi".

vergessen — die wahre, volle Meinung auch über die eigenen Werke und das ganze eigene Sein zutage, so wenn er einem um sein Seelenheil besorgten Freunde auf die Anrede, er werde wegen mangelhafter Christlichkeit doch vielleicht noch einmal verdammt werden, die prachtvolle Antwort gibt: „Der liebe Gott würde sichs dreimal überlegen, ehe er einen Gobineau verdammte", oder wenn er, gewaltig emporgereckt, neben Wagner tritt und diesem, dem teilnahmvoll um ihn Besorgten und doch selbst der Ruhe und Schonung Bedürftigen, den gemeinsamen Trost entbietet: „Nous sommes gardés par les Dieux" (Ende Juni 1882 an Frau Wagner).

Daß ein solches auf berechtigtster Selbsterkenntnis beruhendes Selbstbewußtsein ihn so gut in der Praxis, wie sein aristokratisches Denken in der Theorie, in einen Gegensatz zu der Masse seiner Mitmenschen bringen mußte, der sich vielfach nur in Menschenverachtung äußern konnte, liegt klar zu Tage. Begreiflich auch, daß er solche Gesinnung gegen Seinesgleichen am unumwundensten aussprach. Die stärksten Stellen finden sich vielleicht im Tocquevilleschen Briefwechsel, wo er z. B. (29. November 1856) seinem Meister gegenüber fast sich etwas darauf zugute tut: „Vous voyez que je suis de ceux qui méprisent", um freilich von dem ungleich milderen Tocqueville, wie des öfteren, so am schönsten in dem Briefe vom 16. September 1858, darob zur Rechenschaft gezogen zu werden. Tocqueville stellt dort ihre beiderseitige Gemütsart einander gegenüber und sagt von Gobineau: „Quant à vous, soit naturel, soit conséquence des luttes pénibles auxquelles votre jeunesse s'est courageusement livrée, vous vous êtes habitué à vivre du mépris que vous inspire l'humanité en général et en particulier votre pays."

So viel Wahres auch hieran ist, so bedarf doch gerade diese Eigenschaft Gobineaus einer besonders sorgfältigen Sonderung, soll ihm nicht unrecht geschehen.

Wir haben durchaus auseinanderzuhalten, gegen wen und was ſich ſeine Verachtung richtete. Schonungslos war ſie gegen alle falſche Größe, gegen alle konventionelle Lüge, vor allem alſo auch gegen das Treiben der großen Welt, dem gegenüber der gleiche Tocqueville ihm ſchon in früheren Jahren vergebens „etwas mehr Umgänglichkeit" anempfohlen hatte. Hier war ſie nur eine Form mehr jener dämoniſchen Ehrlichkeit, die ſo manches Großen Erdenſchickſal hat verſcherzen laſſen: die Abneigung gegen alle Beredſamkeit, hinter der er immer Spiegelfechterei witterte, die Scheu vor der Phraſe („la peur des phrases me tient toujours à la gorge", einmal an Profeſch), und die Unfähigkeit, Menſchen, die er nicht achten konnte, gleißneriſch freundlich zu begegnen, das alles ſtammt aus einer Quelle[1].

Ganz ein anderes iſts mit dem Teile des Menſchenvolkes, zu dem eine ebenſolche Verachtung in keinem rechten Verhältnis geſtanden haben, dem gegenüber ſie daher auch nicht berechtigt geweſen ſein würde. Hier, wo weſentlich harmloſere Schwächen und Unzulänglichkeiten der menſchlichen Natur in Frage kommen, erſcheint ſie durchaus abgedämpft durch den Humor oder aber gemildert durch das Mitleid. „La bêtise humaine est incommensurable" war ein Troſtſpruch, mit dem er ſich manches Mal vor ſchärferem Urteil bewahrte, und wie er ſeinem Freunde Keller (4. Auguſt 1879) verſicherte, daß ihm aller Peſſimismus den Humor noch nicht verdorben habe, ſo iſt uns hundertfältig

[1] Weit unſchuldiger als die hieraus gelegentlich hervorgehenden ſchroffen Zuſammenſtöße waren gewiſſe Abenteuer, die Gobineau aus kleineren geſellſchaftlichen Rückſichtsloſigkeiten erwuchſen. Hier war gewöhnlich nur ein paradoxer Mutwille im Spiel. So ließ er einmal eine Geſellſchaft großer Akademiker lange auf ſich warten und entſchuldigte ſich ſchließlich bei der Dame des Hauſes damit, er habe ſich in ein gar ſo intereſſantes Buch vertieft gehabt. Auf die Frage, was dies denn geweſen, nannte er — ein Märchenbuch ſeiner Tochter! Man denke — die Geſichter!

bezeugt, daß er in der Wirklichkeit, nicht nur der Zukunft gegenüber, den Kassandrablick ablegte, vielmehr alle Dinge nach Kräften von der guten Seite nahm. Und so denn wohl zweifellos, wo es irgend anging, auch die Menschen. Der Menschenhaß dieser Großen ist ja im Grunde überhaupt eins mit ihrer Menschenliebe, im Sinne des Wortes des französischen Moralisten: „wer bis zu seinem vierzigsten Jahre kein Menschenhasser geworden ist, der hat die Menschen nie geliebt." Sie blicken auf die Menschen herab von der Höhe des eigenen Ideales und Seins; sie lieben an ihnen das, was sie sein sollten und könnten und hassen das, was sie nur zu oft sind und nicht sein sollten.

Das „werde hart!" ist nun einmal überhaupt das Gesetz, unter welches die Erbarmungslosigkeiten des Lebens die Edelsten, selbst die mit dem weichsten Gemüt, unweigerlich stellen, wenn sie irgend ihre Bestimmung erfüllen sollen. Wir haben die bestimmtesten Zeugnisse dafür, daß auch Gobineau sich nur hart gab, Härte predigte, weil er im Innersten doch weich war und an den Dingen litt (was schon seine leiblichen Züge verraten)[1]. Dem widerspricht es nicht, wenn er sich gegen alle Wehleidigkeit wahrhaft spartanerhaft herb zeigt: J'ai une haine innée pour tous les gens souffreteux et plaignards et cela me met hors de moi . . . Le Diable l'emporte!", wenn alles „Weiche, Sanfte, Melancholische und Seufzende"

[1] Lienhard hat bei seinen liebevollen Bemühungen um Amadis in eine Stelle (p. 260) nicht einzudringen vermocht: Amadis' Worte „Je veux rester un homme, et ce que je demande, c'est d'être délivré de l'attrait de souffrir." Ich glaube, der Schlüssel hierzu ist in unseren obigen Ausführungen zu finden. Amadis will vom Reiz des Leidens befreit sein, weil die Hingabe an das Leiden, die ihm als Weichheit erscheint, ihn in der vollen Entfaltung seines Mannes- und Heldentums hemmen würde, als welche nur auf dem Wege seelischer Abhärtung zu gewinnen ist (vgl. im Folgenden „oublier les chagrins soufferts" und spätere auffallend harte Züge Amadis').

ihm zuwider ist (an seine Gattin, 16. September 1869). Dagegen spricht es dafür, daß er Tiere nicht leiden sehen (s. oben S. 474), daß der Abschied von Freunden ihm Tränen kosten, schwere Schicksale im Kreise seiner Lieben ihn im Innersten erschüttern konnten. Aus den Tröstungen an die Freunde spricht ausnahmslos ein Herz voll Teilnahme, wie denn überhaupt die Weise, wie er mit diesen gelebt und gefühlt hat, eines der schönsten Blätter im Buche seines Lebens bildet. Nicht einer seiner wirklichen Freunde, gegen den er sich nicht bis zur Schonungslosigkeit an Liebe und Fürsorge verausgabt hätte. Es ist ihm freilich auch von den meisten vergolten worden, und die Freude an diesen, vielfach den bedeutendsten und edelsten Musterbildern ihrer Länder, ist eine so ungetrübte, daß die gegenteiligen Erfahrungen, an denen es auch nicht ganz gefehlt hat — indem eine gewisse Art von Freunden des Umganges mit dem berühmten Manne sich freuten und rühmten, ihn umschmeichelten und ausnutzten, um dann für ihn oder sein Andenken nicht vorhanden zu sein —, dagegen in nichts verschwinden.

Von Gobineaus Herzensgüte hat unsere Lebensbeschreibung schon reichliche Proben gebracht. Seine Nächsten wußten nicht genug davon zu rühmen. Mit Vorliebe äußerte sie sich gegen die Geringen und Niederen und trug ihm daher auch zur Zeit, da er noch in Glanz und Stellung war, mancherlei sprechende Zeichen von Volkstümlichkeit, später dem schlichten Privatmanne manchen stillen Dank ein. Eines Tages erkannte er in einem alten Arbeiter seines Dorfes die Ordonnanz, welche einstens seinem Vater das Patent als Bataillonskommandeur überbracht hatte. Tiefbewegt schüttelte er dem braven Manne die Hand und ordnete an, daß ihm ein regelmäßiger Platz am Mittagstische seines Dienstpersonals offengehalten werde. Für seinen verarmten Vetter in Izon sorgte er noch zu einer Zeit, da er schon mit den eigenen Mitteln am Ende war. In Rom

wohnte er einmal bei einer Hauswirtin, die Bankrott machte. Gobineau blieb wohnen, während nach und nach alle Möbel gepfändet wurden. Erst als das Bett an die Reihe kam, zog er aus. Frau Wagner erzählt, daß er, einst mit ihr vom Festspielhause heimkehrend, im Anblick eines unter seinem Reisig keuchenden alten Weibes tiefernst geworden zu ihr gesagt habe: das ists, was einem das Leben verleidet!

Von der Leutseligkeit, mit welcher er, immer mit dem Anstand und in der Haltung eines französischen Edelmannes des achtzehnten Jahrhunderts, im Kreise der Niederen verkehrte, hat uns seine Tochter[1] ein lebendiges Bild gegeben. Daß er, von der angeborenen Freundlichkeit abgesehen, auch die gleiche „zeremoniöse Höflichkeit" für Hoch und Niedrig — bis zu den Dienern und Kammerfrauen herab — immer in Bereitschaft hielt, scheint mir für den altfranzösischen Ritter kaum minder in Betracht zu kommen als der freilich weit größere Zug von Unparteilichkeit, der ihn, wie wir während des Krieges 1870 sahen, Freund und Feind gleichermaßen das Leben retten ließ.

Mehrfach unterstrichen wird in der erwähnten und in verwandten Schilderungen immer der Umstand, daß er *vornehmlich gegen die Frauen* alle die genannten Eigenschaften hervorgekehrt habe. Das Verhältnis zu diesen nimmt in der Tat einen besonderen Rang in seiner Seelengeschichte ein.

Wenn irgendwo, ist Gobineau hierin ein Sohn seines Landes. Der Tatsache, daß, nach den Worten der Liselotte von Orléans, „schier alle französische Weiber kaprizieuse und ambitieuse sein und alles regieren wollen und ihnen untertänig machen", hatte auch er, wenn auch gewiß für einen Franzosen

[1] Siehe „Quellen und Untersuchungen" Bd. I, S. 396. 398 ff.: „avec sa belle manière aimable et franche de vieux gentilhomme français, offrant des cigares aux rouliers et aux laboureurs, faisant des compliments aux femmes, plaisantant avec les jeunes filles."

nur äußerſt wenig, weil er eben ſo ganz ein Mann war, Rechnung zu tragen. Wir ſahen es z. B. bei der Akademie-Kandidatur. Und nicht weniger unterlag er wohl den heimiſchen Sitten in anderen Punkten der gegenſeitigen Beziehungen der Geſchlechter, die ja bekanntlich in Frankreich ihre eigenen Geſetze haben. Letzteres gilt zudem nun aber auch noch von den Ausnahmemenſchen ſeiner Art: es iſt geradezu eine der Satzungen der Geiſtesgeſchichte, daß die ſchaffenden Genies noch weniger Heilige ſein können als andere Erdenkinder. Gobineau hatte die Wahl, entweder ein Tugendſpiegel zu werden oder ein Gobineau. Pedanten und Moralprediger mögen ihn über die getroffene zur Rede ſtellen, die er ſelbſt einmal in geiſtvollem Scherze dahin bezeichnet hat, daß ſich in ihm, Joſef Arthur, die Gegenpole des Helden der Entſagung und des Helden der Liebe neutraliſierten. Ein Mann, den die Frauen der verſchiedenſten Länder in der Weiſe wie es hier geſchah vergötterten und mit ihrer Liebe verfolgten, hätte nicht der ſein müſſen, der er war, er hätte ihnen geradezu „den Stuhl vor die Tür ſetzen müſſen", um von ihnen verſchont zu bleiben. Wenn er ſomit im Laufe der Jahre vielleicht mancher Frau näher gekommen iſt als ihm ſelbſt lieb war, ſo behält darum doch das Wort der Gräfin La Tour ſeine tiefe Wahrheit: „Je suis convaincue que Gobineau n'a jamais eu de véritable passion que pour ses idées. Il n'aima d'un grand amour qu'une femme idéale qui n'exista jamais que dans son imagination et son désir." Sie nennt dann die Fee Urgande und Oriane — ebenſogut könnte man Amyneh, Beatrice oder Vittoria Colonna nennen; wir wiſſen ja, wie ſein Dichten nicht zum wenigſten eine Suche nach dem Ewigweiblichen geweſen iſt. Auch iſt es wohl kein Zufall, daß er als Bildhauer die weiblichen Geſtalten ſo ſtark bevorzugt hat. Wenn wir hören, daß er, wiewohl nicht etwa ſtarkſinnlich veranlagt, bis in ſeine ſechziger Jahre für weibliche Reize ſehr empfänglich blieb, was

er ſcherzend ſeinen Freunden gegenüber ſo ausdrückte: „tel que vous me voyez, je suis toujours amoureux“, ſo liegt es nahe, anzunehmen, daß er ein ſolches für ſein Alter ungewohnt jugendliches Fühlen durch ſein bildneriſches Schaffen im Sinne des Goetheſchen Künſtlers in dem bekannten Gedichte habe bändigen und adeln und die Gefahren, die das Weib noch immer für ihn barg, durch deſſen Verewigung im Marmor habe beſchwören wollen.

Seiner ewigen Jugend, von der wir ſoeben nur eine Ausſtrahlung ſahen, iſt er ſich auch im Ganzen ſtets freudig bewußt geblieben. Im Jahre 1863 ſchreibt er der Schweſter: „J'ai toujours seize ans, je sens de la même manière, peut-être un peu plus violemment, et je veux bien davantage. Je n'oublie aucune de mes facultés d'impression et j'en ai des nouvelles. En réalité j'ai été enfant jusqu'à trente ans et je suis jeune à présent.“ Und als ihn dieſe zum fünfzigſten Geburtstage beglückwünſcht, lehnt er dieſe Ehre ab im Hinblick auf die „dicken, roten, aufgedunſenen und aufgebrauchten Herren“, welche für gewöhnlich den Fünfziger darſtellen: „Je ne me trouve pareil ni au physique ni, surtout, au moral et la conséquence que j'en tire naturellement est que je suis de la race des Dieux, incorruptible et immortel.“ Wenn ſeine jungen Mailänder Freunde ſtaunten, wie er noch immer ſo das gleiche Leben mit ihnen ſelbſt führen könne, rief er ihnen zu: „l'homme d'esprit n'est jamais vieux“, und noch ein Jahr vor ſeinem Tode ſchrieb er an Frau Wagner, Goethes zweiter Fauſt und Wagners ſpäte indiſche Pläne ſprächen ihm dafür, wie richtig er empfinde, wenn er ins Alter nicht zum wenigſten den Schaffensberuf von Männern ſeinesgleichen verlege.

Ob als Folge oder Wirkung, ſei dahingeſtellt, jedenfalls ſteht im urſächlichen Zuſammenhange mit dieſer Jugendlichkeit ſeine ebenſo unverwüſtliche Heiterkeit. „La gaîté est la pre-

mière vertu du monde", schreibt er seiner Gattin (18 juillet 1869), und diesem Grundsatze ist er immer treu geblieben. Es versteht sich, daß sie je größer war, je besser ihm das Schaffen glückte, ja daß sie gewissermaßen dessen unmittelbarer Lohn und Kehrseite war. Sie steigerte sich je nachdem nach der inneren, höheren Seite zum Humor oder nach der äußeren, oberflächlicheren zu Schwänken und Tollheiten.

Der große Humorist seiner Werke ist Gobineau vollends auch im Leben gewesen. Wenn wir im Humor eine der wohltuendsten Formen der Weltüberwindung des Genies zu erkennen haben, die diesem dazu verhilft, in völliger Entpersönlichung der Tyrannei des Weltlaufs und des Kausalitätsgesetzes gegenüberzutreten, dessen Einzelgestaltungen, wie überhaupt alles Zeitliche und Vergängliche, nach ihrer Kleinheit gebührend abzuschätzen gegenüber dem Ding an sich des gesamten Weltgeschehens; wenn der Humor gleichsam als ein ständiger Stellvertreter der Wahrheit gelten darf, die ja nun einmal nicht immer und nicht vor jedem ausgesprochen werden kann, während der Humor für jedermann ist und nie versagt, ganz das gleiche wie die Wahrheit in anderer Form und im Sinne des sapienti sat sagt oder verschweigt, so ergibt sich hieraus ganz von selbst, eine wie ergiebige Waffe er für einen Gobineau bilden mußte. Dem mit ihm Bewehrten entschwindet alsbald auch das trübste Bild der Welt: „Cette terre est une vallée de misères, un puits de contrariétés, une soupière de désolations et un saladier d'adversités. Faisons comme nous pouvons" (an Caroline 22 juillet 1872); er gibt ihm einen Brustton der Überzeugung, daß er redet „wie die zwölf kleinen Propheten alle auf einmal"; er spielt vor allem eine Hauptrolle, wenn Gobineau, wie häufig, im Briefwechsel sich dem Lästern über den lieben Mitmenschen, über so manche Nullen und Nüllchen seines gesellschaftlichen Umgangs hingibt, wo denn dank ihm immer noch ein gut Teil Wohlwollen in

der Ironie, begreifenden Verzeihens selbst im brandmarkenden Spotte zutage tritt.

In diesem allen also liegt eine der Goldadern Gobineauschen Wesens beschlossen. Dem gegenüber bedeutet es dann freilich nur kleine Scheidemünze, wenn er — nirgends ein Spielverderber — je nach Bedarf mit den Witzlingen der Salons oder mit großen und kleinen Kindern oder mit seinen Lieblingen, den Tieren, sich austollt. Mit den Enkeln wurde er am liebsten selbst wieder zum Kinde, soweit ers nötig hatte. Die kleine Jeanne nahm er auf den Schoß und sang „ich bin der Doktor Eisenbart", je falscher desto lauter, daß die Umgebung die Hände rang, die beiden aber vor Lachen sich nicht halten konnten.

Einmal bei den Kindern angelangt, müssen wir wohl auch des fabelhaften Erzählertalentes gedenken, in dem der Gascogner mit Vorliebe dieser Gesellschaft gegenüber schwelgte, von dem aber alle, die ihn gekannt haben, auch sonst übereinstimmend berichten. Wir ahnen es aus seinen Schriften und Briefen, und er selbst war stolz auf diese seine Improvisationsgabe. „Quand nous serons ensemble", schreibt er einmal der Schwester, „je te raconterai *comme moi*." Es ist nicht zu verkennen, daß Gobineau sich da, wo er einmal die Phantasie ganz frei walten lassen konnte, immer besonders wohl gefühlt hat, mochte er nun Kindern Theater vorspielen oder Erwachsene mit seiner „Konversation" beglücken.

Diese seiner Zeit in Frankreich, und selbst noch in Rom, vielberühmte Konversation erheischt schließlich um so mehr noch ein besonderes Wort, als wir sie doch wohl in einem etwas anderen Lichte als gemeiniglich Franzosen und Italiener zu betrachten Grund haben dürften.

Gewiß, die zunächst nach außen ins Auge fallende Seite, die urfranzösische, die denn auch wirklich Gobineau bei einer großen Anzahl von Landsleuten in Respekt gesetzt und ihnen

vor anderen das Gewissen darüber geweckt hat, wen sie in ihm von sich gestoßen, das war die des „brillantesten Causeurs", als welcher er seiner Zeit lange auch von den Verwöhntesten gesucht und hoch gefeiert worden ist. Kein Zweifel, daß hier — für die Anspruchslosesten — zunächst auch wieder der Gascogner die Kosten bestreiten mußte, mit seinen abenteuerlichen Sprüngen, seinem Sprühfeuerwerke von Witzen und geistreichen Paradoxien, seiner nie versagenden Erfindsamkeit. Aber schon diese Dinge waren anscheinend doch immer untermischt mit anderen, bei denen auch gewähltere Geister ihre Rechnung fanden. Die Gräfin La Tour hat hierüber dem Verfasser berichtet: „Hier war Gobineau ganz Franzose, von einer Anmut des Geistes, einer Schlagfertigkeit, einer Feinheit der Konversation, wie mir kein zweiter wieder begegnet ist. Er konnte das Anstößigste auf die unverfänglichste Weise sagen, verstand es meisterlich, etwas nicht zu sagen und doch zu sagen." Nach solchen und anderen Berichten mögen wir uns denn vergegenwärtigen, daß alles, was uns an ähnlichen Kundgebungen, an Witzworten, Sprüchen und Verschen, Anekdoten, drolligen Charakteristiken und Schilderungen ꝛc., in Briefen und Schriften überliefert ist, nur wahrhaft als Brosamen erscheint gegenüber dem, was er so im mündlichen Verkehr fort und fort von sich gegeben hat. Aber erschöpft ist damit auch dieses Vermögen noch keineswegs.

Es ist klar, daß Gobineau seine Unterhaltung ganz darnach einrichtete, mit wem er sich unterhielt. Und wenn wir nun hören, daß gerade die geistig höchststehenden seiner Freunde, daß insbesondere ein Albert Sorel sich ebenfalls in dem Sinne ausgesprochen, „Gobineaus Konversation sei die glänzendste, die ihm vorgekommen", so will das doch offenbar noch etwas ganz anderes besagen. Der Blender der Salons kommt dann in keiner Weise mehr in Frage, sondern einzig der auf allen Gebieten menschlichen Geistes und Wissens Belesene, Belehrte

und Beſchlagene, der ſich hier, ungezwungen und aus dem Stegreif, in ſeiner ganzen Fülle, im ununterbrochenen Erguſſe gibt, ein Mann, der dermaßen des Geiſtes voll war, daß am Ende ſelbſt ſein literariſches Schaffen, ſeine durchdachten Kundgebungen der verſchiedenſten Art, nur als ein faſt zufälliger Ausſchnitt aus ſeinem geiſtigen Geſamtbeſtande ſich darſtellen.

Freilich, der wahre und letzte Gobineau iſt überhaupt nicht in der Geſellſchaft zu ſuchen, in die es ihn ja wohl immer wieder hineingezogen, aus der er ſich aber erſt recht immer wieder herausgeſehnt hat. Schon als er noch mitten darin ſtand, in Stockholm, erklingen Töne vollſter Weltentrücktheit, wie wenn er der Schweſter geſteht: „Je regarde venir autant que j'ai le temps et le goût de regarder les choses de ce temps-ci auxquelles je voudrais être aussi étranger par position que je le suis d'inclination“ (29 octobre 1873), und man darf ſagen, daß die weitere Entrückung dann wahrhaft ſyſtematiſch vor ſich gegangen iſt. Wenn ſeine Tochter von ſeinem früheren Leben ſagen konnte: „Il avait peu de besoins, mais des instincts de grandseigneur. Il détestait ce qui avait l'air bourgeois ou mesquin et sa femme devait avoir l'air d'une grande dame“, ſo iſt im ſpäteren mehr und mehr nur das erſtere hervorgetreten. Hier ein ſchönes Bekenntnis ſeiner Bedürfnisloſigkeit (an ſeine Gattin, 13 septembre 1872): „Je ne suis pas né pour les biens de ce monde. Je serais ravi d'en avoir plein les mains et d'en faire la distribution autour de moi, mais en ce qui me concerne hors que c'est le seul moyen d'être libre, j'en ai peu la vocation“. So ſteuerte er, zumal ſeit der Zeit, da er ſich auch von ſeinen einſtigen Beſitztümern, ſeinen Sammlungen ꝛc., trennte, unwillkürlich dem Ideale des indiſchen Weiſen zu. Seine Einrichtung war ſchon in Trye die denkbar einfachſte geweſen. Seine Mäßigkeit, ſeine Mißachtung

seines Körpers konnte kaum mehr größer werden. Den üppigen Gewohnheiten seiner Standesgenossen trat er damit manchmal schroff genug entgegen. Sein Kollege La Tour hatte (wohl mit seiner Zustimmung) den Bedienten ein für alle Male dahin angewiesen, wenn Galaweine herumgereicht würden, beim Grafen Gobineau vorbeizugehen: „der versteht nichts davon". Seine Todesstunde hat uns eine Nickeluhr angezeigt, die er in Athen für zwanzig Franken gekauft hatte.

So wenig wie das, was er trank, beachtete er das, was er aß. Was ihm nicht bekam, mußte ihm wiederum durch Unterweisung des Bedienten ferngehalten werden. Überhaupt verfiel er in der letzten Zeit im Äußeren seiner Lebensweise einer kindlichen Unbekümmertheit, deren etwaige schädliche Folgen seine weiblichen Schutzgeister nach Kräften zu bannen suchten. Daß er nicht der Ordentlichste war, lehrte der Stand seines Nachlasses, seiner Papiere ꝛc. Um so rührender wirken sein guter Wille und seine Anstrengungen in dieser Richtung, zu denen ihn die nach der praktischen Seite so ganz anders veranlagte Freundin vermochte. In seinen letzten Taschenbüchern finden sich z. B. seine Reiseausgaben bis oft in die kleinsten Kleinigkeiten fein ordentlich angeschrieben.

Gobineaus Gestalt war schlank und groß, sein Gang frisch und elastisch. Die Züge edel und ausdrucksvoll, das Auge goldbraun, die Haare hellkastanienbraun. Eine leichte Öffnung des Mundes deutete auf einen zu engen Nasengang und erinnerte vielleicht noch daran, daß er einst, wie Caroline berichtet, ein so schwächliches Kind gewesen war. Die Stimme war nicht ohne Weichheit, dabei aber doch volltönend und kraftvoll. In jüngeren Jahren ward dies Ganze durch ein stürmisches Vorwärtsdrängen belebt, in späteren durch die Resignation der Welterfahrung abgedämpft. Über beiden Altern gemeinsam aber thronte, immer der gleiche, jener goldene Frohsinn, welcher als Rückseite tragischen Ernstes im Leben

wie in den Werken des Mannes die bekannten köstlichen Früchte getragen hat.

* * *

Der geistige Mensch liebt die Vergleichungen und stellt sie immer wieder an, so viel auch theoretisch gegen das Verfahren eingewendet werden mag. So ist auch Gobineau viel verglichen worden. Jedoch haben wir hier zu unterscheiden.

Wieder und wieder ist er neben Schiller gestellt, schließlich geradezu der „französische Schiller" genannt worden. In der Tat hatte er so wesentliche, fast grundlegende Züge mit diesem gemein, daß solchen Betrachtungen ein hoher Grad von Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Gemeinsam war ihnen das Aufbauen einer eigenen stolzen, großen und vornehmen Ethik, unabhängig von der christlichen, in der Sphäre der Aristokratie, des Edelsinnes und der Pflicht, das starke In-den-Vordergrund-rücken der Kunst, die Überweisung einer heroisch führenden Rolle an den Künstler, bei gleichzeitig stärkstausgebildetem und glänzend bewährtem politisch-historischem Sinn, der seherhafte Zug als eine besondere Ausprägung des ihnen angeborenen tiefen Blickes für die Wahrheit, vor allem aber das Leben des schönsten Teiles ihrer Gedankenwelt, das große persönliche Vorbild. Wie bei Schiller, war auch bei Gobineau der Mensch die Krone; auch ist er bei beiden von ihren Werken kaum zu trennen: in der flammenden Begeisterung, der schöpferischen Fruchtbarkeit des Idealismus kehrt er immer wieder, und das nicht nur, wo sie, wie Schiller im Carlos, Gobineau im Alexander, dem Idealismus die Vorhand lassen, sondern auch da, wo sie der eigenen Adelsnatur den denkbarst realistisch-wahren Ton abringen[1].

[1] Als Seltsamkeit möge hier noch ein gemeinsamer Zug allermenschlichsten Erlebens angefügt werden: die Abneigung gegen Spinnen. Schiller fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte

Ganz anders als hier, wo es sich um eine gänzlich unabhängige Verwandtschaft der Anlage handelt, liegen die Dinge bei den zahlreichen sonstigen Berührungen, die man für Gobineau ausgefunden hat, und die — wenn wir etwa von Wagner absehen, wo auch unmittelbare Parallelismen und Verwandtschaften vorliegen — mehr auf ein bewußtes oder unbewußtes Einwirken von Vorbildern hinauslaufen. Wir haben derartige, oft, vielleicht allzuoft hervorgehobene Beziehungen für Stendhal, Vitet und Mérimée, vor allem aber auch für Shakespeare und Goethe bei den einzelnen Werken festgestellt, aber auch immer daran erinnert, daß Gobineau am Ende doch, wie er es von Raffael sagt, allem seinen Stempel aufgedrückt hat.

Ganz einziger Art war sein Verhältnis zu einem Manne, der bisher noch kaum neben ihm genannt worden ist: zu Voltaire. Im allgemeinen war in dessen Bourgeois-Natur, in seiner Stellung zu Germanen und Mittelalter, zur Feudalverfassung, fast mehr noch als in der zu Christentum und Kirche[1], ein anscheinend unüberbrückbarer Widerstreit gegeben, den denn Gobineau auch pflichtgemäß zum Austrag gebracht hat. Wenn wir aber sehen, wie ganz anders scharf er gegen andere, ihm wahrhaft antipathische Geister in der Regel vorgegangen ist, so werden wir auf den Gedanken gebracht, daß zum mindesten noch Nebenstimmungen Voltaire gegenüber in ihm wirksam gewesen sein müssen. Und in der Tat hat die

(Caroline v. Wolzogen, S. 374), Gobineau betrachtete sie als „eines der Damoklesschwerter seines Lebens". Allerdings wurde ihm auch in Persien durch giftige Riesenspinnen zeitweise garstig mitgespielt.

[1] Man vergleiche hierzu das vortreffliche Werk von Paul Sakmann, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Stuttgart 1910, S. 8 ff. 312 ff. 326. Verwandter klingt schon, wie Voltaire über Monarchie und Ordnung (ebenda, S. 327 ff.), über Gleichheit (S. 366 ff.) und über „Volk" (S. 369. 371) sich äußert.

Gräfin La Tour (als getreue Tochter ihrer Kirche gewiß die allerunverdächtigste Zeugin) uns die merkwürdige Tatsache überliefert, daß Gobineau, trotz alles Trennenden, ja Gegensätzlichen, eine entschiedene Sympathie für Voltaire, insbesondere wegen seiner Grazie der Form und seines wunderbaren „Esprit", gehegt, und, als ihm von befreundeter Seite auf die Asiatischen Novellen hin gesagt wurde, „qu'il y avait du Voltaire là-dedans", dies als Schmeichelei hingenommen habe[1].

Schon aus diesen Zusammenstellungen würde sich ergeben, wenn es nicht das gesamte Lebensbild noch weit stärker verdeutlichte, wie wenig Gobineau im Reinnationalen sich erschöpft, in wie hohem Maße er vor allem eine französisch-deutsche Doppelnatur, eine Vereinigung von Franzmann und Deutschem bedeutet[2]. Gewisse Genien sind von Hause aus dazu bestimmt, nur durch die gemeinsamen Bemühungen der geistigen Führer zweier Völker verstanden zu werden. So haben wir mit den Engländern Shakespeare und Händel, mit den Franzosen Rousseau und Molière gemein. Auch Gobineau hat die besten Haupteigenschaften des Franzosen und des Deutschen in sich verschmolzen, und so ungleichartig die einzelnen Elemente vielfach erscheinen mögen, es ist doch ein Urganzes daraus entstanden, wie etwa der prächtige Rhônefluß aus Rhône und Saone. In seinem Sinne dürfen wir wohl sagen — wenn er selbst es auch nicht gesagt haben würde —: er gehörte seinem Volke der Nationalität, dem unseren der Rasse nach

[1] Ähnliches berichtet Heinrich von Sybel (Kleine historische Schriften, Bd. I, S. 198) von Joseph de Maistre. Für die wenigen bei uns, die über Voltaire nicht in blinder Nachbetung Lessings, sondern nach eigener Kenntnis urteilen, hat dergleichen nichts Verwunderliches.

[2] Die eingehenden Belege hierfür und für die folgenden Ausführungen in des Verfassers Schrift: „Gobineau und die deutsche Kultur", Leipzig 1910.

an. In dem, was sich beide von ihm angeeignet haben, spiegelt sich zugleich ihr eigenes Wesen. Mehr und mehr aber hat sich jedenfalls sein Herz nach unserer Seite hinübergeneigt. Schon am 1. März 1866 nannte er Keller Deutschland als „das Land, dem er seine ganze wissenschaftliche Erziehung verdanke und das seine lebhaftesten Sympathien besitze", unsere Entwicklung seit 1866 und über 1870 hinaus hat er mit verständnisvollster Teilnahme begleitet und eine Wiederannäherung beider Völker nach dem Kriege mit selbstverleugnendem Mute betrieben. Mehr und mehr hat er auch bei dem eigenen Schaffen das deutsche Publikum im Auge gehabt. Seine zahlreichen Aussprüche zur deutschen Literatur und Kunst bezeugen, wie tief er in deutsches Wesen eingedrungen war: über Uhland z. B. kann so nur sprechen, wer selbst nach der Gemütsseite so deutsch oder deutschgemäß veranlagt ist, wie es Gobineau tatsächlich war[1], ein Geistesverwandter Uhlands wie der, der den Olaf Tryggvason gedichtet.

Und so durften wir es ja denn auch aussprechen, daß Wagner im Namen seines Volkes handelte, als er einst Gobineau an seine Seite rief. In der Tat tritt Gobineau mit seiner Art Wertung von Kultur und Kunst, mit den Schöpfungen, durch welche er sie bereichert, den Kämpfen, die er für sie geführt hat, vielleicht unmittelbarer als irgend ein anderer führender Geist des letzten Jahrhunderts neben die Großen von Weimar und Bayreuth.

Wohl sind ihm durch das Aristokratische seines Wesens wie durch seine nichtdeutsche Abkunft Grenzen bei uns gezogen,

[1] Zu den Schwaben, diesen nach Arndts und Bismarcks Meinung Deutschesten der Deutschen, hatte er überhaupt ein besonders nahes Verhältnis. Bohn, Keller, Mohl zählten zu seinem intimen Freundeskreise, und ein schöner Zufall hat es gewollt, daß noch nach seinem Tode die, welche seinem Nachlaß ein Heim in Deutschland bereiteten — Euting und Fürst Hohenlohe —, abermals Schwaben waren.

die in dieser Weise für die Genannten nicht bestanden. Vor allem aber steht er vielen Ausstrahlungen des modernen Geistes schroffer und unvermittelter gegenüber nicht etwa als Wagner, wohl aber als anscheinend die Klassiker, welche zwei Menschenalter früher jene Entwicklungen noch kaum ahnten, heute aber aus ihrem Innersten heraus kaum weniger entschieden Stellung dagegen nehmen würden.

Gewiß, Gobineau müßte uns heute als ein über die Maßen unmoderner Mensch erscheinen, er, der schon vor mehr als einem halben Jahrhundert es als ein Glück pries, keinen Sohn zu haben, weil dieser sonst in Gefahr geraten könne, an der Börse zu spekulieren, dem schriftstellernde (und vollends gewisse andere) Frauen ein Gräuel waren, dem die herzlose Schändung der Natur im Dienste des Industrialismus an der Seele nagte und der eine geistige Kretinisierung der Menschheit schon mit den Triumphen, die der Maschinengeist in seinen Tagen errungen hatte, sich anbahnen sah.

Und wie würde diesem Manne erst heute, ein Menschenalter nachdem er von uns geschieden, das Hoffen vergangen sein! Die Völker der alten Welt in unermeßlichem Ringen ihr bestes Blut stromweise vergießend zum Endesnutzen in der Außenwelt der Yankees, und vor allem der Japaner, im Innern ihrer wuchernden Blutsauger, auf daß jener Wirtschaftsgeist, der heute schon das politische Leben der Völker fast ausschließlich beherrscht, noch vollends zum Alleinherrscher und die Menschheit damit wieder auf die Stufe der primitiven Völker herabgedrückt werde, nur daß nicht mehr, wie einstens, der Bedarf, sondern die Gier als die treibende Kraft erscheint: denn die immer wieder angerufenen „wirtschaftlichen Interessen" sind mit nichten die der Völker selbst, sondern die ihrer bösen Geister, ihrer Ausbeuter, in deren Dienste sie sich zu Tode hetzen und zu Grunde aufklären lassen. Wenn Gobineau mit Recht schon aus den entsprechenden Symptomen seiner Tage

auf eine raſſiſche Entartung ſchloß, wie würde er jetzt erſt deren Schritte beſchleunigt finden! In ſeinem Vaterlande nimmt man, wie um ihn zu höhnen, die Durcheinanderwürfelung von Menſchenraſſen und -farben immer rückſichtsloſer vor. Aber auch in den anderen Ländern iſt das elementarſte Raſſenbewußtſein des Weißen im Schwinden, auch bei uns iſt es — vollends in ſeiner Veredelung zum germaniſchen — ſchwer bedroht. Die alten Adelsgeſchlechter in den meiſten europäiſchen Ländern zum guten Teile ausgeſtorben, abgeſtorben — das heißt geiſtig und moraliſch degeneriert — oder durch fremde Blutzufuhr außerſtande geſetzt, in der Weiſe ihrer Ahnen weiter zu leben und zu fühlen: alles Dreies gleich ſchlimm. Der Nachwuchs aus dem Bürgertum auf denſelben Wegen bedroht. Die Verfaſſungen allerwärts einem rollenden Rade gleich nach links, nach der Maſſe zu ſich bewegend, die mehr und mehr den Ton für die Völker abgibt, das allgemeine Stimmrecht, mit dem, nach einem tiefen Worte Maxime du Camps, Frankreich an Deutſchland Rache für Sadowa und Sedan genommen hat, im ſiegreichen Vorſchreiten begriffen, um den Zerſetzungsprozeß zu vollenden und den rettenden monarchiſchen Gedanken zu untergraben. Männer immer ſchwerer zu finden, ein großer Teil unſerer Frauenwelt, auf die wir einſt unſere ſchönſten Lieder ſangen, wahnbethört im Begriff, ſich ihrer Weiblichkeit zu entkleiden.

In einer ſolchen Welt müßte denn freilich ein Gobineau als ein Beſiegter erſcheinen, wenn je einer war. Und doch wiederum: ein ſolcher Geiſt kann unterliegen, er kann dem Zeitgeiſte erliegen, aber er kann nicht beſiegt werden, ſo wenig die Wahrheit durch den Wahn und das Edle durch das Gemeine beſiegt werden kann.

Schon heute erkennen es viele, und mit der Zeit werden es immer mehrere erkennen, was es mit Gobineaus Geſichten auf ſich gehabt hat. Zu einer Zeit, da dem Durchſchnitt aller

europäischen Länder die Gebiete der Gelben noch lediglich ein „hinten weit in der Türkei" im Quadrat oder im Kubus bedeuteten, hat er mit seinem klaren Schauen und Verkünden der gelben Gefahr fast mehr Spott als Schrecken hervorgerufen. Jetzt verschließt sich dieser und ähnlichen Gefahren keiner mehr, zumal seit sich auch die Weissagung Gobineaus zu erfüllen beginnt, daß Germanen (oder solche, die sich so nennen) es sein würden, die uns die farbigen Brüder des Ostens auf den Hals brächten. Und war er es nicht auch, der namentlich seinem eigenen verblendeten Volke die ganze Größe der russischen Gefahr vor Augen geführt hat? Das Allerwichtigste freilich, das eigentlich Positive von seinen Weissagungen dürfte schwerlich je in der gleichen Weise Gemeingut der Erkenntnis werden, weil diese hier an wahrhaft germanische Augen und Herzen gebunden bleibt: was nämlich die Germanen als Weltordner und Weltbeherrscher geleistet haben, was die Entarteten unter ihnen nicht leisten und was vollends die, die nach ihnen kommen, nicht leisten werden. Streng genommen kann das erst dann voll zutage treten, wenn einmal diese ganze geistige Episode der mittleren Zeiten, der Arierherrlichkeit, hinter uns liegen wird. Inzwischen durfte er dennoch, in der Idee, mit seinem ganzen Stolze es aussprechen, daß er „den erschütternden und großartigen Bildern der Weltgeschichte für die Feststellung der Ungleichheit der Rassen und des Vorranges einer einzigen vor allen anderen Beweise entnommen habe, unverweslich wie der Diamant, an denen der Schlangenzahn der demagogischen Idee nicht werde nagen können". Damit hat er zugleich den Völkern, soweit es ihnen noch um Großes geht, neue Richtlinien gegeben. Er hat sie daran gemahnt, daß sie im höheren Sinne nur in dem Maße werden bestehen können, als sie den radikal-demokratischen Strömungen immer wieder konservative Dämme entgegenzusetzen, als sie vor allem ihr organisches Erbgut, ihr Bestes, ihr Blut sich zu bewahren

oder aufzufrischen vermögen. Er hat den aristokratischen Besitz, den die Geschichte in den edelsten Völkern aufgesammelt, gewissermaßen inventarisiert, gemünzt und wie einen Schatz geborgen. Er hat in seinen größten Dichterwerken das klassische und das romantische Ideal vereinigt zum Sturm gegen den modernen Naturalismus geführt und damit den Areopag der Geister, der über den höchsten Anliegen der Menschheit wacht, um ein wertvolles Glied bereichert.

So mag es mit der Zeit vielleicht doch, trotz allem, vielmehr noch von ihm heißen: ein Sieger, wenn je einer war.

Drei Völker zumal sind es, die ihm hohen Dank schulden: das französische, das er in mehr als einer Richtung darüber belehrt hat, wie es auf der schiefen Bahn, die es hinabgleitet, allenfalls noch einen Halt gewinnen könnte, das italienische, dessen vergangener Größe er einen Hymnus gesungen, wie er glorreicher wohl selten gesungen worden, und das deutsche, dem er mit seinem Rassengedanken die wahre Quelle seiner Kraft erschlossen, den sichersten Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft gewiesen, mit seinen Dichterwerken aber hundertfältig sich als Freuden- und Trostspender bewährt hat. Angehörige dieser drei Nationen haben ihn sich ja auch mit völlig gleicher Liebe und Wärme angeeignet — auch Juden der bekannten trefflichen Minderheit haben sich schon früh für ihn begeistert —, und man hat dabei immer wieder feststellen können, wie sehr er, wenn auch eigentlich volkstümliche Wirkungen sich bei ihm ausschließen, die geistigen Kernscharen zu verstärken, wie viele er adelnd zu sich emporzuziehen vermocht hat. Aber freilich, voll begriffen hat jene Dankesschuld in seinen führenden Schichten erst eines der drei Völker, das deutsche. Ein wahnvoller Trug des Geschickes hat Gobineaus Erdenlaufbahn auf französischen, seine sterblichen Überreste gar auf italienischen Boden verschlagen. Seine eigentliche Heimat aber ist nur in deutschen Landen: in ihnen wird er auch fort

und fort das von Liebe und Treue finden, was er um die beſſere Menſchheit ſo reichlich verdient hat.

Dieſe Blätter, die hoffentlich dazu beitragen werden, dies zu bewahrheiten und vielleicht noch zu ſteigern, dürften zugleich eine Erklärung dafür bringen, daß Gobineau als Menſch lange ſo wenig verſtanden und ſo vielfach in ſeinem Tun mißdeutet worden iſt: weil nämlich ſeine Haupteigenſchaften, ſelbſt bei ganz großen Menſchen, ſo überaus ſelten ſind. Eine ſolche Ritterlichkeit und Großſinnigkeit ſind namentlich unſerer Zeit ſo durchaus ungewohnte Dinge, daß man ſie ſich meiſt gar nicht erklären konnte, daher man ſeine „Paradoxien", die in Wahrheit ein völliger Nebenzug ſeines Weſens ſind, öfters zum Hauptzuge desſelben geſtempelt ſehen konnte. Und doch iſt es einmal nicht anders: dieſer große Lichtbringer, dieſer Held der Arbeit erhält erſt dadurch ſeine Sonderſtellung, ſeine eigentliche Farbe, daß er zugleich einer der edelſten Menſchen, die die Erde getragen, daß er der Ritter unter den Dichtern und Denkern geweſen iſt.

So war Gobineau.

Von ihm gilt, was er ſeinen Michelangelo zu Machiavelli ſagen läßt: unter den großen Männern, von denen er gekündet, hat er ſelbſt ſeine Stelle. Von ſeinen Geiſtesbrüdern hat ihn an durchſchlagender Kraft, an Gründlichkeit, wohl auch an Kunſtvollendung der eine und der andere, an Fleiß, an Energie wie an Reichtum und Vielſeitigkeit nicht mancher, an Kühnheit des Blicks, an Wahrhaftigkeit, vor allem aber an Hochſinn und Seelengröße keiner übertroffen.

Unſere Zukunftswege liegen im Dunkeln und dürften auch, wie zu fürchten ſteht, nur zu vielfach durch Dunkel führen. Mehr denn je tun gute Geiſter not.

Gobineau iſt einer von ihnen geweſen.

Anhang.

A. Quellenbericht.

B. Zur Methodik.

A. Quellenbericht.

Während der Gobineau des ersten Bandes für die Öffentlichkeit ein fast durchaus neuer, in weitaus den meisten Bestandteilen erst herauszuarbeitender war, sind von dem des zweiten wenigstens die allgemeinen Grundlinien bekannt, dank nicht nur eingehender und vielfacher Beschäftigung unseres Publikums mit den hauptsächlichsten Werken, die hier in ganz anderem Umfange als dort im Buchhandel vorliegen, sondern auch mannigfacher Nachhilfe von seiten der Literatur, von welcher einzelne Erzeugnisse, wie die biographischen Einleitungen Vasterots und der Gräfin La Tour, das Erinnerungsbild aus Wahnfried und die Erinnerung des Fürsten Eulenburg, Dauerwert als Quellen ersten Ranges besitzen. Es lag in der Natur der Sache, daß derartige Mitteilungen und Charakteristiken Miterlebender für die späteren Perioden dem Verfasser auch noch weiterhin mehrfach zuteil geworden sind. So ist z. B. das Kapitel „Mailand" fast ganz auf Erzählungen der dortigen Freunde aufgebaut. Auch für die Kriegszeit sind mir wertvolle zeitgenössische Quellen geflossen, einzelne derselben, wie die Berichte Wilfrid Blunts und des Freiherrn von Wackerbarth, werden im Dokumentenband im Wortlaut mitgeteilt werden.

Den allerherzlichsten Dank schulde ich Madame Christine Serpeille in Paris, der jüngeren Tochter Gobineaus, welche es ermöglicht hat, mir unter schwierigen Umständen Auszüge aus der Familienkorrespondenz zukommen zu lassen, geeignet, unsere Kenntnis der Vorgänge vom Sommer 1870 bis Frühjahr 1871 nach manchen Seiten zu vervollständigen. Leider gelangten sie erst in meine Hände, als das Kapitel über den Krieg bereits im Druck abgeschlossen vorlag. So kann denn hier nur zusammenfassend mitgeteilt werden, daß sie keinen Anlaß

bieten, die dort gegebene Darstellung in irgend einem Punkte umzustoßen, wohl aber derselben einzelne bedeutsame Züge hinzuzufügen, wie beispielsweise den des Zwiespaltes, in welchen die einander widerstreitenden Verfügungen der Okkupations- und der vorgesetzten heimischen Behörden (der Regierung in Tours) Gobineau gelegentlich brachten. Auch zur Angelegenheit der Kriegssteuer des Oisedepartements erfahren wir noch einzelnes Neue, vor allem zum ersten Male den eigenen Bericht Gobineaus darüber, den wir vielleicht im Quellenbande noch bringen können.

Für die Darstellung und Beurteilung von Gobineaus letzter Zeit, Krankheit und Tod durfte ich mich der fachkundigen Auskunft und Beratung eines Kenners wie Se. Exz. Herr Wirklicher Geheimer Rat Bäumler in Freiburg erfreuen.

In den mir zur Verfügung stehenden Briefbeständen blieben leider, so reich sie auch sich darstellten, doch einzelne empfindliche Lücken zu beklagen. Von den Briefen an Lytton, die der Zahl wie dem Werte nach mit an erster Stelle gestanden haben müssen, ist es den wiederholten Bemühungen der Witwe wie des Sohnes Lord Lyttons nur geglückt einige wenige aufzufinden (eine Gruppe aus dem Sommer und Herbst 1872). Ein besonderer Unstern waltete auch über den Briefen an Dom Pedro. Zur Einlösung der zu zweien Malen mir gegebenen Zusage, mir dieselben zur Benutzung überlassen zu wollen, ist es seitens der Besitzerin, Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Gräfin d'Eu, nicht gekommen, und jetzt, wo der Riß zwischen uns und der französischen Welt sich so außerordentlich vertieft hat, besteht wohl auch für später keinerlei Aussicht mehr.

Dagegen haben die Herren Wilfrid Blunt und Arrigo Boito mir ihre Briefe für Abschrift und Nutzung zur Verfügung gestellt, auch von denen an Meigs haben wenigstens ein paar sehr wertvolle aufgetrieben werden können, welche im Ergänzungsbande ihre Stelle finden sollen. Der bereits im ersten Bande namhaft gemachten, über das ganze Leben sich erstreckenden Briefwechsel braucht hier nicht wieder gedacht zu werden. Die Briefe an Frau Cosima Wagner haben, weit über das engere Gebiet der Bayreuther Vorgänge hinaus, uns manchen Einblick in Gobineaus Seelenleben gegen Ende seines Lebens eröffnet.

Eine Hauptquelle des letzten Jahrzehnts, die Mitteilungen an die Schwester ergänzend und vielfach ersetzend, ist die Sammlung der Briefe an die Gräfin La Tour, auch an äußerem Umfang jener größten Briefgruppe am nächsten kommend. Die in der Vorrede bezeichneten Umstände haben es allerdings mit sich gebracht, daß ihre Ausnutzung und Verwertung zum guten Teile dem Quellenbande hat vorbehalten werden müssen.

Das gleiche gilt in Bezug auf die Handschriften der Gobineauschen Werke, betreffs deren man ja manches, wie z. B. das Verhältnis der ursprünglichen zu den im Drucke vorliegenden Fassungen, unter gewöhnlichen Umständen lieber gleich im Texte der Biographie mit besprochen hätte. So dagegen wird es vielleicht möglich sein, dem einen oder anderen hiervon später eine etwas ausführlichere philologische Behandlung zuteil werden zu lassen.

Ein Wort ganz für sich erheischt schließlich noch die Quellenbegründung gewisser Abschnitte der letzten Teile dieser Biographie, insbesondere des wohl zweifellos schwierigsten Kapitels derselben: der Familientragödie Gobineaus.

Meine Darstellung dieser letzteren beruht auf einer gemeinsamen Verwendung mündlicher und schriftlicher Unterweisungen Nächstbeteiligter, insbesondere der Frau Baronin von Guldencrone und der Gräfin de La Tour, zu denen sodann alles was an Briefmaterial der Hauptpersonen, wie auch an Stimmen dritter aus Gesprächen und Briefen, irgend erreichbar war, hinzugezogen wurde. Da es mir vergönnt war, mit den Vertretern beider Teile intimste Besprechungen zu haben, so darf ich wohl hoffen, in diese Kämpfe und Seelenwirren so tief als ein Mensch vermag hineingeblickt und sie, insoweit sie vor eine Allgemeinheit überhaupt gehören, entsprechend wahrheitsgemäß zur Darstellung gebracht zu haben. Ich verhehle mir dabei freilich nicht, daß im einzelnen hier manches dunkel ist und wohl immer bleiben wird. Die erbarmungslose Unversöhnlichkeit Gobineaus namentlich tut einen Abgrund vor uns auf, der letzten Endes doch der der Ungewißheit ist. Der Schlüssel zu diesen Dingen liegt in seelischen Tiefen, in die kein Sterblicher je wird hinabdringen können. Die äußeren Tatsachen genügen hier am allerwenigsten: das fühlt sich derjenige verpflichtet auszusprechen, der das denkbar meiste darüber erfahren hat.

Um Objektivität ist hier in immer neuer Durcharbeitung dieses leidigsten Gegenstandes mehr und schwerer als irgend anderwärts gerungen worden. Mit welchem Erfolge, muß ich dahingestellt sein lassen; doch ist es mir ein Bedürfnis, meine Leser wissen zu lassen, wie hart es mir angekommen ist, soviel des Bitteren — bitter für Lebende wie für Tote — sagen zu müssen und eine Gestalt wie Madame de Gobineau nur in der Weise behandeln zu können, daß ausschließlich der Gerechtigkeitsdrang, ohne eine Regung des Wohlwollens, das Wort zu führen scheint. Zu solchem können wir uns freilich menschlich nicht zwingen; dasjenige Maß davon aber, zu welchem wir als Darsteller (darf ich sagen: als Künstler?) allen von uns behandelten Personen gegenüber verpflichtet sind, hoffe ich immerhin nicht vermissen zu lassen.

Madame de Gobineau und alle ihr Nahestehenden haben diese ganzen schicksalsschweren Vorgänge als im wesentlichen das Werk einer Persönlichkeit betrachtet. Sie haben in der Gräfin La Tour den bösen Geist ihres Hauses und den bösen Dämon Gobineaus selbst gesehen. Das war ihr gutes Recht, und von ihren Gesichtspunkten aus begreifen wir die leidenschaftlichen Anklagen, die bis auf den heutigen Tag nicht verstummt sind.

Es versteht sich aber, daß, neben Gobineau, nun vor allem auch jene Frau selbst zu hören ist. Sie hat in eingehenden Erinnerungen eine Verteidigungsschrift hinterlassen, welche die doppelte Anklage der Verdrängung der Familie und des unerlaubten Verhältnisses zu Gobineau aufs wirksamste, nämlich ohne sie überhaupt zu erwähnen, lediglich durch die Gewalt der Gegentatsachen, widerlegt. Sie hätte, aus Gründen, deren noch Erwähnung zu tun sein wird, diese Erinnerungen, ja selbst die Tatsache ihres Vorhandenseins, am liebsten der Öffentlichkeit ganz vorenthalten. Nachdem sie aber einmal, nächst der Vollziehung von Gobineaus geistigem Testamente, auch die Wahrung des eigenen Andenkens in meine Hände gelegt, zwang mich zur Hervorziehung ihrer Aufhellungen allein schon die Erkenntnis, wie weit die Verdächtigungen beider Persönlichkeiten, wie sie unter anderen ein Germann Bohn gegen den Verfasser vertreten hat, bis in die Kreise von Gobineaus Freunden und Verehrern eingedrungen und wie nicht nur sensationslüsterne Weltkinder der französischen und italienischen Gesellschaft, sondern

auch ernste Männer, auf welche Gobineau entschieden Wert legte, davon miterfaßt und beeinflußt waren. Angesichts dieses Standes der Dinge muß denn nun nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Gräfin in einem ausführlichen Anhange von Briefauszügen eine Fülle so erdrückenden urkundlichen Materials beigebracht hat, daß jedem, der etwa noch den leisesten Zweifel an der Berechtigung ihrer eigenen Auffassung und Darstellung hegen sollte, dieser dadurch unbedingt benommen werden muß. Auf einzelnes wichtigste hierher Gehörige ist bereits im Texte (bes. S. 322 23, Anm.) aufmerksam gemacht worden. Da aber für letzteren die Erinnerungen der Gräfin nicht nur in dem Abschnitt über die Familientragödie eine, sondern an vielen anderen Stellen der letzten Bücher geradezu die Hauptquelle gebildet haben, so erscheint es unumgänglich, auf den Charakter dieser Frau im allgemeinen und auf ihre Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit als biographische Quelle im besonderen hier noch etwas näher einzugehen, als dies im Zusammenhange der Darstellung möglich war.

Zunächst ist sich der Biograph immer bewußt geblieben, daß Frauen dieser Art von seiten der Großen, denen sie zur beseelenden Kraft, zur Muse geworden, in der Regel idealisiert werden: jene tragen immer etwas von sich hinein, tun vom ihren hinzu. In dieser Gefahr befinden sich zunächst auch diejenigen, welche auf ihren Spuren wandeln, bis die weit größere Gewalt der Wahrheit sie wie von selbst aus dem Banne löst. Sie erkennen dann, wie auch der außerordentliche Mensch, als Kind der Stunde, immer menschlichem Fehle unterworfen bleibt und wie erst aus den Höhenmomenten des Erfahrungs-, des Tageslebens der Ewigkeitsmensch sich zusammensetzt. Aber sie vergessen auch nicht, daß jene Fehler nicht zum kleinsten Teile durch die Aufgabe, die die Freundinnen von Geisteshelden auf sich genommen, ganz unmittelbar bedingt sind: daß Härte oft von Energie nicht zu unterscheiden ist und der Takt im einzelnen und in kleinen Dingen manchmal preisgegeben wird, um ihn im ganzen und im großen desto sicherer zu bewähren.

Auch auf die Gräfin La Tour findet dies alles seine Anwendung. Sie ist von den Schlacken der menschlichen, wie insbesondere von denen der weiblichen, Natur so wenig frei gewesen als irgend eine verwandte Erscheinung. Aber sie hat — was dies reichlich aufhebt — lebenslang

einen vorbildlich tapferen Kampf gegen ihre wohl erkannten Schwächen geführt und mit einem Pflichtgefühl, das in den Tiefen ihres religiösen Seins wurzelte, an ihrer Vervollkommnung gearbeitet, sodaß sie je länger je mehr als eine wahrhaft abgeklärte Gestalt vor dem freilich immer engeren Kreise derer dastand, die die innerlich fast Vereinsamte zu verstehen vermochten. Sie hat vor allem — und darauf kommt es hier an — im Verkehr mit Gobineau, der ihr geistiges nicht nur, auch ihr sittliches Wesen läuternd und hebend beeinflußt und insofern an ihr sein Meisterstück im Veredeln alles mit ihm in Berührung Kommenden abgelegt hat, ihre großen und guten Seiten derart ausgebildet und gesteigert, daß sie über sich selbst emporwuchs und nun für immer unter den schönsten Typen solcher Frauen fortleben wird, die in entscheidender Schicksalsstunde den großen Führern der Menschheit als gute Geister zur Seite getreten sind. Was sie dem von der Liebe Verlassenen geboten hat, faßt sie selbst schlicht und kurz in die Worte zusammen: „Je lui ai donné ce que j'ai pu de paix, de bien-être, de compréhension intellectuelle, d'affection tendre et dévouée."

Und diejenigen, die Gobineau am wahrsten und selbstlosesten geliebt haben, haben diese ihre Sendung, dem Schein zum Trotz, der die Menge berückte, wahlverwandtschaftlich erkannt und gewürdigt. „Die Vorsehung dieses so reichen, so erlauchten und so vielgeprüften Lebens" hat Frau Cosima Wagner die Gräfin La Tour genannt, und die berufenste von allen, die leibliche Schwester, bestätigt und erweitert dieses Wort, indem sie (6. Juni 1882) an die Gräfin schreibt: „Madame Wagner a bien raison de vous dire que vous êtes sa providence, car sans vous que serait-il devenu? Vous avez fait par votre franche et cordiale amitié tout ce qu'il était possible de faire pour le soutenir et ranimer ses forces épuisées", wie sie schon früher (20. Dezember 1881), nach höchster Würdigung dessen, was sie an Verkennung in ihren Kreisen auf sich genommen habe, die Anrede an sie gerichtet hatte: „Vous qui me venez si cordialement en aide dans mes plus chères préoccupations et qui savez si bien être amie dans la signification la plus noble et la plus élevée de ce terme."

Diese Stimmen (die sich durch minder bedeutsame leicht vermehren ließen) sprachen nur das aus, was dem Biographen eigener Instinkt

mit untrüglicher Sicherheit eingegeben hatte. Dennoch hielt er sich verpflichtet, gerade weil eine langjährige intime Freundschaft ihn selbst mit der Treufreundin Gobineaus verbunden hatte, jedes denkbare Mittel der Forschung, Beobachtung und Erfahrung aufzuwenden, um jenen Instinkt, der ja immer subjektiv beeinflußt bleiben konnte, zu objektiv unbefangener biographischer Erkenntnis zu steigern. Das wichtigste dieser Mittel blieb natürlich immer — und es gilt dies für die ganze Frage der Zuverlässigkeit der Gräfin überhaupt, nicht nur in den sie selbst betreffenden Dingen — die möglichst weitgehende Vergleichung ihrer Angaben mit den reichlich vorliegenden anderen Quellen. Diese hat durchweg das für sie denkbar günstigste Ergebnis gehabt. Der zeitweiligen, durch körperliche Leiden bedingten Unsicherheit ihres Gedächtnisses in Bezug auf Einzelheiten hat sie selbst durch entsprechende Vorsicht gewissenhaft Rechnung getragen.

Der durchschlagendste Beweisgrund aber dafür, daß der Gräfin in allen Hauptfragen unbedingte Glaubwürdigkeit beizumessen sei, und daß, wer ihr folge, auf dem Grunde der Wahrheit stehe, war für mich dies, daß ich in 18 Jahren, in den zahllosen Besprechungen und Berichten, nicht auf einen Widerspruch bei ihr getroffen bin. Was sie mir, zum guten Teil viele Jahre vorher, in freier Ergießung, zunächst ohne Rücksicht auf irgend welche weitere Verwertung, einzeln und sprungweise aus der Erinnerung mitgeteilt, hat sie später, in ihrer letzten Zeit, mit Zuhilfenahme der Urkunden, insbesondere ihres eigenen Briefwechsels mit Gobineau, nochmals systematisch als Unterlage künftiger biographischer Darstellung zusammengetragen. Das genaue Sichdecken beider Berichte, nach Geist und Inhalt, war mir das sicherste Zeichen, daß diese im Angesicht des Todes niedergeschriebenen Blätter auch vor der anspruchsvollsten Kritik als Wahrheit werden bestehen können. Selbst nachdem ich diese Überzeugung fest in mich aufgenommen, habe ich gleichwohl nicht versäumt, mir meine vom Wesen der Gräfin gewonnenen Eindrücke auch von anderer maßgebender Seite bestätigen zu lassen. Besonders wertvoll ist mir in dieser Beziehung ein Gespräch gewesen, das ich kurz nach deren Tode mit ihrem Beichtvater, einem geistig wie sittlich gleich hochstehenden Manne, über sie hatte und das mich in dem Eindruck bestärkte, daß sie mit jenen Lebensaufzeichnungen, wie einerseits ein Denkmal edler Weiblichkeit im siegreichen Kampfe

mit den Nöten und Kleinlichkeiten der Welt, der Gesellschaft und des Alltagslebens, und nicht minder mit den Schwächen der Menschennatur, so ganz besonders auch ein solches unbedingter Wahrhaftigkeit sich errichtet habe. Ein anderes ist es natürlich, ob sie nun auch überall objektiv wahr geschaut: es lag ja nur zu nahe, daß sie, im Banne und in der Gefolgschaft ihres Meisters, manche Dinge zu sehr mit der Phantasie, zu sehr insbesondere im Lichte Gobineaus geschaut haben mag, und es versteht sich, daß, wo es nötig schien, dies berücksichtigt und die entsprechenden Abzüge gemacht worden sind.

Es ist lebhaft zu bedauern, aber unbedingt zu billigen, daß diese Aufzeichnungen nach der ausdrücklichen Bestimmung der Verfasserin der Öffentlichkeit zunächst gar nicht, und wohl auch später nur sehr bedingt, zugänglich werden sollen. Um aber gewisse intime Einzelheiten persönlicher Vorgänge, die vor jene Öffentlichkeit nicht gehören und gegenüber dem von uns zu liefernden Gesamtbilde nur als unwesentliches Beiwerk erscheinen, in der Behandlung und Beurteilung eines großen Lebenslaufes nicht eine ungebührliche und beirrende Rolle spielen zu lassen, haben die beiderseitigen Nächstbeteiligten, denen wir unsere Quellen über jene Vorgänge verdanken, die Baronin Guldencrone und die Gräfin La Tour, die Bestimmung getroffen, daß ihre eigenen Erinnerungen wie auch ein Teil der Gobineauschen Briefschaften nur für diese meine Biographie verwertet und sodann auf 50 Jahre durch Versiegelung der öffentlichen Benutzung entzogen werden sollen. Im Sinne des Andenkens Gobineaus und der Seinen schien auch mir dies das einzig Ratsame. Ich verhehle mir dabei nicht, daß ich das weitgehende Vertrauen, das die genannten beiden Frauen mir bewiesen, nicht ohne weiteres auch bei jedem Beurteiler meines Werkes voraussetzen darf. Weit entfernt aber, durch eine Bestimmung, der ich mich einfach zu fügen hatte, die eigene Verantwortung vermindert zu fühlen, habe ich diese vielmehr so lebhaft empfunden, daß ich nicht nur mich gerüstet halte, bei meinen Lebzeiten alles und jedes in meiner Darstellung, als Ergebnis peinlichsten und gewissenhaftesten Abwägens, zu vertreten, sondern auch für über meinen Tod hinaus eine Niederschrift hinterlasse, welche die Einzelbelege zu diesem und jenem von mir mehr nur Angedeuteten enthält für den Fall, daß jene Darstellung von irgend einer Seite angegriffen werden sollte.

Inzwiſchen aber wage ich zu hoffen, daß, wie ſchon manchem früheren Biographen, auch mir die Erkenntnis, wie ſchwierig es unter Umſtänden ſei, die Anforderungen der Wahrheit da, wo es ſich um das Allerperſönlichſte eines großen Menſchen handelt, zum Durchbruch zu bringen, auf ſeiten meiner Leſer verſtändnisweckend und eine billige Beurteilung gewährleiſtend zugute kommen möge.

B. Zur Methodik.

Im allgemeinen hat sich die Methodik unseres ersten Bandes, insbesondere auch die Behandlung der Briefe und sonstigen Zitate, ungeteilten Beifalls zu erfreuen gehabt, sodaß ich mich nach diesen Seiten zu keinerlei Änderung veranlaßt gesehen habe. Nicht minder scheint die Notwendigkeit, die Analysen der Gobineauschen Werke verschieden genau und umfangreich zu gestalten, allgemein anerkannt worden zu sein. Die hierfür maßgebenden Gesichtspunkte machen sich nun aber für den vorliegenden Band noch ganz unverhältnismäßig mehr geltend. Es konnte unmöglich meine Sache sein, Werke, die seit Jahren bei uns jedem Gebildeten geläufig sind oder sein sollten, wie Renaissance[1], Plejaden und Asiatische Novellen, nochmals in gleicher Ausführlichkeit wie die weniger bekannten nach dem äußeren Verlauf ihrer Handlung dem Leser vorzuführen, was in jedem Falle nur auf Kosten wichtigeren neuen Stoffes hätte geschehen können. Dagegen lag

[1] Die Gestaltung des diesem Werke gewidmeten Abschnittes war in gewissem Sinne der schwierigste Teil meiner ganzen Aufgabe, insofern es hier einerseits galt, einen dem Leser bereits ungewöhnlich vertrauten Stoff noch einmal in seinem ganzen Umfange heranzuziehen, und anderseits dies in einer völligen Neubehandlung kaum möglich schien, nachdem ich selbst bei den verschiedensten Gelegenheiten und zu den verschiedensten Zeiten bereits zur Renaissance mich hatte äußern müssen. Ich habe denn auch kein Bedenken getragen, vieles von meinen früheren Ausführungen, das ich jetzt auch nicht besser zu geben wüßte, hier mit aufzunehmen und will nur hoffen, daß die Verschmelzung des zeitlich zum Teil weit Auseinanderliegenden im Geiste der mich jetzt am Schlusse erfüllenden Auffassung so geglückt sein möge, daß sie der Einheitlichkeit des Stiles, die man von dem Ganzen verlangen kann keinen Eintrag tut.

es nahe, meine ganze Sorgfalt auf eine Wiedergabe solcher Werke zu verwenden, die, wie vor allen anderen Aphroëssa, dem deutschen Publikum noch so gut wie gänzlich unbekannt sind, von denen auch bei der Stellung Frankreichs zu Gobineau eine französische Neuausgabe jetzt weniger als je zu erwarten, und die anderseits länger im Dunkel zu lassen doch ein Unrecht wäre. Ähnlich verhält es sich mit einer Anzahl, namentlich auch wissenschaftlicher, Nachlaßwerke.

Dispositionsschwierigkeiten, wie sie beim ersten Bande vorlagen, wo aus Raumrücksichten einem Gegenstande von so überragender Wichtigkeit wie dem Rassenwerke nur eine verhältnismäßig kürzere Besprechung zuteil werden konnte und anderseits eine Freundesgestalt wie Prokesch aus inneren Gründen eine für manchen vielleicht zu umfangreiche Berücksichtigung erfuhr, haben sich diesmal nicht wiederholt. Das Schwert drohender Raumüberschreitung freilich hat auch jetzt während der Ausarbeitung andauernd über dem Verfasser geschwebt. Doch hat er sich dadurch nicht abhalten lassen zu dürfen geglaubt, die in diesem Umfange wohl ungewöhnliche Schlußcharakteristik, welche das neunte Buch bildet, der Biographie anzufügen. Sie ist völlig zwanglos, und doch wie naturnotwendig, als eine Zusammenfassung der acht früheren Bücher, neben diesen her erwachsen und bringt reichliche Ergänzungszüge aus den Briefwechseln und der persönlichen anekdotischen Überlieferung, welche dem ganzen Bilde ein noch individuelleres Gepräge und lebendigere Farben verleihen. Sie zeugt dadurch, daß es, wie ich hoffe, möglich war, nochmals mit aller denkbaren Vollständigkeit vorzugehen und doch eigentliche Wiederholungen so gut wie ganz zu vermeiden, für den ungewöhnlichen Reichtum der uns beschäftigenden Persönlichkeit und kann doch immer noch nicht als völlig erschöpfend bezeichnet werden, da es vielmehr, eben aus Gründen des Raumes, sich ausschloß, einzelne, und zwar nicht die unwichtigsten, Fragen aus Gobineaus Geistes- und Seelenleben in ihrem vollen Umfange zu behandeln. So mußten insbesondere die Kapitel „Gobineau und sein Vaterland" und „Gobineau in seinem Verhältnis zu Religion, Christentum und Kirche" hier ausgeschieden werden, um zunächst für den zweiten Beiband ins Auge gefaßt zu werden. In sichere Aussicht können sie freilich auch für dort nicht gestellt werden, da bei den ins Ungemessene gewachsenen Schwierigkeiten der Buchherstellung heute alle derartigen

Veröffentlichungen nicht an letzter Stelle auch der Frage der materiellen Möglichkeiten unterliegen.

Wenn weder in dieser Schlußcharakteristik, noch in gewissen Einzelbetrachtungen der früheren Bücher — von der Vorrede ganz zu geschweigen, wo diese Seite sogar grundsätzlich in den Vordergrund zu rücken war — zeitgeschichtliche Anklänge ganz zu vermeiden waren, so ist dagegen als Regel im Text von einer Berücksichtigung geschichtlicher Wandlungen, die inzwischen im Gefolge des Krieges eingetreten sind, möglichst abgesehen worden, in der Erwägung, daß dort im wesentlichen Dauergesichtspunkte zum Ausdruck kommen sollen und es sich daher erübrigt, zu mutmaßlich vorübergehenden Erscheinungen wie z. B. der Unterdrückung Griechenlands Stellung zu nehmen.

Ein gewisser Übelstand ist es wohl zweifellos, daß der zweite Quellenband erst erheblich später als der Hauptband wird veröffentlicht werden können, indem infolge dessen nicht nur ein großer Teil des brieflichen und sonstigen Belegstoffes, der in Text und Anmerkungen vorausgesetzt wird, sondern namentlich auch die Abbildungen der Gobineauschen Bildwerke, die zur Erläuterung von deren Besprechungen im Texte in Aussicht genommen waren, nun vorerst dem Leser nicht vorliegen. Angedeutet habe ich dennoch auch diesmal die Zusammengehörigkeit schon jetzt durch Verweisungen, obgleich der Beleg nicht mitfolgt, sondern gewissermaßen erst später ein Versprechen eingelöst wird, schon aus dem Grunde, weil sonst an manchen Stellen bei Nichterwähnung auf ein Übergehen oder Vernachlässigen der betreffenden Punkte hätte geschlossen werden können.

Der leidigen Fremdwörterfrage hier nochmals ein Wort zu widmen, veranlaßt mich der Umstand, daß die gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahre, mit einem neuen Erstarken des Deutschtums, auch einen verstärkten Kampf gegen den Gebrauch der Fremdwörter in der deutschen Sprache hervorgerufen haben. Dem berechtigten Kerne dieser Bewegung habe ich in diesem Bande, ungleich mehr noch als im ersten, Rechnung getragen und so insbesondere noch bei einer letzten Durchsicht meines Textes haufenweise Fremdwörter über Bord geworfen, wo solche irgend überflüssig und durch gute deutsche Ausdrücke ersetzbar schienen. Den radikalistischen Strömungen auf diesem Gebiete stehe ich, wie allen Übertreibungen, so scharf ablehnend wie nur je gegenüber, bestreite

insbesondere grundsätzlich die Berechtigung des Vernichtungsfeldzuges gegen die Fremdwörter aus den alten Sprachen, deren zumal ein wissenschaftliches Werk nun und nimmer wird entraten können. Ganz ein anderes ist doch, ob wir, mit den Besonnenen, darauf aus sind, uns schlechter Gewohnheiten zu entkleiden, unwürdigem Preisgeben heimischer Eigenart abzuschwören, oder, mit den Fanatikern, an innersten geschichtlichen Verflechtungen unseres Denkens, Fühlens und Seins uns roh zu vergreifen — ein Verfahren, aus dem schließlich nur eine Verstümmelung unseres ganzen geistigen Menschen hervorgehen könnte.

Die nähere Ausführung und Begründung dieses meines Standpunktes einer anderen Stelle vorbehaltend, möchte ich nur noch einzelnes Wenige zur praktischen Geltendmachung desselben in diesem Bande bemerken, abgesehen von dem, was schon zu Band I gesagt, daß ich nämlich bitte, immer im Auge zu behalten, daß mein Buch einem Franzosen gewidmet ist[1]. Ganz von selbst versteht sich das Beibehalten sämtlicher (übrigens durchweg von Gobineau selbst gebrauchter, also gewissermaßen zitierter) Fremdwörter in der Inhaltsangabe der philosophischen Abhandlung. Ähnlich liegen die Dinge beim Perserkapitel, wo ich mich ja vorwiegend doch an solche wende, welche in dem betreffenden Gebiete mehr oder minder geschult sind. Vielfach sind Rücksichten auf den Stil maßgebend gewesen und ist ein nicht gar zu anstößig erscheinendes Fremdwort einzig aus dem Grunde stehen geblieben, weil das entsprechende deutsche sich schon in der Nachbarschaft befand. Andere Male habe ich zwischen Fremdwort und deutschem Wort abgewechselt, wenn ein Begriff zu häufig wiederkehrte und sonst störende Eintönigkeit entstanden wäre. Nicht selten auch ist, im Einklange mit dem Geist unserer Sprache wie mit einem durch die Jahrhunderte entwickelten Volksempfinden, eine Schattierung von Scherz, Ironie oder Tadel in das Fremdwort hineingelegt, überhaupt eine lebensvollere Färbung durch dasselbe angestrebt — beispielsweise eine philiströsere Wendung

[1] Diesen lasse ich ruhig nicht nur für Revuen schreiben, in Athen „auf dem qui vive stehen", selbst einmal sich ein Rendez-vous geben. Und ebenso wenig habe ich auf Mittel der lokalen Färbung wie die Déjeuners und Dîners in Bordeaux und ähnliches verzichten mögen. In einer ganzen Anzahl Fälle bin ich übrigens den Sprachreinigern hier durch „ " Zeichen entgegengekommen.

durch eine burschikosere oder sonstwie charakteristischere ersetzt — worden. Dergleichen gehört zu den künstlerischen Hausmitteln, auf die kein Schriftsteller des höheren Stiles so leicht wird verzichten wollen.

Für die Veröffentlichung Gobineauscher Schriftstücke als Faksimile-Beigaben stand mir zurzeit, fern der Hauptsammlung, nur ein kleineres Material zur Auswahl zur Verfügung. Immerhin hoffe ich in dem schließlich Gebotenen nicht die am wenigsten charakteristischen Proben zu bringen [1].

[1] Streng genommen wäre hier wohl auch der Ort für Berichtigungen zum ersten Bande. Erfreulicherweise ist mir nur eine einzige solche, und eine ziemlich unbedeutende, zugegangen. Betreffs des Bd. I, S. 502, mitgeteilten Bildes nämlich macht mich Madame Serpeille darauf aufmerksam, daß es einige Jahre zu früh angesetzt sei, und vielmehr aus dem Ende der sechziger Jahre stamme. Eine entsprechende Aufklärung zu einem Bilde des ersten Beibandes wird wohl richtiger auch auf den zweiten Beiband verschoben.

Namenregiſter

zu

Band I und II.

Namenregiſter zu Band I und II.

Vorbemerkung. Grundſätzlich ausgeſchloſſen ſind von dieſem Regiſter ſämmtliche Erwähnungen von Angehörigen, Freunden und ſonſtigen Korreſpondenten Gobineaus, welche lediglich aus Anlaß einer an dieſe gerichteten Briefſtelle erfolgen (z. B. „Gobineau an Proteſch", „an Keller" u. dgl.).

Einklammerungen bedeuten, daß die betreffende Perſönlichkeit auf der eingeklammerten Seite erwähnt, aber nicht genannt iſt.

Abälard I. 332–333.
Abbas Effendi I. 551.
Abbas-Khan I. 470.
Abbatucci II. 257.
Abdallah Paſcha I. 393.
Abdulgaffar I. 506–507.
Abdul Hamid II. 300.
Abraham I. 540.
Abul Haſſan I. 529.
Aeſchylos I. 553. 559, II. 75. 197. 664.
Aeſop II. 23.
Ageſilaos II. 199.
Agha-Khan I. 470.
Agha, Mirza I. 471.
Åkerhjelm, Baron und Baronin II. 307.
Alba, Herzog von II. 542.
Albert, Prinzgemahl II. 479.
Alcibiades II. 151
Alexander d. Gr. I. 275 ff. passim 505, II. 37. 160. 171. 173. 179. 188. 527. 646. 664.
Alexander VI. II. 415.
Ali I. 540. 552.
Ali Mohammed, Mirza (der Báb) I. 545 ff.
Alviano I. 196—197, II. 411.
Amari II. 538—539.
Amaury-Duval I. 236.
Angoulême, Herzog von I. 23. 29, Herzogin I. 65.
Antalcidas II. 194.
Antonio, Père I. 507.
Antonius, Marcus II. 378.
d'Arc, Jeanne II. 627.
Ardarich II. 153.
Ardeſchir Babegan II. 168. 191.
Argais II. 306. 543.
Arioſt I. 250. 300. 379, II. 560. 602. 603. 604. 624. 634.
Arnauld II. 86.
Arndt, Ernſt Moritz I. 182, II. 709.
Artois, Graf von ſ. Karl X.
Aſchoff II. 630.
Attila II. 527.
Aubrée (Abbé) I. 43.
Augier, Emile II. 266.
Aumale, Herzog von II. 251. 266,
d'Avril, Baron I. 128. 158. 381. 488. 571, II. 343. 588.
d'Azeglio, Maſſimo I. 382, II. 29.

Bach II. 472. 686.
Baeumler, Chr. II. 718.
Baiſt, G. II. 597.
Balfour, Lady Betty II. 18.
Balzac I. 90. 146. 227, II. 389. 582.
Banſe, E. II. 666.
Banville, Théodore de II. 18. 481. 635.
Barbey d'Aurevilly II. 104. 370. 383—384. 442 ff. 481. 484.
Barbier de Meynard I. 471. 555. 556. 572.
Baret, Eugène II. 597. 600.
Barral, General de I. 381. II. 475. 543.
Barral, Madame de II. 261.

Barrès, Maurice I. 221, II. 506.
Barrot, Odilon I. 139. 345. 350.
Barthold, W. II. 206.
Bartsch, K. II. 25.
Basterot, Graf I. 385. 511. 514. 515. 572, II. 116. 488—489. 586—587. 635. 645. 649. 685. 717.
Bastian II. 206.
Bauffremont, Madame de, geb. Prinzessin v. Chimay, später Fürstin Bibesco II. 308.
Bayard II. 629.
Beatrice von Este II. 447.
Beaumarchais I. 299.
Beaumont I. 165. 168. 175. 345. 347. 348.
Béchard I. 212.
Beethoven I. 418, II. 472. 557. 568. 686.
Behā Allāh I. 550 ff.
Beloch II. 196.
Below, G. von II. 675.
Bender, Karl II. 448.
Benedikt, der heilige II. 490.
Bentham I. 168.
Béranger I. 145.
Bérard, Victor I. 556.
Berna, Giuseppe II. 161 ff.
Bernay II. 488.
Berry, Herzog von I. 178, Herzogin von I. 35. 65.
Berryer I. 60 68 ff. 139. 178. 222.
Bertrand, Madame I. 43.
Beyle II. 385—388. 389.
Bezold II. 206.
Bibesco, Fürst u. Fürstin II. 308.
Bihler, H. I. 293.
Birch-Hirschfeld II. 448.
Bismarck I. XXIII. 381—387. 401. 405 ff.—408. 413. 414. 419. 422. 430. 571, II. XIII. 48. 218. 228. 257. 456—457. 497. 552. 709.
Blair, Mad. de I. 43.
Blanc, Louis I. 148.
Blau I. 471.
Blochet, E. II. 486.
Bloy, Léon II. 481.
Blücher I. 378.
Blum, Hans I. XXIII.
Blunt, Wilfrid II. 229—230. 454. 475. 594. 658. 717. 718.
— Lady Anne II. 229.
Bodenstedt II. 370.
Böckh I. 415. 416—417, II. 676.
Böcklin II. 685.
Bohn, Germann I. 54. 77—79. 89. 124. 128. 480. 488 489. 567. 571, II. 343. 371. 709. 720.
Bohnhardt, W I. 293.
Boisjoslin, J. de I. 284. 481. 680.
Boito, Arrigo I. 572, II. 470—473. 634. 686. 687. 718.
Bonaparte, Prinzessin Julie, Marquise von Roccagiovine I. 486.
Bonaparte, Lätitia I. 397.
Bonghi II. 476. 478. 479.
Bonnard, A. II. 577
Borgia, Cesare I. 196, II. 415 bis 416. 423. 428. 430. 433.
Borgia, Lucrezia II. 410. 436. 439.
Borgognone II. 471.
Bornstedt, A. von I. 187.
Bossuet I. 299, II. 528. 529.
Botta I. 237. 471.
Bouillon, Gottfried von II. 364. 629.
Boulainvilliers II. 529—530.
Boulanger II. 501.
Bourbon, Connétable von II. 412. 419. 436.
Bourée I. 457. 458. 464. 466. 467. 468, II. 114.
Bourget, Paul II. 481—482. 654.
Bourgoing, de II. 352.
Brandes, Georg II. 446.
Brandi, Karl II. 414.
Braunfels, L. II. 597. 600.
Breitung, Max I. 441.
Brémond, Abbé I. 574.
Brennus II. 70 ff.
Bridger II 586.
Brignole, Marchese II. 459.
Brine, Lindsay II. 13. 14.
Broglie, Herzog von I. 139. 347, II. 261.
Browne, E. G. I. 545 ff. 549 ff. 551. 554. 555.
Brunton I. 57.

Buckle II. 529.
Bülow, Blandine von II. 574.
Bülow, Joachim von II. VII.
Buffon II. 670.
Bulgaris II. 46.
Bulos I. 189 ff.
Bulwer, Edward Lytton II. 19 ff.
Bulwer, Henry, Lord Dalling II. 16.
Bunſen II. 425
Buol-Schauenſtein I. 402.
Burckhardt, Jakob II. 413 ff. 638.
Burnouf, Eugène I 77. 523, II. 673.
Buſch, Moritz I. XXIII. 571, II. 222—223.
Byron I. 22. 43. 90. 226. 265. 266. 392. 460, II. 15. 68. 229. 453 ff. 644.

Cäſar II. 532. 533. 535. (580.) 647.
Calderon I. 265.
Camillus II. 71 ff.
Camoens (I. 460.)
Canolle, Robert de, (Knowles) I. 11, II. 525.
Cantacuzène I. 89.
Capodiſtrias I. 179. 192—195. 393, II. 509.
Carlyle II. 662.
Carneiro Leon II. 130.
Carpeaux I. 487, II. 121—122. 165. 280. 456. 547. 684.
Carrier II. 352.
Cartellieri, Alexander I. 336. 573, II. 630.
Caſtiglione, Baldaſſare II. 593.
Cavaignac I. 345.
Cavour I. 382.
Cellini II. 437.
Cervantes II. 560. 566. 596. 628. 629. 635. 648.
Cervesato, Arnaldo I. 433.
Chabrias II. 199.
Chabrol, Graf II. 580.
Chambord, Graf von (Herzog von Bordeaux) I. 66 ff. 68. 141. 207. 363, II. 476. 492.
Champion de Cicé I. 13.
Charles-Brun, J. I. XV. 218. 367.
Charpentier II. 252.
Chartres, Herzog von I. 159, II. 224.
Chaſſériau I. 236.
Chateaubriand I. 65—66. 71. 135. 139. 144, II. 12.
Chaulnes, Herzog von II. 465.
Chénier, André II. 635.
Cherubini I. 66. 73. 154.
Chevreul II. 52.
Chevreuſe, Herzogin von II. 465.
Chodzko, Madame Olympe I. 84.
Chouan, Jean, ſ. Jean Cottereau.
Chreſtien von Troyes II. 634.
Cicero I. 156.
Cima, Donna Vittoria II. 470.
Cincinnatus II. 250.
Clarac, Graf I. 76.
Clermont-Tonnerre, Graf II. 222. 261. 308. 474.
Cloué, Kontreadmiral I. 484.
Clozel, Ferdinand I. 574.
Cohn, Paul V. II. 407.
Coleſan II. 16.
Colonna, Vittoria II. 432. 436.
Columbus II. 542.
Corcelles I. 165, II. 261.
Coriolan II. 453.
Cormenin, Louis de I. 89.
Corneille I. 290.
Correggio II. 154. 419. 475.
Cottereau, Jean I. 255 ff.
Courtais I. 158. 159.
Couſin I. 136. 140.
Cromwell I. 245.
Cunningham II. 538.
Curzon, Lord I. 550. 552.
Czartoriska, Prinzeſſin Marzelline II. 310.

Dahn, Felix II. 693.
Dante I. 529, II. 59. 108. 143. 146 ff. 150. 156 ff. 455—456. 545. 590. 603. 604. 605. 624. 634 664.
Da Ponte I. 273.
Dareios II. 184. 187 ff.
Darmeſteter II. 205.
Daru, Graf II. 261. 289.
Darwin I. 444—445, II. 62 ff. 363—364. 537. 668.
Decazes, Herzog von (der ältere) I. 58—69. 87. 135.

Decazes, Herzog von (der jüngere) II. 289. 303. 348—350.
Delacroix, Eugène II. 69.
Delaroche-Vernet, Philippe und Horace II. 308.
— Horace II 348. 405.
— Philippe II. 263.
Delavigne, Casimir I. 84.
Delbrück, Hans II. 196.
Delcassé I. 570.
Delitzsch I. 528.
Delpit, J. I. 558. 559. 567, II. 24. 29—33. 49. 110. 123.
Delpit, Madame II. 31 ff.
— Magdeleine II. 31 ff.
Demosthenes I. 156. 219.
Descartes I. 530—531, II. 265. 656.
Desmoulins, Camille I. 156.
Diane de Poitiers I. 301—302, II. 85
Diderot II. 659.
Didier II 480.
Diebitsch I. 42.
Diesterweg II. 392.
Diez, Fr. Chr. II. 25.
Diez, Max II. 425. 447.
Djani, Mirza I. 545.
Djelal-Eddin-Rumi I 223.
Dominé I. 43.
Dorval, Madame I. 84—85.
Doucet, Camille II. 443.
Dragumis II. 15.
Dragumis, Zoë II. 15. 109. 371.
Dreyfus, Robert I. 526. 527. II. 205. 444. 478. 643.
Drouyn, Léo I. 11. 559, II. 30.
Drouyn de L'Huys I. 370. 487. 510. 567.
Droysen I. 277.
Du Barail II. 287. 288.
Du Camp, Maxime I. 83. 89. 90. 286. 341, II. 650. 711.
Du Guesclin II. 629.
Dumas, Alexandre I. 84. 299.
Dumas, Louise de Fontbrauge I. 10.
Dumont, Albert II. 15.
Duncker, Max II. 196.
Duras, Marschallin von I. 12.
Duroc I. 22.
Dussaud I. 541.

d'Eckstein, Baron I. 68.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans II. 698.
Ellenborough, Lady II. 123.
Engel, Karl I. 264.
Erdödy, Gräfin, geb. Gräfin Raczynska II. 310.
Ernst August, König von Hannover I. 374. 378.
Ernst II., Herzog von Coburg I. 199.
Erskine II. 16.
d'Eu, Gräfin II. 718.
Eugénie, Kaiserin der Franzosen I. 486, II. 165.
Eulenburg, Graf Philipp zu II. 123. 281. 283. 307. 459. 546. 633. 717.
Eumenes I 278.
Euting II. 709.
Ewers, Maria, aus'm Weerth II. 407.
Eyriès I. 74.

Falk II. 67
Fallati I. 365.
Fallmerayer I. 393. 416.
Faguet, Emile II 506.
Farinelli I. 264.
Favre, Jules II. 118. 266.
Feauvau, Mlle de I. 236.
Ferdinand, König von Spanien II. 542.
— Herzog von Orléans I. 80. 151.
Fichte, Immanuel Hermann II. 65.
Finlay, George II. 15.
Firdusi I. 4[illegible]. 179. (489.)
Fischer, Hermann II. 25.
Fisquet, Admiral II. 162.
Fitau, Alfred I 480.
Floerke, Hans II. 407.
Flourens, Gustave II. 46. 118.
Förster-Nietzsche, Elisabeth II. 563.
Foix, Gaston de I. 81.

Forbes II. 356.
Fortia d'Urban I. 75. 223.
Fournel, Victor II. 443.
Franck, Ad. I. 546. 555. II. 261.
Frantz, Conſtantin I. 365 ff.
Franz I., König von Frankreich II. 437.
Franz I, Kaiſer von Öſterreich I. 396. 414.
Franz Joſef I. I. 402. 412, II. 309.
Friedjung I. 388.
Friedrich I. I. 204.
Friedrich II., der Große II. 650. 658—659. 662. 689.
Friedrich Wilhelm I. I. 204.
Friedrich Wilhelm III. I. 203. 204.
Friedrich Wilhelm IV. I. 187. 199. 203. 204. 400. 402.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen II. 221. 303.
Friedrich, Fritz I. 293. 433. 545, II. 174—175. 205. 417. 418. 445. 447. 513. 637. 643.
Froiſſart I. 335.
Frommann II. 447.
Frymann, Daniel I. 447.
Fuad Paſcha I. 537.
Fullerton, Lady I. 227.

Gaede II. 630.
Gaffar I. 506—507.
Gagern, Heinrich von I. 400.
Galliera, Herzogin von II. 469
Galton, Francis I. 445.
Gambetta II. 213. 221. (245.) 348. 477. 492. 500. 602.
Gaullieur II. 49.
Gautier (Maître des Requêtes) I. 86.
— Théophile I. 236. 283.
Geibel (II. 687.)
Genoude I. 69. 178. 179.
Genoveva, die heilige I. 467, II. 69.
Gentz I. 388. 390. 395. 413, II, 36.
Genua, Herzog von I. 382.
Georg I., König von Griechenland I. 194. 398, II. 7—10, 33. 34 ff. 46. 290.
Georg V., König von Hannover I. 374. 378. 408, II. 290.
Gerbert (Papſt Sylveſter) II. 84.
Gerhard, Eduard I. 415.
Gerlach I. XXIII.
Gerland, G. II. 671.
Gérono I. 40.
Gervinus I. 275. 414, II. 442.
Gibon (Grafenfamilie in Redon) I. 43. 49.
Gideon II. 95.
Gieſebrecht, W. II. 677.
Gincki, W. von II. 270.
Gjellerup, C. II. 446.
Glaire I. 222.
Glaſenapp, C. Fr. I. 531, II. 482. 550. 558—559. 573. 576. 625.
Gleïzès II. 569.
Gluck I. 73, II. 686.
Gobineau, Anne Louiſe Magdeleine de, geb. de Gercy, Gobineaus Mutter I. 20 ff. 31 ff. 35 ff. 77. 88, II. 330.
— Bernard de I. 9.
— Caroline de, Gobineaus Schweſter I. 19. 27—29. 30 ff. 33. 36. 39. 42. 46—49. 76. 112. 115. 118. 122. 240. 252. 481. 518. 564. 569—570, II. 107. 122. 254. 278. 322. 327—328. 341. 344—347. 353. 372. 392. 459. 466. 474. 489—490. 584. 585. 589. 595. 602. 634. 679. 684 bis 685. 689. 690. 692. 705. 722.
— Clémence de, Gobineaus Gattin (I. 48), I. 124. 125–128. 158. 282—283. 288. 320. 335. 373. 381. 382. 465. 466 ff. 477. 479. 487. 517. 570, II. 7. 125 ff. 140. 172. 212. 226. 255 ff. 264. 312 bis 330. 339—341. 343. 344. 720 ff.
— Eſprit de I. 4.
— Etienne de I. 6. 8. 9.
— Etienne II. de I. 9.
— Jacques, der Schöffe, (le jurat) I. 7. 8.
— Jean de I. 9.
— Jean Louis de I. 10.
— Joſeph de I (5.) 10, II. 31. 697.

Gobineau, Joſef Arthur de

Werke.

1. Politiſche, wiſſenſchaftliche und Reiſewerke.

Trois ans en Asie I. 128. 458. 461. 462. 470. 472 ff. 476. 481. 497. 516. 531. 532 ff. 538 ff. 544. 556. 569, II. 394 402. 561. 665. 669. 670. 673.

Ce qui se fait en Asie (Ein Urteil über die jetzige Weltlage) I. 514. II. 522—523. 575. 673.

Capodistrias I. 93. 94. 174. 189—190. 191—195. 196, II. 507.

Catalogue d'une collection d'intailles asiatiques I. 472. II. 170. 200—203. 356. 486.

Cunéiformes:

Lecture des textes cunéiformes I. 519—520.

Traité des écritures cunéiformes I. 472. 485. 488. 508. 516 bis 528. 532, II. 22. 203. 673.

L'émigration européenne dans les deux Amériques II. 362.

L'émigration au Brésil II. 362 ff.

Essai sur l'inégalité des races humaines I. V. XVIII. 75. 77. 100. 108. 128. 129. 174. 359. 372. 378. 383. 385. 386. 421. 423. 425. 427. 428—453. 457. 474. 487. 492. 497. 501. 508. 511, II. IX. 19. 50. 62. 65. 139. 175. 189. 191. 192. 196. 198. 263. 268. 361. 364. 411. 427. 441. 473. 481. 482. 488. 513. 520. 522. 534—537. 560 ff. 567. 570. 576. 610. 631. 632. 644. 648. 651. 652. 653 655. 658. 667. 669.

Ethnographie de la France II. 530—535.

l'Europe et la Russie II. 514 bis 522.

Ce qui est arrivé à la France en 1870 II 219. 225. 232—247. 248. 270.

Contra Häckel-Huxley II. 537 ff. 669.

Histoire des Mérovingiens I. 449. II. 535/36.

Histoire d'Ottar Jarl I. 6. 10. 11. 13. 21 ff. 434. 439. 524, II. 30. 49 189. 356 367. 480. 523—525. 529—530. 561. 625. 659. 677.

Histoire des Perses I. 174. 276. 466. 472. 508. 516. 543, II. 15. 49. 69. 119. 141. 168—207. 264. 309. 366. 367. 368. 481. 483. 539—540. 559. 561. 647. 648. 664. 676.

L'instinct révolutionnaire en France II. 506—507.

L'instruction primaire en Suède II. 357.

Lecture des textes cunéiformes ſ. oben unter „Cunéiformes".

Mémoire sur diverses manifestations de la vie individuelle (Unterſuchungen über verſchiedene Äußerungen des ſporadiſchen Lebens) I. 472, II. 50 bis 68. 91. 112. 656. 669.

Sur les populations primitives de l'Europe (Entwurf) II. 365.

Religions et philosophies dans l'Asie centrale I. 342. 472. 507. 516—517. 519. 531—556, II. 173 394. 555. 561. 648. 656.

La troisième République française et ce qu'elle vaut I. 221. 367, II. 241. 268. 479. 497 bis 507. 651. 655.

Revue provinciale I. XV. 204 bis 221. 338. 434. 478, II. 672. 677.

Le royaume des Hellènes I 191 ff. II. 38. 39. 40. 49. 68. 198 ff. 353. 480. 507—513. 522. 673.

Traité des écritures cunéiformes ſ. oben unter „Cunéiformes".

Voyage à Terre-Neuve I. 128. 483. 496—502, II. 665. 667. 673. 687.

Vues sur l'histoire générale II. 526—529.

Überſetzungen.
Descartes II. 656.
Kuſch-Nameh II 480. 539. 540.

2. Briefe I. 568—569. 575 ff.

3. Dichteriſche Werke.

L'abbaye de Typhaines I. 220. 235. 239. 297. 298 321—337. 338. 434, II. 30. 139 ff. 541. 648. 678.
Adélaïde II. 144—146. 270 279.
Les adieux de Don Juan I. 80. 89. 93. 115 ff. 190. 262—274. 281. 577.
Alexandre le Macédonien I. 235. 239. 262—263. 274—293. 294. 298. 335. 337. 338. 475, II. 315. 706.
Amadis I. 176. 298. 359. 439. 449, II. VI. XIII. 136. 144. 146 ff. 181. 197. 301. 311. 337. 338. 369. 380. 391. 472. 481. 482. 495. 525. 551. 555. 559 bis 560. 562. 571. 593—639. 644. 647. 657. 664. 665. 677. 686. 687.
Aphroëssa I. 286, II. 50. 68 bis 106. 119. 136. 140. 472. 665. 727.
Daraus einzeln:
Brennus II. 70—73. 347.
l'Achilléide II. 73—76. 146.
La petite chanson II. 76—79.
Geneviève de Brabant II. 79 bis 81. 665.
Le cartulaire de St. Avit II. 81—90. 113. 136. 496. 541. 561. 648. 678. 691.
Le carnaval de Venise II. 90 bis 92
Samson I. 343, II. 92—100.
Les aventures de Nicolas Belavoir I. 297. 299. 302—311.
La chronique rimée de Jean Chouan et de ses compagnons I. 44. 66—67. 252—262. 577, II. 480.
Dilfiza I. 240—243, II. 681.
Feridun I. 474—475.
Mademoiselle Irnois I. 296—297, II. 279.
Manfredine (Le roman de) I. 220. 244—251. 254. 255. 374. 434, II. 151.
Nouvelles asiatiques I. 288. 423. 462. 466. 506. 554, II. 125. 356. 391—406. 560. 572. 657. 708. 726.
Daraus einzeln:
La danseuse de Shamakha II. 279. 395—397. 560.
L'illustre magicien I. 463. 517, II. 397—400. 406. 560. 690.
Les amants de Kandahar II. 400—401. 406. 560.
Histoire de Gamber Ali I. 510, II. 401—402. 403—404.
La guerre des Turcomans II. 402—404.
La vie de voyage II. 404. 665.
Nouvelles féodales II. 541. (La cour d'amour).
Olaf Tryggvason II. 369—370. 709.
Le paradis de Béowulf II. 146 bis 158. 263. 647.
Les Pléjades I. 90. 176. 228. 298. 299. 315. 511, II. 269. 270. 290. 303. 306. 310. 370 bis 390. 441. 457. 480. 561. 662. 663. 664. 666. 669. 670. 726.
Le prisonnier chanceux I. 297. 300—302. 303.
La Renaissance I. V. 176. 196. 228. 288. 292. 310, II. 277. 306. 311. 334. 337. 354. 356. 370. 383. 384. 391. 406—452. 478. 480. 481. 482. 542. 552. 559. 644. 648. 657. 663. 664. 678. 680. 681. 726.
— Expositions (Einleitungen) II. 4 67. 424 ff. 669. 677. 681.
Scaramouche I. 295—296.
Souvenirs de voyage I. 495. II. 270—279. 310. 665.
Daraus einzeln:
Le mouchoir rouge II. 271 bis 272.

Akrivie Phrangopoulo II. 14. 144. 272—276.
La chasse au caribou I. 483. II. 276—278.
Ternove I. 99. 297. 299. 311 bis 321. 491.
Les voiles noirs II. 390—391.

Entwürfe:

Werk über Spanien II. 542.
Le bourgeois de Jérusalem, la guerre de Chiozza, Norwegische Künstlernovelle II. 541.

4. Bildwerke.

Aegir und seine Töchter (Pokalschmuck) II. 458.
Alexandre divinisé I. 276. II. 111. 113. 136. 160—163.
Amadis und Oriane II. 547—548. 685.
Amor (Eros) II 109—111.
Amore ferito (Verwundete Liebe) II. 457.
Beatrice II. 356. 454—456.
Statuette Lord Byrons II. 453 bis 454.
Espérance, Foi, Charité (Medaillons) II. 158—159.
Fauna II. 457.
Grabdenkmal (Wenzel) für Hannover II. 544.
Hesperus II. 457. 458.
Queen Mab II. 279. 281. 356. 454—455. 458.
Melzi-Denkmal II. 458 ff. 464. 467—469. 543.
Mima II. 352. 544—547.
Nox (Nyx) II. 109 ff.
Pia de' Tolomei II. 544—545. 547.
Réflexion II. 111. 159.
Sonata appassionata II. 454. 456—457. 686.
Valkyrie II. 279—282. 455. 456. 458.

Porträtbildwerke:

Büste Dom Pedros II. 160. 163—164.
Medaillon der Madame Posno II. 160. 231.
Gräfin La Tour, Jeanne de La Tour II. 453.
Gräfin Eulenburg ebenda.
Argais; Königin Margherita von Italien; Leone Caetani; General de Barral II. 543.

Entwürfe:

Agapen II. 159. 458.
Coriolan II. 356. 453.
Oedipus und die Sphinx II. 159—160.
Anna Boleyn, Miranda, Tänzerin, Märtyrerin, Berserker II. 458.
Romeo und Julie, Buddha, Madonna, Incoronata II. 549.

Gobineau, Louis de, Vater Gobineaus I. 5. 7. 13. 15—19. 20. 22, 24. 25. 27 ff. 29. 31. 35 ff. 37 ff. 41 ff. 44—49. 55. 66 ff. 97. 111 ff. 113 ff. 118 122 ff. 178. 319. 320. 481—482. 564. 570.
— Pierre Joseph de I, 9 ff.
— Pierre Joseph II. de I. 6. 10 bis 12.
— Raymond de I. 10.
— Thibaut Joseph de (der Ältere) I. 12—13.
— Thibaut Joseph de, Oheim Gobineaus I. 7. 13. 16. 21—25. 41. 45. 49. 54 ff. 61. 77. 122. 320. 478. 491.
Goeje, de I. 474.
Görgei I. 401.
Goethe I. XX. XXVI. 82. 106. 157. 173. 200. 251. 296. 318. 391—392. 412. 420. 488. 489. 494, II. XIII. 6. 67. 75 ff. 100. 103. 108. 145. 256. 262. (337.) 378. (382.) 388—389. (450.) 483. (557.) 559. 568. 578. (603.) 610. 663. 664. 676. 686. 700. 707.
Gola, Graf II. 470.
Goldoni I. 265.
Gonsalvo de Cordova II. 416.

Gorreſio, Gaſpare II. 538.
Gournay, Hugues de II. 77 ff. 525.
— Mathieu de II. 525.
— Thomas de II. 525.
Gramont, Herzog von II. 166. 261.
Granville, Ch. I. 252.
Graſſe, de I. 125.
Gregor von Tours II. 535.
Gregori, Ferdinand II. 449.
Grillparzer I. 412.
Grimm, Jacob I. 322, II. XII. 25. 54. 55. 568.
Grimmelshauſen I. 309—310.
Gröber, Guſtav I. 573, II. 600.
Grote II. 192.
Grotefend I. 523.
Gualdo II. 470.
Gudin I. 168.
Guéranger, Dom II. 122. 466. 479.
Guillaume de Champeaux I. 326. 333.
Guillaume II. 479. 547. 684.
Guiſe, Heinrich von I. 309.
Guizot I. 69. 70. 71. 72. 88. 135. 136. 139. 140. 144. 146. 147. 148. 151 ff. 155. 182—185. 331. II. 29. 266. 268.
Guldencrone, Ove, Baron, Gobineaus Schwiegerſohn II. 8 ff. 137. 283. 491.
— Diane de, Gobineaus Tochter I. 125. 408. 426—427. 463. 465. 467. 473. 479. 508. 564. 570. 571, II. 3. 8. 68 ff. 107. 197. 227. 278. 302. 316. 326. 491—492. 698. 704. 719. 724.
— Arthur de, Enkel II. 9. 490.
— Willy de, Enkel II. 3. 9. 142. 490. 491.
Guſtav Adolf II. 292.
Gutſchmid, Alfred von I. 275. 278.
Gwinner II. 680.

Hadjy Adj I. 530.
Häckel, E. II. 63. 537 ff. 669.
Händel II. 686. 708.
Hafis I. 223.
Hahne, Franz I. 495, II. 270.
Halévy, J. I. 520.
Harald Schönhaar I. 247, II 292.
Hardenberg I. 203.
Hartmann, Eduard von II. 56. 66.
Haſſan, Sohn Alis I. 552.
Haßfeld, Paul von II. 222—223.
Hauſer, Otto II. 632.
Hautpoul, de I. 367. 370.
Heeren-Ukert I. 139.
Hegel I. 531, II. 65.
Heine I. 139. 145. 152. 159. 227.
Heinrich III., König von Frankreich I. 303—304. 309. 310.
Heinrich IV. I. 4. 68. 303. 308 bis 309. 379.
Heinrich V., ſ. Graf von Chambord.
Heinzen I. 202.
Helene, Herzogin von Orléans I. 159.
Hénault II. 428—429.
Hephäſtion I. 278. 281.
Herder I. 443—444, II. 66. 645. 671. 675.
Hereward II. 150.
d'Héricault II. 174. 481.
Herodot II. 178. 182. 187. 195. 196 300. 527.
Herwegh I. 227.
Herzog, Rudolf II. 448.
Heveſy, A. de II. 145.
Hildebrand, Friedrich I. 274.
Hillebrand, Karl I. 134. 139. 146. 182. 183 218. 285. 358. 494. 573, II. 249,
Hincks I. 523.
Hindenburg II. 630.
Hoffmann, E. T. A. I. 90. 425 ff. 565, II. 568.
— W. I. 275.
Hohenlohe, Fürſt II. 709.
— Kardinal II. 477. 549.
Holland, Wilhelm Ludwig II. 24. 294. 477. 594.
Holm I. 278.
Homer I. 333. (477), II. 136.
Hotz, H. I. 431. 433.
Houſſaye, Arſène I. 487. 488, II. 17. 18. 269.
Houtsma I. 555.
Huart, Cl. I. 554.
Huc, Père I. 471.

Hüglin I. 471.
Hugo, Victor I. 84. 136. 145. 290. 369, II. 420. 634. 635.
Humboldt, Alex. von I. 73. 77. 79. 415. 416. 430, II. 84.
Huſſein, Sohn Alis I. 552.
— Ali (der Bäb) I. 537. 550 ff.
— Mirza, von Hamadan I. 545.
Huxley II. 63. 669.
Hypatia II. 150. 157—158.

Ibrahim Paſcha I. 393.
Ibſen I. 318, II. 451.
Immermann II. 603.
Ingres I. 79.
Irving, Waſhington II. 274.
Iſabella, Königin von Spanien II. 542.
Iwan der Schreckliche II. 298.
Jacobs, Emil I. 574.
Jacoby I. 168.
Jakut II. 540.
Janin, Jules I. 229. 232—234. 283.
Jeanne d'Arc ſ. d'Arc.
Jörß, Paul I. 274.
Johann, Erzherzog von Öſterreich I. 388. 399. 400.
Johannes, Martin O. II. 596.
Joinville I. 330, II. 217.
Jolles, B. II. 391. 407.
Joukowski II. 574.
Julius II. II. 412. 416. 428. 432. 438 ff. 440. 552.
Juſti, F. I. 556, II. 180. 203. 205.
Juvenal I. 110.

Kallimachos I. 159.
Kambyſes II. 171. 187. 201.
Kanaris, Conſtantin II. 302.
Kant II. 65 ff. 656. 671.
Karl der Große II. XI.
Karl V., Deutſcher Kaiſer II. 416. 428. 437.
Karl X., König von Frankreich (Graf von Artois) I. 16. 18. 40. 135. 138. 140. 141. 148.
Karl XII., König von Schweden II 2 2.
Karl XV. II. 285. 286. 290—292. 371.
Karl der Kühne II. 29.
Karl, Erzherzog von Öſterreich I. 390
Kaſimirski I. 74.
Katharina von Medici I. 303. 308, II. 422.
Kavanagh I. 393.
Keller, A. von I. 75. 336. 365. 489. 567, II. 24—29. 48. 51 ff. 70. 110 134. 171. 226 228. 294. 477. 547. 560. 583. 594. 597. 599. 709.
— Cornelie I. 321.
— Wolfgang I. 566.
Kergorlay, Louis de I. 68. 167. 206 ff.
Khanikoff I. 471.
Kieſewetter, R. G. I. 398.
Kléber, Brüder I. 54.
Kleinecke, Paul I. 433.
Kleiſt, Heinr. von II. XIII. 590. 623—624.
Klemm I. 431.
Klitus I. 276. 280.
Koch, Max II. 448. 634.
Koepp, Fr. I. 275.
Kolettis, Johannes I. 69—70. 93. 192 ff 195—196.
Kolubakim, General I. 504.
Komnos II. 15.
Koſſinna I. 438, II. 364. 366. 368.
Kraus, Franz Xaver I. 341, II. 413. 650.
Kremer, Baron u. Baronin II. 476.
— Baronin Henriette II. 307.
Kretzer, Agnes II. 370.
— Eugen I. 336, II. 67 ff. 604. 636. 643.
Krüger, J. II. 180.
Kuhlenbeck, L. I. 435.
Kumunduros II 46.
Kurz, Iſolde II 270
Kutran-Ibn-Manſur II. 540.
Kynegiros II. 197.
Kyros II. 153 171. 179. 187. 189. 190. 540. 664.

Labanoff, Fürſt I. 504.
Laborde, de I. 79.
La Bourdonnaie I. 68. 69.

Labrador, Edmond de I. 89. 94.
Lachmann, K. II 25.
La Coindière I. 32 ff.
Lacordaire I. 75—76. 139. 144.
Lafayette I. 159 177.
La Ferronnays, Graf de I. 480
Lafontaine II. 136.
Lagarde II. 182. 205.
La Haye, Victoire de I. 12. 13. 487.
Lahitte I. 370.
Laigneau, Madame de I. 36. 38 ff. 88—89. 112.
— Amélie de, ſ. Baronin de St. Martin.
Lalazar, Mulla I. 505. 507. 521 ff. 526. 529. 554.
Lamartine I. 110. 136. 137. 145. 148. 160. 227. 229. 411.
Lambros II. 15.
Lamech II. 149. 158.
Lamennais I. 79. 144. 145. 205.
Lamoricière I. 347.
Laprade, Victor de I. 227.
Larochejacquelein, Herzog von I. 68. 159. 178. 179.
Larrieu I. 57.
Laſſen I. 523, II. 168.
La Tour, Baron Albert de II. 588.
— Graf Victor de II. 306. 331. 334. 705.
— Gräfin Mathilde de I. 33. 564. 570. 571 ff., II. (197.) 250, 297. 306. 312 ff. (327.) 330—343. 355. 406. 408 ff. 459. 466. 473. 476. 477. 486. 487. 490. 491. 495. 496. 525. 543. 550. 555. 559. (569.) 580. 584—589. 591. 594 bis 595. 603. 604. 607—608. 615. 621. 625. 626. 633. 689. 682. 699. 703. 705. 708. 717. 719—724.
— Jeanne de II. 331. 334. 490. 495—496. 584. 585. 587. 588. 702.
Laurens, Jules I. 458.
Lavalette II. 116.
Laviſſe I. 332.
Leber, J. M. C. I. 75.
Lefaivre, Jules I. 574.
Lehmann, Heinrich I. 79. 236.
Leiningen, Fürſt Karl I. 199.
Lemerre II. 594.
Leo X. II. 417.
Leo XIII. II. 491.
Leopold Friedrich, Herzog von Anhalt I. 199.
Leroux II. 486. 539.
Leſſing II. 22. 708.
Lévis, Herzog von I. 66. 363.
Lienhard, Fritz I. 290. 293, II. 447. 579. 621. 637. 638. 685. 696.
Linke, R. W. II. 638.
Lionardo da Vinci II. 412. 419. 435. 456.
Liſt, Friedrich I 203, II. 590.
Liſzt, Franz I. 79. 81. 154, II. 306. 477. 552 576.
Littré II. 266.
Löwe, Karl II. 437.
Lomer, Georg II. 632.
Longfellow II. 143. 688.
Lorenz, Ottokar I. 389.
Lorrain, Claude I. 236.
Loti, Pierre I. 556.
Lotze I. 430.
Loubat I. 215.
Louvois II. 236.
Luchaire, A. I. 332.
Ludovico Moro II. 415. 430.
Ludwig I., König von Bayern II. 512.
Ludwig VI., König von Frankreich I. 325. 326. 333.
Ludwig der Heilige I. 68 119, II. 629.
Ludwig XI. II. 654.
Ludwig XIV. I. 10. 379, II. 234. 528. 654.
Ludwig XV. I. 20. 162.
Ludwig XVI. I. 152. 162.
Ludwig XVIII. I. 18. 119. 135.
Ludwig Philipp I., König der Franzoſen I. 16. 80. 139 140. 141. 147. 148. 157. 178. 181 bis 182. 183. 205. 365. 366, II. 504.
Ludwig Philipp, Graf von Paris I. 159.
Ludwig, Emil II. 448.
Luini, B. II. 471.
Lundquiſt, Ernſt II. 407.

Luntowski, Adalbert II. 407. 579.
Luther II. 567.
Lyons, Lord I. 468.
Lyſander II. 184.
Lyſikrates II. 4.
Lytton, Robert, Lord I. 244. 567, II. 16—23. 51. 68. 92. 104. 110. 115. 117. 122. 126. 134. 213. 215. 221. 226. 228—230. 354. 379. 389 718.
— Lady Edith II. 20. 718.
— Lord, der Sohn II. 718.

Mably II. 529.
Macchiavelli II. 412. 418. 428. 429. 433 ff. 439. 444. 528.
Mackay, Freiherr von II. VI.
Mackenſen II. 630.
Magnin, Charles I. 232. 234.
Mahrenholtz, R. I. 293.
Mai, Angelo II. 479.
Maintenon, Marquiſe de II. 86.
Maiſtre, Joſeph de I. 68, II. 708.
Malcolm II. 180.
Malesherbes I. 162.
Mancini, Carlo I. 572, II. 470 bis 471, 542. 681.
Mann, M. F. II. 392.
— Thomas II. 448.
Manukdjy-Lymdjy-Sahab I. 535.
Marat II. 364.
Marc Aurel II. 662.
Marcel, R. Pierre I. 161. 175. 345. 350. 362. 491.
Marcello II. 472.
Marivaux II. 388—389.
Marjolin, Madame I. 77. 79 ff. 83. 493. 571, II. 261. 322. 341.
Marmier II. 266.
Marterſteig, Max II. 451.
Martignac I. 135.
Maſaniello I. 246. 249.
Maſſimi, Fürſtin II. 476.
Maſſip, Françoiſe de I. 6.
Maſſon, Frédéric II. IX.
Mathilde (Bonaparte), Prinzeſſin I. 486 ff. 489.
Maupeou, Kanzler I. 12.
Maury, Alfred I. 471. 473.
Mazarin I. 9. 245.
Medici, Giovanni de' I. 196.
Mehemed Ali I. 388. 394 ff.
Meigs, Charles D. I. 321. 336. II. 134. 137—142. 173. 174. 692. 718.
— General II. 142.
— J. Forſyth II. 137.
— Vincent II. 137.
Meißner II. 19.
Mélac I. 11, II. 221. 525.
Melzi, Herzog von II. 303. 459. 467—469. 471.
— Herzogin von II. 458. 467 ff.
Mendelsſohn-Bartholdy, Carl I. 194. 414.
Mérimée I. 84. 227. 286. 335. 430. 473. 474. 483. 493—495. 497. 567, II. 101. 104. 174. 228. 264. 405. 644. 707.
Metaxas I. 195.
Metternich I. 385. 388. 390. 394. 395 ff. 398. 413 ff., II. 36.
— Fürſt Richard I. 484. 486. 559.
Meyer, Eduard II. 182. 196. 204. 368.
— Oskar I. 574.
Meyerbeer I. 154, II. 295.
Michelangelo II. 408. 412. 416. 419. 420. 428. 431—436. 438 bis 439. 444. 552. 559. 590. 664.
Michelet I. 148. 355.
Michon, Honoré II. 123 ff. 305. 306. 485—487.
Migne II. 479.
Mignet I. 72. 155. 230, II. 261. 266. 268.
Miltiades II. 512.
Milton II. 603.
Minckwitz, General von I. 504.
Minghetti II. 478
— Donna Laura II. 475.
Mirabeau I. 156.
Mispoulet, J. B. I, 574.
Mohammed I. 242. 548.
Mohl, Julius I. 473. 489. 521. 528, II. 709.
— Madame I. 489.
Molar, Bildhauer II. 307.
Molé, Graf I. 139. 347.
Moleſchott II. 585.

Molesnes, Paul de I. 89. 93. 94.
Molière I. 265. 266. 299. (353), II. 484. 708.
Mommsen II. 675. 676.
Monnerot, François I. 125.
— Jules I. 128. 158. 488, II. 7. 12. 254. 322. 323. 343—344. 547. 666.
— Madame, Gobineaus Schwiegermutter II. 316.
Montaignac, de I. 483. 484.
Montaigne I. 167, II. 423. 528.
Montalembert I. 139. 144.
Montalvo II. 596.
Montelius II. 307. 364. 366. 367.
Montesquieu I. 275. 276. 277. II. 262. 675.
Montgomery II. 136.
Moreau, G. II. 160.
Morf II. 597.
Morier, James II. 393.
Morland, J. I. 299. 433.
Moses I. 540. 548, II. 95.
Mouchy, Herzog von II. 222—223.
Moustier, Marquis de II. 115.
Mozart I. 107. 273, II. 686.
Much, M. II. 366.
Müller, Kanzler I. 83.
— Max II. 538—539.
Münchhausen, Freiherr von I. 369.
Munch II. 190.
Muncker, Franz II. 636.
Muret, Théod. I. 252. 255.
Murillo I. 336, II. 681.
Musset, Alfred de I. 136. 144. 145. 174. 226. 229. 505, II. 420.

Napoleon I. I. 16. 18. 119. 145. 312. 313. 366. 390. 397. 544.
Napoleon III. I 150. 214. 345. 346 ff. 350. 357 ff. 364—367. 484. 486—487. 498. 501. 503. 515, II. 37. 38. 116. 118. 165. 238. 263. 502. 505. 535.
Napoleon, Herzog von Reichstadt I. 388. 395—397. 417.
Napoleon, Prinz Jérôme I. 486.
Nasreddin, Schah von Persien I. 374. 506. 513. 530, II. 290.
Navagero I. 196.
Neumann, Angelo II. 553—554.
Ney I. 18.
Nicolas, A. L. M. I. 554.
Niebuhr I. 275, II. 196. 676.
Nietzsche I. 430, II. 563. 566. 576.
Nikolaj Nikolajewitsch II. 521.
Nikolaus I. I. 549.
Noah II. 149.
Noël, Lady Anne, Mistreß Blunt II. 229.
Nordenskiöld II. 307.
Normanby, Lady I. 352.
Nostitz, Graf I. 378.
Noyales, Céline de I. 240.

Oeri, Albert I. 374—378.
Olaf, der heilige II. 693.
Olaf Tryggvason II. 370.
Oliva, Alexander II. 163. 165. 280.
Ollivier, Emile II. 482.
Oppert, J. I. 518. 520 - 521. 522 ff.
Oppizoni, Kardinal I. 397.
Oskar II., König von Schweden II. 285. 287. 290—292.
Ostwald (II. 64.)
Ottenfels, Freiherr von I 394.
Otto, König von Griechenland I. 194. 398.
Ovid I. 264.

Papadopulo, A. I. 192.
Paris, Gaston II. 600. 631.
— Paulin I. 75.
Pasini I. 78. 458. 465.
Passy II. 223.
Paul V. I 565.
Pausanias I. 417.
Pauwels I. 57.
Pedro, Dom, Kaiser von Brasilien I. 567, II. 107. 127. 128. 131 bis 135 143. 146. 159 ff. 162 bis 164. 166. 174. 213 ff. 260. 290. 295—303. 349. 351—352. 371. 389. 456. 459. 463. 468. 546 bis 547. 633. 662. 688. 718.
Peel, Robert I. 565.
Penhoët I. 43.
Penka II. 19.
Perdikkas I. 280.
Périer, Casimir I. 139. 182. 352.

Perikles II. 3[illegible]. 512.
Peschel I. 416.
Peter der Große II. 517.
Peters, Karl II. 535.
Petronius II. 533.
Philipp II. II. 437.
Philipp August, König von Frankreich I. 336, II. 77. 301. 378.
Philippi, Adolf II. 413. 418.
Philotas I. 280.
Piccinino I. 196.
Pichon, Baron I. 475. 476. 570.
Pillet, Graf I. 58.
Pilté I. 57.
Pindar I. 159.
Pioger I. 43.
Piscatory I. 189.
Pitra, Kardinal II. 294. 479.
Pius IX. II. [illegible]03.
Place, Victor I. 471.
Planche, Gustave I. 232 ff.
Platen I. 341, II. 437. 522. 603.
Plon, H. II. 172. 309.
Plutarch II. 129.
Polignac I. 15 ff. 18. 148.
— Prinz I. 488.
Polyklet II. 151. 158.
Poschinger I. 407.
Posno, Generalkonsul in Rio II. 136.
— Madame II. 230—232. 341.
Pothuau II. 261.
Pott I. 471. 474, II. 64. 174. 560.
Pourtalès, Graf I. 236.
Präfek, J. von II. 206.
Pratt II. 356.
Prieſtley I. 168.
Prina, Paul II. 448.
Priscilla II. 150. 157.
Prokeſch-Oſten, Anton Graf von I. XXII—XXIV. 70. 193—194. 387—423. 430. 468. 471. 473. 474. 477. 484. 485. 503. 508 bis 509. 521. 537. 544. 553. 555. 567, II. 5. 6. 10. 15. 18. 40. 47. 48. 51. 110. 114. 162. 169. 226. 228. 278. 281. 289. 301. 309 bis 312. 319. 321. 354. 378. 389. 390. 455. 633. 653. 670. 727.
Prokeſch-Oſten, Graf von, der Sohn I. XXIII—XXIV. 388. 389. 392. 574.
— Frau von, geb. von Stadler I. 389.
— Irene von, geb. Kieſewetter I. 398, II 310.
Proudhon I. 151.
Prutz, R. I. 365.
Pückler-Muskau, Fürſt von I. 378.

Quatremère de Quincy I. 74.
Querry I. 505 ff.
Quinet, Edgar I. 225, II. 603.

Racine I. 274 280.
Radetzky I. 349.
Radolin, Fürſt von I. 370.
Radowitz I. 401.
Radziwill, Prinz Mathias II 476.
Raffael II. 408. 412. 416. 435. 440. 447. 707.
Rangabé II. 14.
Ranke I. 230, II. 677.
Rauber, A. I. 264.
Rauch I. 415. 416.
Raudot I. 212. 213.
Rawlinſon I. 518. 523.
Reichenſtein I. 380.
Reinaud, J. I. 74. 223.
Reinhard, Graf I. 370—372.
Rembrandt II 299.
Rémuſat, Charles de I. 69. 71. 75. 139. 174. 182. 189 352 359. 364. 490—492, II. 130. 174. 228. 258. 261. 646.
— Madame de I. 491—492, II. 453.
— Paulette de II. 453.
Renan I 80. 142. 144. 152. 430. 492—493. 518. 556, II. 174. 193. 204. 205. 415. 480. 482. 539. 594.
— Madame I. 493, II. 261. 341. 635.
Reyer, Baronin Irene, geb. von Prokeſch-Oſten II. 310.
Richard Löwenherz II. 77. 301.
Richardſon II. 151.
Richelieu, Kardinal II. 269.

Richelieu, Marſchall, Herzog von I. 12.
— Miniſter unter der Reſtauration I. 87.
Richter, Frau Cornelie, geborene Meyerbeer II. 295.
— Guſtav II. 295.
Rieu II. 486.
Riſtori, Adelaide II. 135.
Ritter, Karl I. 415.
Robert de Boron II. 606.
Robespierre II. 235.
Roccagiovine, Marcheſa, Prinzeſſin Julie Bonaparte II. 475.
Rochechouart, Graf I. 505 ff. 511. 514, II 114. 137. 371.
Röckel II. 551.
Römer, H. I. 546. 548. 550 ff.
Rolland, Henri, de Villarceaux I. 89. 94.
Rollo I. 247.
Ronchaud I. 84.
Rooſevelt I. 450.
Roſa, Salvator I. 245 ff. 249.
Roß, Ludwig I. 415.
Roſſi, Properzia de' II. 426. 447.
Rothſchild, Madame de II. 493.
Rotteck I. 414.
Rouſſeau I 445—447, II. 121. 274. 708.
Royer-Collard I. 135. 182.
Royane I. 278. 280—281.
Rubinſtein, Nikolaus II. 298.
Rudini, Marcheſa di I. 381, II 475 543.
Rückert II. 182.
Ruſſell, Lord und Lady II. 295.

Sabatier I. 471.
Sádi I. 223.
Saint-Loup II. 121. 219.
— Marc-Girardin I. 232. 234.
— Martin, Baronin de (Amélie de Laigneau) I. 39. 53. 95. 113. 241. 567. 571, II. 322. 459. 475.
— Pierre, Bernardin de II. 274.
— Prieſt I 178.
— René Taillandier II 481.
— Simon, Adolphe de I. 54
Saint-Victor, Paul de II. 18. 69. 101. 104. 105.
Sainte Beuve I. 143. 146, 191. 232. 233. 487, II. 268. 384. 482. 635.
Sakmann, Paul II. 707.
Salignac Fénélon, de I. 369. 370. 372.
Salomon II. 269.
Salvandy, de I. 69. 140.
Samſon II 92—104.
Sand, George I. 145. 229.
Sandels, Graf II. 307.
Sangiovanni, A. I. 433.
Santos II. 158.
Sanvitale, Ugo, Graf I. 570, II. 467. 489. 584. 586. 587. 588. 634.
Sappho II. 153. 157. 158.
Sarto, Andrea del II. 420.
Saulcy de I 523.
Savigny I 415.
Savits, J. II. 450.
Savonarola II. 416. 418. 431—432.
Saxo Grammaticus II. 9.
Schack, Adolf Friedrich von I. 389. 401, II. 182. 476.
Scheffer, Ary I. 77. 79—83. 124. 236. 488 492, II. 559.
— Henri I. 80. 492.
Scheffler, Leopold von II. 419
Schelling I. 415.
Schemann, L. I. XVI—XXVI. 274. 337. 351. 425. 428—433. 572—573, II. IV ff. XIV ff. 338. 391. 406—407 447. 449. 521. 590—592. 637. 708. 722 ff.
Scherer, A. M. II. 607. 637.
Schiele, G. W. II. VII.
Schiller I. X. 35. (272), II. XII. XIII. 328 382. 429. (450.) 543. 552 590. 624. 653. 676. 677. 7 7.
Schlegel, A. W. von I. 285. 551.
Schleinitz, Gräfin II. 303. 552.
Schliemann II 301 ff.
Schlöſſer, Paul I 289. 293.
— Rudolf I. 293. 341. 574. II. 278. 394. 391. 447. 603. 637.
Schmerling, von I. 400.

Schmidt, J. J. I. 223
Schmidt-Gibichenfels, O. I. 442, II VII. 632.
Schneller, Julius I. 388. 389 ff.
Schnitzler, Arthur II 448
Schön, Freiherr von I. 570.
Scholl, F. II 25
Schopenhauer I. 26. 89 251. 364. 412. 444. (532) 554, II. 26. 56 66. 335. 556. 561. 565. 569. 571. 576. 590. 620. 657. 660. 661. 676. 677. 680.
Schorn, Adelheid von II. 478
Schreiber, Georg I 293.
Schuré, E. I. 290. 574, II. 444 636.
Schwarzenberg, Fürst Felix von I. 399 401 402. 403. 414. 422.
— Fürst Joseph von I 411 ff.
— Fürst Carl von I. 391—392.
Schwarzkoppen, von II. 222—223.
Scott, Walter I. 297. 333. 336. II. 582. 644.
Seillière, E. I. XI. 90. 299. 335. 522, II. 67 ff. 174. 177. 191. 384. 444. 643.
Serpeille, Madame Christine, Gobineaus Tochter I. 477. 571. II. 69. 140. 142. 316. 326. 717. 730.
Serre, de, Justizminister I. 87 ff. 135.
— Gräfin de I. 87—89. 99.
— Hercule de I. 89. 94. 119. 128. 158. 380. 381. 484. 488.
Sesostris I. 118.
Sforza I. 196.
Shakespeare I. (264. 554), II. 415 425. 428—429. 431. 441. 447. (450.) 451. 458. (557) 559. 566. 627. 664. 680. 707. 708.
Simon, Jules II. 118.
Simonides I. 159.
Sinclair, Gräfin Amalie II. 307.
Sismondi II. 419.
Smerdis II. 187. 204.
Soissons, Graf von I. 330.
Sophokles II. 197.
Sorel, Albert I. XI. XII. 167. 491. 555. 572. 573, II. 247. 261 bis 263. 280. 308. 348. 388 ff. 389. 405. 525. 703.
Soudan, Paul II. 385. 444.
Spee, Graf II. 630.
Spiegel I 535, II. 180. 205.
Spinoza I. 531, II. 65.
Sfanang Sfetsen I. 222.
Staël, Madame de II. 262. 373.
Stamm, E. I 365.
Statira I. 278.
Stein I 202. 203. 204.
— Heinr. von II. 446—447.
— Frau von II. 337.
Stendhal I 227 ff. 299, II. 385 bis 388. 389. 707.
Strauß, Victor von I. 423. 430.
— und Torney, von I. 423.
Strogonoff, Graf und Gräfin II. 476.
Strozzi I. 194.
Subhi Ezel I. 550 ff.
Suchier II. 448.
Suffren I. 125.
Suger, Abt I. 326. 333, II 236.
Sulla II. 134. 149 ff. 158.
Sutzos II. 34.
Suzanne, Halbschwester Gobineaus I 35. 240.
Sybel, Heinr. von I. 285. 388, II. 708.
Székely II. 407.

Tacitus I. XIV, II. 529. 654.
Taine I. 219. 357.
Tallenay, de I 383.
Talleyrand I. 23. 77, II. 499.
Tarquinius I. 380.
Tascher de la Pagerie, Herzog, Oberstkämmerer der Kaiserin I. 488.
— Robert II. 16. 137.
Taunay, Kanzler II 136. 162.
Tausserat-Radel, Alexandre I. 574.
Teano, Fürst und Fürstin von II. 476.
Techet, Karl II. 522.
Tennyson II. 603.
Themistokles II. 193. 647.
Theodorich II. 153. 296.
Theotoki, Gräfin Janthe II. 123.

Thereſe Chriſtine Maria, Kaiſerin von Braſilien II. 128.
Thierry, Amédée I. 155. 431.
— Auguſtin I. 72. 155. 297. 331. 425. 431, II. 529.
Thiers I. 58. 71. 139. 146. 147. 155. 182. 183. 345. 347, II. 228. 256. 258. 259. 266. 288.
Thode II. 417.
— Daniela II 604.
Thorwaldſen I 415. 416, II. 283.
Thouvenel I. 487.
Thucydides II. 195 529.
Thumb, Albert II. 513.
Thun, Graf I. 402.
Thureau-Dangin I. 134. 137. 138 ff. 145. 146. 151. 152. 182. 183. 491. 573.
Tilly II. 221.
Timotheus II. 199.
Tintoretto II. 471.
Tirſo de Molina I. 265. 266. 273.
Tizian II. 419. 435.
Tocqueville I. XXII. 63. 69. 75. 80 87. 100. 134. 139. 140. 144. 147 ff 150. 155. 160. 161—171. 174. 175. 176. 183 205. 209. 219. 221. 225—226 341—362. 364 ff. 367. 371. 374. 383. 420. 423. 424. 430. 442. 452—453. 473 ff. 484. 488. 491. 534. 543. 567. 573, II. 29. 48. 263. 521. 649. 650. 654. 656. 672. 694. 695.
— Madame de I. 171.
— Graf, Großneffe Alexis' de Tocqueville I. 566.
Tolſtoi, Graf Dimitri II. 300.
Treitſchke I. XX. 133. 139. 358. 364.
Tremel, E. I. 274.
Trivulzio I. 196, II. 28. 688.
Turquety I. 83.

Uhland II. 26. 73. 709.
Ukert I. 139.
Ulrich, J. II. 600.
Ulrici II. 51 ff.
Uwarow, Fürſt II. 300.
Uzès, Herzogin von II. 493.

Valmy, Herzog von I. 60. 68.
Vannicola, G. II. 407.
Vaſari II. 419.
Velazquez II. 134. 164.
Venizelos II. 42.
Ventadour, Herzog von I. 66.
Vercingetorix (II. 580).
Verdi II. 472.
Vergennes I 380.
Vernet, Horace I. 415.
Victor Emmanuel, König von Italien I. 382.
Victoria, Königin von England II. 17.
Victoria, Kronprinzeſſin, Kaiſerin Friedrich II. 303. 478. 479.
Viel Caſtel I. 88. 133.
Vierkandt II. 442.
Vignau, von I. 291.
Vigny, de II. 420.
Villemain I 136. 139. 140. 173. 232, II. 264.
Vinci, Lionardo da, ſ. Lionardo
Viollet-le-Duc I. 489 ff. 567.
— der Sohn I. 566.
Virgil II. 136.
Viſan, Tancrède de I. XI 221. 299. 574, II. 513.
Vitet I. 228 ff., II. 261 266. 420 bis 424. 428. 429. 443. 707.
Vobega (Patriarch von Jeruſalem) II. 15.
Völcker, B. I. 274.
Voguë, Marquis de I. 572. II. 259. 260 303. 348.
— Vicomte de I. 233.
Voltaire I. 119. 514, II. 393. 419. 529. 671. 675. 707—708.
Vuilhorgne, L. II 223.

Wachler, E. II. 270.
Wackerbarth, Freiherr von II. 224. 717.
Wagner, Richard I. 73. 83. 430. 572, II. 27. 103. 105. 262. 295. (303.) (337.) 406. 415. 426. 446 bis 447. 457. 472. 482. 522. 550—580. 590. 621. 622. 625. 630. 634. 651. 677. 686. 694. 700. 707. 709. 710.

Wagner, Frau Cosima I. 566. 572, II. 406. 550. 553—555. 558. 561 ff. (569.) 573—575. 576. 584. 595. (647.) 698. 717. 718. 722.
Wahl, Adalbert I. 357, II. 506.
Wailly, N. de I. 330.
Walewski, Graf I. 482. 487.
Walsh, Vicomte I. 68. 222.
Wangenheim, Freiherr von II. 114.
Warsberg, Freiherr Anton von I. 388 407. 412.
Weber, C. M. von II. 686.
Weddigen II. 630.
Wedel-Kannenberg, Rittmeister von II. 224.
Weigand, Wilhelm II. 448.
Welcker I. 417.
Wenzel (Hannover), Frau Auguste Wenzel II. 544.
Wesendonk, Mathilde II. 337. 343.
Westergaard I. 523.
Wey, Francis I. 227.
Weyrauch, A. H. von II. 421.
Wieland II. 603.
Wilhelm I., Kaiser II. 303. 351.
Wilhelm II. II. 478.
Wilhelm, Herzog von Braunschweig I. 379, II. 30.
Williams, General I. 502.
Wilser, L. I. 438, II. 182. 366.
Witkowski, Georg II. 447.
Wittgenstein, Fürstin II. 389. 475. 477—478.
Wolf, Karl Felix II. VIII.
Wolfram von Eschenbach II. 634.
Wolfram, Georg I. 574.
Woltmann, L. I. 438, II. 366. 368. 631—632.
Wolzogen, Hans von II. 447. 563. 566. 571. 573.
— Caroline von II. 624. 707.
Worsaae II 19.
Wrede, Feldmarschall I. 390.
Wurzbach I. 388. 418.

Xenophon I. 508.
Xerxes II. 188.

Zaluski, Graf Karl II. 306. 456. 475.
Zeißberg I. 388.
Zeller, E. II. 659.
Zorbas II. 42.
Zoroaster I, 535. 540, II. 188.
Zschokke I 307.

PQ
2260
G9S3
Bd.2

Schemann, Ludwig
Gobineau
Bd.2

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY